This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Von

Gotthold Klee.

Digitized by Google

Ger 365.13

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 11 Dec., 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder

aus der

älteren deutschen Geschichte

von

(Ludwig)
Gotthold Klee.

Zweite Reihe:

Die Zeit der Völkerwanderung.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

Digitized by Google

Geschichtsbilder

aus der

Völkerwanderung

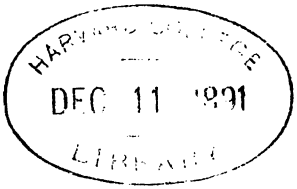
von

Gotthold Klee.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

Digitized by Google

Ger 365.13
~~L35.42.11~~



Minot fund
(II.)

Digitized by Google

Dem Herrn

Professor Dr. Karl Schubart,

Rektor des Gymnasiums zu Bautzen,

aus aufrichtiger Dankbarkeit und Hochachtung

zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Von meiner anfänglichen Absicht, die ganze Völkerwanderung in diesem zweiten Bande zu behandeln, bin ich, aus innern und äußeren Gründen, insofern ein wenig abgewichen, als die Geschichte der Langobarden fürs erste zurückgestellt und dem dritten Bande zugewiesen worden ist, der außerdem die Bilder aus dem Frankenreiche bringen soll.

Über die Ansprüche, die mein Buch von sich ablehnt, und über die Zwecke, denen es dienen will, habe ich mich im Vorwort zur ersten Reihe ausgesprochen. Namentlich das eine bitte ich nicht zu vergessen, daß ich keine in allen Teilen gleich ausgeführte Geschichte geben will. Wo die Quellen eine lebensvolle Darstellung nicht gestatten, ist die Erzählung kurz gefaßt; solche Epochen aber, über die wir ausführliche und anschauliche Berichte besitzen, nehmen auch in diesem Buche einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Oft sind die Erzählungen hervorragender Quellenschriftsteller wörtlich wiedergegeben, oder doch fast wörtlich, vor allem der treffliche Prokop. Seiner eingehenden Darstellung verdankt dieser zweite Band die fesselndsten Partien, und gegen ihn tritt selbst Jor-

Digitized by Google

danes weit zurück. Sehr schätzenswerte Einzelheiten haben Ammian, Priscus, Eugippius, Apollinaris Sidonius, der Anonymus des Valesius und manche andere geboten. Neben den Originaltexten sind auch gute Übersetzungen, wo sie vorhanden waren, vielfach zu Rate gezogen und benutzt worden; mit lebhaftem Danke muß ich namentlich der Prokopübertragungen von Kannegießer und Coste gedenken. Für einige Abschnitte ist auf eine eigne Darstellung verzichtet worden, wenn ich mir nämlich gestehen mußte, daß ich selbst, auch für die besonderen Zwecke dieses Buches, nichts Geeigneteres hätte bieten können. In diesen Fällen sind, natürlich stets mit genauer Angabe des benutzten Werkes, Darstellungen bewährter Meister eingeschaltet worden, unter denen ich in erster Reihe Kaufmann und Dahn nennen muß. Jenem verdanken insbesondere fast der ganze zehnte und der ganze elfte Abschnitt des zweiten Buches, diesem ein großer Teil des dritten Abschnittes und der fünfzehnte im dritten Buch ihr Dasein. Aber auch sonst sind zuweilen wörtliche Anführungen aus den gedruckten Hauptwerken der einschlägigen Litteratur nicht vermieden worden, wie namentlich aus den Schriften von Manso, Aschbach, Pallmann, Ranke und Wietersheim. Auch in dergleichen Fällen habe ich fremdes Eigentum immer sorgfältig als solches gekennzeichnet.

Allen meinen Gewährsmännern — lebenden wie toten — sei hiermit herzlicher Dank gesagt, der auch dem längst in andern Bahnen wandelnden Onno Klopp für sein köstliches Erstlingswerk „Geschichten ꝛc. der deutschen Volksstämme aus der Zeit der Völkerwanderung“ gilt. Und nicht minder herzlich

Digitized by Google

sei der Dank, den ich allen wohlwollenden Beurteilern der „Urzeit“ abstatte. Ich kann zum Schlusse nur noch den Wunsch aussprechen, daß dieser zweite Band des anspruchslosen Werkchens ebenso nachsichtige Recensenten und freundliche Leser finden möge wie der erste.

Bautzen, im Oktober 1890.

Dr. Klee.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch: Die Goten vor der Völkerwanderung und die Westgoten bis zur Gründung des tolosanischen Reichs.

		Seite
1.	Einleitende Bemerkungen	3
2.	Äußere Geschichte der Goten vor dem ersten Einfall der Hunnen	5
3.	Das Christentum bei den Goten; Ulfilas	16
4.	Ermanarich und die Hunnen	22
5.	Der Übergang der Westgoten über die Donau und ihre Entzweiung mit den Römern	26
6.	Die Schlacht bei Adrianopel und ihre Folgen	35
7.	Theodosius und die Westgoten	42
8.	Stilicho, der Regent des Westreiches	48
9.	Alarich der Balte bis zum Aufbruch nach Italien	50
10.	Alarichs erster Zug nach Italien	56
11.	Der Einfall des Radagais und Stilichos Ausgang	59
12.	Alarichs Siegeszug und Ende	66
13.	Athawulf, König der Westgoten	75
14.	Walja, der Begründer des tolosanischen Reiches	80

Zweites Buch: Attila, die Blüte des tolosanischen Reichs und das Reich Odowakars bis zum Einbruch der Ostgoten.

1.	Aëtius, der Kriegsmeister Westroms	87
2.	Attila, König der Hunnen	92
3.	Oströmische Gesandte an Attilas Hofe	98
4.	Attilas Zug gegen den Westen und die Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern	118
5.	Attilas Zug nach Italien und sein Tod	128
6.	Das Ende der Hunnenherrschaft und der Tod des Aëtius	136
7.	Theoderich der Zweite, König der Westgoten	140
8.	Höchste Blüte des Reiches von Tolosa unter König Eurich	147
9.	Odowakar und sein Reich bis zum Einbruch der Ostgoten	157
10.	Die Donaulande und der heilige Severin	170
11.	Die Erneuerung der Gesellschaft durch das Christentum	179

Digitized by Google

Seite

Drittes Buch: Die Ostgoten vom Sturz des Hunnenreichs bis zu ihrem Untergange.

1. Die Ostgoten unter Walamir und Theodemir 193
2. Theoderich der Große im Kampfe mit Ostrom und Odowakar 200
3. Theoderich der Große als Friedensfürst 212
4. Athalarich und Amalaswintha 235
5. Theodahad und Belisar 242
6. Des Königs Witichis Anfänge 254
7. König Witichis vor Rom 260
8. Kämpfe in Oberitalien und die Hungersnot 283
9. Die Belagerung von Auximum, der Fall Ravennas und des Witichis Ausgang 293
10. Die Könige Ildibad und Erarich 309
11. König Totilas Siegeslauf 313
12. Totila vor und in Rom 324
13. Totilas letzte Thaten und sein Ende 334
14. Teja, der letzte König der Ostgoten 346
15. Die letzten Ereignisse der Ostgotengeschichte 349

Viertes Buch: Die Wandalen in Afrika und die Westgoten in Spanien.

1. Die Wandalen bis zur Gründung des Reichs in Afrika 355
2. Die Wandalen unter König Geiserich in Afrika 360
3. Vom Tode Geiserichs bis zum Untergang des Wandalenreichs 367
4. Der Westgotenkönig Alarich der Zweite 383
5. Das Westgotenreich von Toledo unter arianischen Königen 385
6. Das Reich von Toledo unter katholischen Königen; Schluß 393

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Goten vor der Völkerwanderung und die Westgoten bis zur Gründung des tolosanischen Reiches.

(Bis 419.)

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Einleitende Bemerkungen.

Seit drei Jahrhunderten hatten sich die Westgermanen schon dem Römerreiche furchtbar gemacht, als ihre östlichen Brüder, die Germanen der großen gotischen Völkergruppe, zum ersten Male mit den Römern in Berührung kamen, um dann länger als zwei Jahrhunderte hindurch an der gänzlichen Auflösung des Weltreichs zu arbeiten. Noch zu den Zeiten des friedsamen Kaisers Antoninus Pius wohnten die Ostgermanen fern von den Grenzen der römischen Welt im Tiefland der Oder und Weichsel. Kaum hören wir vor Tacitus den Namen eines ihrer Stämme nennen, und selbst der treffliche Verfasser der „Germania", der über die Völker zwischen Rhein und Elbe so gründlich Bescheid weiß, wird einsilbig, sobald er in seiner Schilderung zu den weiter ostwärts wohnenden Deutschen gelangt. Ziemlich unbestimmt lauten seine Angaben über die Wohnsitze jener entfernten Stämme, und was er sonst noch über diese sagt, das nimmt leider nur wenige Zeilen seiner berühmten Schrift ein. Doch dürfen wir mit gutem Grunde annehmen, daß seine schöne und ausführliche Schilderung über die Sitten der Westgermanen im großen und ganzen auch von denen der östlichen Deutschen gilt, und selbst die kurzen Bemerkungen, die er diesen im besondern widmet, sind für uns durchaus nicht wertlos. Weiß er doch sogar Merkmale anzugeben, die für die Ostgermanen im Gegensatz zu ihren westlichen Stammesverwandten bezeichnend sind: ihre Bewaffnung, nämlich runde Schilde und kurze Schwerter, und ihre Staatsform, nämlich ein etwas festeres Königtum. Namentlich diese letzte Wahrnehmung ist ein deutlicher Beweis für die zuweilen thöricht angefochtene Glaubwürdigkeit des großen Römers; denn die spätere Geschichte, insbesondere der Goten, bestätigt durchaus ihre Richtigkeit. Das königliche Regiment erscheint wirklich nicht nur allgemeiner, sondern auch fester begründet und, was hiermit nahe zusammenhängt, die Zusammengehörigkeit größerer Stämme ist deutlicher gefühlt als bei den in zahlreiche kleine Völkerschaften gespaltenen Westgermanen. Dürfen wir mithin, im Hinblick auf jene wohlbegründete Bemerkung des Tacitus, den östlichen Deutschen einen Vorsprung in politischer Entwicklung vor den westlichen nicht absprechen, so muß doch auch zugestanden werden, daß jene gegen diese wirtschaftlich zurückgeblieben waren, insofern sie der nomadischen Lebensweise noch viel näher standen. Ein

Digitized by Google

förmliches Auswandern aus der Heimat in solchem Maße, wie es bei den Ostgermanen die Regel wird, ist nur möglich bei einem noch nicht seßhaften Volke und kann nicht verglichen werden mit der langsamen Ausbreitung der Westgermanen seit Cäsars Zeit. Freilich waren auch sie — wie die Geschichte der ältern Kimbern und Teutonen zeigt — nicht von Haus aus und aus freien Stücken zu einer Art von Seßhaftigkeit gelangt; nur die gewaltsame Grenzsperre, die die Römer am Rhein und an der Donau ihnen entgegensetzten, hatte sie gezwungen, das freie Leben des Jägers und Hirten mit dem an die Scholle gefesselten des Bauern zu vereinigen. Aber wie heilsam, welch ein unschätzbarer Segen war für sie dieser Zwang! Er hat der Welt das Germanentum gerettet, denn er hat die Westdeutschen reifen lassen zur Gründung dauernder Staaten, während die glänzenden Reiche der Ostgermanen, die so jugendfrisch, aber mit ungezügelter Kraft und ungeübter Staatsweisheit in die selbst im Verfall noch übermächtige Kulturwelt am Mittelmeer hereinstürzten, fast so rasch wieder dahin sanken, wie sie erstanden waren. Erscheint auch ihre Geschichte reicher und farbenbunter, ihr Erfolg rascher und leichter, so erregt doch zugleich die grauenhafte Notwendigkeit, mit der diese herrlichen Heldenvölker ahnungslos dem sicheren Untergang entgegen eilen, jetzt noch jedem deutsch empfindenden Herzen bittre Wehmut. Entweder sie gaben gerade infolge ihrer Empfänglichkeit für die höhere romanische Kultur ihre deutsche Eigenart, Sprache und Volkstum auf, so namentlich die Westgoten, oder sie gingen ganz zu Grunde, so die Ostgoten und Wandalen. Und so schritten gerade die edelsten und begabtesten Stämme über die schöne Erde hin wie ein Heereszug, und die Blüte des Lebens war, um mit Uhland zu reden, ein Todeskampf.

Die Zeit der Völkerwanderung ist das Heldenzeitalter unsres Volkes,*) ein Heldenzeitalter, wie es in solcher Größe kein andres Volk der Erde aufzuweisen hat, denn die Helden sind keine einzelnen Menschen mehr, sondern ganze Völker. Nicht einem reizvollen Epos darf man daher die Geschichte der Ostgermanen vergleichen, so mannigfaltig und reich sie auch ist, sondern einem gewaltigen Trauerspiel, so großartig und erschütternd, wie es nie ein Dichter ersonnen hat. Die handelnden und leidenden Personen aber in diesem gigantischen Drama sind Deutsche, und wir dürfen daher auf die Teilnahme deutscher Leser rechnen, wenn wir auf nachfolgenden Blättern versuchen, die bedeutsamsten Scenen dieser Völkertragödie vorzuführen.

*) Und deshalb auch die Entstehungszeit der deutschen Heldensage. Weil die Sage im 5. und 6. Jahrhundert entstand, kennt sie die Burgunden um Worms, die Hunnen an Theiß und Donau, die Amelungen (Ostgoten) in Italien, die Westgoten in Aquitanien.

Digitized by Google

2. Äußere Geschichte der Goten vor dem ersten Einfall der Hunnen.

(Bis um 370.)

Man darf annehmen, daß die Ostgermanen, seitdem ihre westlichen Brüder sich zwischen Elbe und Weser ausgebreitet hatten, die Sitze im Nordosten des heutigen Deutschlands, die sie bei der Einwanderung eingenommen hatten, nicht wesentlich verändert haben. Diese Völker, zu denen auch die schon früher erwähnten Langobarden an der Unterelbe gehörten, erstreckten sich südlich der Ostsee bis etwa zu den Quellen der Oder und Weichsel; nach Osten reichten sie ein gutes Stück über die untere Weichsel, die in ihrem Mittel- und Oberlauf die Grenze bildete; hier waren die Slaven (Sarmaten, Veneder d. i. Wenden) ihre Nachbarn; die Grenze nach den Westgermanen hin mag größtenteils mit der Wasserscheide zwischen Elbe und Oder übereingestimmt haben, reichte aber zum Teil bis an jenen Strom, ja überschritt ihn in der Gegend des Bardengaus (siehe 1. Bd. S. 24) beträchtlich. Nach Norden bildete zwar das Meer im allgemeinen die natürliche Grenze, doch wurden die Inseln zwischen den Küsten von Deutschland, Dänemark und Schweden zum Teil von einzelnen Stämmen besetzt, und es läßt sich nicht ohne weiteres ableugnen, daß die Germanen, welche dem schwedischen Gotland den Namen gegeben haben, nicht zu dem nordischen oder skandinavischen Zweig des deutschen Völkerstammes, sondern zu der Sippe der festländischen Goten gehörten, wie die alte Wandersage der letzteren andeutet.

Von allen Ostgermanen wohnten, wie schon bemerkt worden ist, die Langobarden am weitesten westlich; sie waren der einzige Stamm, der die Elbe überschritten hatte, und sie allein, die Nachbarn der Cherusker, griffen schon zur Zeit Armins in die Geschichte Westdeutschlands ein. Östlich der Elbe aber waren — wenn wir von den schwedischen Goten absehen wollen — die Heruler am weitesten nach Norden gewandert; denn sie breiteten sich auf einigen dänischen Inseln aus. An der pommerschen Küste hausten zunächst, etwa von Stolp bis Stralsund, die Stämme der Rugen, von denen die Holmrugen d. i. Inselrugen das nach ihnen benannte Rügen und die benachbarten Inseln vor der Odermündung in Besitz genommen hatten. Hinter den Rugen landeinwärts, in Pommern und Mecklenburg, wohnten noch im ersten christlichen Jahrhundert die Wandalen (eigentlich Wändäler), eine der berühmtesten und vornehmsten dieser Völkerschaften, zwischen dem Mündungsgebiet der Weichsel und der Unterelbe, wo sie an die Langobarden grenzten. Bald darauf finden wir sie aber nach Südsüdost vorgerückt bis zum Nordabhang des

Digitized by Google

Askiburgischen oder Wandalischen Gebirges (d. h. des Riesengebirges). Hier, den Markomannen in Böhmen benachbart, hauste der eine ihrer Hauptstämme, die Silinge, im heutigen Oberschlesien, der andre, die Asdinge, nordwestlich von diesen in Niederschlesien und der Lausitz. Von den alten Sitzen der Wandalen nach Süden, und zwar zwischen Oder und Weichsel, in der Neumark und dem Streifen Landes, der sich zwischen Pommern und der Netze nach Ostnordost zieht, finden wir zur Zeit des Tacitus die Burgunden, die aber in noch früheren Jahrhunderten unmittelbar ans Meer gestoßen haben müssen, wie sie denn sogar der Insel Bornholm (Burgundaholm) den Namen gaben. Im Südwesten grenzten sie an die westgermanischen Semnonen, die erst nach 180 n. Chr. ihre Sitze in Brandenburg verließen. Nach Süden aber zwischen Oder und Weichsel aufwärts, im heutigen Posen, Schlesien und westlichen Polen breiteten sich die Stämme der nicht unter Königen (wie die übrigen Ostgermanen) stehenden Lugier aus, zu denen die Omanen an der mittleren Warthe, die Didunier im schlesischen Hügelland zu beiden Seiten der oberen Oder und die Buren zwischen dem Riesengebirge und der oberen Weichsel gehörten; auch die Nahanarvalen (etwa zwischen Warschau und Gnesen) und die Harier (östlich von den Diduniern) werden zu den lugischen Stämmen gezählt; in der Geschichte hören wir von all diesen Stämmen nur sehr wenig, da sie entweder an den Wanderungen der Ostgermanen keinen Teil nahmen und dann den Slaven erlagen, oder unter veränderten Namen auftraten, oder — was das Wahrscheinlichste ist — in den größeren wandernden Stämmen aufgingen. Nahe der Weichselmündung müssen, wenigstens vorübergehend, die Gepiden gesessen haben; und unfern der Odermündungen, in der Nachbarschaft der Rugier sind die ältesten Sitze der kleinen Völkerschaften der Skiren und Turkilinge zu suchen.

Unter den bisher genannten Stämmen der Ostgermanen gehören zur sogenannten gotischen Völkergruppe die Heruler, Wandalen, Rugen, Gepiden, Skiren und Turkilinge,*) von denen die Wandalen an geschichtlicher Bedeutung unstreitig die erste Stelle einnehmen; das aller bedeutendste dieser Völker aber, das der ganzen Gruppe den Namen verlieh, ist noch nicht genannt, nämlich die Goten,**) welche vielleicht schon von altersher in Ostgoten und Westgoten zerfielen. Jene hießen auch Greu-

*) Nicht die Lugier, Burgunden und Langobarden; die beiden letztgenannten Völker werden sogar, auf Grund ihrer allerdings sehr spärlichen Sprachreste, von einigen neueren Forschern zu den Westgermanen gerechnet. Das Ostgermanische, von dem wir wenigstens einige umfangreichere westgotische Sprachdenkmäler besitzen (siehe unten S. 18), zeigt etwas nähere Verwandtschaft mit dem Nordischen (Skandinavischen) als mit dem Westgermanischen.

**) Die Bedeutung dieses Namens ist unaufgeklärt; kaum = die Guten.

Digitized by Google

tunge-d. h. Meersandanwohner (von griut, griez = Sand, namentlich Kies am Meerufer), weil sie dem Seegestade (am Frischen — und Kurischen? — Haff) zunächst wohnten; diese, die Westgoten, wurden auch Therwinge genannt d. h. Waldleute (von triu = Baum), da sie mehr landeinwärts hausten, wo es dichtere und ausgedehntere Wälder gab. Wir haben die Wohnsitze dieses edlen und hochbegabten Volkes im äußersten Nordosten der germanischen Welt jenseit der untern Weichsel zu suchen. Hier saßen sie nachweislich noch um das Jahr 180; aber sehr bald danach haben sie die alte Heimat im heutigen Ostpreußen verlassen und eine neue Wanderung angetreten, deren Richtung der ersten gemeingermanischen Einwanderung gerade entgegengesetzt war, nämlich südsüdöstlich.

Der Grund, weshalb die Goten die Niederungen an Weichsel und Ostsee kurz nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung mieden, ist sicher kein andrer gewesen, als der, welcher länger als ein Vierteljahrtausend vorher die Kimbern und Teutonen und nach ihnen so manchen andern deutschen Volksstamm zum Wandern getrieben hat: Übervölkerung und infolgedessen Landnot und Hunger. Wohl mögen noch besondere Veranlassungen dazu getreten sein, Überschwemmung, Seuchen und Mißwachs; daß sich die gewaltigen Germanen der andrängenden Slaven, denen sie sich überall in den alten Zeiten überlegen zeigen, nicht hätten erwehren können, ist eine unerweisliche und unwahrscheinliche Vermutung. Dagegen darf nicht unbeachtet gelassen werden, was die von Jordanes*) überlieferte gotische Wandersage berichtet, nämlich daß eine Schar Goten unter dem König Berig von Skandinavien her übers Meer gekommen, an der Ostseeküste gelandet sei, hier die Rugen verjagt und nach weiterem Vordringen gen Süden die Wandalen sich unterworfen habe. Dies kann (die Möglichkeit ist nicht abzuweisen) den Anstoß dazu gegeben haben, daß die Wandalen ihre Wohnsitze in Schlesien bald wieder verließen und schon um das Jahr 170 an der Donau erschienen, wo sie die Römer um Land baten. Jener gotische Einfall von der See her braucht allerdings nicht von Skandinavien, dem schwedischen Gotland, ausgegangen zu sein; die Goten am frischen Haff waren sicherlich treffliche Seeleute und können auch recht wohl die gewesen sein, welche aussegelten, um die Rugen zu über-

*) Jordanes, der einzige gotische (aber lateinisch schreibende) Geschichtschreiber, dessen Schriften uns erhalten sind. Er war ein Ostgote und verfaßte um 551 ein Büchlein „Über den Ursprung und die Thaten der Goten"; es ist unbeholfen im Ausdruck, ohne Geist und historische Kritik abgefaßt, größtenteils nur ein eiliger Auszug aus der leider verlorenen großen Geschichte der Goten von dem berühmten Staatsmann Cassiodorius Senator, dessen wir bei Theodorich dem Großen, dem Ostgotenkönige, gedenken werden. Die Schrift des Jordanes hat nur deshalb einen hohen Wert für uns, weil ihr Verfasser wertvolle Quellen benutzen konnte, die wir nicht mehr besitzen.

Digitized by Google

fallen. Wie dem auch sei, jedenfalls sind die Goten zu Anfang der fünfziger Jahre des zweiten Jahrhunderts aus ihrer Heimat aufgebrochen und haben sich mit all ihrer Habe, mit Weibern, Kindern und Knechten, mit Herden, Wagen und Hunden auf die Wanderung begeben. Und dadurch sind auch die Völkerschaften, die sie auf ihrem Wege trafen und verdrängten, in Bewegung gekommen und haben wieder andere Stämme bedrängt, die wir als drohende Feinde der Römer in Markomannenkriege (s. 1. Teil, S. 256) kennen gelernt haben.

Die Goten selbst zogen nur langsam vorwärts; wo sie genügenden Weidegrund und hinreichendes Wohnland fanden, da blieben sie, so lange es anging. Die Völker, durch deren Gebiet sie kamen, banden sie durch Vertrag oder zwangen sie mit den Waffen zur Unterwerfung.*) So wanderten sie, mit langen Unterbrechungen, ganz in der Art der Kimbern und Teutonen, bis sie zu Anfang des nächsten Jahrhunderts unter dem König Filimer das nördliche Gestade des Schwarzen Meeres erreichten. Um 214 ward das erste Treffen zwischen Römern und Goten geschlagen, es war das Vorspiel zu einem sechzigjährigen Kampfe, über dessen Einzelheiten wir nur selten genau unterrichtet sind, der aber, wie aus allen Nachrichten hervorgeht, reich war an Blutvergießen, Plünderung und Schrecken aller Art. Denn die kühnen Goten, die sich jetzt längs der fruchtbaren Ufer des Don und Dnjepr ausbreiteten und sich auch hier wieder in Ost- und Westgoten (Greutunge und Therwinge) unterschieden, waren mit dem errungenen Lande nicht zufrieden und streckten, sobald wieder Mangel eintrat, die Hände aus nach den benachbarten Gebieten. Die reiche römische Provinz Dacien nördlich der untern Donau, lockte zu immer wiederholten Raubzügen; aber auch aus den im Süden der Donau gelegenen Landschaften wurden Jahr für Jahr Gefangene und Beute weggeschleppt, ja selbst das Meer hielt die Verwegenen nicht auf. Zwei große Königsgeschlechter, unter denen sie standen, und die beide natürlich ihren Ursprung auf die Götter zurückführten, werden jetzt geschichtlich nachweisbar, bei den Westgoten das der Balten, d. h. Kühnen, bei den Ostgoten das der Amaler oder Amalunge, d. h. der Eifrigen, Geschäftigen, Unermüdlichen.

Unter diesen ragt zuerst gewaltig der König Ostrogota hervor, der vor der Mitte des dritten Jahrhunderts Greutunge und Therwinge unter seinem Scepter vereinigt haben soll. Zur Zeit des Kaisers Philippus Arabs (244—249) brach dieser König mit großer Heeresmacht, nachdem er über die Donau gesetzt war, in die Provinz Mösien (das heutige Bulgarien) ein, verwüstete es und brachte reiche Beute und großen Ruhm

*) Die Gepiden scheinen sich gleich anfangs dem Wanderzuge angeschlossen zu haben, indem sie in den Spuren der Goten nachrückten.

Digitized by Google

heim. Da erwachte bei den Gepiden, die sich den stammverwandten Goten angeschlossen hatten, der Neid, und sie ergriffen gegen das befreundete Volk die Waffen. Die Sage berichtet, daß zu der Zeit, wo die Goten unter ihrem Könige Berig nach Rugenland kamen, sie nur drei Schiffe (die freilich gewaltig groß gewesen sein müßten), zur Fahrt gehabt hätten; das eine von diesen kam aber beträchtlich später an als die beiden anderen, und deshalb nannte man das Volk, das dieses Schiff trug, gepanta d. i. träge; daher sollen die Gepiden ihren Namen erhalten haben, und in der That waren sie von allen gotischen Völkern am wenigsten begabt und langsamen Geistes. Der König der Gepiden, der zu Ostrogotas Zeiten herrschte, hieß Fastida; er und sein Volk waren unzufrieden mit ihrem Gebiete, das westlich von dem Gotenreiche nach den Karpathen hin lag, und da sie durch einen kurz zuvor errungenen Sieg über die ihnen damals benachbarten Burgunden übermütig gemacht und, wie gesagt, auf die Goten neidisch waren, so schickten sie Boten an diese, welche sagten, das Land der Gepiden sei durch rauhe Gebirge und dichte Wälder allzusehr eingeengt, deshalb sollten die Goten ihnen ein Stück ihres Landes entweder gütlich abtreten oder mit ihnen darum kämpfen. Darauf erwiderte Ostrogota: „Es ist freilich hart und grausam mit Blutsverwandten kämpfen zu müssen, und ich schaudre vor solchem Krieg zurück; aber das Verlangen der Gepiden ist unbillig, und niemals werden wir Goten ihnen freiwillig Land abtreten.“ So kam es zum Streit, denn die Gepiden zogen schleunigst mit Heeresmacht aus und auch Ostrogota bereitete seine Mannen zum Kampfe. Eine blutige Schlacht ward geschlagen, beide Heere stritten mit großer Tapferkeit. Aber die bessere Sache und die höhere Geistesschärfe verschafften den Goten den Sieg. Die Schlachtreihe der Gepiden wankte, als die Nacht dem Kampf ein Ende machte. Da eilte Fastida mit den Seinen nach Hause zurück, indem er die Gefallenen unbestattet liegen ließ. Von dieser Niederlage an waren die Gepiden ebenso gedemütigt und niedergeschlagen, als sie vorher übermütig gewesen waren, so daß sie für einige Zeit ganz aus der Geschichte verschwinden. Die siegreichen Goten aber kehrten fröhlich heim und lebten in Frieden mit ihren Nachbarn, bis der König Ostrogota starb.

Ostrogotas Nachfolger, König Kniwa, setzte wieder über die Donau und verheerte Mösien. Bei der Belagerung der Stadt Nikopolis ward er vom Kaiser Decius (249—251) angegriffen und wich mit seinen siebzigtausend Kriegern ins Hämusgebirge. Decius, ein tüchtiger Kriegsmann, folgte ihm, ermüdete aber durch große Eilmärsche sein Heer. Da kehrte Kniwa, der sich zur Belagerung von Philippopolis anschickte, plötzlich um, überfiel das kaiserliche Heer und vernichtete es gänzlich. Mit Not rettete Decius selbst sein Leben. Philippopel wurde darauf mit Sturm von den Goten

Digitized by Google

Seite

Drittes Buch: Die Oſtgoten vom Sturz des Hunnenreichs bis zu ihrem Untergange.

1. Die Oſtgoten unter Walamir und Theodemir 193
2. Theoderich der Große im Kampfe mit Oſtrom und Odowakar 200
3. Theoderich der Große als Friedensfürſt 212
4. Athalarich und Amalaſwintha 235
5. Theodahad und Beliſar 242
6. Des Königs Witichis Anfänge 254
7. König Witichis vor Rom 260
8. Kämpfe in Oberitalien und die Hungersnot 283
9. Die Belagerung von Auximum, der Fall Ravennas und des Witichis Ausgang 293
10. Die Könige Ildibad und Erarich 309
11. König Totilas Siegeslauf 313
12. Totila vor und in Rom 324
13. Totilas letzte Thaten und ſein Ende 334
14. Teja, der letzte König der Oſtgoten 346
15. Die letzten Ereigniſſe der Oſtgotengeſchichte 349

Viertes Buch: Die Wandalen in Afrika und die Weſtgoten in Spanien.

1. Die Wandalen bis zur Gründung des Reichs in Afrika 355
2. Die Wandalen unter König Geiſerich in Afrika 360
3. Vom Tode Geiſerichs bis zum Untergang des Wandalenreichs 367
4. Der Weſtgotenkönig Alarich der Zweite 383
5. Das Weſtgotenreich von Toledo unter arianiſchen Königen 385
6. Das Reich von Toledo unter katholiſchen Königen; Schluß 393

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Goten vor der Völkerwanderung und die Westgoten bis zur Gründung des tolosanischen Reiches.

(Bis 419.)

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Einleitende Bemerkungen.

Seit drei Jahrhunderten hatten sich die Westgermanen schon dem Römerreiche furchtbar gemacht, als ihre östlichen Brüder, die Germanen der großen gotischen Völkergruppe, zum ersten Male mit den Römern in Berührung kamen, um dann länger als zwei Jahrhunderte hindurch an der gänzlichen Auflösung des Weltreichs zu arbeiten. Noch zu den Zeiten des friedsamen Kaisers Antoninus Pius wohnten die Ostgermanen fern von den Grenzen der römischen Welt im Tiefland der Oder und Weichsel. Kaum hören wir vor Tacitus den Namen eines ihrer Stämme nennen, und selbst der treffliche Verfasser der „Germania", der über die Völker zwischen Rhein und Elbe so gründlich Bescheid weiß, wird einsilbig, sobald er in seiner Schilderung zu den weiter ostwärts wohnenden Deutschen gelangt. Ziemlich unbestimmt lauten seine Angaben über die Wohnsitze jener entfernten Stämme, und was er sonst noch über diese sagt, das nimmt leider nur wenige Zeilen seiner berühmten Schrift ein. Doch dürfen wir mit gutem Grunde annehmen, daß seine schöne und ausführliche Schilderung über die Sitten der Westgermanen im großen und ganzen auch von denen der östlichen Deutschen gilt, und selbst die kurzen Bemerkungen, die er diesen im besondern widmet, sind für uns durchaus nicht wertlos. Weiß er doch sogar Merkmale anzugeben, die für die Ostgermanen im Gegensatz zu ihren westlichen Stammesverwandten bezeichnend sind: ihre Bewaffnung, nämlich runde Schilde und kurze Schwerter, und ihre Staatsform, nämlich ein etwas festeres Königtum. Namentlich diese letzte Wahrnehmung ist ein deutlicher Beweis für die zuweilen thöricht angefochtene Glaubwürdigkeit des großen Römers; denn die spätere Geschichte, insbesondere der Goten, bestätigt durchaus ihre Richtigkeit. Das königliche Regiment erscheint wirklich nicht nur allgemeiner, sondern auch fester begründet und, was hiermit nahe zusammenhängt, die Zusammengehörigkeit größerer Stämme ist deutlicher gefühlt als bei den in zahlreiche kleine Völkerschaften gespaltenen Westgermanen. Dürfen wir mithin, im Hinblick auf jene wohlbegründete Bemerkung des Tacitus, den östlichen Deutschen einen Vorsprung in politischer Entwicklung vor den westlichen nicht absprechen, so muß doch auch zugestanden werden, daß jene gegen diese wirtschaftlich zurückgeblieben waren, insofern sie der nomadischen Lebensweise noch viel näher standen. Ein

Digitized by Google

förmliches Auswandern aus der Heimat in solchem Maße, wie es bei den Ostgermanen die Regel wird, ist nur möglich bei einem noch nicht seßhaftem Volke und kann nicht verglichen werden mit der langsamen Ausbreitung der Westgermanen seit Cäsars Zeit. Freilich waren auch sie — wie die Geschichte der ältern Kimbern und Teutonen zeigt — nicht von Haus aus und aus freien Stücken zu einer Art von Seßhaftigkeit gelangt; nur die gewaltsame Grenzsperre, die die Römer am Rhein und an der Donau ihnen entgegensetzten, hatte sie gezwungen, das freie Leben des Jägers und Hirten mit dem an die Scholle gefesselten des Bauern zu vereinigen. Aber wie heilsam, welch ein unschätzbarer Segen war für sie dieser Zwang! Er hat der Welt das Germanentum gerettet, denn er hat die Westdeutschen reifen lassen zur Gründung dauernder Staaten, während die glänzenden Reiche der Ostgermanen, die so jugendfrisch, aber mit ungezügelter Kraft und ungeübter Staatsweisheit in die selbst im Verfall noch übermächtige Kulturwelt am Mittelmeer hereinstürzten, fast so rasch wieder dahin sanken, wie sie erstanden waren. Erscheint auch ihre Geschichte reicher und farbenbunter, ihr Erfolg rascher und leichter, so erregt doch zugleich die grauenhafte Notwendigkeit, mit der diese herrlichen Heldenvölker ahnungslos dem sicheren Untergang entgegen eilen, jetzt noch jedem deutsch empfindenden Herzen bittre Wehmut. Entweder sie gaben gerade infolge ihrer Empfänglichkeit für die höhere romanische Kultur ihre deutsche Eigenart, Sprache und Volkstum auf, so namentlich die Westgoten, oder sie gingen ganz zu Grunde, so die Ostgoten und Wandalen. Und so schritten gerade die edelsten und begabtesten Stämme über die schöne Erde hin wie ein Heereszug, und die Blüte des Lebens war, um mit Uhland zu reden, ein Todeskampf.

Die Zeit der Völkerwanderung ist das Heldenzeitalter unsres Volkes,*) ein Heldenzeitalter, wie es in solcher Größe kein andres Volk der Erde aufzuweisen hat, denn die Helden sind keine einzelnen Menschen mehr, sondern ganze Völker. Nicht einem reizvollen Epos darf man daher die Geschichte der Ostgermanen vergleichen, so mannigfaltig und reich sie auch ist, sondern einem gewaltigen Trauerspiel, so großartig und erschütternd, wie es nie ein Dichter ersonnen hat. Die handelnden und leidenden Personen aber in diesem gigantischen Drama sind Deutsche, und wir dürfen daher auf die Teilnahme deutscher Leser rechnen, wenn wir auf nachfolgenden Blättern versuchen, die bedeutsamsten Scenen dieser Völkertragödie vorzuführen.

*) Und deshalb auch die Entstehungszeit der deutschen Heldensage. Weil die Sage im 5. und 6. Jahrhundert entstand, kennt sie die Burgunden um Worms, die Hunnen an Theiß und Donau, die Amelungen (Ostgoten) in Italien, die Westgoten in Aquitanien.

Digitized by Google

2. Äußere Geschichte der Goten vor dem ersten Einfall der Hunnen.

(Bis um 370.)

Man darf annehmen, daß die Ostgermanen, seitdem ihre westlichen Brüder sich zwischen Elbe und Weser ausgebreitet hatten, die Sitze im Nordosten des heutigen Deutschlands, die sie bei der Einwanderung eingenommen hatten, nicht wesentlich verändert haben. Diese Völker, zu denen auch die schon früher erwähnten Langobarden an der Unterelbe gehörten, erstreckten sich südlich der Ostsee bis etwa zu den Quellen der Oder und Weichsel; nach Osten reichten sie ein gutes Stück über die untere Weichsel, die in ihrem Mittel- und Oberlauf die Grenze bildete; hier waren die Slaven (Sarmaten, Veneder d. i. Wenden) ihre Nachbarn; die Grenze nach den Westgermanen hin mag größtenteils mit der Wasserscheide zwischen Elbe und Oder übereingestimmt haben, reichte aber zum Teil bis an jenen Strom, ja überschritt ihn in der Gegend des Bardengaus (siehe 1. Bd. S. 24) beträchtlich. Nach Norden bildete zwar das Meer im allgemeinen die natürliche Grenze, doch wurden die Inseln zwischen den Küsten von Deutschland, Dänemark und Schweden zum Teil von einzelnen Stämmen besetzt, und es läßt sich nicht ohne weiteres ableugnen, daß die Germanen, welche dem schwedischen Gotland den Namen gegeben haben, nicht zu dem nordischen oder skandinavischen Zweig des deutschen Völkerstammes, sondern zu der Sippe der festländischen Goten gehörten, wie die alte Wandersage der letzteren andeutet.

Von allen Ostgermanen wohnten, wie schon bemerkt worden ist, die Langobarden am weitesten westlich; sie waren der einzige Stamm, der die Elbe überschritten hatte, und sie allein, die Nachbarn der Cherusker, griffen schon zur Zeit Armins in die Geschichte Westdeutschlands ein. Östlich der Elbe aber waren — wenn wir von den schwedischen Goten absehen wollen — die Heruler am weitesten nach Norden gewandert; denn sie breiteten sich auf einigen dänischen Inseln aus. An der pommerschen Küste hausten zunächst, etwa von Stolp bis Stralsund, die Stämme der Rugen, von denen die Holmrugen d. i. Inselrugen das nach ihnen benannte Rügen und die benachbarten Inseln vor der Odermündung in Besitz genommen hatten. Hinter den Rugen landeinwärts, in Pommern und Mecklenburg, wohnten noch im ersten christlichen Jahrhundert die Wandalen (eigentlich Wändäler), eine der berühmtesten und vornehmsten dieser Völkerschaften, zwischen dem Mündungsgebiet der Weichsel und der Unterelbe, wo sie an die Langobarden grenzten. Bald darauf finden wir sie aber nach Südsüdost vorgerückt bis zum Nordabhang des

Digitized by Google

Askiburgischen oder Wandalischen Gebirges (d. h. des Riesengebirges). Hier, den Markomannen in Böhmen benachbart, hauste der eine ihrer Hauptstämme, die Silinge, im heutigen Oberschlesien, der andre, die Asdinge, nordwestlich von diesen in Niederschlesien und der Lausitz. Von den alten Sitzen der Wandalen nach Süden, und zwar zwischen Oder und Weichsel, in der Neumark und dem Streifen Landes, der sich zwischen Pommern und der Netze nach Ostnordost zieht, finden wir zur Zeit des Tacitus die Burgunden, die aber in noch früheren Jahrhunderten unmittelbar ans Meer gestoßen haben müssen, wie sie denn sogar der Insel Bornholm (Burgundaholm) den Namen gaben. Im Südwesten grenzten sie an die westgermanischen Semnonen, die erst nach 180 n. Chr. ihre Sitze in Brandenburg verließen. Nach Süden aber zwischen Oder und Weichsel aufwärts, im heutigen Posen, Schlesien und westlichen Polen breiteten sich die Stämme der nicht unter Königen (wie die übrigen Ostgermanen) stehenden Lugier aus, zu denen die Omanen an der mittleren Warthe, die Didunier im schlesischen Hügelland zu beiden Seiten der oberen Oder und die Buren zwischen dem Riesengebirge und der oberen Weichsel gehörten; auch die Nahanarvalen (etwa zwischen Warschau und Gnesen) und die Harier (östlich von den Didunierm) werden zu den lugischen Stämmen gezählt; in der Geschichte hören wir von all diesen Stämmen nur sehr wenig, da sie entweder an den Wanderungen der Ostgermanen keinen Teil nahmen und dann den Slaven erlagen, oder unter veränderten Namen auftraten, oder — was das Wahrscheinlichste ist — in den größeren wandernden Stämmen aufgingen. Nahe der Weichselmündung müssen, wenigstens vorübergehend, die Gepiden gesessen haben; und unfern der Odermündungen, in der Nachbarschaft der Rugier sind die ältesten Sitze der kleinen Völkerschaften der Skiren und Turkilinge zu suchen.

Unter den bisher genannten Stämmen der Ostgermanen gehören zur sogenannten gotischen Völkergruppe die Heruler, Wandalen, Rugen, Gepiden, Skiren und Turkilinge,*) von denen die Wandalen an geschichtlicher Bedeutung unstreitig die erste Stelle einnehmen; das aller bedeutendste dieser Völker aber, das der ganzen Gruppe den Namen verlieh, ist noch nicht genannt, nämlich die Goten,**) welche vielleicht schon von altersher in Ostgoten und Westgoten zerfielen. Jene hießen auch Greu-

*) Nicht die Lugier, Burgunden und Langobarden; die beiden letztgenannten Völker werden sogar, auf Grund ihrer allerdings sehr spärlichen Sprachreste, von einigen neueren Forschern zu den Westgermanen gerechnet. Das Ostgermanische, von dem wir wenigstens einige umfangreichere westgotische Sprachdenkmäler besitzen (siehe unten S. 18), zeigt etwas nähere Verwandtschaft mit dem Nordischen (Skandinavischen) als mit dem Westgermanischen.

**) Die Bedeutung dieses Namens ist unaufgeklärt; kaum = die Guten.

Digitized by Google

tunge d. h. Meersandanwohner (von griut, griez = Sand, namentlich Kies am Meerufer), weil sie dem Seegestade (am Frischen — und Kurischen? — Haff) zunächst wohnten; diese, die Westgoten, wurden auch Therwinge genannt d. h. Waldleute (von triu = Baum), da sie mehr landeinwärts hausten, wo es dichtere und ausgedehntere Wälder gab. Wir haben die Wohnsitze dieses edlen und hochbegabten Volkes im äußersten Nordosten der germanischen Welt jenseit der untern Weichsel zu suchen. Hier saßen sie nachweislich noch um das Jahr 180; aber sehr bald danach haben sie die alte Heimat im heutigen Ostpreußen verlassen und eine neue Wanderung angetreten, deren Richtung der ersten gemeingermanischen Einwanderung gerade entgegengesetzt war, nämlich südsüdöstlich.

Der Grund, weshalb die Goten die Niederungen an Weichsel und Ostsee kurz nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung mieden, ist sicher kein andrer gewesen, als der, welcher länger als ein Vierteljahrtausend vorher die Kimbern und Teutonen und nach ihnen so manchen andern deutschen Volksstamm zum Wandern getrieben hat: Übervölkerung und infolgedessen Landnot und Hunger. Wohl mögen noch besondere Veranlassungen dazu getreten sein, Überschwemmung, Seuchen und Mißwachs; daß sich die gewaltigen Germanen der andrängenden Slaven, denen sie sich überall in den alten Zeiten überlegen zeigen, nicht hätten erwehren können, ist eine unerweisliche und unwahrscheinliche Vermutung. Dagegen darf nicht unbeachtet gelassen werden, was die von Jordanes*) überlieferte gotische Wandersage berichtet, nämlich daß eine Schar Goten unter dem König Berig von Skandinavien her übers Meer gekommen, an der Ostseeküste gelandet sei, hier die Rugen verjagt und nach weiterem Vordringen gen Süden die Wandalen sich unterworfen habe. Dies kann (die Möglichkeit ist nicht abzuweisen) den Anstoß dazu gegeben haben, daß die Wandalen ihre Wohnsitze in Schlesien bald wieder verließen und schon um das Jahr 170 an der Donau erschienen, wo sie die Römer um Land baten. Jener gotische Einfall von der See her braucht allerdings nicht von Skandinavien, dem schwedischen Gotland, ausgegangen zu sein; die Goten am frischen Haff waren sicherlich treffliche Seeleute und können auch recht wohl die gewesen sein, welche aussegelten, um die Rugen zu über-

*) Jordanes, der einzige gotische (aber lateinisch schreibende) Geschichtschreiber, dessen Schriften uns erhalten sind. Er war ein Ostgote und verfaßte um 551 ein Büchlein „Über den Ursprung und die Thaten der Goten"; es ist unbeholfen im Ausdruck, ohne Geist und historische Kritik abgefaßt, größtenteils nur ein eiliger Auszug aus der leider verlorenen großen Geschichte der Goten von dem berühmten Staatsmann Cassiodorius Senator, dessen wir bei Theodorich dem Großen, dem Ostgotenkönige, gedenken werden. Die Schrift des Jordanes hat nur deshalb einen hohen Wert für uns, weil ihr Verfasser wertvolle Quellen benutzen konnte, die wir nicht mehr besitzen.

Digitized by Google

fallen. Wie dem auch sei, jedenfalls sind die Goten zu Anfang der fünfziger Jahre des zweiten Jahrhunderts aus ihrer Heimat aufgebrochen und haben sich mit all ihrer Habe, mit Weibern, Kindern und Knechten, mit Herden, Wagen und Hunden auf die Wanderung begeben. Und dadurch sind auch die Völkerschaften, die sie auf ihrem Wege trafen und verdrängten, in Bewegung gekommen und haben wieder andere Stämme bedrängt, die wir als drohende Feinde der Römer in Markomannenkriege (s. 1. Teil, S. 256) kennen gelernt haben.

Die Goten selbst zogen nur langsam vorwärts; wo sie genügenden Weidegrund und hinreichendes Wohnland fanden, da blieben sie, so lange es anging. Die Völker, durch deren Gebiet sie kamen, banden sie durch Vertrag oder zwangen sie mit den Waffen zur Unterwerfung.*) So wanderten sie, mit langen Unterbrechungen, ganz in der Art der Kimbern und Teutonen, bis sie zu Anfang des nächsten Jahrhunderts unter dem König Filimer das nördliche Gestade des Schwarzen Meeres erreichten. Um 214 ward das erste Treffen zwischen Römern und Goten geschlagen, es war das Vorspiel zu einem sechzigjährigen Kampfe, über dessen Einzelheiten wir nur selten genau unterrichtet sind, der aber, wie aus allen Nachrichten hervorgeht, reich war an Blutvergießen, Plünderung und Schrecken aller Art. Denn die kühnen Goten, die sich jetzt längs der fruchtbaren Ufer des Don und Dnjepr ausbreiteten und sich auch hier wieder in Ost- und Westgoten (Greutunge und Therwinge) unterschieden, waren mit dem errungenen Lande nicht zufrieden und streckten, sobald wieder Mangel eintrat, die Hände aus nach den benachbarten Gebieten. Die reiche römische Provinz Dacien nördlich der untern Donau, lockte zu immer wiederholten Raubzügen; aber auch aus den im Süden der Donau gelegenen Landschaften wurden Jahr für Jahr Gefangene und Beute weggeschleppt, ja selbst das Meer hielt die Verwegenen nicht auf. Zwei große Königsgeschlechter, unter denen sie standen, und die beide natürlich ihren Ursprung auf die Götter zurückführten, werden jetzt geschichtlich nachweisbar, bei den Westgoten das der Balten, d. h. Kühnen, bei den Ostgoten das der Amaler oder Amalunge, d. h. der Eifrigen, Geschäftigen, Unermüdlichen.

Unter diesen ragt zuerst gewaltig der König Ostrogota hervor, der vor der Mitte des dritten Jahrhunderts Greutunge und Therwinge unter seinem Scepter vereinigt haben soll. Zur Zeit des Kaisers Philippus Arabs (244—249) brach dieser König mit großer Heeresmacht, nachdem er über die Donau gesetzt war, in die Provinz Mösien (das heutige Bulgarien) ein, verwüstete es und brachte reiche Beute und großen Ruhm

*) Die Gepiden scheinen sich gleich anfangs dem Wanderzuge angeschlossen zu haben, indem sie in den Spuren der Goten nachrückten.

Digitized by Google

heim. Da erwachte bei den Gepiden, die sich den stammverwandten Goten angeschlossen hatten, der Neid, und sie ergriffen gegen das befreundete Volk die Waffen. Die Sage berichtet, daß zu der Zeit, wo die Goten unter ihrem Könige Berig nach Rugenland kamen, sie nur drei Schiffe (die freilich gewaltig groß gewesen sein müßten), zur Fahrt gehabt hätten; das eine von diesen kam aber beträchtlich später an als die beiden anderen, und deshalb nannte man das Volk, das dieses Schiff trug, gepanta d. i. träge; daher sollen die Gepiden ihren Namen erhalten haben, und in der That waren sie von allen gotischen Völkern am wenigsten begabt und langsamen Geistes. Der König der Gepiden, der zu Ostrogotas Zeiten herrschte, hieß Fastida; er und sein Volk waren unzufrieden mit ihrem Gebiete, das westlich von dem Gotenreiche nach den Karpathen hin lag, und da sie durch einen kurz zuvor errungenen Sieg über die ihnen damals benachbarten Burgunden übermütig gemacht und, wie gesagt, auf die Goten neidisch waren, so schickten sie Boten an diese, welche sagten, das Land der Gepiden sei durch rauhe Gebirge und dichte Wälder allzusehr eingeengt, deshalb sollten die Goten ihnen ein Stück ihres Landes entweder gütlich abtreten oder mit ihnen darum kämpfen. Darauf erwiderte Ostrogota: „Es ist freilich hart und grausam mit Blutsverwandten kämpfen zu müssen, und ich schaudre vor solchem Krieg zurück; aber das Verlangen der Gepiden ist unbillig, und niemals werden wir Goten ihnen freiwillig Land abtreten.“ So kam es zum Streit, denn die Gepiden zogen schleunigst mit Heeresmacht aus und auch Ostrogota bereitete seine Mannen zum Kampfe. Eine blutige Schlacht ward geschlagen, beide Heere stritten mit großer Tapferkeit. Aber die bessere Sache und die höhere Geistesschärfe verschafften den Goten den Sieg. Die Schlachtreihe der Gepiden wankte, als die Nacht dem Kampf ein Ende machte. Da eilte Fastida mit den Seinen nach Hause zurück, indem er die Gefallenen unbestattet liegen ließ. Von dieser Niederlage an waren die Gepiden ebenso gedemütigt und niedergeschlagen, als sie vorher übermütig gewesen waren, so daß sie für einige Zeit ganz aus der Geschichte verschwinden. Die siegreichen Goten aber kehrten fröhlich heim und lebten in Frieden mit ihren Nachbarn, bis der König Ostrogota starb.

Ostrogotas Nachfolger, König Kniwa, setzte wieder über die Donau und verheerte Mösien. Bei der Belagerung der Stadt Nikopolis ward er vom Kaiser Decius (249—251) angegriffen und wich mit seinen siebzigtausend Kriegern ins Hämusgebirge. Decius, ein tüchtiger Kriegsmann, folgte ihm, ermüdete aber durch große Eilmärsche sein Heer. Da kehrte Kniwa, der sich zur Belagerung von Philippopolis anschickte, plötzlich um, überfiel das kaiserliche Heer und vernichtete es gänzlich. Mit Not rettete Decius selbst sein Leben. Philippopel wurde darauf mit Sturm von den Goten

Digitized by Google

genommen, die sich nun über Macedonien ergossen und wohl an den gut bewachten Thermopylen wieder umkehrten. Inzwischen hatte Decius Anstalten getroffen, dem Feinde die Rückkehr über das Gebirge abzuschneiden, aber der Verrat seines Feldherrn Gallus, der mit den Goten heimlich ein Bündnis schloß, stürzte den Kaiser ins Verderben. Bei Abritto, einer Stadt Mösiens, kam es zur Schlacht (251). Gleich im Anfang wurde der Sohn des Kaisers durch einen Pfeilschuß getötet. Nach langem Ringen schienen die Römer Herrn des Schlachtfeldes werden zu sollen; da aber griffen sie, auf den Rat des Gallus, eine Gotenschar an, die durch einen Sumpf geschützt war; der Kaiser selbst, der vielleicht den Tod oder Rache für seinen Sohn suchte, drang heftig vor; da sank sein Roß so tief in den Sumpf, daß es nicht von der Stelle konnte, und nun stürmten von allen Seiten Goten auf ihn und seine Begleiter ein. So ging der Kaiser mit dem größten Teil seines Heeres zu Grunde, und der arglistige Gallus riß den Purpur an sich. Er ließ die Goten mit der ganzen Beute ungehindert abziehen und erkaufte durch Jahrgelder den Frieden von ihnen.

Dadurch ward aber nur die Schwäche des Reiches offenkundig, und die Einfälle der Goten hörten nicht auf. Vielmehr begannen nun auch die Raubzüge zur See; auf schnellen Schiffen suchten die Kühnen Inseln und Küsten des östlichen Römerreiches heim. An der Donau zwar gelang es dem tüchtigen Ämilianus, der später (253) den Kaiser Gallus vom Throne stieß, wenigstens vorübergehend dem Vordringen der gotischen Heere Einhalt zu thun; aber als Ämilian nach kaum viermonatlicher Regierung wiederum von dem greisen Valerian (253—260) verdrängt worden war, der seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten annahm, brachen im Westen die Franken und Alamannen, in Asien die Perser ins Reich ein, und nun würden vielleicht die Goten die schwankende Römerherrschaft schon über den Haufen gestürzt haben, wenn sie die Zeit zu benutzen gewußt und einen großen, allgemeinen Angriff ins Werk gesetzt hätten.

Trotzdem sie dies nicht thaten, machten sie sich doch die Not und Verwirrung des Römerreichs zu nutze. Verstärkt durch die stammverwandten Heruler und die nicht germanischen Boranen und Karper, zugleich aber durch diese Verstärkungen in ihren Gebieten beengt, hatten sie sich nach Erweiterung ihrer Wohnsitze umgesehen und die Küste des Schwarzen und Asowschen Meeres bis zum kimmerischen Bosporus (der Straße von Kertsch) erobert. Die Halbinsel Krim, die bis 250 völlig unterworfen ward, mit ihren betriebsamen, seekundigen Küstenbewohnern wies die Goten von selbst auf das Meer hin. Wir sehen, daß ihnen von nun an Flotten zur Verfügung stehen; erfahrene Führer wurden gezwungen, die ersten Fahrten zu lenken, und diese begannen sogleich. Gar zu lockend winkten die üppigen Auen und reichen Städte der durch langen Frieden verweich-

Digitized by Google

lichten Anwohner des Schwarzen Meeres in Asien und auf der griechischen Halbinsel. Der erste Zug fällt ins Jahr 254 und war gegen Pityus, eine starke Festung am Fuße des Kaukasus, an der äußersten Mark des römischen Reiches, gerichtet. Auf einigen flachen Fahrzeugen kamen die Helden daher und schlossen — der Belagerungskunst unkundig — die Stadt ein. Aber der kriegserfahrene Befehlshaber der Festung, Successian, machte durch meisterlich gelenkte Ausfälle die Goten stutzig; sie wurden es müde vor den Mauern zu liegen, schifften sich wieder ein und kehrten nach Hause zurück. Es mag nur eine kleine Schar abenteuerlustiger Recken gewesen sein.

Die Römer hatten doch die Tollkühnheit der neuen Seefahrer kennen gelernt; es war daher nicht vorsichtig gehandelt, daß der damalige Kaiser Valerian den bewährten Successian auf einen höhern Posten von Pityus abberief. Denn die Goten erhielten davon Kunde und erschienen 257 zum zweitenmal vor der unbehüteten Stadt, die durch plötzlichen Überfall in ihre Hände fiel. Mit verstärkter Schiffsmacht, reich an Gefangenen und Beute, segelten die Sieger gen Süden nach dem reichen, wohl befestigten und besetzten Trapezunt. Kaum mochten sie selbst hoffen, die starke Stadt zu nehmen, aber wie so oft in diesen Kämpfen, so ward das hoffärtige Selbstvertrauen den Römern zum Verderben. In der Stille der Nacht erklommen die tollkühnen Goten die unbewachten Mauern, ohne Widerstand zu finden, und trieben die feige Besatzung zum entgegengesetzten Thore hinaus. Unermeßlich war die Beute, die ihnen in die Hände fiel, da die Bewohner der umliegenden Gefilde größtenteils sich und ihre Habe in die sichere Stadt geflüchtet hatten. Auch eine große Anzahl Schiffe, die sie im Hafen der Stadt fanden, führten die Goten hinweg und kehrten nach so glänzendem Erfolg fröhlich heim nach ihren Ansiedelungen am mäotischen See (dem Asowschen Meer). Das Gelingen des verwegenen Unternehmens hatte sicher in ihnen den Vorsatz erweckt, bald etwas noch Größeres zu wagen.

Unzweifelhaft waren die Eroberer von Trapezunt Ostgoten gewesen, der nächste Plünderungszug über die See ging aber von Westgoten an der Donau aus. Im folgenden Jahr schon (258) zogen von dort, angereizt durch die Kunde von der Beute ihrer Stammesgenossen, gegen 10000 Helden zu Lande (denn sie hatten keine Schiffe) an der Meeresküste nach Süden bis acht Meilen nordwestlich von Byzanz. Hier in einer Bucht hatten sich zahlreiche Fischer mit ihren Kähnen im Schilfdickicht versteckt; doch gelang es den Goten, sie durch gütliche Überredung und glänzende Versprechungen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken, so daß sie den Helden ihre Schiffe überließen. Auf diesen setzten die Goten über den thracischen Bosporus (die Straße von Konstantinopel) und fuhren nach

Digitized by Google

Chalcedon, das Byzanz gegenüber liegt. Die Besetzung dieser Festung, obgleich den Goten an Zahl überlegen, verließ schmählich ihre vorteilhafte Stellung und gab die Stadt den Feinden preis. So fiel Chalcedon mit vielen Schätzen und reichen Waffenvorräten diesen in die Hände. Aber noch mehr Beute winkte den Siegern. Als sie die Pracht und den Reichtum Nikomediens, der Hauptstadt von Bithynien, rühmen hörten, beschlossen sie sogleich von Chalcedon aus dahin zu ziehen und nahmen auch diese Stadt ohne Widerstand ein. Und noch vier andere Städte erfuhren das gleiche Schicksal; denn ihre Bewohner waren verweichlicht und in Üppigkeit versunken und zitterten beim bloßen Anblick der riesigen Söhne des Nordens mit ihren blitzenden blauen Augen und wallenden gelben Haaren, mit ihren schlanken kraftstrotzenden Gliedern und ihren Löwenstimmen. Was wunder, wenn sie es vorzogen ihnen ohne Schwertstreich ihre Thore zu öffnen anstatt den ungleichen Kampf mit den Gewaltigen zu wagen? Nur Kyzikus vermochte zu widerstehen; denn es lag stark befestigt auf einer kleinen Insel und war außerdem durch die Fluten eines ausgetretenen Flusses geschützt. Hier kehrten deshalb die Goten um, legten auf dem Rückweg noch Nicäa und Nikomedien in Asche, schifften sich ein und fuhren ungestört und sehr zufrieden der Heimat zu.

Von drei folgenden Seezügen, die in die Jahre 261—266 fielen, wissen wir wenig Bestimmtes; auch scheinen sie geringere Erfolge gehabt zu haben. Um so gefährlicher für die Römer war ein siebenter Zug, der im Jahre 267 unternommen wurde und mit einem großen Landkriege zusammenfiel. Doch sind die Nachrichten über die Kämpfe, die sich nun entspannen, so widerspruchsvoll, daß sich weiter nichts mit Sicherheit sagen läßt, als daß die Scharen, welche zur See angefahren kamen, diesmal Kyzikus überfielen und zerstörten und dann durch den Hellespont in das ägäische Meer einsegelten, wo sie die reichen Inseln zwischen Kleinasien und Griechenland plünderten, daß sie hierauf Athen bedrohten und, von den Athenern unter dem Geschichtschreiber Dexippus mit Verlust von 3000 Herulern geschlagen, umkehrten, die Küste von Kleinasien heimsuchten, in Ephesus den berühmten Dianatempel zerstörten und schließlich auf dem Wege zurückfuhren, den sie gekommen waren. Gleichzeitig brach ein anderer Gotenschwarm von der Donau her zu Lande durch Mösien, Macedonien und Thessalien in Griechenland ein. Er soll ebenfalls bis vor die Mauern Athens gekommen, hier aber von einem Heere unter Dexippus zurückgetrieben worden sein und dann den Rückweg durch Illyrien genommen haben. Daß der doppelte Angriff zu Lande und zur See nach einem gemeinsamen Plane unternommen war, ist nicht glaublich, wenigstens müßte man sich dann sehr wundern, warum die Goten nicht das nächste Jahr, das letzte des Kaisers Gallienus, wo durch die große Anzahl von Gegenkaisern, die gleich-

Digitized by Google

zeitig auftraten, das Reich plötzlich zu zersplittern drohte, zu einem großen, nachdrücklich und planvoll geführten Stoß gegen dasselbe benutzten. Erst als der wackere Claudius (268—270) die Zügel der Herrschaft mit starker Hand ergriffen hatte, erhoben sich die Goten, von Herulern und Peukinen (einem Stamm auf der Insel Peuke im Donaudelta) verstärkt, zu einem gewaltigen Heerzug. Mit einer ungewöhnlich starken Flotte fuhren sie ohne Widerstand durch die Meerenge von Byzanz, das Marmara-Meer und den Hellespont in das ägäische Meer, plünderten Rhodus und Kreta und landeten dann bei Thessalonike. Schon war die bedrängte Stadt nahe daran, sich zu ergeben, da hörten die Belagerer, daß der Kaiser Claudius vom Norden her mit einem Heere gegen sie heranziehe. Sofort brachen sie die Belagerung ab und eilten dem Feinde entgegen. Bei Naissus (dem heutigen Nissa) in Illyrien stießen die Heere aufeinander. Anfangs wichen die Römer vor der Wucht des germanischen Anpralls zurück; aber Claudius wußte das Treffen wieder herzustellen und durch seine besonnene Führung den Goten eine schwere Niederlage (269) beizubringen, die ihm den stolzen Beinamen des Gotensiegers (Gothicus) erwarb, den Geschlagenen aber 50000 Mann kostete. Die Reste des besiegten Heeres schlugen sich nach Macedonien durch, wo sie durch Mangel an Lebensmitteln schwer litten; ihre Schiffe ließ inzwischen Claudius durch seinen Feldherrn Probus zerstören. Als dies jenen zu Ohren kam, sahen sie sich gezwungen den Weg nach der Heimat zu Lande zu suchen und zogen über den Hämus. Claudius verfolgte sie und lieferte ihnen eine Reihe von Gefechten, in denen übrigens auch die Römer blutige Verluste erlitten. Damals verbreitete sich über die dortigen Länder eine verderbliche Seuche, der viele Goten erlagen. Aber auch ihr gefährlichster Feind, Claudius selbst, fiel ihr zum Opfer (270). Von den Goten erreichten nur sehr wenige die Heimat.

Trotz diesem unglücklichen Ende des gewiß mit großen Hoffnungen unternommenen Zuges scheinen doch die Goten nicht entmutigt gewesen zu sein. Westliche Stämme derselben überfluteten, von wandalischen unterstützt, von neuem die Donauländer. Hier trat ihnen der gewaltige Kaiser Aurelian, der „Wiederhersteller des Erdkreises", entgegen. Eine blutige Schlacht soll in Thracien geschlagen worden sein. Nun aber war man auf beiden Seiten des Kampfes müde; das Bedürfnis nach Ruhe machte sich selbst den stürmischen Germanen fühlbar. Sie verstanden sich dazu über die Donau zurückzugehen, erhielten Lebensmittel und — die Provinz Dacien, die Eroberung Trajans, die ohnehin nicht mehr zu halten war. Das große, fruchtbare Land wurde nunmehr von den Westgoten und Wandalen besiedelt, und so fiel der Hauptgrund weg, der wenigstens sie zu den immer erneuten Einbrüchen in das römische Reich getrieben hatte: der Mangel an

Digitized by Google

ausreichendem Bauland. Deshalb hören von dem Jahre 274 die gotischen Heerzüge, die sechzig Jahre hindurch die Länder am Pontus und ägäischen Meere in Schrecken gesetzt hatten, für die Dauer eines Jahrhunderts — mit geringfügigen Unterbrechungen — gänzlich auf. Die Westgoten nebst den Wandalen machten es sich in ihrer neuen Heimat bequem und wendeten die Waffen nicht mehr gegen die Römer, sondern gegen andre unbequeme Nachbarn. Das war ein Erfolg, größer als der glänzendste Sieg auf blutiger Walstatt, und wohl hatte Aurelian, der nun die Donaugrenze auf das sorgfältigste zu befestigen begann, guten Grund einen herrlichen Triumph über die Goten zu feiern. Auf einem Wagen, der von vier Hirschen gezogen ward und einem gotischen Könige gehört hatte,*) fuhr er auf das Kapitol und opferte das wundersame Gespann dem Jupiter. Einige Söhne und Töchter vornehmer Goten wurden zur stärkeren Bürgschaft des Friedens als Geiseln gestellt; jene wurden unter den Augen des Kaisers in römischer Waffenkunst geübt; diese ließ er sorgfältig erziehn und gab die schönen Germanenmädchen einigen seiner tüchtigsten Hauptleute zur Ehe.

Erst im Jahre 321 fiel wieder einmal eine westgotische Heerschar unter einem Fürsten Rausimut in Mösien und Thracien ein, wurde aber vom Kaiser Konstantin geschlagen, der später selbst über die Donau setzte und den König Ariarich, welcher in Mösien eingedrungen war, zum Frieden nötigte (336). Der Nachfolger dieses Königs, Geberich, verdrängte durch einen glänzenden Sieg die Wandalen, die in Siebenbürgen wohnten, aus dem Lande (um 340)**) und verschaffte dadurch seinem Volke von neuem genügende Wohnsitze und zugleich den Römern Ruhe, weil dem Drange sich weiter auszubreiten wieder Genüge geleistet war.

Dennoch gaben sich die Goten keiner unkriegerischen Ruhe hin. Wie hätte ein Germanenvolk ohne Kampf existieren können? Achteten sie auch die Verträge mit ihren römischen Nachbarn im Süden, so gab es andere germanische und nicht germanische Nachbarn im Westen, Norden und Osten, mit denen sie ihre Waffen messen konnten. Am glänzendsten entwickelte sich die Macht der Gotenherrschaft um die Mitte des vierten Jahrhunderts unter dem sagenberühmten König Ermanarich, etwa 345—374, der aus dem Hause der Amaler stammte, also ursprünglich nur über die Ostgoten geherrscht haben kann, aber auch die Westgoten, wie wenigstens die Überlieferung behauptet, in Abhängigkeit von sich brachte, jedenfalls die

*) Wahrscheinlich sandte der König der Westgoten ihn dem Kaiser als Zeichen der neuen Freundschaft.

**) Der Rest der Wandalen, über 100 000 Köpfe, floh auf römisches Gebiet und erbat und erhielt vom Kaiser Konstantin Land in Pannonien, westlich der Donau.

Digitized by Google

leidenschaftlichen und trotzigen Heruler am Asowschen Meer unterwarf und viele finnische und slavische Völker unter sein Zepter zwang. Verglich man ihn doch mit dem großen Eroberer Alexander von Macedonien. Welch ein tragisches Ende dem gewaltigen Völkerfürsten beschieden war, werden wir noch hören.

Zur Zeit Ermanarichs ragte unter den Westgoten der stolze Fürst Athanarich durch Macht und Ansehn hervor. Dieser geriet mit den Römern in Streit. Denn da der vortreffliche Kaiser Valentinian (364—375), wie wir im ersten Bande gesehen haben, vollauf im Westen mit den Germanen zu thun hatte, übergab er seinem Bruder Valens (364—378), einem Arianer, die Zügel des Ostreiches. Aber ein gewisser Prokopius, ein Verwandter des Kaisers Julian, pflanzte die Fahne des Aufruhrs auf und suchte Unterstützung bei den nahen Goten. Er sandte Boten an Athanarich, und dieser, der ihn für den rechtmäßigen Herrscher ansah, gewährte die erbetene Hilfe gern. Im Einverständnis mit Prokopius brach eine große Schar Westgoten über die Donau in Mösien ein und drang bis nach Thracien plündernd vor. Unterdes aber ward Prokopius in Phrygien von Valens gefangen genommen und hingerichtet. Nun schickte der Kaiser zunächst einen Gesandten an Athanarich, ihn zu befragen, warum er sich gegen ihn so feindselig zeige. Der „Richter der Therwinge", wie Athanarich in römischen Berichten genannt wird,*) berief sich auf die Schreiben des Prokop, in denen dieser als Verwandter des Konstantinischen Hauses sich als den rechtmäßigen Herrscher darstelle. Doch begnügte sich Valens mit dieser Entschuldigung nicht, sondern schloß die noch in Thracien zerstreuten Westgoten ein und zwang sie zur Ergebung, da es ihnen an Lebensmitteln fehlte. Die Gefangenen ließ er in verschiedene Provinzen verteilen, wo sie durch ihre Riesengestalten Bewunderung erregten. Athanarich forderte vergebens seine Mannen zurück, indem er hervorhob, daß er ja nur aus Unkenntnis der Verhältnisse gefehlt habe. Als Valens ihm eine abschlägige Antwort zu teil werden ließ, kündigte Athanarich ihm den Frieden auf. Der Kaiser zog an die Donau und mühte sich lange vergebens, die Goten unter Athanarich aus ihren festen Stellungen zu vertreiben. Der Krieg zog sich über drei Jahre hin und verlief unter unbedeutenden Treffen. Als die Römer auf gotisches Gebiet drangen, griff Athanarich zu der altgermanischen Kriegskunst, durch die einst Armin den Varus ins Verderben gestürzt hatte. Er benutzte nämlich die Vorteile, die das sumpfige und waldreiche Land bot, indem er den Kampf nur verteidigungsweise führte und den Feind so weit ins Land hereinzulocken

*) Ganz treffend, da der wichtigste Teil der Fürstenthätigkeit das Richteramt war. Vgl. ersten Teil, S. 70.

Digitized by Google

suchte, bis er ihn einschließen und durch Überfall oder Hunger verderben könnte. Aber Valens mochte die furchtbare Gefahr erkennen und kehrte beizeiten um. Erst im dritten Jahre wurde der Krieg von den Römern mit größerem Nachdruck geführt. Der Kaiser zog (369) weit ins Land hinein und die Therwinge gerieten, wie es scheint, in ernste Bedrängnis. Da aber legte sich wahrscheinlich Ermanarich, der mächtige Ostgotenkönig, dem wohl auch die Westgoten als ihrem Oberherrn huldigten, ins Mittel und schützte durch Einspruch oder durch Sendung eines Hilfsheeres die westlichen Stammesgenossen. Da beide Teile des langen Streites müde waren, so kam es zum Frieden, und es ward eine persönliche Zusammenkunft der feindlichen Herrscher vorgeschlagen. Valens hielt es indes unter seiner kaiserlichen Würde auf Feindesboden zu verhandeln, und in gleicher Weise weigerte sich der stolze Athanarich über die Donau zu gehen. Damit nun keiner sich etwas vergebe, fuhren die beiden Fürsten, von Bewaffneten umgeben, in die Mitte des Donaustromes, verständigten sich über die Friedensbedingungen und stellten einer dem andern Geiseln. Der friedliche Verkehr zwischen den Nachbarvölkern, der der Ausbreitung des Christentums unter den Therwingen sehr zu statten kam, war dadurch wieder hergestellt. Wenn Athanarich verhältnismäßig sehr günstige Bedingungen erhielt, so hatte dies wohl darin seinen Grund, daß Valens ihn im Lauf der langen Unterredung als einen höchst begabten, scharfdenkenden und einsichtigen Mann achten gelernt hatte, den er sich lieber als Freund verbunden, wie als Feind gegenüber sah.

3. Das Christentum bei den Goten; Ulfilas.

Arius, ein Presbyter zu Alexandrien, über das Geheimnis der Dreieinigkeit grübelnd, hatte den Satz aufgestellt: weil der Sohn vom Vater gezeugt sei, müsse dieser auch vor dem Sohn vorhanden gewesen, daher als Urquell alles Daseins von höherer Natur sein als der Sohn. Der Bischof Alexander suchte seinen Priester von dieser Irrlehre abzubringen und schloß ihn, da dies vergebens war, von der Kirchengemeinschaft aus. Arius aber fand Anhang unter den Bischöfen des Orients, vor allem bei Eusebius von Nikomedien. Die Glaubensspaltung verbreitete sich seit etwa 320 über den ganzen christlichen Osten. Konstantin der Große bemühte sich die Einigkeit wieder herzustellen und erklärte den Streit über etwas an sich Unerforschliches für müßig. Umsonst, der Glaubenseifer blieb unbeugsam. Da berief der Kaiser zur Ausgleichung des Streites im Jahre 325 das erste allgemeine Konzil nach Nicäa in Bithynien, auf dem das noch jetzt in der gesamten Christenheit geltende Glaubensbekenntnis auf den Antrag des gelehrten Athanasius angenommen wurde. Die, welche mit Arius die völlige Wesensgleichheit des

Digitized by Google

Sohnes mit dem Vater bestritten, wurden ihrer Ämter entsetzt und verbannt. Aber den Arianern gelang es bald sich wieder bei Konstantin in Gunst zu setzen; er berief die Verbannten zurück und sandte den Arius mit warmer Empfehlung wieder nach Alexandrien. Hier war indes der glaubensstarke Athanasius Bischof geworden, der allen Bitten und Drohungen des Kaisers widerstand, bis dieser nachgab. Doch war die Überzeugung des Arius hierdurch nicht ausgerottet; seine Lehre fand viele Anhänger; er selbst starb, kurz vorher in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen, 336 in Konstantinopel. In den folgenden Zeiten gewann bald die rechtgläubige (orthodoxe, katholische, nicänische, athanasianische), bald die arianische Partei die Oberhand, je nachdem der regierende Kaiser sich dieser oder jener zuneigte. Häßliche Umtriebe und unwürdige Zerwürfnisse ergaben sich aus solchen Verhältnissen; eine Menge von Sekten schossen neben den Hauptkirchen auf. Endlich entschieden das Ansehn und die Ketzergesetze des Kaisers Theodosius (seit dem Jahre 380) den Sieg des nicänischen Bekenntnisses im römischen Reiche. Nur die inzwischen zum Christentum übergetretenen Germanen, vor allem die Goten, beharrten in der arianischen Lehre.*)

Die ersten Goten, welche das Christentum annahmen, waren die auf der Halbinsel Krim. Gefangene aus Kappadocien sollen das Evangelium zuerst unter ihnen verkündigt haben und zwar nach dem katholischen Bekenntnis, da damals, nicht lange nach der Mitte des dritten Jahrhunderts (seit 265) überhaupt noch von keinem Arianismus, der ja erst über fünfzig Jahre später hervortrat, die Rede sein kann. Es ist gewiß, daß die veredelnde, beseligende und bildende Kraft der Religion des Friedens und der Liebe bei diesen Krimgoten Großes gewirkt hat. Gar bald hören die wilden Raubfahrten über die See auf, wir vernehmen schon um 320 von gotischen Märtyrern, die für die neue Lehre freudig in den Tod gingen. Im Jahre 325 aber unterschrieb bereits ein gotischer Bischof, Theophilus vom kimmerischen Bosporus, die Beschlüsse des nicänischen Konzils, was die Verbreitung der christlichen Lehre auf der Halbinsel unwiderleglich darthut. Indes es ist nicht zu übersehen, daß die Krimgoten schon durch die Lage ihres Landes von dem übrigen Teil ihres Volkes, den Ostgoten, fast ganz geschieden waren; sie sind von dem Hunnensturm nicht beunruhigt worden und blieben auch nach dem Abzug ihrer Brüder auf ihrem abgelegenen Wohnlande zurück, wo sie noch in späteren Zeiten nachweisbar sind. Ein Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts kennt sie noch in jenen Sitzen; er weiß, daß sie dem Kaiser von Ostrom tributpflichtig sind und ihm, wenn er es verlangt, dreitausend Krieger stellen können; er rühmt

*) Vgl. Wietersheim und Dahn, Völkerwanderung 1, S. 427 ff.

Digitized by Google

sie als emsige Ackerbauer und gastfreundliche Leute;*) aber es ist unwahrscheinlich, daß von ihnen aus das Christentum weiter nach Norden verbreitet worden sei; die Ostgoten Ermanarichs waren ohne Zweifel noch Heiden. Das gewaltige Verdienst, dem ganzen Gotenvolke, und zwar zunächst den Westgoten, die Heilsbotschaft vom wahren Gott und seinem menschgewordenen Sohn verkündet zu haben, gebührt nicht jenen kappadocischen Gefangenen oder den von ihnen bekehrten Krimgoten, sondern einem Westgoten, dessen Name unsterblich ist, dem großen Ulfilas.

Ulfilas, wie die Griechen ihn nannten, oder Wulfila (d. i. Wölflein), wie die gotische Namensform lautet, war im Jahre 311 geboren**) und kam wahrscheinlich in seinem siebzehnten Lebensjahre mit einer Gesandtschaft, wie es scheint als Geisel, an den Hof zu Konstantinopel. Während seines dortigen Aufenthaltes erwarb er sich die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache, trat zum arianischen Bekenntnis des Christentums über und widmete sich dem geistlichen Stande. Er wurde Lektor, wahrscheinlich unter den in Byzanz lebenden Goten, und begann hier sein wunderwürdiges Werk, die Übersetzung der heiligen Schrift in seine Muttersprache. Unmittelbar nachdem er das kanonische Alter von dreißig Jahren erreicht hatte, ward er (341) durch Eusebius von Nikomedien zum Bischof geweiht und kehrte als solcher in seine Heimat zurück. Hier, unter den Westgoten, wirkte er als einer der größten Glaubensboten, den die Geschichte der christlichen Kirche kennt, und bekehrte eine große Zahl seiner Volksgenossen vom alten Wodansglauben zum Evangelium. Aber die Ausbreitung des letzteren erregte den Ingrimm derer, die zäh am Glauben der Väter festhielten, besonders des mächtigen Fürsten Athanarich, und rief eine heftige Verfolgung der Bekehrten hervor, so daß viele den Märtyrertod erlitten. Da stellte sich der gewaltige Mann an die Spitze der Gläubigen und führte sie, eine große Volksmenge, Männer, Frauen und Kinder mit aller beweglichen Habe, zu Anfang des Jahres 348 über die Donau in das römische Gebiet. Der Kaiser Konstantius, zu dem Ulfilas, der fromme Hirte, ging und den er um Aufnahme und Land für seine Herde bat, empfing ihn mit warmer Hochachtung und nannte ihn mit Recht einen zweiten Moses. Er wies den Auswanderern Wohnsitze in der Gegend von Nikopolis (Tirnowa), unfern dem Gebirge, im südlichen Mösien an. Hier hat Ulfilas unter ihnen gelebt, mit Wort und Schrift für

*) Diese sogenannten tetraxitischen Goten haben sich als einziger Rest des ganzen großen Gotenvolkes bis in die neuere Zeit erhalten. Noch im 16. Jahrhundert hat der Niederländer Busbeck Kunde von ihrer Sprache gegeben und eine Reihe von Wörtern derselben aufgezeichnet.

**) Daß seine Eltern kappadocische Christen gewesen seien, ist eine sehr übel beglaubigte Nachricht.

Digitized by Google

die Lehre Jesu wirkend, bis der Tod ihm den beredten Mund schloß und die Feder dem Siebzigjährigen aus der unermüdlichen Hand nahm. Kurz vorher hatte er als Bischof der „Kleinen Goten“ (so nannte man seine Schützlinge)*) an einer geistlichen Synode in Konstantinopel auf Befehl des Kaisers teil genommen und in wenigen klaren Sätzen sein Glaubensbekenntnis aufgeschrieben. In Byzanz ist er auch zu Anfang des Jahres 381 gestorben. Hat Ulfilas schon bei seinen Lebzeiten Staunenswertes geleistet, so hat sein Einfluß auf die Goten ihn selbst um Jahrhunderte überdauert; denn er hatte die ganze Kraft seines außerordentlichen Geistes, den ganzen Reichtum seiner ungewöhnlichen Kenntnisse und alle Gewalt, die ihm über die Sprache verliehen war, wie wenigen Sterblichen, daran gesetzt, um seinem Volke das Höchste zu geben, was er geben konnte: die Übersetzung der ganzen Bibel. Nur die Bücher der Könige soll er weggelassen haben, um dem kriegerischen Mut seiner Landsleute keine neue Nahrung zu geben. „Er vollbrachte“, so sagt ein trefflicher Kenner unserer älteren Litteratur (Wilhelm Scherer), „das Werk bei einem Volke, welchem bis dahin die ersten Anfänge einer geschriebenen Litteratur gefehlt hatten; er gab einem Volke die Bibel in die Hand, das bis dahin nicht einmal wußte, was Lesen sei — ‚Singen‘ mußte er es übersetzen; er schuf eine Schrift, die auf Pergament zu malen war, für ein Volk, das bis dahin nur auf Holz und Stein einzelne Zeichen oder eine Folge weniger Worte geritzt hatte. Er brachte die Schrift zustande, indem er die Runen aus dem griechischen Alphabet oder das griechische Alphabet aus den Runen ergänzte. Er brachte die Übersetzung zustande, indem er möglichst wortgetreu den griechischen Text ins Gotische übertrug, aber doch mit dem äußersten Respekt vor dem heiligen Buch auch die Achtung vor dem heimischen Sprachgesetze verband. Die Sprache selbst kam ihm dabei entgegen, der gotische Satzbau stand dem griechischen damals noch näher als etwa der neudeutsche oder selbst der altdeutsche dem gotischen. Ulfilas hatte ohne Zweifel Mitarbeiter; die wenigen erhaltenen Reste des Alten Testamentes zeigen Abweichungen von den Evangelien und diese wieder von den Resten der paulinischen Briefe. Aber sein ist der Anfang, sein ist das Beispiel, sein ist die Aufsicht, sein das Verdienst. Fremde Kräfte in den Dienst seiner eigenen Gedanken zwingen und dazu erziehen ist größer als die eigne Kraft unnötig verschwenden.

Ulfilas hatte sein Werk nicht bloß für die ‚Kleinen Goten‘ geschaffen. Die vollständige Christianisierung der Westgoten war trotz der ersten Ver-

*) Sie haben jahrhundertelang die ihnen zugewiesenen Sitze bewohnt; friedsam und harmlos, besonders von Viehzucht sich ernährend, sind sie zu einem zahlreichen Volke angewachsen, das sich aber unter den slavischen Völkerschaften, die später die Halbinsel überfluteten, verloren hat.

Digitized by Google

folgung nur noch eine Frage der Zeit. Und die Bekehrung der Westgoten ist wichtig, ja verhängnisvoll geworden für eine ganze Reihe von germanischen Völkern. Alle Glieder des ehemaligen Oststammes wurden nach und nach hineingezogen in den Bereich des Arianismus: so die Ostgoten, so die Heruler, Skiren und Rugen, so die Wandalen. Selbst die Burgunden, schon früher römisch-christlich, schwenkten eine Zeit lang zum Arianismus über; und die Langobarden haben, wie es scheint, während sie an der Donau herrschten, nach dem Vorbild ihrer Nachbarn den Arianismus, wenn auch zunächst nur sehr äußerlich, angenommen.

So weit das Gebiet des germanischen Arianismus, so weit, dürfen wir annehmen, reichte die gotische Bibel, so weit erstreckte sich die geistige Macht des Ulfilas. Kein Germane katholischen Bekenntnisses hat etwas Ähnliches wie er auch nur erstrebt. Unter den Engländern kann sich erst Wiclef, unter den Deutschen erst Luther mit ihm vergleichen. Was vor Wiclef und Luther entstand an teilweisen oder vollständigen Übersetzungen, litt von Anfang an unter dem thörichten Respekt vor der fremden heiligen Sprache, dem Latein, später gar unter dem Bibelverbote der Päpste. Ulfilas gab dem gotischen Volke, seinen Königen, seinem Adel, seinen Seelsorgern und Lehrern, jedem, der reich genug war, um sich ein Buch abschreiben zu lassen, die Bibel in die Hand. Mochten auch wenige von dieser Wohlthat Gebrauch machen, die Möglichkeit war doch gegeben, und hätte das Volk länger gelebt und seine Nationalität ungestört entwickelt, so wäre gewiß der Segen einer allgemein verständlichen Religionsurkunde dankbar empfunden worden."

Was wir sonst in gotischer Sprache besitzen, ist geringfügig. Wahrscheinlich erstreckte sich die geschriebene Litteratur nur auf die Bibel. Die uns erhaltenen Handschriften vom Werke des Ulfilas sind wahrscheinlich in Italien zur Zeit Theodorichs des Großen entstanden. Die prachtvollste und umfangreichste von allen ist der berühmte „silberne Codex" (so genannt von dem gediegenen Silber des Einbandes) auf der Universitätsbibliothek zu Upsala, der, mit Silber- und Goldschrift auf purpurgetränktem Pergament geschrieben, wohl zu dem Schatze des ostgotischen Königs gehört haben mag. Wir besitzen übrigens keineswegs das ganze Werk, sondern nur den größten Teil des Neuen Testamentes, vom Alten nur wenige Stücke. In diesen Überresten aber verehren wir das auch für die Erforschung unserer deutschen Sprache unendlich wichtige älteste Schriftdenkmal der Germanen; und deshalb schon muß der Name des großen Westgotenbischofs allen Deutschen heilig sein.

Auch wir folgen löblichem Brauche, indem wir, um die alte gotische Sprache in ihrer Majestät und ihrem Vollklang unsern Lesern doch wenigstens

Digitized by Google

ertönen zu lassen, das Gebet des Herrn in Wulfilas Übersetzung hieher setzen. So hat Alarich, so Theoderich der Große das Vaterunser gesprochen:*)

Atta unsar, thu in himinam, veihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins. Vairthai vilja theins, svê in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. Jah aflêt uns, thatei skulans sijaima, svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Untê theina ist thiudangardi, jah mahts, jah vulthus in aivins. Amên.

Durch die Auswanderung der Goten des Ulfilas verlor das Westgotenreich zwar zunächst fast alle Christen und damit seine gesittetsten Männer, das Christentum selbst aber blieb auch den Therwingen nördlich der Donau unverloren. Schon um 370 waren, dank dem friedlichen Grenzverkehr mit den Römern, wieder zahlreiche christliche Gemeinden vorhanden. Athanarich aber erblickte in diesen Christen — nicht ganz ohne Grund — Anhänger Roms und der bedeutende, aber starr und trotzig seinen alten Göttern anhangende Mann verfolgte sie mit seinem Haß. Sechsundzwanzig Märtyrer, unter ihnen Nicetas und Sabas, fielen ihrer Liebe zum Erlöser zum Opfer. Die größten Leiden, ja selbst den Tod erlitten sie freudig. Während aber Athanarich unerbittlich gegen alle Christen wütete, fand die neue Lehre einen mächtigen Beschützer in einem anderen hochangesehenen Westgotenfürsten Frithigern.

Zwischen ihm und Athanarich brach sogar um das Jahr 372 wegen des Glaubens der offene Kampf aus, bei welchem römische Truppen, natürlich zu Gunsten der Christen, einschritten. Christliche Glaubensboten zogen immer wieder über die Donau und predigten das Wort Gottes. „Was das römische Schwert nicht vermocht hatte, das schien dem christlichen Kreuze zu gelingen: die Herstellung einer engeren Abhängigkeit der Westgoten vom Reiche. Doch die Tage der römischen Herrschaft gingen zur Neige."

---

*) H nach Vokalen lautet wie ch, v wie w, gg wie ng. Der scheinbare Diphthong ai ist wie kurzes e zu sprechen und von ai zu unterscheiden. Eine ganz wörtliche Übersetzung des gotischen Vaterunsers ist folgende: Vater unser, du in Himmeln, geweiht werde Name dein. Komme Herrschaft dein. Werde Wille dein, wie im Himmel auch auf Erden. Brot (Laib) unsres das tägliche gieb uns diesen Tag. Und erlaß uns, daß wir Schuldner seien, sowie auch wir erlassen den Schuldnern unsern. Und nicht bringest du uns in Versuchung, sondern löse uns von dem Übel. Denn dein ist Herrscherreich und Macht und Herrlichkeit in Ewigkeiten. Amen.

Digitized by Google

4. Ermanarich und die Hunnen.

(Von ca. 372 bis 374.)

In den Steppen von Hochasien hauste seit unbekannter Zeit ein wildes, kriegerisches Nomadenvolk von mongolischer Abkunft, die Hunnen. Wir wissen nicht, warum sie im Laufe des dritten und vierten Jahrhunderts allmählich immer mehr nach Westen rückten; plötzlich, etwa um das Jahr 372, erscheinen die unheimlichen Gäste an der Eingangspforte Europas, durch die vor undenklichen Zeiten Kelten, Germanen, Slaven eingezogen waren, in den Niederungen der unteren Wolga, zwischen dem Kaspisee und dem Uralgebirge. Aber sie hatten kein Recht durch das Völkerthor einzuziehen und die europäischen Gefilde an sich zu reißen, denn diese gehörten bereits Völkerstämmen, die höher kultiviert und begabt waren als diese schrecklichen Gesellen, und deshalb war ihr Dasein in Europa nicht von Dauer; es umfaßte kaum ein Jahrhundert. Doch gewaltig erschüttert haben sie die westliche Welt im ersten Ansturm und dann gegen das Ende ihrer Jahre, als ein Geist von staunenswerter Größe unter ihnen aufstand.

Über den Ursprung des furchtbaren Volkes erzählten die Goten, die sie bald nur allzugenau kennen lernen sollten, folgende seltsame Sage: Als einst König Filimer sein Gotenvolk in die Gefilde nördlich des Schwarzen Meeres führte, erhielt er Kunde von etlichen Zauberweibern, die in gotischer Sprache Haljarunen (Alrunen) genannt werden; und da er sie für unheimlich hielt, verbannte er sie aus dem Lande weit weg von seinem Volke in eine öde Wüste. Hier aber verbanden sich diese Zauberinnen mit unreinen Geistern, die in jener Wüste hausten, und aus solch grausenhafter Verbindung ging jenes schreckliche Volk hervor, die Hunnen. Zuerst hielten sie sich in den Sümpfen der Einöde versteckt, ein unansehnliches, häßliches und kleines, kaum menschenähnliches Geschlecht. Auch die Laute, durch welche sie sich verständigten, waren kaum einer menschlichen Sprache zu vergleichen. So lebten die Hunnen, den Tieren ähnlich, in den Wüsten und Steppen östlich vom Mäotischen Meere, ohne irgend eine Beschäftigung außer der Jagd. Doch nach einiger Zeit, nachdem sie zu einem Volke angewachsen waren, zeigten sie sich gelehrig in Trug und Raub und belästigten dadurch ihre Nachbarn im Osten. Von den Goten und den anderen edlen Völkern im Westen wußten sie nichts, weil weite Sümpfe dazwischen lagen. Als aber einstmals eine Schar Hunnen jenseit eines großen Sumpfes auf die Jagd auszog, bemerkten sie, wie auf einmal eine Hirschkuh sich vor ihnen zeigte. Diese ging über den Sumpf, und stand bald still, bald schritt sie vorwärts, gleich als wollte sie ihnen als Wegweiser dienen. Da folgten ihr die hunnischen Jäger und überschritten

Digitized by Google

trockenen Fußes das Sumpfland, das sie bis dahin für unzugänglich gehalten hatten. Und als sie an der westlichen Seite angelangt waren und das skythische Land vor ihnen lag, verschwand die Hirschkuh. Gewiß war sie einer der bösen Geister, von denen die Hunnen herstammen, und zeigte ihnen den Weg aus Feindschaft gegen die westlichen Menschen. Die Jäger aber, die bisher gar nicht gewußt hatten, daß es jenseit des breiten Sumpfes noch eine Welt gebe, wunderten sich über das schöne Land und meinten (wie es ihnen denn nicht an Schlauheit fehlt) ihre Götter hätten ihnen den Weg gezeigt, damit sie sich des Landes bemächtigten. Sie kehrten zu den Ihrigen zurück, erzählten ihnen den Vorfall, priesen die herrlichen Gefilde, die sie erblickt hatten, und forderten sie auf, hinüberzugehen. So geschah es. Sie eilten alle auf dem Wege der Hirschkuh hinüber und schlachteten die Menschen, die ihnen zuerst begegneten, ihrem Kriegsgotte zum Opfer. Die übrigen unterwarfen sie sich und zwangen sie ihnen Kriegsdienste zu leisten. Unter diesen waren die Alanen, die ihnen im Kampfe gewachsen, an Gesittung und Schönheit aber weit überlegen waren. Auch dieses Volk suchten die Hunnen so lange mit unaufhörlichen Angriffen heim, bis es sich ihnen endlich ergab.

So berichtete die gotische Sage über die asiatischen Fremdlinge; sie beweist das Grauen und den Ekel, den der edle arische Stamm vor den häßlichen, wilden Mongolen empfand. Ihr Wesen und ihre Lebensart aber schildert ein zuverlässiger Gewährsmann, der treffliche Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus (derselbe, dem wir den Bericht über die Straßburger Schlacht verdanken) folgendermaßen: „Die Hunnen übertreffen alles an barbarischem und wildem Wesen. Mit eisernen Werkzeugen durchfurchen sie die Backen ihrer neugeborenen Kinder, damit die Barthaare durch die Narben unterdrückt werden. Auch haben sie bis zum Greisenalter ein nacktes, glattes Kinn. Ihr untersetzter Körper und ihr starker Gliederbau giebt ihnen bei einem dicken Halse und bei ihrer gekrümmten Haltung ein ungeheuerliches Ansehn. Man könnte sie für zweibeinige Tiere oder für rohbehauene Holzfiguren, wie man sie öfter auf Brückengeländern sieht, halten. Sie führen, gleichsam Tiere in Menschengestalt, ein viehisches Leben und kennen weder Feuer noch Gewürz bei der Zubereitung der Speisen, sondern leben von Wurzeln, wilden Pflanzen oder von dem halbrohen Fleische aller beliebigen Tiere, das sie zwischen ihren Schenkeln und dem Rücken der Pferde nur kurze Zeit erwärmen, um es dann zu verzehren. Sie bewohnen keine Gebäude und vermeiden sie vielmehr, weil sie ihnen Begräbnisse zu sein scheinen; deshalb haben sie auch über ihren Zelten nicht einmal ein Rohrdach. Bedeckte Wohnungen sind ihnen so beengend, daß sie nur bei der zwingendsten Notwendigkeit unter ein Dach treten; sie glauben eben darunter nicht sicher zu sein. Frei durch Berge und

Digitized by Google

Wälder zu schweifen ist ihre Lust; da ertragen sie, von Jugend auf daran gewöhnt, gern Frost, Hunger und Durst. Sie kleiden sich in leinene Gewänder und werfen darüber einen Pelz aus Fellen von Waldmäusen. Einen Unterschied zwischen Haus- und Staatskleidern kennen sie nicht, sondern sobald sie einmal ihr rohes, unscheinbares Leinenkleid angelegt haben, legen sie es nicht wieder ab und wechseln es nicht eher, als bis es durch den täglichen Schmutz und Gebrauch zerfault und ihnen schließlich in Lumpen vom Leibe herunter fällt. Eine unförmliche, platte Lederkappe deckt ihren Kopf; die behaarten Beine umwickeln sie zum Schutz mit Bocksfellen. Ihre Fußbekleidung ist so ungeschickt gearbeitet und so formlos, daß sie durch dieselbe im freien Gebrauch ihrer Füße gehindert werden. Deshalb sind sie auch zum Fußkampfe nicht geeignet, sondern erscheinen mit ihren häßlichen, aber ausdauernden Pferden fast zusammengewachsen. Tag und Nacht bleiben sie auf ihren Pferden, kaufen ein und verkaufen, essen und trinken, ja schlafen sogar auf ihnen, indem sie sich mit dem Oberkörper auf ihren Hals beugen. Auch zu ihren Versammlungen und wenn überhaupt etwas Wichtiges zu beraten ist, kommen sie zu Pferde zusammen.

Die strenge und geregelte Leitung eines Königs ist ihnen unbekannt. Sie stürzen sich vielmehr unter der Anführung ihrer Häuptlinge in wildem Durcheinander und in bunten Haufen mit einem schrecklich klingenden Kriegsgeschrei auf alles, was ihnen feindlich gegenüber steht. Nur selten kämpfen sie, ohne selbst die Angreifer zu sein; aber niemals unterlassen sie es, beim Beginn ihres Angriffs das Schlachtgeschrei auszustoßen. Behend, schnell und überraschend im Angriff, zerstreuen sie sich ebenso schnell und ergreifen scheinbar die Flucht, wenn sie Widerstand finden, um mit Ungestüm zurückzukehren, und reiten dann, wenn die List gelingt, unter einem entsetzlichen Blutbade alles nieder. Befestigungen und verschanzte Lager greifen sie nicht an, und bei Plünderung derselben hat man sie nie getroffen; denn um hier Erfolge zu erzielen, sind sie zu ungestüm. Nichts aber gleicht der Gewandheit, mit der sie aus großer Ferne ihre nur mit spitzen Knochen versehenen und mit großer Geschicklichkeit und Berechnung gearbeiteten Pfeile abschießen. Im Handgemenge kämpfen sie mit der größten Verwegenheit; sie führen dabei in der einen Hand ein Schwert, in der anderen eine Art Fangleine, mit der sie den Feind, während er damit beschäftigt ist ihre Schwerthiebe aufzufangen, unversehens umschlingen. Gelingt ihnen das, so ist weder Reiter noch Fußgänger bei so gefesselten Gliedern imstande, weiteren Widerstand zu leisten. Dies alles macht sie zu höchst gefährlichen Kriegern.

Niemand bestellt bei ihnen einen Acker oder rührt einen Pflug an. Denn sie kennen eben keine festen Sitze und wissen nichts von einem

Digitized by Google

Haushalt, einem Gesetze oder einem feststehenden religiösen Gebrauch. Immer im Wechseln und Umherwandern begriffen und Flüchtenden ähnlich, ziehen sie mit ihren Karren, auf denen sie wohnen, umher. Hier spinnen ihre Weiber jene schlechten Kleider für die Männer, hier schließen sie die Ehen, hier gebären sie ihre Kinder und ziehen sie auf, bis sie erwachsen sind.

Kein Hunne kann die Frage nach seinem Geburtsort beantworten; anderswo ist er empfangen, anderswo geboren, anderswo aufgezogen worden. Und so unstät wie ihr Leben ist auch ihre Sinnesart. Unbeständig, treulos, wechselnd wie der Wind, je nachdem sie Vorteil erhoffen, ganz dem Eindruck des Augenblickes hingegeben, folgen sie mit stürmischer Hast der ersten Eingebung, um mit ihrer gewohnten Schnelligkeit das Ziel zu erreichen. Was ehrbar, was unanständig ist, wissen sie ebenso wenig wie die Tiere des Waldes. Zweideutig und falsch, ohne irgend eine Scheu, wie jede Religion sie hervorbringt, fühlten sie sich nicht zum Halten von Verträgen verpflichtet; die Gier nach Gold ist stärker als alle andern Gefühle. Jähzornig und unzuverlässig, sind sie imstande, an demselben Tage, ohne daß sie eigentlich beleidigt oder gereizt sind, von Bundesgenossen abzufallen und, ohne daß jemand sie darum bittet, wieder zu ihnen zurückzukehren. Das ist das Wesen dieses behenden, unbändigen Menschenschlages."

So war das Volk beschaffen, das um das Jahr 372 die Wolga überschritt und zunächst die dort wohnenden Alanen überfiel, welche wahrscheinlich mit ihren germanischen Nachbarn vielfach vermischt, aber keine reinen Germanen waren. Diese zwangen sie, sich ihnen anzuschließen und mit ihnen, etwa zwei Jahre später, das Reich der Ostgoten anzugreifen.

Über die Ostgoten herrschte noch immer der uralte, gewaltige Ermanarich, und immer noch hielt das Ansehen des Völkerfürsten die mannigfaltigen Stämme seines weitausgedehnten Reiches in Gehorsam. Aber als die hunnischen und alanischen Horden in seine Marken brachen, war der mächtige Greis krank. Er siechte an einer Wunde dahin, die ihm Blutrache geschlagen hatte. Ein Fürst aus dem Geschlecht der Rosomonen hatte ihm die Treue gebrochen. Da ließ er die Gemahlin des Verräters, Swanhild geheißen, ergreifen und von wilden Pferden zerreißen. Aber die grausame That rächten die Brüder der Ermordeten, Sarus (got. Sarvs) und Hammius (got. Hamadeo). Der alte König hatte die Gewohnheit, oft in tiefes Nachdenken versunken regungslos dazusitzen. Das benutzten die Brüder und stießen ihm, als er einstmals so dasaß, ein Schwert in die Seite. Die Wunde war nicht tödlich; aber krank und hinfällig schleppte Ermanarich seitdem sein Leben hin. Als dies der damalige Chan der Hunnen, Balamber erfuhr, fiel er mit seinen Scharen in das Ostgotenreich ein. Da verzweifelte der ruhmgekrönte Greis, der sich kampfunfähig sah, an einem ehrenvollen Ausgang des Kampfes; und dieser Seelenschmerz

Digitized by Google

brachte ihm den Tod. Nach einer andern Nachricht machte er seinem Leben selbst ein Ende. Er starb, hundert und zehn Jahre alt. Und nach seinem Tode sank sein großes Reich in Trümmer. Die unterworfenen Nebenvölker machten sich frei oder traten auf Seite der Hunnen. Die Ostgoten erlagen den Hunnen und erkannten die Oberherrschaft derselben an, doch so, daß sie ihren eignen König behielten. Weniger gebildet als ihre Stammesbrüder, die Westgoten, hatten sie ihre halbnomadische Lebensweise noch nicht mit der seßhaften vertauscht; daher kam es sie nicht eben schwer an, zum Teil ihre Wohnsitze zu verlassen und sich den nach Westen sich wälzenden hunnisch-alanischen Scharen anzuschließen. Der nächste Anprall der neu angeschwollenen Völkerwoge traf die Westgoten.

Das Andenken an den einst so gefürchteten Amaler Ermanarich, an seine Macht, an seinen grausen Zorn, dem Swanhild zum Opfer fiel, an die Rache der Brüder und an den Tod des greisen Königs hat sich in gotischen Volksliedern von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Die nordische Sage weiß noch vom König Jörmunrek, von der schönen strahläugigen Swanhild und von ihren Brüdern Sörli und Hamdir zu berichten, und selbst in den deutschen Volkssagen des Mittelalters spukt noch die mächtige Gestalt des „Kaisers Ermenrich", der hier freilich zu einem feindseligen Oheim Dietrichs von Bern, d. i. Theoderichs des Großen geworden ist, welcher in Wirklichkeit durch ein Jahrhundert von ihm getrennt war.

Hier wollen wir für jetzt die Ostgoten verlassen, um zuvörderst die Schicksale und Thaten ihrer westlichen Brüder, der Therwinge, weiter zu verfolgen.

5. Der Übergang der Westgoten über die Donau und ihre Entzweiung mit den Römern.

(Von 376 bis 377.)

Noch waren die Westgoten von dem furchtbaren Gewitter, das von Osten heraufzog, unbetroffen. Ja der Zusammenbruch des greutungischen Reiches mochte ihnen sogar nicht unwillkommen sein; denn jetzt glaubten sie das Joch, das Ermanarich ihnen auferlegt hatte, völlig abschütteln zu können. Die Riesengröße der drohenden Gefahr ahnte gewiß niemand. Doch rüstete der kühne Athanarich, als ihm das Herannahen der hunnischen, durch Alanen, Slaven und Ostgoten verstärkten Horden gemeldet ward, zur kräftigen Abwehr. Am rechten Ufer des Dniestrstromes verschanzte er sich mit einer auserlesenen Schar im sogenannten „Thal der Greutunge" und entsandte von hier den tapferen Munderich mit der Vorhut, die aus den besten Reitern bestand, die näher rückenden Feinde

Digitized by Google

aufzuspüren, während er selbst sich zu einem großen Entscheidungsschlag vorbereitete. Aber die Sache nahm eine andre Wendung, als er vermutete. Denn die schlauen Hunnen, die Nähe des großen Heeres spürend, griffen jenen Vortrab nicht an, sondern umgingen ihn, legten sich des Abends scheinbar sorglos zur Ruhe, brachen aber in der Nacht, die der Mondschein erleuchtete, auf, setzten an einer seichten Stelle mit ihren flinken Pferden durch den Fluß und stürzten sich blitzschnell auf die ahnungslosen Scharen Athanarichs. Von dem unvermuteten Überfall wie betäubt mußte dieser sich in das Gebirge zurückziehen, wo er die Pässe und zugänglichen Stellen durch Aufführung von Mauern und andern Bollwerken nach Art der Römer zu decken suchte. Allein die Hunnen verloren keine Zeit damit, ihn in diesen Befestigungen anzugreifen; sie ließen ihn einfach unbeachtet und stürmten an ihm vorbei beutelechzend in das offene Land. Sie plünderten die reichen Gotengefilde und würgten soviel Bewohner, als sie ergreifen konnten, mit Weibern und Kindern. Dann kehrten sie um, zogen an Athanarich vorbei und brachten ihre Beute in Sicherheit.

Es war mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß die entsetzlichen Horden wiederkommen würden. Der Eindruck, den sie durch ihr blitzartiges Erscheinen hervorgerufen hatten, war Furcht und Schrecken. Die Nachricht von dem fremden, wilden Volke, das „gleich dem Sturmwind, welcher von hohen Bergen herniederbraust, aus einem verborgenen Winkel der Erde sich aufgemacht hatte, um alles vor sich niederzureißen," erschütterte tief die Herzen der gesitteteren Westgoten an der Donau. Nach Schirm und Rettung vor den Gräßlichen, die selbst Jungfrauen und Kinder nicht schonten, schrie das ganze Land; und man glaubte sich erst gerettet, wenn der mächtige, stark befestigte Strom den Feind zurückhalte. Auch die Christen mochten damals auf den gewaltigen Athanarich blicken, hoffend, er werde helfen; aber der trotzige Mann, mißtrauisch gegen die doppelzüngigen Römer und abgeneigt, mit Christen in Verbindung zu treten, außerdem eines alten Schwures gedenkend, niemals die Donau zu überschreiten, zog mit seinem Gefolge und zahlreichen auserwählten Mannen in die nördlichen Gebirge, wo dichte Waldungen Schutz gewährten und wo er nach Vertreibung der dort hausenden Slaven für einige Jahre Ruhe fand. Da verließ ihn die größere Hälfte der Westgoten unter Anführung der Fürsten Frithigern und Alawiv und sammelten sich am Ufer der Donau; jenseit des Stromes, so war nach langer Beratung beschlossen worden, wollten sie Zuflucht suchen, wo schon vor beinah drei Jahrzehnten ihre von Ulfilas geführten Brüder Schutz vor Athanarichs Zorn gefunden hatten. Es war ein sehr lockeres Band, das die Masse unter den beiden Herzögen aneinander fesselte, seit die feste Thingstätte und die eifersüchtig gehütete Grenze gegen die Ostgoten sie nicht mehr zusammenhielt. Die Leute scharten

Digitized by Google

sich aber doch noch um ihre alten Häuptlinge und die alten Heiligtümer. Auf Wagen führten sie diese mit sich, Priester und weise Frauen begleiteten sie wie in alter Zeit. Aber auch christliche Priester und Mönche zeigten sich zahlreich im Zuge, und sie wurden wohl geflissentlich in den Vordergrund gestellt, um das Mitgefühl der Kirche wachzurufen. Manche dieser christlichen Priester hatten sich der alten heidnischen Gebräuche noch kaum entwöhnt: den heidnischen Eidring am Arme schlugen sie das Kreuz. (Vgl. Kaufmann, Deutsche Gesch. 1, 264.) Es war eine ungeheure Menschenmasse, — der wehrhaften Männer allein 200 000 —, die sich am nördlichen Ufer des Grenzstromes aufstellte und Gesandte an den Kaiser Valens schickte, welche demütig um Aufnahme ins römische Reich flehten und dafür nicht nur sich ruhig zu verhalten gelobten, sondern auch Waffendienste anboten. Dem Römer mag es nicht wenig geschmeichelt haben, als er hörte, das Volk, das einem Claudius und Aurelian getrotzt hatte, stehe an der Mark seines Reiches, um Obdach bittend und die Hände flehentlich nach dem andern Ufer ausstreckend; auch hielt er es gewiß für vorteilhaft, dem Staate soviele tüchtige Krieger, soviele tapfre Herzen und starke Arme zuzuführen; er durfte hoffen, durch Vereinigung seiner und der gotischen Streitkräfte ein unüberwindliches Heer zu schaffen. Dazu kam, daß er ein eifriger Arianer war und so die arianischen Goten (die Mehrzahl freilich war wohl noch heidnisch) auch aus religiösen Gründen ungern abweisen wollte, sowie wahrscheinlich der greise Ulfilas für seine Stammesbrüder bat und Valens in diesen Glaubensgenossen sichre Stützen seiner Herrschaft zu finden hoffte. Kurz er übersah die Gefahr, die die Aufnahme einer so gewaltigen Menschenmenge immerhin für das Reich in sich barg, und gab die Erlaubnis, daß das ganze Westgotenvolk über die Donau nach Mösien übersetze und in Thracien angesiedelt werde (376). Um aber einer bedrohlichen Gefahr zuvor zu kommen, befahl er sogleich, die Goten sollten vor dem Betreten des römischen Bodens die Waffen abliefern und einige adlige Jünglinge als Geiseln stellen. Nun begann, wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Silistria, der Übergang etwa einer Million Menschen. Eine Menge von Schiffen, Nachen und hohlen Baumstämmen setzten ohne Unterbrechung viele Tage und Nächte hindurch die Goten über den Fluß. Die Beamten, die beauftragt waren, die Zahl der Übergesetzten aufzuschreiben, standen bald von dieser Arbeit ab, da sie dieselbe für unausführbar erkannten. Mit der Ablieferung der Waffen ward es nicht genau genommen. Viele gotische Männer bestachen die habgierigen Römer, die ihnen die Waffen abnehmen sollten, mit Geld oder Sklaven und behielten also ihre Wehr. Thracien und ein Teil von Niedermösien fruchtbar, aber wenig angebaut, ward von der neu eingewanderten Volksmasse angefüllt; hier sollte sie sich durch Anbau nützlich machen, wie die „kleinen Goten" am Nordabhang des Hämus es thaten.

Digitized by Google

Der Kaiser befahl, seinen neuen „Bundesgenossen“ Lebensmittel zu mäßigen Preisen zu reichen, und es wäre vielleicht alles so gut abgelaufen, wie Valens hoffte, hätten nicht die kaiserlichen Beamten, die Statthalter Lupicinus und Maximus, ebenso schändlich als thöricht, diese Gelegenheit benutzen wollen, um sich auf Kosten der Goten zu bereichern. Diese beiden Männer, nicht den Kaiser und noch weniger die Goten, trifft die Schuld an dem furchtbaren Unglück, das nun über das oströmische Reich hereinbrechen sollte.

Lupicinus und Maximus ließen den Goten nicht nur schlechtes Fleisch von Schafen und Rindern verkaufen, sondern bald auch verreckte Hunde und Katzen, und diese elende Nahrung erhielten die Goten um so hohe Preise, daß sie, als ihnen ihre geringen Kostbarkeiten, ja auch die Sklaven ausgingen, nur um nicht Hungers zu sterben, ihre Söhne und Töchter hergeben mußten, die die habgierigen Kaufleute als Zahlung forderten und an die lüsternen, sittenlosen Herren in den römischen Städten verhandelten. Die armen Eltern glaubten dabei ja nur für das Wohl ihrer Kinder zu sorgen; denn diese sollten lieber die Freiheit als das Leben verlieren; die Sklaverei wartete ihrer freilich, aber sie bekamen doch Nahrung, während sie bei ihren Eltern dem Hungertod geweiht gewesen wären. Von der verruchten Unsittlichkeit der tiefgesunkenen Römer hatten die sittenreinen Germanen keine Vorstellung. Kein Wunder, daß unter so traurigen Umständen die beklagenswerten Goten, die sich, rings von Überfluß umgeben, dem äußersten Elend preisgegeben sahen, anfingen zu murren und Drohungen laut werden zu lassen. Die Statthalter merkten bald die gärende Unzufriedenheit; es wurde ihnen vor der Menge doch bange, und sie beschlossen daher, die Fremdlinge in verschiedene Gegenden zu verteilen, um sie bei einem Aufstande schneller einzeln unterdrücken zu können. Um dies geräuschlos auszuführen, bot Lupicinus Soldaten auf, die er aus den Uferbollwerken an der Donau ziehen mußte. Das machten sich andre Goten zu nutze, die auf der Flucht vor den Hunnen nach Dacien gekommen waren und schon seit einiger Zeit jenseit der Donau standen, ohne für ihre Bitte um Aufnahme in das römische Reich Gehör zu finden, da den Kaiser schon seine Gastfreiheit gegen die Scharen Alawivs und Frithigerns reuen mochte. Jetzt als diese Ostgoten die Donaubefestigungen von Besatzungen entblößt sahen, fügten sie rasch eine große Anzahl kunstloser Flöße zusammen und fuhren herüber in die römische Provinz, wo sie sich festsetzten.

Die Goten in Thracien hatten schon längst eingesehen, daß die Freundschaft der Römer eine zweifelhafte Wohlthat war; sie sahen sich wie eine Herde Schafe zur Schur geführt. Und dennoch mäßigten sich diese starken Helden; noch Schlimmeres mußte geschehen, bis die treuherzigen Deutschen zum äußersten gereizt das Schwert aus der Scheide rissen und sich fürchter-

Digitized by Google

lich rächten. Die Statthalter selbst gaben dazu den Anlaß, da sie sich nicht anders mehr zu helfen wußten, als indem sie das verratene Volk seiner Führer beraubten. Zu diesem Zwecke ohne Zweifel luden sie einst die Fürsten Frithigern und Alawiv nebst andern Vornehmen zu einem glänzenden Gastmahl nach der Hauptstadt Niedermösiens, Marcianopel, ein. Mit großem Gefolge ritten die Edlen hin, mußten es aber vor den Thoren der Stadt lassen und nur von einer geringen Anzahl begleitet zu dem Palaste des Lupicinus ziehen. Als man nun hier beim Mahle saß, entstand draußen vor der Stadt ein Streit zwischen dem fürstlichen Gefolge und den römischen Kriegern. Die Goten wußten hinter den Thoren einen mit Lebensmitteln reichlich versehenen Markt und sahen sich mit Unwillen ausgeschlossen; denn nicht einmal Einkäufe durften sie machen. Wie Feinde oder Verbrecher wurden sie bewacht; ihre Bitten, sie einzulassen, sie seien ja Unterthanen und Bundesgenossen des Kaisers, wurden mit Hohn zurückgewiesen. Die boshaften Bemerkungen der Römer reizten den Ingrimm der Goten, es kam zu heftigen Scheltreden. Schließlich konnten die Beleidigten sich nicht länger bändigen; die Schwerter wurden aus der Scheide gerissen, es entstand ein Handgemenge, mehrere Römer wurden erschlagen. Ein geheimer Bote brachte dem Lupicinus während der Tafel die Nachricht hiervon. Der Wein hatte bereits die Sinne des Schwelgers umnebelt; er hielt es nun an der Zeit, seinen ruchlosen Plan auszuführen, und erteilte deshalb heimlich den Befehl, den kleinen Teil des Gefolges, dem man den Eintritt in die Stadt gewährt und der, von den Fürsten getrennt, in einem andern Teil des Palastes geschmaust hatte, niederzumetzeln. Es geschah; die Wehrlosen wurden zusammengehauen.

Inzwischen hatte Lupicinus den Fürsten nicht verhehlen können, daß ein blutiger Zusammenstoß zwischen seinen Kriegern und ihren Mannen vor dem Stadtthore erfolgt sei; in den Augen des tückischen Mannes mochte Frithigern den Mordplan lesen. Das Todesgeschrei des treuen Gefolges mag an sein Ohr geschlagen sein. Kurz, er fühlte, daß er verraten sei und nur ein kühner Entschluß ihn retten könne. Da sprang er von der Tafel auf, indem er schrie, nur er könne den Aufruhr stillen, den andern Fürsten zurief, ihm zu folgen, und das blanke Schwert in der Hand aus dem Palast stürzte. Durch die erstaunten Römer hindurch liefen die Deutschen zu ihren Rossen, und ehe jene sich besannen, was geschah, sprengten sie durch die Straßen dem Thore zu, erreichten es glücklich und wurden von ihren Getreuen mit lautem Jubel empfangen. Bald waren die Germanen den Augen der Römer entschwunden.

Das Gefühl der Freude darüber, daß die Fürsten gerettet waren, machte dem der Wut und des grimmigsten Schmerzes Platz, als man die Niedermetzelung der treuen Gefolgsleute im kaiserlichen Palast erfuhr. Der

Digitized by Google

schändlichste Bruch des Gastrechts, das auch dem wildesten Barbaren heilig ist, war von den Römern verübt worden. Gegen ein so treuloses Volk glaubten die Goten sich aller Verbindlichkeit entledigt. Sie trugen die Kunde der greulichen That in alle Gaue, und überall ertönte der dumpfe Klang der Stierhörner, die den Aufruhr verkündeten, die zum Rachekampf riefen. Hastig hatte der erschrockene Lupicinus ein Heer zusammen gerafft, mit dem er, unbesonnen genug, aus dem festen Marcianopel herausrückte; bald stieß er auf die Goten, machte halt und ordnete nach spätrömischer Taktik die Seinigen in dichtgedrängten Haufen. Jetzt stürmten die Goten, zum „Eberkopf" geordnet, wie einst die Kimbern, gegen die Front der Römer an, und schon der erste Anprall entschied den Kampf. Die Römer vermochten der ungeheuren Wucht des Stoßes nicht stand zu halten. Im blutigen Gewühl verloren sie sämtliche Feldzeichen; fast alle Kriegsobersten und der größte Teil des Heeres kamen um. Lupicinus aber floh, während die andern sich noch wehrten, in gestrecktem Laufe der Stadt zu und rettete so sein schmachbedecktes Leben.

Ein glänzender Sieg war von den Goten erfochten worden; den Gefallenen wurden die Rüstungen und Waffen genommen, die den Siegern hochwillkommen waren; die Hungersnot hörte auf, denn man nahm jetzt einfach das, was den gerechtesten Bitten solange schnöde verweigert worden war. Die Römer flüchteten sich überall hinter die Mauern ihrer Städte, denn die Goten, deren lange zurückgehaltener Grimm jetzt keine Grenzen kannte, verschonten keinen, der einen römischen Namen führte. Wie schnell hatte sich das Blatt gewendet! Die armen Hilfeflehenden, die mit Hohn Abgewiesenen, denen man ihre eignen Kinder in schmählicher Ausnutzung ihrer Not abgeschachert hatte, die waren jetzt die Herren des offenen Landes bis zur Donau. Und die Verblendung und Thorheit der Römer trieb bald nach der Schlacht bei Marcianopel den Siegern noch bedeutende Verstärkungen in die Hände. Gotische Söldnerscharen, die seit langer Zeit römische Dienste genommen hatten, lagerten bei Adrianopel und wollten eben ihre Winterquatiere beziehen. Die ruhmvollen Thaten ihrer Stammesgenossen ließen sie anfangs gleichgültig; da kam ein Befehl des Kaisers, daß sie nach Kleinasien ziehen sollten. Diesen Befehl hatte die Angst diktiert; Valens fürchtete, die gut geschulten und bewaffneten Krieger möchten sich mit ihren aufrührerischen Landsleuten vereinigen. Dennoch fügten sich jene der Anordnung ihres Kriegsherrn, verlangten aber ihr Marschgeld, Verpflegung und zwei Tage Aufschub, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Doch die Obrigkeit der Stadt schlug dieses billige Gesuch ab; und als die Goten sich weigerten ihr Lager vor der Stadt zu verlassen, ehe ihre Forderungen bewilligt seien, rief der kopflose Bürgermeister die Einwohner, besonders die Arbeiter in der kaiserlichen Waffenfabrik, zur

Digitized by Google

Vernichtung der widerspenstigen Söldner auf. Angesichts dieser neugeschaffenen „Bürgerwehr" wurden die Goten aufgefordert, sofort dem kaiserlichen Befehl gemäß abzuziehen. Diese wunderten sich über die unerhörte Art sie zu kommandieren, blieben ruhig in ihrem Lager und setzten lauten Drohungen und Schimpfreden eine kalte Verachtung entgegen. Erst als einige der Verwegensten aus dem wunderlichen Haufen Wurfgeschosse nach ihnen zu schleudern begannen, wallte das Blut der deutschen Riesen auf. Sie hieben die, welche sich am weitesten vorgewagt hatten, mit dem Schwerte nieder, und die tapfre „Bürgerwehr" zerstob in alle Winde. Die Goten verfolgten aber die Flüchtigen und töteten noch viele von ihnen. Darauf beraubten sie die gefallenen Arbeiter der frisch aus der Fabrik genommenen Waffen, zogen von Adrianopel ab und stießen zu Frithigerns Scharen, die in der Nähe standen. Mit vereinten Kräften rückten die Goten nun gegen die Stadt und suchten sie durch Sturm zu nehmen; aber trotz eines Wagemutes, über den selbst die Römer erstaunten, vermochten sie gegen die starken Befestigungswerke und die großen Schleudermaschinen der Belagerten nichts auszurichten. Mit tiefem Verdruß erfüllte es diese Tapfern, wenn hier und dort ihre Genossen sanken, von heimtückischen Schützen, die sicher hinter den Mauern saßen, getroffen, ohne daß sie die wackern Kampfbrüder rächen konnten. Da sah Frithigern ein, wie zwecklos und entmutigend es sei, länger vor der Stadt zu liegen, und zog deshalb ab mit den Worten: „Wir wollen nicht mit Mauern kämpfen, sondern mit Menschen." Man wird weder ihm noch seinen Getreuen aus diesem Abzug einen Vorwurf machen, wenn man bedenkt, daß die römischen Festungsmauern an die dreißig Fuß hoch waren und durch die stärksten Wurfmaschinen verteidigt wurden.

Frithigerns Scharen zerstreuten sich nun plündernd über die offenen Gefilde von Thracien, da die Fürsten glaubten, der Kaiser werde aus Erbarmen mit seinem eignen Lande einen billigen Frieden mit ihnen suchen. Ihre Zahl nahm von Tag zu Tag zu; denn aus allen Teilen der angrenzenden Provinzen strömten Goten und Männer von andrer Herkunft, ja selbst arme Römer herbei, die unter der Mißhandlung der Reichen und dem Druck der Steuern geseufzt hatten. Sie wurden freudig aufgenommen, da sie am besten vermochten, den Goten die verborgenen Schlupfwinkel, Gruben und Kellerräume zu zeigen, in denen die Römer ihre Kostbarkeiten und Lebensmittel aufgespeichert hatten. Brand und Mord wütete in ganz Thracien, und an der Donau plünderten gleichzeitig ostgotische und hunnische Heerhaufen das unglückliche Land. Dahin hatte die verruchte Habsucht römischer Beamten das römische Reich gebracht.

Trauer und Sorge verbreitete die Kunde von diesen Ereignissen am kaiserlichen Hofe zu Antiochia. Mit den Persern, die in Armenien die

Digitized by Google

Römerherrschaft bedrohten, wurden schnell Friedensunterhandlungen angeknüpft, die von Erfolg gekrönt waren. Nun konnten die Legionen von dort nach Europa hinüber geführt werden; zugleich sandte Valens Eilboten an seinen Neffen Gratian, den Kaiser des Westens, schnelle Hilfe zu erbitten. Er selbst schickte (377) zwei Befehlshaber, Profuturus und Trajan, nach dem Kriegsschauplatze voraus, die freilich keine hervorragenden Eigenschaften als Feldherrn besaßen. Sie hatten in Thracien dem Feind durch kleinen Krieg Abbruch thun sollen, statt dessen stellten sie sich sogleich, als noch die Erbitterung und Wut der Goten in vollen Flammen stand, ihnen zur Schlacht. Zwar vor den erprobten persischen Legionen mußten die Goten sich zunächst über die Höhen des Balkans nach den Donaumündungen zurückziehen. Unterdes waren auch Gratians Hilfstruppen aus Gallien auf der großen Donaustraße angelangt. Ihr Anführer Richomer — ein Germane, wahrscheinlich ein Franke, — vereinigte sich mit den beiden andern Feldherrn, und sie nahmen sich vor, bei erster Gelegenheit eine rechte Heldenthat zu vollführen und die Goten in entscheidender Schlacht zu vernichten. Sie wußten nicht, was unbändiger Mut und gerechter Zorn vermögen. Bei einem Orte, der ad Salices „bei den Weiden“ genannt wird und in der heutigen Dobrudscha lag, jener trocknen baumlosen Sandebene südlich des Donaudeltas, lagerten die Goten. Richomer, der den Oberbefehl über die Römer übernommen hatte, wollte sie angreifen, wenn sie ihre Wagenburg zum Aufbruch auseinanderrücken würden. Aber die Goten merkten seine Absicht und hielten sich ruhig in ihren Stellungen. Den einzelnen Scharen, die gerade auf Raub ausgeschwärmt waren, sandte der Kriegsrat eiligst auf Runenstäbchen eingeritzt das Zeichen zu, daß sie sich in der Wagenburg sammeln sollten. Schnell kamen sie herbei. Indes gönnte man sich auf beiden Seiten noch eine kurze Waffenruhe; denn obgleich die Goten vor Ungeduld brannten, die Schlacht zu schlagen, stand doch die Sonne schon zu tief; deshalb benutzte man die Ruhe der Nacht, um sich durch Speise und Trank zu stärken. Schlaf kam nur über die Augen weniger. Auch die Römer, die die Bewegung im feindlichen Lager bemerkten, wachten die Nacht hindurch, eines Überfalles gewärtig.

Der Tag graute kaum, als von beiden Seiten die Heerhörner das Zeichen zum Kampfe gaben. Die Goten erneuerten nach altgermanischer Sitte noch einmal den Treuschwur gegen ihre Heerführer und Gefolgsherren und wollten dann die Hügel besetzen, von deren Höhen herab sie sich mit zermalmender Wucht auf die Feinde zu stürzen gedachten. Aber bei diesem Anblick eilten die römischen Soldaten zu ihren Feldzeichen und traten in Reih und Glied, ohne sich auf Plänkeleien einzulassen. Langsam und vorsichtig rückten die Reihen vor, bis sie einander so nahe waren, daß sie

Digitized by Google

das Weiße im Auge des Feindes sahen. Dann machten sie halt, und nun begannen zuerst die Römer das Schlachtgeschrei, das die Germanen selbst sie gelehrt hatten, den Barditus,*) der leise anfängt und allmählich immer gewaltiger zum donnernden Getöse anschwillt; die Goten ihrerseits blieben nicht zurück, sondern priesen in wildbrausendem Gesang die Thaten ihrer Ahnen. Unter diesen ohrzerreißenden Klängen begann der Kampf. Zuerst reizte man sich gegenseitig mit Speeren und andern Wurfgeschossen, dann schritten die Heere drohend zum Nahkampf; Mann focht gegen Mann. Die Germanen schwangen ungeheure, im Feuer gehärtete Keulen, gleich geeignet zum Schlag wie zum Wurf; ihre Hauptwaffen aber waren kurze zweischneidige Schwerter, mit denen sie die Brust der Feinde zu durchbohren suchten. Der linke Flügel der Römer geriet ins Schwanken; doch wendete rasche Hilfe des Rückhaltes noch das drohende Verderben. Immer heftiger wütete nun der Kampf, jeder stürzte sich in das dichteste Schlachtgewühl und setzte sich den Schwertstreichen und Geschossen aus, die dicht wie ein Hagelschauer fielen. Ein entsetzliches Morden erhob sich, denn die Kampfwut war auf beiden Seiten gleich hartnäckig, und kein Teil wollte die Walstatt räumen. Erst der einbrechende Abend machte dem furchtbaren Gemetzel ein Ende; ohne einen besondern Befehl zogen sich beide Heere in ihre Lager zurück. Die Goten konnten sich keines entschiedenen Sieges rühmen, aber die Verluste der Römer waren so ungeheuer, daß sie sich am nächsten Tage auf das nahe Marcianopel zurückziehen mußten, während die Goten, die gleichfalls schwer gelitten hatten, in ihrer Wagenburg blieben. Sieben Tage lang ließen sie nichts von sich sehen, ein Beweis, wie furchtbar erschöpft sie waren. Diese unfreiwillige Waffenruhe nutzte Richomer dadurch, daß er andre Gotenhaufen, die, unabhängig von Frithigern das Land durchstreiften, in den Hochthälern des Balkan durch riesige Verschanzungen einschloß und alle Pässe, die von Mösien über das Gebirge führten, besetzte, damit die verderbliche Menge der Feinde zwischen der Donau und dem wüsten Gebirge abgeschnitten und durch Hunger vernichtet würde; denn das offne Land hatten sie schon verheert, und an die Belagerung der festen Plätze, in denen alle Lebensmittel aufgehäuft waren, wagten sie sich nicht. Hierauf begab sich Richomer nach Gallien zurück, um von Gratian neue Hülfe zu erwirken. Dies alles geschah im Frühherbst des Jahres 377.

Frithigern geriet bald in eine bedenkliche Lage. Das verwüstete Mösien konnte den Hunger der Seinigen nicht befriedigen, alle Durchbruchsversuche scheiterten an der Festigkeit der römischen Verschanzungen. Im Norden sahen sie sich durch die Donau und die Hunnen abgeschlossen. Sie

*) Bei Ammian, dem diese Schilderung entnommen ist, steht allerdings: barritus, und manche wollen bezweifeln, ob sich dieses Wort mit Barditus (vgl. 1. Teil, S. 86) decke.

Digitized by Google

versuchten daher in ihrer Not Hunnen- und Alanenhorden durch große Versprechungen herüber zu locken, und der Versuch gelang. Die Römer erkannten die neue Gefahr, und Saturnin, der Feldherr, den Valens dem Trajan und Profuturus zu Hilfe gesandt hatte, sah sich genötigt einige Pässe freizugeben und sich zurück zu ziehen. Kaum erfuhren das die Goten, als sie wie ein Bergstrom unaufhaltsam hervorbrachen, sich auf die römischen Wachttruppen stürzten, die Bollwerke durchbrachen und sich unter furchtbaren Verheerungen über die ganze thracische Ebene bis zum Rhodopegebirge ergossen. Vor der Stadt Diballum, südlich von Varna, stießen sie auf einen Trupp römischer Soldaten unter einem ergrauten Führer, Namens Barkimer, einem gebornen Germanen. Er griff sofort den gotischen Gewalthaufen an und hätte ihn zurückgeschlagen, wenn nicht eine Reiterabteilung desselben seine ermattenden Streiter umgangen hätte. So fiel er in ehrenvollem Kampfe. Aber wenn auch eine große Zahl Goten in dem Gefecht gefallen war, so kam das doch bei ihrer unermeßlichen Menge gar nicht in Betracht.

So ging das Jahr 377 zu Ende; Gratian bereitete sich vor im nächsten Frühling seinem Oheim selbst zu Hilfe zu kommen. Aber als er endlich abziehn wollte, da brachen die Alamannen über den Oberrhein und bis er sie zurückgedrängt und in ihrem eignen Lande zum Frieden gezwungen und die Donaustraße zurückgelegt hatte, war über Valens bereits der Würfel gefallen.

6. Die Schlacht bei Adrianopel und ihre Folgen.

(378.)

Der oströmische Kaiser war Ende Mai 378 von seiner Residenz Antiochien aufgebrochen und kam nach beschwerlicher Reise in der Hauptstadt Konstantinopel an. Das Volk empfing ihn mit Murren, da es ihn, der als Arianer der großen katholischen Masse ohnehin wenig anstand, für den Urheber der Gotennöte ansah. Nach kurzem Aufenthalt verließ daher Valens die Hauptstadt wieder und begab sich zu seinem Heere, das er durch pünktliche Soldzahlung, reichliche Kost und schmeichelhafte Anreden für sich zu stimmen suchte. An der Spitze der Soldaten zog er weiter auf der Straße, die über Adrianopel nach dem Nordwesten führt; er wollte den Byzantinern durch die That beweisen, daß er dem vielbewunderten Neffen Gratian an Feldherrntüchtigkeit nicht nachstehe und die Gefahr, die seine nichtswürdigen Beamten viel mehr als er selbst heraufbeschworen hatten, zu bannen vermöge.

Bei der Straßenstation Nike brachten ihm Kundschafter die Nachricht, daß die Goten, mit Beute beladen, von den Abhängen des Rhodope-

Digitized by Google

gebirges in die Gegend von Adrianopel zurückgekommen seien; sie hätten Kunde vom Anrücken des Kaisers erhalten und zögen alle Stammesgenossen an sich. Da las der Oberbefehlshaber der Fußtruppen, Sebastian, der an die Stelle des unfähigen Trajan getreten war, aus jeder Legion 300 der tüchtigsten Streiter aus und eilte mit ihnen, um einen Handstreich auszuführen, den Goten nach. In Eilmärschen kam er vor Adrianopel an, fand aber die Thore verschlossen, da die Besatzung argwöhnte, er stehe heimlich mit dem Feinde in Einverständnis und wolle die Stadt den Goten verraten. Erst nach einem lästigen Verzug ließ man den Feldherrn ein, der nach kurzer Rast und Erquickung seiner Schar in der Frühe des nächsten Morgens ohne alles Geräusch aufbrach und nach der Gegend weitereilte, wo er einen vereinzelten Gotenhaufen, der zu Frithigerns Heere stoßen wollte, vermutete. Wirklich spürte er ihn auf am Flusse Hebrus, nordwestlich von Adrianopel; durch Hügel und Gebüsch gedeckt wartete er bis zum Einbruch der Dunkelheit, schlich sich dann heran, fiel über die Ahnungslosen her und hieb alle nieder bis auf ganz wenige, die sich durch ihre schnellen Füße retteten. Die Beute, die dem Sieger in die Hände fiel, war ungeheuer, da die Goten ihren ganzen Raub mit sich führten. Die Meldung von diesem glücklichen Überfall gelangte zugleich mit der durch Richomer überbrachten Kunde von Gratians Sieg über die Alamannen im Hauptquartiere des Kaisers an. Der Ruhm und das Glück seines Neffen spornten diesen noch mehr dazu an, eine rasche Entscheidung herbeizuführen, und da auch Frithigern eifrig wünschte, eine große Schlacht zu schlagen, ehe Verstärkung von Gratian eintreffe, so kam es in der That zum Kampfe, bevor die Legionen aus Gallien, die schon südlich der Donau standen, heran rücken konnten. Hätte Valens die Entscheidung nur zwei Wochen hinausgezogen — und er hätte es gekonnt, da Frithigerns Vorbereitungen zur Schlacht noch nicht vollendet waren, — so wäre es den beiden römischen Heeren möglich gewesen, die Goten, die drei Meilen von Adrianopel ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten, von zwei Seiten anzugreifen und zu vernichten. Aber alle Bedenken, die im Kriegsrate geäußert wurden, überwog das Verlangen nach einer schnellen rühmlichen Beendigung des Kampfes. Die Schlacht ward beschlossen. Am Vorabend noch langte ein christlicher Priester aus dem Gotenlager bei Valens an und überbrachte Friedensvorschläge: Frithigern verlangte die Abtretung Thraciens für seine Goten und gelobte dafür treue Waffenbrüderschaft. Die Vorschläge, die vielleicht auch nicht ehrlich gemeint waren, sondern den Goten nur Zeit gewinnen sollten, wurden abgewiesen. Am folgenden Morgen — es war am 9. Aug. 378 — brach das Heer mit Sonnenaufgang auf und rückte gegen das gotische Lager vor; das Gepäck wurde unter starker Bedeckung in unmittelbarer Nähe von Adrianopel zurückgelassen.

Digitized by Google

Die Sonne stieg immer höher und stach heiß auf die gewappneten Krieger, die auf schlechtem Wege im Schnellschritt marschierten. Es war um Mittag, als sie endlich beim achten Meilenstein (nach einem Marsch von anderthalb Meilen) die kreisförmige Wagenburg des gotischen Heeres erblickten. Unter gewaltig erdröhnendem Kriegsgesang ordneten sich die Goten, während die römischen Feldherrn ihre Reihen aufstellten, dergestalt, daß die Reiter das vorderste Treffen bildeten und dahinter erst das Fußvolk stand. Da, als die Römer das Signal zum Beginn des Kampfes bereits erwarteten, schritt aus dem gotischen Heerhaufen nochmals eine Gesandtschaft vor, die um Frieden bat. Dem Kaiser erschienen aber die Boten nicht vornehm und prächtig genug, er verlangte deshalb, daß die edelsten Fürsten der Goten selbst kämen zu sichrer Bürgschaft, daß das Anerbieten ernsthaft gemeint sei. Die Gesandten kehrten um. Es verging wieder einige Zeit. Mittlerweile standen die ermüdeten, schwergerüsteten Legionen im Sonnenbrand hungrig und mit trocknen Kehlen da! Der schlaue Frithigern hatte guten Grund den Anfang des Kampfes möglichst zu verzögern, denn ein ostgotischer Gewalthaufen, der zu ihnen zu stoßen versprochen, war noch nicht angekommen. Er entsandte daher noch einmal einen Boten, mit der Bitte, der Kaiser möchte etliche vornehme Männer ins Gotenlager schicken, die er seinem Volke gegenüber für Geiseln ausgeben könnte; die Bürgschaft dafür, daß sie unversehrt blieben, nehme er auf sich; anders könne er den Wunsch des Kaisers nicht erfüllen. Jetzt siegte bei dem wankelmütigen Valens die Bedenklichkeit über die Entschlossenheit; er zeigte sich bereit, wenigstens einen seiner Großen hinüber gehen zu lassen, und der kühne Richomer erbot sich dazu freiwillig. Während er aber auf das gotische Lager zuschritt, änderte sich plötzlich die Sachlage durchaus. Die beiden Führer der römischen Vorhut hatten sich thöricht genug in ein Handgemenge mit den gegenüberstehenden Feinden eingelassen und mußten sich mit blutigen Köpfen zurückziehen, ein übles Vorzeichen für den Erfolg der Schlacht. Das Getümmel hinderte Richomer weiter vorzuschreiten; und in demselben Augenblicke sausten auch die ostgotischen Reiter unter Anführung zweier tapferer Helden, Alatheus und Saphrax, nebst einer Scharberittener Alanen aus den Bergschluchten schnell wie der Blitz herbei. Frithigern hatte seinen Zweck erreicht, die Römer hatten durch nutzlose Verhandlungen die beste Zeit verloren.

Von allen Seiten begann nun die Schlacht. Vor dem furchtbaren Anstürmen der Goten wichen gleich anfangs die Römer zurück. Aber die ermutigenden Zurufe der Feldherrn brachten sie wieder zum Stehen, und das Schlachtgewühl schwoll wie eine Feuersbrunst an. Wütend stießen die feindlichen Reihen aufeinander. Der linke Flügel der römischen Reiter drang

Digitized by Google

fast bis zur Wagenburg vor, aber er blieb ohne Unterstützung und wurde deshalb von den allenthalben einstürmenden Goten wie von einer zusammenstürzenden Mauer überschüttet und erdrückt. Das Fußvolk stand nun ohne Deckung da, und so eng waren die Scharen zusammengedrängt, daß die Soldaten kaum das Schwert ziehen und die Hände rühren konnten. Der Himmel war von Staubwolken verhüllt, betäubendes Geschrei erfüllte die Luft; überall brachten die Geschosse Verderben, weil keiner sie kommen sah und sich decken konnte. Flucht war in der fürchterlichen Enge unmöglich. Die Felder füllten sich mit Leichenhaufen. Die Seufzer der Sterbenden klangen schrecklich an die Ohren der Gesunden. Schwarzes, geronnenes Blut bedeckte den Boden weithin, und der Fuß der Streiter glitt auf dem schlüpfrigen Schlamm aus.

Die Sonne neigte sich zum Untergang. Mit neuer Wut stürmten die Goten heran, da war es mit der Widerstandskraft der unglücklichen Römer zu Ende. Wem seine Glieder noch gehorchten, der wandte sich zur Flucht. Es waren nur elende Trümmer des Heeres, die flohen. Die ganze Armee war nicht nur geschlagen, sie war vernichtet. „Seit dem Unglückstage von Cannä," ruft der römische Geschichtschreiber, unser Gewährsmann Ammian aus, „hat unser Staat keine größere Niederlage erlitten." Die Folgen des Gotensieges waren aber noch viel schrecklicher als die der hannibalischen Schlacht; denn diese trafen einen aufsteigenden, jene einen sinkenden Staat. Kaiser Valens, der tapfer mitgefochten hatte, wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, in der grenzenlosen Verwirrung, im Dunkel der mondlosen Nacht ist der bedauernswerte Herrscher umgekommen. Sein Leichnam wurde nirgends gefunden, denn keiner wagte an den folgenden Tagen das Schlachtfeld zu betreten, auf dem noch einzelne Gotenschwärme die Gefallenen ausplünderten. Einige gemeine Soldaten, die den Kaiser auf der Flucht unter sich erblickten, behaupteten, er sei, von einem Pfeil getroffen, zusammen gebrochen und sofort verschieden; andre berichteten später, er sei nicht sogleich gestorben, sondern verwundet in eine Hütte in der Nähe des Schlachtfeldes geschafft und von einigen Getreuen notdürftig verbunden worden. Feinde, die nicht wußten, wer in der Hütte war, seien herangekommen, hätten aber die verrammelte Thür nicht erbrechen können, da hätten sie, um nicht lange Zeit zu verlieren, Stroh und Holz zusammengetragen und es angesteckt, und so sei die Hütte mit dem Kaiser und allen andern, die darin waren, verbrannt. Nur einer sei aus dem Fenster gesprungen und habe sich den Goten ergeben; später soll er glücklich entflohen sein und das Ende des Kaisers erzählt haben. Der Kaiser, der so elend ums Leben kam, war fünfzig Jahre alt geworden und hatte vierzehn Jahre das schwere Amt des Herrschers geübt. Er war kein großer Mann, keine gewaltige Persönlichkeit wie sein Bruder Valentinian, aber daß er im gan-

Digitized by Google

zen ein wackrer Fürst, voll redlichen Bemühens das Rechte zu thun, gewesen, kann ihm niemand abstreiten, wenn auch die Katholiken an dem Arianer kein gutes Haar ließen und sein klägliches Ende als ein göttliches Strafgericht über den Erzketzer ausschrien.

Bei Anbruch des folgenden Tages gingen die Sieger in dichten Haufen auf Adrianopel los. Sie wußten, daß die höchsten Beamten, die kaiserlichen Insignien und der Staatsschatz dort geborgen waren; deshalb suchten sie die Stadt um jeden Preis zu nehmen, schlossen sie noch im Lauf des Vormittags ein und begannen trotz dem Widerspruch des verständigen Fritigern sie von allen Seiten zu stürmen. Als ob sie in die Schlacht eilten, so liefen die tollköpfigen, siegestrunkenen Helden gegen die steinernen Mauern, ohne Deckung, ohne Belagerungsmaschinen, während die Belagerten aus sicherm Versteck ihre todbringenden Geschosse auf sie niedersandten. Ein großer Haufe flüchtiger Soldaten und Troßknechte hatte nicht mehr in die Stadt hineinkommen können und leistete nun, in den Gärten und Villen vor der Mauer, den heftigsten Widerstand. Mutig hielten sie sich so bis in den Nachmittag hinein. Da plötzlich gingen 300 von ihnen in geschlossener Masse zum Feinde über, wurden aber sofort von den Feinden umzingelt und — wahrscheinlich aus Mißverstand — sämtlich niedergehauen. Seitdem versuchte niemand mehr, selbst in der äußersten Not nicht, einen ähnlichen Schritt zu thun. Die übrigen hatten nun einen verzweifelten Stand, und sie wären gewiß alle verloren gewesen, wenn nicht auf einmal schwarzes Gewölk am Himmel aufgezogen und ein schweres Gewitter ausgebrochen wäre. Unter zuckenden Blitzen und krachendem Donner zu kämpfen erschien den Germanen, obwohl sie zur Hälfte Christen sein mochten, nach dem heiligen Glauben der Väter eine Sünde wider die Gottheit, denn wenn die Himmlischen sprachen, geziemte dem Erdensohne in ehrerbietiger Stille zu verharren. Deshalb zogen sich die Belagerer nach ihrer Wagenburg zurück. Von hier entsandten sie einen Boten mit einem Schreiben in die Stadt, in welchem sie die Römer zur Übergabe aufforderten. Der Gesandte wurde aber abgewiesen, und man benutzte die Zeit dazu, die Thore von innen mit großen Steinblöcken zu verrammeln, die schadhaften Stellen der Mauern auszubessern, die Schleudermaschinen an den gefährdetsten Punkten aufzufahren und Gefäße mit Wasser in hinlänglicher Menge auf den Wällen aufzustellen, um die Krieger zu erfrischen, die bei dem letzten Kampfe von grimmigem Durst gequält worden waren.

Die Goten erkannten allmählich die Schwierigkeit ihres Unterfangens; immer wieder mußten sie sehen, wie die Tapfersten unter ihnen von schweren Wurfgeschossen zerschmettert dahinsanken und wie ihre Reihen sich nach und nach lichteten. Da beschlossen sie das Dunkel der Nacht als Schirm zu benutzen. Nach Mitternacht stürmten sie, von ihren Fürsten geführt, mit

Digitized by Google

einer Todesverachtung, die an Wahnsinn grenzte, die verrammelten Thore. Freilich konnten jetzt in der Finsternis die Belagerten ihre Geschosse nur aufs Geratewohl entsenden; aber bei solch dichter Masse mußten sie trotzdem treffen. Da kamen einige der Wagehälse auf den Gedanken, den Verteidigern ihre Geschosse wieder zurückzuschleudern. Mit den Händen faßten und mit den gewaltigen Armen schwangen diese Riesen die schweren Mauerpfeile über die Thore zurück, die von der hohen Mauer herab Maschinen, von mehreren Männern bedient, oder doch mehrere Männer mit vereinten Kräften, auf sie niedergeschmettert hatten. Die Römer trauten ihren Sinnen nicht, als sie das tolle Beginnen merkten. Da draußen schienen keine Menschen, sondern Giganten zu lärmen. Doch wußten die Schlauen bald Rat; sie feilten den Verband an zwischen der furchtbaren eisernen Spitze und dem hölzernen Schaft des Geschosses; wenn nun dieses abgeschleudert war und draußen aufschlug, zersprang der Verband, und die Spitze fiel ab; diejenigen dagegen, welche ihr Ziel — den Körper des Feindes — trafen, wirkten darum nicht minder verderblich. Trotz aller Verluste stürmten die Goten indes immer von neuem gegen die Thore und Mauern. Aber alles war vergebens, und als sie sich spät in der Nacht niedergeschlagen und traurig in ihre Wagenburg zurückzogen, machten sie sich untereinander bittere Vorwürfe, daß sie nicht dem klugen Rate Frithigerns gehorcht, sondern von ihm die Belagerung und Bestürmung der Stadt eigensinnig verlangt hätten.

Den Rest der kurzen Sommernacht hindurch hatten sie genug damit zu thun, an den Wunden ihre Heilkünste zu üben. Bei Tagesanbruch aber beschlossen sie, nach langem Beraten und heftigem Hin- und Herreden, weiter zu ziehen, das offne Land zu verheeren und dadurch die Feinde zu einem günstigen Frieden zu nötigen. So rückten sie langsam vorwärts nach Südost, unterwegs alles verwüstend und niederbrennend, und lagerten sich in der Nähe von Perinth, einer Hafenstadt am Marmarameere, während die Belagerten von Adrianopel schleunigst nach sicheren Plätzen eilten und den verlorenen Kaiser, von dessen Tode sie nichts wußten, suchten. In Perinth sollten ungeheure Schätze liegen; deshalb hätten die Goten sich gern der Stadt bemächtigt; aber die fürchterlichen Verluste, die sie soeben erlitten hatten, schreckten sie doch von einer abermaligen Belagerung ab. Dafür vernichteten sie die umliegenden reichen Gefilde, erschlugen die Bauern oder machten sie zu Knechten. Da ihnen nirgends eine bewaffnete Macht entgegentrat, wandten sie sich bald nach Konstantinopel, fanden aber diese Stadt mit tüchtigen Verteidigern besetzt. Eine Reiterschar von Saracenen, einem ganz wilden asiatischen Volksstamm aus Arabien, war frisch angekommen und stürzte sich sogleich in den Kampf, als eben die Goten zum erstenmal vor der Stadt erschienen. Ein hartnäckiger Streit entspann

Digitized by Google

sich, der lange ohne Entscheidung blieb, bis ein unerhörter Zwischenfall die Goten entmutigte. Einer der Saracenen, mit großem Haarschopf, nackt bis auf einen Schurz um die Lenden, stürzte mit heiserem Kampfgeschrei und mit geschwungenem Dolch mitten unter die Germanen, tötete einen von ihnen, schlug ihm den Kopf ab und sog, zurücksprengend, mit tierischem Behagen das warme Blut aus dem Hals des Enthaupteten. Dieser scheußliche Anblick entsetzte die Goten so, daß sie sich damit begnügten die herrlichen Vorstädte von Konstantinopel auszuplündern. Dann wälzten sich ihre Scharen über die volkreichen Landschaften der Halbinsel nach dem adriatischen Meere bis an den Fuß der julischen Alpen.

Die Angst vor den Goten verleitete damals einen kleinasiatischen Befehlshaber, Namens Julius zu einer höchst grausamen und ruchlosen That. Als die Goten von Valens die Erlaubnis bekommen hatten die Donau zu überschreiten, nahm er als Bürgschaft ihrer Treue eine beträchtliche Anzahl von Söhnen ihrer Fürsten und Edelinge in die Städte Kleinasiens auf, wo sie erzogen und unter die Aufsicht des genannten Kriegsmeisters gestellt wurden. Als nun die Kunde von der beispiellosen Niederlage von Adrianopel über den Bosporus drang, glaubte man — die Angst sah Gespenster! — zu bemerken, daß die Gotenjünglinge sich häufig versammelten, und argwöhnte sogleich das Schlimmste. Julius „erkannte die Gefahr" (wie hätten die drei- bis fünfhundert jungen Männer wohl der bevölkerten Provinz gefährlich werden sollen?) und beschloß, jene unschädlich zu machen und zugleich auf seine Art Rache zu nehmen für Adrianopel. Er benachrichtigte davon die Besatzungen der Städte und ließ Gerüchte ausstreuen, daß man den Goten Geschenke und Ländereien geben wolle. Ein Tag ward diesen angesagt, wo sie sich in den Städten versammeln sollten. Ahnungslos kamen sie wirklich dahin, wohin sie beschieden waren, und harrten auf den Marktplätzen in froher Erwartung der verheißenen Gaben. Inzwischen aber waren die Dächer der umliegenden Häuser von Soldaten besetzt worden, und diese griffen auf ein gegebenes Zeichen die unglücklichen Schlachtopfer mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen an und ruhten nicht, bis der letzte Germanenknabe auf dem blutbespritzten Pflaster zusammenbrach. So tief waren die Römer gesunken, daß dieser niederträchtige, feige Mord selbst dem tüchtigen Ammianus Marcellinus eine weise, löbliche That dünkte.

Es schien, als sollte das römische Reich zuerst in seinen östlichen Teilen unter den Stößen der Germanenvölker zusammenbrechen; aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Noch über ein Jahrtausend haben in Konstantinopel „römische Kaiser" residiert, während das damals wenig gefährdete Rom schon nach einem Jahrhundert die alte Kaiserkrone einem deutschen Fürsten zu Füßen legte, nachdem sie schon lange vorher ein

Digitized by Google

Spielzeug in den Händen eines germanischen Häuptlings gewesen war. Daß das östliche Reich damals dem scheinbar unvermeidlichen Zusammenbruch entging, das hatte es einer rettenden Handlung des westlichen Kaisers Gratian zu danken. Dieser, keineswegs ein ausgezeichneter Regent, nicht viel mehr als ein tüchtiger Haudegen, fühlte sich zu schwach, die Zügel des wankenden Reichs allein zu führen, zumal seine Gegenwart in Gallien wegen der immer wiederholten Einfälle der Deutschen nötig schien; da wählte er zum Mitkaiser einen Mann, dem er durch ein ungerechtes Urteil drei Jahre zuvor den Vater entrissen hatte, den Theodosius, den die dankbare römische Welt nachmals „den Großen" genannt hat. Dieser hochbedeutende, schlaue, aber auch höchst leidenschaftliche Mann war damals einunddreißig Jahre alt, hatte sich — obwohl als Feldherr längst bewährt — seit der Ermordung seines Vaters still in Spanien gehalten, wurde jetzt von Gratian an die Spitze eines Heeres gegen die an der Donau plündernden Sarmaten gestellt, erfocht über diese einen glänzenden Sieg und erhielt — im Januar 379 — von Gratian die Ernennung zum Mitregenten, zum Kaiser des östlichen Reiches. Er hat Gratians Vertrauen glänzend gerechtfertigt und alle auf ihn gesetzten Erwartungen erfüllt.

7. Theodosius und die Westgoten.

(Von 379 bis 395.)

„Es ekelt mich, diese Memmen niederzuhauen!" meinte ein gotischer Häuptling, der sich wunderte über die Unverschämtheit der Römer, welche noch immer von Sieg träumten und das Land nicht räumen wollten, obwohl sie vor den Goten fielen wie die Schafe. Es war des neuen Kaisers Theodosius Verdienst, daß solche Geringschätzung bald einer achtungsvolleren Meinung Platz machte. Klug und umsichtig führte der kräftige Mann die Zügel der Herrschaft. Fünf Monate waren seit dem Unglückstag vor Adrianopel vergangen, und noch hatte kein römisches Heer es gewagt, den Siegern entgegenzutreten. Schreckliches hatte das verwaiste Ostreich erduldet, manches einst lachende Gefilde war in eine traurige Einöde verwandelt. Des Theodosius erste Sorge war es, die Goten unschädlich, ja womöglich dem Reiche nützlich zu machen. Mit Strenge und Wohlwollen, mit straffer Manneszucht und glänzenden Versprechungen dämpfte er den Geist der Widersetzlichkeit und Unordnung, der im römischen Heere eingerissen war. Nur in kleinen Gefechten, wo er sicher den Sieg zu erringen hoffte, stärkte er das Selbstvertrauen der Entmutigten. Er that den Verheerungen der Goten Einhalt, legte in die Städte starke Besatzungen, die durch häufige Ausfälle die Goten schädigten, und raubte solchergestalt den siegestrunkenen Germanen allmählich ein gutes

Digitized by Google

Teil ihres Selbstvertrauens. Freilich fiel er bald darauf in eine langwierige Krankheit, während der die Feinde wieder beherzter wurden, so daß sie unter ihrem Führer Frithigern bis nach Thessalien, Epirus und Achaja vordrangen, indes jene Ostgoten unter Alatheus und Saphrax nach Pannonien abzogen. Doch großer Siege konnten die Deutschen sich nicht mehr rühmen, weil die Römer sorgfältig entscheidende Kämpfe vermieden. Den Geist der Eintracht, der bis jetzt die verschiedenen Stämme zusammengehalten und der allein den tapfern und klugen Frithigern auf der Höhe seiner Macht erhalten hatte — denn eine amtliche oder gar königliche Gewalt von Rechts wegen besaß er nicht —, diesen Geist der Einigkeit, dem die Goten vor allem ihre glänzenden Erfolge verdankten, wußte Theodosius mit tiberischer Schlauheit zu lähmen und zu ertöten. Des gefährlichen Gotenführers Tod, der etwa gegen das Ende des Jahres 380 erfolgte, begünstigte seine Pläne. Um dieselbe Zeit genas der Kaiser von seiner Krankheit und setzte nun alles daran, das lockere Band, das Frithigerns persönliches Ansehen kaum noch zusammengehalten hatte, vollends zu zerreißen, Goten womöglich durch Goten zu besiegen. Da kein hervorragender Mann an Frithigerns Stelle trat, so handelte von nun an jeder Führer nach eigenem Gutdünken. Einer von ihnen, Modar mit Namen, trat in kaiserliche Dienste über und erwies sich durchaus als treu und nützlich; er überfiel mit seiner Schar einen Haufen seiner eigenen Landsleute, hieb viele nieder, bemächtigte sich ihrer Wagenburg, die aus 4000 Karren bestand und führte Kinder, Frauen und Knechte in Menge als Gefangene fort. Solche „Siege", die in Konstantinopel großen Jubel erregten, hatten zwar keinen dauernden und entscheidenden Erfolg, und der Umstand, daß Theodosius sein Hauptquartier nicht aus Thessalonike hinaus verlegte, beweist, daß noch immer der größte Teil der Balkanhalbinsel in den Händen der Goten war.

Dennoch wäre es vielleicht um die Einigkeit der Westgoten und um ihre weltgeschichtliche Größe damals schon gethan gewesen, wenn nicht gerade jetzt der greise Athanarich, der früher mit Valens gekriegt hatte und vor dem Hunnensturm in die Berge von Siebenbürgen gewichen war, aus seiner Verborgenheit hervorgekommen wäre. Frithigerns Tod mochte den hochbetagten Fürsten dazu veranlassen, noch einmal die Führerschaft über das ganze Volk der Westgoten zu suchen. Und sein Ruhm war unvergessen bei den Goten wie bei den Römern. Als nun der alte „Richter der Therwinge" seine Berge verließ und sich dem verwaisten Volke zeigte, da jauchzte ihm fast alles zu. Die meisten Stämme vereinigten sich unter ihm und hoben ihn als ihren König auf den Schild. Der greise Held nahm die Wahl an; aber zu neuen Siegen wollte er die Seinen nicht mehr führen. Das Alter hatte das ungestüme Germanenblut ab-

Digitized by Google

gefühlt; mit wahrer Weisheit erkannte er, daß der höchste Ruhm eines Herrschers ist, seinem Volk einen dauernden, ehrenvollen und segensreichen Frieden zu verschaffen. Darum verletzte er am Ende seiner Tage den Eid, den er zeitlebens gehalten hatte: niemals über die Donau zu gehen, und bot dem Kaiser freundschaftliche Annäherung an. Nichts konnte diesem erwünschter sein. Er zeigte die größte Zuvorkommenheit und lud ihn durch Saturninus höflich ein, nach Konstantinopel zu kommen, um daselbst über das Wohl beider Völker zu verhandeln und alle Streitigkeiten beizulegen. Athanarich nahm die Einladung an. Einige Meilen vor der Stadt kam ihm Theodosius mit großem Gefolge entgegen und empfing ihn auf das Ehrenvollste, er der „Herr des Erdkreises den fellbekleideten Barbaren". Nebeneinander ritten die beiden Gewalthaber in glänzendem Zuge in die von Menschen wimmelnde Stadt ein. Sahen die Römer mit Neugier und Staunen auf den breitschultrigen, hochgewachsenen Alten mit langem Bart und Haupthaar, so betrachtete wiederum der Gote mit Bewunderung die Pracht der Kaiserstadt. „Nun sehe ich also wirklich," rief er aus, „die ganze Herrlichkeit dieser Stadt, von der ich so viel erzählen hörte, ohne es glauben zu wollen!" Die stattlichen, reichgezierten Häuser, die schöne Umgebung mit den lachenden Gärten und Villen, der Hafen mit seinen unzähligen Schiffen, das Gewoge der zahllosen Menschenmenge aus aller Herren Ländern und die in Reih und Glied aufgestellten Legionen erfüllten ihn mit der größten Bewunderung, so daß er, hingerissen von all den niegesehenen Herrlichkeiten ausrief: „Wahrlich, der Kaiser ist ein Gott auf Erden, und wer gegen ihn die Hand aufhebt, verwirkt durch eigne Schuld sein Leben."

Nur sehr kurze Zeit sollte der alte König der Westgoten sich der Freundschaft des Kaisers und der hohen Ehrenerweisungen erfreuen. Fünfzehn Tage schon nach seinem Einzug in Konstantinopel erlag er (den 25. Januar 381) einer Krankheit. Seine Goten hatten mit Staunen gesehen, wie der Kaiser ihrem Fürsten bei seinem Einzug eine Bildsäule errichten ließ, wie er ihn ganz als einen Ebenbürtigen behandelte und mit Freundschaftsbeweisen überhäufte; sie staunten nicht weniger, als sie jetzt sahen, wie ihr König noch im Tode von den Römern geehrt wurde; die Pracht des Leichenbegängnisses war beispiellos, und der Kaiser schritt selbst im Zuge vor der Bahre einher. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er dies alles that, um die Herzen der biedern Goten auf seine Seite zu ziehen. Sicherlich that es dem Stolz dieser Helden wohl, daß der Herrscher der gebildeten Welt ihren König so ganz als seines gleichen betrachtete und so offen zeigte, welchen hohen Wert er auf die Freundschaft des Gotenvolkes legte. Der Erfolg, den Theodosius' kluge Berechnung hatte, beweist es. Die meisten aus Athanarichs Gefolge traten nach dem Ableben ihres

Digitized by Google

„Alten“ in den Dienst des Kaisers, der ihren toten Herrn so schön geehrt hatte; sie wurden nun des Römers „Trost und Heergesind“. Zahlreiche Mannen traten in das kaiserliche Heer, dessen Hauptstärke sie nun bildeten. Die Westgoten wählten vor der Hand keinen neuen König, sondern lebten eine Zeitlang unter gleichberechtigten Fürsten. In Thracien siedelten sie sich als „Verbündete“ (Föderaten) des Kaisers an, erhielten von diesem beträchtliche Jahrgelder und leisteten ihm dafür Heeresfolge. Das von Athanarich abgeschlossene Bündnis ward feierlich erneuert. „Der Kaiser hat uns lieb!“ das war die innige Überzeugung dieses treuherzigen Volkes, und deshalb hatte es ihn auch lieb, so lange er lebte, und selbst Edelinge aus hocherlauchtem Geschlecht, wie Alarich der Balte, hielten es für keine Erniedrigung, in seine Dienste zu treten. Schon zur Zeit Konstantins war ein ähnliches Verhältnis zwischen Westgoten und Römern angebahnt worden; aber die Goten waren jenseits der Donau geblieben, ohne in eine wirkliche, sozusagen staatsbürgerliche Verbindung mit den Römern zu treten. Jetzt wohnten sie mitten im römischen Reiche als Föderaten, d. h. sie erkannten zwar den Kaiser als den Oberherrn des Reiches, als den Besitzer auch ihres Grundes und Bodens an, aber sie bewahrten sich dabei ihre nationale Unabhängigkeit; sie konnten gemeinsame Sache mit ihnen machen. Und der Kaiser verstand ihren Nationalstolz zu schonen und ihm zu schmeicheln, ohne sich damit etwas in ihren Augen zu vergeben. Wie dem rechtlichen, so auch dem religiösen Leben der Goten gegenüber beobachtete er eine klug berechnete Duldsamkeit. Hatte er — der katholische Christ — doch den alten Athanarich, der mit unerschütterlicher Treue dem Wodansglauben seiner Väter anhing, als seinen verehrten Freund begrüßt; und so berief er auch fast gleichzeitig den ehrwürdigen Ulfilas mit vielen anderen arianischen Bischöfen zu jener allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel, bei der der große Schöpfer der Gotenbibel sein Glaubensbekenntnis niederlegte. Freilich handelte Theodosius so nur am Anfang seiner Regierung, später ward er der arianischen „Irrlehre“ immer mehr abhold und setzte den Sieg des athanasianischen Bekenntnisses durch. Waren es daher auch vor allem die heidnischen Goten Athanarichs, die Theodosius begünstigte und auf alle Weise an sich zu fesseln trachtete, so behandelte er doch auch die Fürsten und Vornehmen der andern, d. h. der arianischen Gaue mit Achtung und zog auch sie z. B. oft zu seiner Tafel.

Dagegen trat unter den Westgoten selbst bald eine tiefgehende Spaltung ein, indem die heidnischen Teile des Volks sich dem kaiserlichen Hofe enger anschlossen als den arianischen lieb war. Merkwürdig und doch sehr erklärlich ist es, daß gerade jene, die Heiden, die heimische Politik verließen und endlich nur noch dem Namen nach Goten blieben, während die christlichen Goten ihre Nationalität rein bewahrten. Die Heiden waren in

Digitized by Google

der Minderzahl, sie fanden keinen Halt bei den fern vom Hofe lebenden christlichen Stammesgenossen; es blieb ihnen gar nichts übrig, als sich dem römischen Hofe so eng als möglich anzuschließen; ihre Nationalität mußte mitten in der unendlich überlegenen Kultur der Römer rasch untergehen. Die gotischen Landbauer aber, die unbehelligt von städtischen Einflüssen, ihren alten Sitten und Anschauungen getreu blieben, haben das westgotische Volkstum gewahrt. „Insofern ist die Zeit des Aufenthalts der Goten in Thracien von weittragender, welthistorischer Bedeutung. Denn hier bildete sich die Nation aus den zerrissenen Teilen von neuem, auf der alten, volkstümlichen Grundlage und durchzogen vom Christentum. Diese Durchdringung vom Christentum wurde um so energischer, als sie im Gegensatz zu einer ganzen Umgebung geschah, und durch sie entsteht jenes Volk, welches seitdem ein so eigentümliches Gepräge der Gesittung vor sich hinträgt, daß es, nachdem es am Ziele, im freien Besitz Galliens angelangt war, selbst die christlich-römische Welt zur Bewunderung hinriß und in dem großen gallischen Kanzelredner Salvian, dem Presbyter von Massilia, seinen Lobredner fand. Somit sind die Goten des Alarich von 395 ganz andere als die, welche zwanzig Jahre vorher die Donau überschritten." *) So lange Theodosius lebte, der mit starker, aber gerechter Hand und — trotz schwerer Verirrung — nicht ohne Wohlwollen seine Völker regierte, hielt allerdings die Goten Dankbarkeit und Hochachtung in den Schranken friedlicher Ruhe; sobald aber der verehrte Kaiser, „der Freund der Goten", sein Auge geschlossen hatte (395), und der harte Minister Rufinus für den unreifen Arkadius die Zügel des Ostreichs ergriff, zuckte durch die Westgoten, die auf Thraciens Gefilden und Bergen den Pflug führten und ihre Rinder weideten, mächtig der Gedanke, daß nun das rostende Schwert nach zwanzigjähriger Ruhe wieder zu kühnen, freien Mannesthaten gezogen werden müsse, daß der Felddienst unter einem untüchtig gewordenen Volke doch eigentlich viel mehr eine Demütigung als eine Ehre sei. Der Träger dieses Gedankens, der denselben zur That werden ließ, war der große Held Alarich. Er hat recht eigentlich die Nation, die in Gefahr war, ihr höchstes Gut, ihr Volkstum zu verlieren und in einem „staatlosen Landsknechtwesen", im römischen Solddienst, aufzugehen, vor diesem Untergang gerettet, und darin beruht vor allem seine weltgeschichtliche Größe.

Der kluge Theodosius wußte recht wohl, warum er bei jeder Gelegenheit seine besondere Neigung für das gotische Volk zur Schau trug: ohne die tapfern Hilfstruppen, die dieses ihm stellte, würde er weder die Empörung des Maximus (387/88) noch die des Eugenius (392—394) so

*) S. Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung 1, S. 189 f.

Digitized by Google

schnell unterdrückt haben. Allerdings lag in dem durch Theodosius geschaffenen Verhältnis eine ernste Gefahr: die ohnehin schon verweichlichten Römer wurden immer mehr dem Waffendienst entfremdet, da sie ihre Kriege durch deutsche Arme ausfechten ließen, und diese Söldner oder Verbündeten widerstanden nicht immer der Versuchung, die Fortschritte in der Taktik und ihre römischen Waffen zur Erschütterung und Zerstörung der Reichsgrundfesten zu benutzen. Aber so wenig wie Theodosius, bemerkte seine Zeit diese drohende Gefahr; die Partei an seinem Hofe und in seinem Staate, die den Goten feindlich gesinnt war, war dies nicht aus dergleichen politischen Erwägungen, sondern aus Neid und Eifersucht, weil sie den „Barbaren" die bevorzugte Stellung beim Kaiser nicht gönnte.

Schon in den letzten Regierungsjahren des „Gotenfreundes" hatte es nicht an Grund zur Unzufriedenheit unter den Goten gefehlt, namentlich seine eifrige Begünstigung des Katholizismus und seine strengen Verordnungen gegen alle Sektierer verletzten die arianischen Goten in ihrem religiösen Gefühl, obwohl ihnen als „Verbündeten" die freie Religionsübung in ihren Gauen nicht verwehrt werden konnte. Um so enger schlossen sich, wie gesagt, die noch heidnischen Goten an den Kaiser an, die meisten von diesen traten unzweifelhaft mit der Zeit zur orthodoxen Kirche über. So gärte unter der friedlichen Decke genug des gefährlichen Zündstoffs, und bei Gelegenheit mußte selbst der große Kaiser Zeuge werden von der tiefen Spaltung, die durch das Gotenvolk ging. So standen sich zwei vornehme Fürsten, Fravitta und Eriwulf als erbitterte Feinde gegenüber, jener an der Spitze derer, die in Verbindung mit dem Kaiser und dem Aufgehen im römischen Staat das Heil erkannten, dieser mit dem größten Teil des Volkes eifrig über die verbrieften Freiheitsrechte wachend und auf gänzliche Unabhängigkeit bedacht. Bei einem Feste waren die feindseligen Fürsten beide zur kaiserlichen Tafel geladen, und hier konnten sie ihren Haß nicht bändigen und brachen in unziemliche Schmähungen aus, so daß Theodosius die Tafel aufhob. Mit dem Ausdruck der Verachtung gegen seinen Widersacher verließ Eriwulf den Saal, aber Fravitta, außer sich vor Wut, folgte ihm auf dem Fuße, zog das Schwert und stieß ihn nieder. Das Gefolge des Ermordeten würde auf der Stelle die That gerächt haben, hätte sich nicht die kaiserliche Leibwache zwischen die Streitenden geworfen. Der Kaiser sah dieses unerhörte Ereignis ganz ruhig mit an, ja er „litt es", wie der Geschichtschreiber Zosimus sagt, „recht gern, daß die Urheber des Zwiespaltes sich mordeten." Er scheint also geglaubt zu haben, daß die Spaltung unter dem Gotenvolk für die Römer ein Glück sei, indem die Parteien sich gegenseitig aufreiben würden; dazu aber waren diese zu ungleich und die bei weitem stärkere war die nationale und nicht die römische.

Digitized by Google

8. Stilicho, der Regent des Westreiches.

Theodosius starb, und alsbald zerriß das Band der Dankbarkeit und Verehrung für seine Person, welches das ganze Westgotenvolk bisher zugleich an seinen Staat gefesselt hatte. Der Kaiser hatte auf seinem Sterbebett das Reich unter seine beiden jungen Söhne Arkadius und Honorius geteilt; jener sollte den Osten, dieser den Westen regieren. Seit einem Jahrhundert war solche Teilung üblich gewesen; auch Theodosius hatte erst in seinem letzten Lebensjahre das ganze Reich unter sich vereinigt, nachdem Valentinian der Zweite, der rechtmäßige Kaiser des Westens, ermordet und der Anmaßer Eugenius nebst seinem Beschützer Arbogast bei Aquileja gegen Theodosius gefallen war. Aber die Einheit des Reiches war trotzdem niemals aufgegeben worden. „Es sollte eine Teilung der Regierung sein, nicht eine Teilung des Staates. Die Gesetze der einzelnen Kaiser gaben sich formell als gemeinsame Erlasse der beiden Kaiser. So haben es auch die Brüder Arkadius und Honorius gehalten und ebenso deren Nachfolger. Allein dennoch pflegt man mit dem Tode des Theodosius die Einheit des Reiches als beendet zu betrachten; denn von da ab begann eine ganz entgegengesetzte Entwicklung der beiden Teile. Der (griechische) Osten blieb in den alten Formen, und noch mehr als tausend Jahre residierten in Konstantinopel „römische" Kaiser. Das (lateinische) Westreich zerfiel schon nach wenigen Decennien. Diese teilweise Zerstörung des Reiches war nicht abzuwenden. Die Angriffe der Germanen, welche es auf allen Seiten bedrängten, fanden kein Ende, bis sie ein hinreichend großes Gebiet eingenommen hatten." *) Aurelian hatte einst nur dadurch dem Reiche den Frieden geben können, daß er Dacien preisgab. Jetzt schien es, als sollte die Balkanhalbinsel demselben Schicksal wie jene Provinz verfallen. Da aber leitete der Gang der Ereignisse die Goten aus dem Hauptland des Ostreiches zuerst nach Italien, dann nach Gallien und Spanien, und diese Wendung rettete das oströmische Reich, während sie das westliche dem Untergang zuführte. Zwei mächtige Gestalten stehen im Vordergrund dieser Zeit der Auflösung und Neubildung, auf römischer Seite der Wandale Stilicho, auf germanischer der Westgote Alarich.

Stilicho, obgleich von väterlicher Seite dem Wandalenvolk entsprossen, war doch fast ganz in römischer Umgebung aufgewachsen. Dennoch hat er sich nie dem germanischen Wesen völlig entfremdet; die Grundzüge seines Charakters sind deutsch, insbesondere die bewundernswürdige Treue, die er seinem „Herrn", dem Kaiser Honorius, bewiesen hat; nur die

*) S. Kaufmann, Deutsche Geschichte I., S. 300 f., an dessen Darstellung sich auch das Folgende überwiegend anschließt.

Digitized by Google

Schattenseiten der deutschen Art fehlten ihm, namentlich die Leidenschaftlichkeit, die so oft Maß und Ziel überspringt. Seine Widersacher unter den Römern schalten ihn einen Halbbarbaren, und doch hat er seine ganze Kraft in Roms Dienste gestellt. Er kannte kein höheres Streben, als im römischen Reich, das er als sein Vaterland betrachtete, der Erste nach dem Kaiser zu sein, und dieses Ziel hat er früh erreicht. Er war ein Liebling des Theodosius, der dem mit achtunggebietender Gestalt und klarem Geist Begabten im Heer und in der Regierung die höchsten Ämter anvertraute und ihm sogar seine Adoptivtochter Serena zur Gattin gab. Bei seinem Tode legte der Kaiser ihm den Oberbefehl über sämtliche Heere des Reiches in die Hände und vertraute seinem Schutz seine beiden Söhne Honorius und Arkadius. Er hätte sie keinem Würdigeren empfehlen können. Das westliche Reich hat Stilicho darnach dreizehn Jahre hindurch regiert und hat zu seiner Rettung das Menschenmögliche gethan. Seiner Klugheit, Milde und Gerechtigkeit gelang es, die infolge des Bürgerkriegs noch vielfach verwirrten und beunruhigten Zustände im Innern des Staats zu schlichten und zu ordnen. Auch in religiöser Hinsicht bewies er die gleichen Tugenden; selbst wo er z. B. gegen unruhige, widerspenstige Sektierer strafend einschreiten mußte, bot er gleichzeitig die Hand zum Frieden. Ihm lag wirklich das Wohl aller am Herzen. Er wehrte dem Übermut der Soldaten, wie den Übergriffen der Richter und Steuererheber, er schützte die edlen Reste des heidnischen Altertums, die herrlichen Tempel und Götterstatuen, vor der Zerstörungswut frommer Eiferer; er ließ die zerfallenen Straßen und die verödeten Städte wieder instand setzen. Für keine Stadt aber hat er so väterlich gesorgt als für Rom, das tiefgesunkene Rom.

Und diese seine Friedensthätigkeit, durch die er zahllose Wunden heilte und wenigstens vorübergehend Ordnung und Ruhe herstellte, hat er geübt mitten unter den schwierigsten Kriegen, die ihn bald nach Gallien, bald nach Griechenland, bald nach dem Alpenvorland in Norditalien führten. Mehr als einmal hat er den Staat mit starker Hand vom Rand des Verderbens gerissen; dafür jubelte ihm beim festlichen Einzug in Rom dankbar das Volk zu als „dem Liebling der Erde", und seine Krieger, unter denen die Germanen ihm besonders nahe standen, hingen an ihm, denn er teilte mit ihnen jede Gefahr und schonte sie doch, wo es anging. Das Staatssteuer, das Theodosius in seine Hand gelegt hatte, hielt er fest, und es fehlte natürlich nicht an kleinen Geistern, die seine gewaltige Stellung im Reich und seine große persönliche Macht über den jungen, ihm ganz ergebenen Kaiser Honorius beneideten; gegen diese im Finstern schleichenden Kreaturen mußte er auf der Hut sein, und er hat sich ihrer nur erwehren können, indem er selbst, wenn es not that, Hinterlist durch Hinterlist be-

Digitized by Google

kämpfte. „Es war eine harte und arge Zeit; aber wenn man den Mann im ganzen nimmt, so erkennt man den Helden, der sein Land in treuster Pflichterfüllung und mit genialer Kraft immer aufs neue emporrichtete und unterstützte, und der in einer Stellung, in welcher ihm niemand Rechenschaft abfordern konnte, sich den Ruf der Uneigennützigkeit bewahrte. Nicht einmal seinen Sohn beförderte er in auffallender Weise," und wenn er seine Tochter dem Kaiser zur Ehe gab, so that er es notgedrungen, um den Kaiser an sich zu fesseln und den schleichenden Widersachern ein kräftiges Gegengewicht zu halten. Zuletzt ist der große Mann doch gemeinem Haß zum Opfer gefallen: während er im Dienste des Reiches sich aufrieb und im Felde Regen und Frost ertrug, wühlten die Eunuchen und Schmeichler ihre Minen emsig weiter und bethörten den schwachen Honorius, daß er dem besten, treuesten Mann den Tod bereitete. Hat Stilicho auch seine Kraft gerade gegen seine eignen Stammesgenossen, die Germanen, wenden müssen, so kann dies doch die Teilnahme nicht schwächen, die er als ein echter Germane verdient, dem ihm vom Schicksal beschiedenen Herrn treu bis zum Tode.

Stilichos erster Nebenbuhler war der Gallier Rufinus, den Theodosius vor seinem Kampf mit Eugenius zum Hüter des Ostreichs bestellt hatte. Er war kein gewöhnlicher Mensch, aber dem edlen Stilicho nicht zu vergleichen, leidenschaftlich, ehrsüchtig und voll Neid gegen den jüngeren Genossen, mit dem er die Gewalt nicht nur teilte, dem er nach Theodosius' letztem Willen, wie es scheint, sogar untergeordnet sein sollte. Zwar hat Stilicho diese Oberaufsicht über beide Hälften des Reichs in der That niemals beansprucht; aber Rufin besorgte, daß es geschehen könne, und suchte Stilicho deshalb zu beseitigen. Dieser, dem nach des großen Kaisers Tode die ganze Kriegsmacht des Reiches gehorchte, teilte freiwillig sie wie auch den Staatsschatz mit dem Berater des Arkadius; aber der Argwohn und die Eifersucht verließ den Rufinus deshalb nicht. Es wäre sicher sogleich zwischen den beiden Männern zu offenen Feindseligkeiten gekommen, hätte nicht die Not sie gezwungen, ihre Kraft gemeinsam gegen eine furchtbare Gefahr zu gebrauchen; und diese Gefahr brachten die Westgoten über das Reich.

9. Alarich der Balte bis zum Aufbruch nach Italien.

(Von 395 bis 400.)

Die Westgoten waren des römischen Kriegsdienstes müde und wollten wieder ein freies Volk sein. Sobald daher die Schwäche der neuen Regierung sich zeigte und ein Mann sich fand, der die Menge zu leiten vermochte, brach die lange zurückgehaltene Bewegung unaufhaltsam los.

Digitized by Google

Dieser Mann war Alarich, ein herrlicher Held, kaum den Jünglingsjahren entwachsen und dazu aus altem erlauchten Geschlecht, dem Hause der Balten d. i. der Kühnen. Auf der Donauinsel Peuke, zwischen 370 und 375 geboren, hatte er sich des Theodosius Anerkennung schon früh erworben und ihm mit einer starken Gotenschar gegen den Thronräuber Eugenius in der Schlacht bei Aquileja 394 tapfer beigestanden. Die Stellung im Heere aber, die er errungen hatte, genügte seinem Ehrgeiz nicht; er forderte, wie wenigstens ein Bericht erzählt, von dem Knaben Arkadius oder vielmehr von dem allmächtigen Rufin ein hohes, einflußreiches Amt. Und als sein Stolz durch kühle Zurückweisung verletzt ward, da warf er den römischen Soldatenmantel ab und fragte sein in frischen Siegeskränzen prangendes Gefolge, ob es länger sein Blut für die schwachen, hochmütigen Römer vergießen wolle. Und nicht nur das Gefolge, sondern das ganze Volk, das nach Freiheit dürstete, jauchzte dem kühnen Edeling zu und hob ihn auf den Schild als König der Westgoten. Er war der Mann so recht nach deutschem Herzen, rasch von That und klug im Rate, glänzend in Jugendschönheit und mit männlichem Geiste begabt. In großer Versammlung der Fürsten und Freien war er gewählt und dem Volke gezeigt worden; von allen Seiten donnerten die Heilrufe und klirrten die zusammengeschlagenen Waffen der Mannen; alle schwuren ihm den Treueid, außer den Entarteten, Heimatvergessenen, die am Hofe zu Byzanz zu Römern geworden und nicht zum großen Thing gekommen waren.

Der junge König beschloß sogleich, die Kraft seiner Goten durch einen kühnen Heereszug zu prüfen und zu stärken; und diesen Beschluß billigten alle. In hellen Haufen zogen sie, das offene Land verheerend, geradeswegs auf Konstantinopel los. Rufinus war in der höchsten Verlegenheit, denn es fehlte ihm augenblicklich an den nötigsten Truppen zu einem Kampfe gegen Alarich; auch war ein Teil derselben in Kleinasien vollauf damit beschäftigt, einen hunnischen Plünderungszug zurückzuwerfen. Alarich hatte durch einen verwegenen Handstreich die Hauptstadt zu nehmen gehofft, sah sich aber getäuscht, da die überaus starken Befestigungswerke genügend mit Verteidigern besetzt waren. Daher war es ihm sehr erwünscht, als Rufin ihm mit Unterhandlungen entgegenkam, weil dieser eine lange Belagerung bei dem bereits eintretenden Nahrungsmangel in der Stadt nicht auszuhalten vermochte. Der mächtige Minister kam selbst in das gotische Lager, um dem Nationalstolz der Feinde zu schmeicheln, sogar in germanischer Tracht, zeigte sich sehr nachgiebig und sparte weder Zahlungen noch Versprechungen. Alarich war froh mit Ehren abziehen zu können; daher nahm er Rufins Anerbietungen an und hob die Belagerung auf.

So wandten sich die Goten von Konstantinopel westwärts und durchzogen die Küstenstriche von Thracien, Macedonien und Thessalien. Dort,

Digitized by Google

wo das Ötagebirge dicht an den malischen Meerbusen herantritt, wo einst Leonidas mit seinen Tapfern den Hunderttausenden des Xerxes halt gebieten konnte, dort hätte auch dem Ansturm der Goten mit leichter Mühe ein Damm gesetzt werden können. Allein die Griechen des vierten Jahrhunderts nach Christus waren nicht mehr die Helden von Thermopylä und Salamis. Daher zogen sich die dort aufgestellten Truppen, sobald sie vom Herannahen der gotischen Heerscharen vernahmen, uneingedenk des Ruhms ihrer Vorfahren, schleunig zurück. Ungehindert durchschritten die Germanen die Thermopylen und ergossen sich über die Gefilde Böotiens. Die Männer wurden erschlagen, Frauen und Kinder als Beute mitgenommen, die Dörfer gingen in Flammen auf, nur die starken Mauern von Theben widerstanden den Goten. Jetzt ging der Zug gegen Athen; Alarich glaubte die berühmte Stadt, die wegen ihrer weiten Ausdehnung schwer haltbar war, ohne große Mühe einnehmen zu können. Bevor er aber zum Sturm schritt, erließ er die Aufforderung an die Athener, sich ihm zu ergeben. Gern waren diese dazu bereit; durch ein bedeutendes Lösegeld retteten sie ihre Stadt. Alarich begnügte sich damit, von einem stattlichen Gefolge begleitet in die alte glorreiche Mutterstadt der antiken Bildung einzureiten. Er ward ehrenvoll empfangen, ließ sich ein Bad nach griechischer Weise bereiten, nahm ein glänzendes Gastmahl ein, das die vornehmsten Athener ihm und den Seinen anboten, und zog dann, reich mit Geschenken beladen, wieder ab. Seine Scharen verheerten das offene Land, nur das Stadtgebiet Athens blieb verschont. Gewiß war Alarich nicht so ungebildet, daß er der klassischen Stadt nicht gern solche Nachsicht erwiesen hätte. Aber was die Athener später erzählten von dem, was ihn dazu bewogen, das gehört natürlich in das Gebiet der Sage; es habe ihn nämlich, als er die Mauern umritt und die Befestigungen besichtigte, die Göttin Pallas Athene von der Burg herab in kriegerischem Schmuck drohend angeblickt, oder, so erzählen andere, der Held Achilleus sei ihm erschienen und habe ihm warnend zugewinkt.

Von Attika aus drang Alarich nach dem korinthischen Isthmus vor; Megara fiel beim ersten Sturme; auf der leicht zu haltenden Landenge fanden sich ebensowenig wie bei den Thermopylen Verteidiger, und nun wurde auch der Peloponnes heimgesucht; Argos und Sparta fielen ohne Widerstand in die Hände des Siegers. Manche kostbare Kunstwerke nahmen die Goten mit sich, aber nur solche aus wertvollem Metall, denn sie verstanden nicht die Kunst, sondern nur den Stoff zu schätzen; genau so hatte der Römer Mummius vor einem halben Jahrtausend gethan, der bei der Eroberung Korinths ausrufen ließ: jeder Soldat, der ein Kunstwerk zerbreche, müsse ein neues machen.

Während Rufinus sich außer stande sah dieser Not zu steuern, weilte der

Digitized by Google

Hort des Reiches, der wackre Stilicho, im fernen Nordwesten am Rheine, wo er den Einbrüchen der Franken wehrte. Er verfügte nur über ein kleines Heer; aber er zögerte nicht. Rasch zwang er die fränkischen Fürsten, ein Bundesverhältnis mit Rom einzugehen und selbst die Grenzen gegen die überrheinischen Deutschen zu schützen. Dann eilte er in das Lager der Hauptarmee, setzte sie auf Schiffe und fuhr nach Griechenland hinüber. Er hätte von allen aufrichtigen Dank verdient. Aber der mißgünstige Rufin ärgerte sich über seines Nebenbuhlers rühmlichen Eifer; er hatte nur einen Teil der weströmischen Soldaten als Unterstützung begehrt; daß Stilicho selbst herbeikam, verdroß ihn, denn dadurch fühlte er sich gar zu sehr in den Schatten gestellt. Er wußte daher den schwachen Knaben Arkadius zu beschwatzen, daß er dem Stilicho befehlen ließ, den griechischen Boden zu räumen und ihm nur eine Abteilung seines Heeres als Verstärkung zuzusenden. Stilicho gehorchte, gewiß mit schwerem Herzen, und schickte eine vorwiegend aus Goten bestehende, aber römisch gerüstete Schar unter Anführung des Goten Gainas nach Byzanz. Mit Auszeichnung gedachte Arkadius die geschätzten Truppen zu empfangen. Er ritt mit Rufin und einem glänzenden Gefolge zum Thore hinaus und wollte auf einer Ebene, die südlich vor der Stadt liegt, die Heerschau über die Ankommenden abhalten. Da gab Gainas ein verabredetes Zeichen, auf das einige Teile der Söldner sich unvermerkt nach der Stadtseite herumzogen. Schnell war so ein Kreis um den Kaiser und sein Gefolge geschlossen. An ein Entkommen war nicht zu denken; da ritten einige auf den eben noch allmächtigen Rufinus ein und hieben ihn nieder. Sein Leichnam wurde der Wut des Stadtpöbels, der den geizigen Minister gehaßt hatte, überlassen (November 395). Noch war kein Jahr seit dem Tode des großen Theodosius vergangen, als dies geschah; und der junge zitternde Kaiser hieß alles gut und recht, was die zuchtlosen, eigenmächtigen Söldner gethan hatten. So bald war an Stelle der Ordnung und des Ansehens Verwirrung und Ohnmacht getreten.

Es ist gewiß ein Irrtum, wenn man die Schuld an diesem Morde dem Stilicho zuschreibt. Wollte dieser den Nebenbuhler wirklich beseitigen, so wäre es ja viel einfacher gewesen, wenn er selbst nach Byzanz gekommen wäre und sich der Zügel auch dort bemächtigt hätte; er hatte auch eigentlich gar keinen Grund, den Tod des oströmischen Regenten zu veranlassen, und noch weniger konnte er davon einen Vorteil für sich erwarten; an die Stelle des Gestürzten trat ja doch ein andrer, der die Nebenbuhlerschaft gegen Stilicho voraussichtlich fortsetzte. Und so geschah es auch; der neue Minister Eutropius, ein Eunuch, bewies sich gegen den Regenten des Westreiches nicht minder feindselig. Unzweifelhaft hatte der herrschsüchtige Gainas auf eigne Faust gehandelt; er wußte, wie verhaßt Rufin gewesen war, daß man

Digitized by Google

ihn als Wohlthäter des Volkes preisen würde, und er hoffte mit Leichtigkeit sich selbst auf die Höhe, von der er jenen gestürzt hatte, zu schwingen. Allein das Verfahren, das er zur Erreichung dieses Zieles einschlug, war doch allzu roh und gewaltsam; und deshalb gelang es dem geschmeidigen Eutropius, das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen. Dieser lenkte fortan die Geschicke des Ostreichs, während der ehrgeizige Gainas Führer seiner Truppen blieb. Der erschreckte Kaiser mißtraute offenbar dem ungestümen Manne, der nur auf Rache sann an Eutrop und der ganzen ihm feindlichen Hofpartei. Im Kriege gegen Alarich wurde er nicht verwendet; man scheute sich nicht, die so verletzend zurückgewiesene Hilfe Stilichos nun selbst herbeizurufen; und es ist ein glänzendes Zeichen für die Uneigennützigkeit dieses trefflichen Mannes, daß er unverweilt dem Hülferuf Folge leistete.

Er lag noch mit seinem Heere an dem nördlichen Winkel des adriatischen Meeres und führte nun die Flotte schnell nach der Landenge, die den Peloponnes mit Hellas verbindet. Das stark befestigte Korinth hatte allein von allen peloponnesischen Städten einen energischen Widerstand versucht. Stilicho eilte herbei, es zu entsetzen, aber zu spät. Er fand die Stadt in Trümmern. Doch gelang es ihm durch eine Reihe glücklicher Gefechte, die Goten nach der Grenze zwischen Elis und Arkadien in das Gebirgsland zurückzudrängen. Alarich befand sich ihm gegenüber keineswegs in günstiger Lage; schmerzlich empfand er den Mangel einer Flotte, und dazu brachen infolge des ungewohnten Klimas verheerende Krankheiten unter den Seinigen aus und verminderten die Zahl seiner Streiter. Am Berge Pholoë (jetzt Plateau von Lala genannt), bei den Quellen des Penëus schien eine Entscheidung bevorzustehen. Stilichos Heer schloß die Goten in einem Thale ein; Verschanzungen wurden aufgeworfen, um sie allmählich auf einen immer engeren Raum zusammenzudrängen, zuletzt sogar das Wasser des Flusses abgeleitet. Hunger und Durst mußte die Goten an Mut und Anzahl schädigen und endlich zur Ergebung zwingen. Aber in der äußersten Bedrängnis gelang es Alarich dennoch zu entkommen; auf welche Weise, darüber kann nichts mit Bestimmtheit behauptet werden; einige Quellen schieben die Schuld auf Stilicho, er habe im Einverständnis mit Alarich gehandelt und diesen absichtlich entkommen lassen, um sich an Ostrom für die schimpfliche Zurückweisung zu rächen oder um den für ihn ruhmlosen Krieg abzubrechen und nach der bedrohten Rheingrenze zu ziehen; andere behaupten, Alarich sei durch die Ränke des Eutrop entschlüpft; noch andere, die Truppen Stilichos hätten sich zu früh der Freude über den unzweifelhaften Sieg überlassen und Alarich habe einen günstigen Augenblick benutzt, die schwach besetzten Verschanzungen der Römer zu durchbrechen. Klarheit ist hier nicht zu erreichen. Kurzum, Alarich zog westlich mit aller seiner Mannschaft, mit Beute und Gefangenen, mit Weibern, Kindern und Wagen

Digitized by Google

durch das feindliche Land bis an den korinthischen Meerbusen, und Stilicho verfolgte ihn nicht. Ehe dieser nachrückte, waren die Goten über den Isthmus geschritten und befanden sich in völliger Sicherheit. Rasch bot jetzt Alarich dem oströmischen Kaiser den Frieden an und erlangte ihn (397). Stilicho sah sich keinem Feinde, sondern einem „Verbündeten" des Arkadius gegenüber und mußte nach Italien zurückkehren. Die Westgoten erhielten Illyrien und einen Teil von Epirus, und sie traten der Form nach wieder in das alte Föderatenverhältnis; Alarich erhielt den Titel eines Dux und schaltete in seinem Gebiet so unbeschränkt wie sonst der höchste Statthalter einer römischen Provinz. Seine nächste Sorge war, seine Goten mit guten Waffen zu versehen; und dazu mußten die kaiserlichen Fabriken im ganzen Ostreiche helfen, indem sie lieferten, was Alarich befahl. Das war gewiß bedrohlich, zumal da dieses in Waffen starrende Volk unter seinem thatkräftigen König an der Grenzscheide beider Reichshälften eine Stellung einnahm, in der es sich ebensogut auf den Westen als auf den Osten stürzen konnte. Doch stand es noch drei bis vier Jahre an, bis die auf den illyrischen Bergen lagernde Wolke sich über die norditalischen Gefilde entlud.

Inzwischen stellte Stilicho die erschütterte Mannszucht der Heere wieder her, besiegte den meuterischen Statthalter Afrikas, Gildo, und war unermüdlich im Dienst der Sache, die er zu der seinigen gemacht hatte. Seine oströmischen Rivalen standen solcher Pflichttreue fern, sie dachten bei allen ihren Handlungen nur an sich, an Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht. Der arme Arkadius mußte thun, was sein jedesmaliger Minister für gut hielt. Der ehrlose Eutropius erfreute sich nicht lange seiner Machtstellung. Schon lange ein Gegenstand der Verachtung fiel er zuletzt dem trotzigen Gainas zum Opfer. Dieser erschien, während an den Küsten der Propontis (des Marmarameeres) Meutereien der Truppen die Gefilde verwüsteten, plötzlich in Konstantinopel und verlangte vom Kaiser geradezu den Tod des nichtswürdigen Eutrop. Arkadius gehorchte; der übermütige Minister ward verbannt und bald darauf hingerichtet. Gainas wollte offenbar selbst an die Stelle des Gestürzten treten und im Osten eine ähnliche Rolle wie Stilicho im Westen spielen. Aber dazu fehlte es ihm an allen den Eigenschaften, die jenen groß machten; er war wirklich nichts weiter als ein roher Barbar. Arkadius machte einen verzweifelten Versuch sich von dem Unerträglichen zu befreien und übergab dem oben erwähnten Goten Fravitta, dem Günstling des Theodosius, den Oberbefehl über die Truppen, die er dem Gainas noch hatte vorenthalten können. Es kam zu mehreren Gefechten. Gainas mußte mit dem Reste seiner Krieger fliehen und wandte sich auf das nördliche Donauufer, wo vor einem Vierteljahrhundert noch die Westgoten gesessen hatten. Hier aber geriet er in Streit mit einem

Digitized by Google

Hunnenhäuptling, der die Errichtung einer neuen Macht in ſeiner Nähe nicht dulden wollte. Er ſchlug und tötete ihn und ſandte ſein Haupt nach Konſtantinopel.

10. Alarichs erſter Zug nach Italien.

(Von 401 bis 402.)

Große Feſtfreude herrſchte in Rom. Die Empörung Gildos in Afrika war eben glücklich unterdrückt, und der junge — erſt vierzehnjährige! — Kaiſer Honorius feierte ſeine Hochzeit mit der Tochter Stilichos, Maria. Das arme Mädchen, „wie fand ſie doch ſo viele Ehr' und Glück ſo wenig!" Der kaiſerliche Gemahl war ein kindiſcher Knabe und blieb es, übte ſich fleißig im Bogenſchießen und Reiten, gab dann, als er behäbiger wurde, dieſe angeſtrengte Thätigkeit auf und widmete ſich mit großer Gründlichkeit der Hühnerzucht. Ohne Talent und Leidenſchaft, mehr ſchwachſinnig als gutmütig, furchtſam, keiner Einflüſterung unzugänglich, wetterwendiſch, launenhaft — wie hätte es der lieblichen Jungfrau gelingen ſollen, das Herz dieſes Weichlings zu feſſeln? Ungeliebt iſt ſie neun Jahre ſpäter geſtorben.

Und während der ſchwache Jüngling ſich einem geiſtloſen Vergnügen hingab, ſchweiften Stilichos Gedanken ſorgenvoll von einer Stelle der römiſchen Grenzmark zur andern; denn allenthalben drohte Unheil; während alles ſich der Freude überließ, kam in ſeine treue Bruſt kein Gefühl der Ruhe, kein Genuß der Sicherheit. Und bald genug ſollte auch die ſorgloſe römiſche Welt ſchrecklich aus ihren Feſtträumen aufgerüttelt werden.

Die Weſtgoten hatten ihre Überlegenheit den Römern gegenüber erkannt, ſie wollten nicht länger das wenn auch noch ſo erleichterte Joch, das immerhin auf ihnen und den Föderaten Oſtroms lag, ertragen. Zudem war ihre neue Lage mitten zwiſchen den beiden Reichshälften unſicher und mißlich, und ſie mußten fürchten erdrückt zu werden, ſobald einmal die Römer Zeit gewannen ſich zu kräftigen. Sie hatten in Griechenland die Reize der ſüdlichen Gegenden kennen gelernt; nicht nach Norden, wo außerdem andre Stämme, Germanen, Slaven und Hunnen ſich drängten, ſondern nur auf die herrlichen Länder am Mittelmeere konnten ſich ihre Blicke richten, wenn ſie ſich fragten, welches Land denn nun wohl die Gottheit dem ruheloſen Weſtgotenvolke zu freiem und dauerndem Beſitz beſtimmt hatte. Das vielgeprieſene Italien ſchien als verlockendes Ziel in nächſter Nähe zu winken. Nicht unmöglich iſt es, daß die Regierung in Konſtantinopel den gefährlichen Nachbar recht gefliſſentlich auf dieſes Ziel hinwies. So überſchritt Alarich im November 401 die Grenze ſeines Gebietes, er überſtieg mit ſeinem trefflich gerüſteten Kriegsvolke die Päſſe der Juliſchen Alpen

Digitized by Google

und stieß zuerst am Timavus, einem Flüßchen, das unweit Aquileja ins Meer geht, auf Widerstand. Er schlug die römischen Truppen und gewann dadurch die freie Straße nach dem westlich davon gelegenen Aquileja. Diese feste Stadt, den Schlüssel Italiens, belagerte er längere Zeit, natürlich vergebens; deshalb gab er es auf sie einzunehmen und zog weiter nach Westen, die reichen Ebenen Venetiens verheerend.

Er hatte den Zeitpunkt zu seinem Einbruch klug gewählt; denn der einzige Mann, der ihm völlig gewachsen war und den er zu fürchten Ursache hatte, Stilicho, schlug sich in Rätien und Noricum mit den aufständischen Alpenvölkern und den vordringenden Germanen herum. Da erreichte ihn die Kunde von Alarichs Erscheinen; durch einige glückliche Treffen und kluge Unterhandlungen gelang es ihm rasch den Aufstand zu dämpfen und die von dort drohenden Germanen zu beruhigen. Er sah, jetzt gelte es, das Mutterland des Reiches um jeden Preis zu retten. Da erteilte er Befehl, Roms Mauerwerke zu verstärken, und rief die britannische Legion, welche die nördlichste Provinz der Römer gegen Pikten und Skoten schützte, und den Kern der rheinischen Heere zu seiner Verstärkung heran. Er durfte nicht zögern, Britannien preiszugeben; und selbst die Rheingrenze mußte er aufs Spiel setzen; er hoffte, daß hier die verbündeten Franken ihren Verträgen getreu die römische Mark schützen würden, bis er Italien gerettet hätte und die Legionen zurückschicken könnte. Auch Krieger aus den Völkern, gegen die er gekämpft hatte, nahm er unter seine Fahnen auf. Goldene Ketten und glänzende Waffen, die er ihnen bot, und vor allem die Aussicht auf reiche Beute lockten sie in Menge heran; doch nahm er ihrer nicht mehr in sein Heer, als er notwendig brauchte, damit sie den Herren selber nicht furchtbar würden.

Mit großer Heeresmacht überstieg Stilicho gegen Ende des Winters (Anfang 402) in mühseligem Marsch die Alpen und gelangte durch das Thal der Adda, gerade noch zur rechten Zeit in die Po-Ebene, um das vor Schrecken ratlose Italien durch sein bloßes Erscheinen wieder zur Besinnung zu bringen. Alarich war bereits über den Po gegangen und hatte Ligurien und Tuscien (Toscana) heimgesucht. Als er vernahm, der Kaiser Honorius sei nach Mailand geflüchtet, wandte er sich wieder nach Norden, um ihn zu verfolgen und sich seiner Person zu bemächtigen. Dadurch glaubte er den Krieg mit einem Schlag beendigen zu können. Die Belagerung der Stadt sollte eben beginnen, da kam dem verzagten Kaiser Rettung. Stilicho täuschte die Wachen, welche Alarich an den Übergängen der Adda aufgestellt hatte, indem er im Dunkel der Nacht den Strom durchwatete und die Überraschten zurückschlug, dann bahnte er sich in kühnem Lauf den Weg mitten durch die gotischen Wagen und Streiter, die gerade einen Kreis um die Stadt schlossen. Das bewog Alarich von der Bela-

Digitized by Google

gerung abzustehen; er hielt mit seinen Fürsten Kriegsrat; diese rieten, für jetzt umzukehren und die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen; aber der König wollte davon nichts wissen. „Ich will mir", soll er gesagt haben, „in Italien ein Königreich erwerben oder ein Grab." Er zog sich darauf noch mehr nach Westen zurück, Stilicho folgte ihm. Bei Pollentia am Tanaro lagerten sich die Heere gegenüber. Hier kam es zur Schlacht.

Es war am Ostertage — dem 6. April — des Jahres 402, als Alarich seinem alten Gegner von Pholoë standhalten mußte. Offenbar glaubten die Goten nicht an die Möglichkeit, daß Stilicho den heiligen Tag durch Waffenlärm entweihen werde. Aber was kümmerte den großen Staatsmann die Warnung ängstlicher frommer Seelen, in einem Augenblick, wo es galt die Wiege des Reiches zu retten? Er gedachte der furchtbaren Gefahren, die dem Staate, ja der ganzen gebildeten Welt drohten, wenn die unzähligen Völkerscharen über die unbewachten Grenzen des Reiches hereinbrächen, was unfehlbar geschehen mußte, wenn dieses Heer, das letzte, das er mit höchster Anstrengung, ja mit verzweifelter Tollkühnheit hatte aufbieten können, geschlagen wurde. In seiner Hand ruhte Roms Schicksal. „Die Stunde war günstig; es wäre Frevel gewesen, sie nicht zu nutzen." Jetzt, wo die Goten als andächtige arianische Christen die Auferstehung des Herrn feierten, mußte der Angriff geschehen.

Ein Reitertreffen ging dem Hauptkampf voran. Die Alanen*) unter ihrem tapferen Anführer Saul stürzten mit großem Ungestüm auf die nichtsahnenden Goten. Diese, durch den unerwarteten Überfall betroffen und verwirrt, begannen zurückzuweichen, wurden aber durch Alarich wieder gesammelt und ermutigt und ergriffen nun mit größter Erbitterung die Waffen. Sie schlugen die Alanen und die ihnen nachfolgenden Römer zurück; Saul büßte seine Verwegenheit mit dem Leben. Erst als Stilicho seine Kerntruppen, die Legionen aus Britannien und vom Rhein, bedächtig ins Treffen führte, kam der Kampf zum Stehen, und der Sieg neigte sich sogar auf die Seite der Römer. Jedenfalls zogen sich die Goten am Abend des blutigen Tages zurück und überließen einen Teil ihrer Wagen mit reicher Beute den Feinden. Aber der Verlust auf Seite Stilichos war

*) Dieses nicht germanische (wenigstens nicht rein germanische) Volk war seit dem Einbruch der Hunnen in mehrere Zweige zersplittert; einer blieb den Hunnen unterworfen und siedelte sich später in Untermösien an, ein andrer war zur Zeit in Pannonien unter germanische Völker, Wandalen und Sueben, geraten, hatte mit diesen gegen Stilicho gestritten und kämpfte nun, zum Teil von diesem angeworben, unter den römischen Fahnen. Wenige Jahre später (406) sind diese pannonischen Alanen mit Wandalen und Sueben über den Rhein nach Gallien gegangen, wo sie sich zum Teil von ihren Wandergenossen trennten und als römische Föderaten an der Loire Land erhielten, dabei aber unter eigenen „Königen" blieben. Einer derselben, Sangiban, tritt in der großen Hunnenschlacht im Jahre 451 bedeutsam hervor.

Digitized by Google

so bedeutend, daß er, wie es scheint, den Goten einen Waffenstillstand anbot. Er konnte mit seinem geschwächten Heere einen nochmaligen Angriff auf den noch immer gewaltigen Feind nicht wagen. Deshalb gewährte er Alarich ungehinderten Abzug mit einem großen Teil der Beute, die dieser im Laufe des Feldzuges schon gemacht hatte. Soweit sich aus den dürftigen und widerspruchsvollen Berichten erkennen läßt, hegte Alarich die Absicht, trotz der Waffenruhe einen schnellen Überfall Roms zu wagen, konnte sie aber nicht ausführen, da Stilicho ihn mit seinem Heere in Schach hielt und die Befestigungen der Hauptstadt noch mehr verstärken ließ. Alarich wandte sich über den Po zurück, und Stilicho folgte ihm. Bei Verona kam es im Sommer desselben Jahres zu einer zweiten Schlacht. Die Goten wurden von zwei Seiten zugleich angegriffen, und ihr König selbst soll in Lebensgefahr geraten sein. Obgleich es zu keiner eigentlichen Entscheidung kam, so zog sich doch Alarich nach den rhätischen Alpenpässen zurück, fand sie aber besetzt, und da ihm Stilicho auf dem Fuße gefolgt war, so sah er sich zum zweitenmal eingeschlossen. Wie er dennoch abermals entkommen ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich verzweifelte Stilicho an einem völligen Sieg und scheute sich die gewaltigen Feinde zum äußersten zu treiben. Kurz, er schloß einen Vertrag mit Alarich und ließ ihn mit Beute und Gefangenen frei nach Illyrien abziehen. So baute er, nach dem Sprichwort, dem weichenden Feinde goldene Brücken.

Italien war von einer furchtbaren Gefahr befreit und begrüßte Stilicho als seinen Erretter. Alarichs Feldzug war völlig mißglückt. Schon das italische Flachland mit seinen befestigten Städten und seinen zahlreichen kleinen und großen Flüssen hatte ihm viel zu schaffen gemacht; den abgehärteten Legionen und der Feldherrntüchtigkeit seines Gegners konnte er keinen Erfolg abgewinnen; ohne eigentlich eine Schlacht verloren zu haben, sah er sich doch überwunden; er konnte gewiß froh sein unter so günstigen Bedingungen den Frieden zu erhalten. Wie klug aber Stilichos Großmut war, das zeigte sich bald.

11. Der Einfall des Radagais und Stilichos Ausgang.

(Von 403 bis 408.)

Honorius feierte die Erfolge seines ersten Feldherrn und allmächtigen Staatsmannes durch einen glänzenden Triumph. Zur Seite des Kaisers auf einem prächtigen Wagen sitzend zog der gepriesene Held durch einen neu errichteten Triumphbogen in Rom ein. Vor ihnen her ritt Stilichos Sohn Eucherius. Wochenlange Feste, Tierhetzen, Gladiatorenkämpfe, Wettrennen, allerlei Schaustellungen folgten dem Triumph. Die Schaulust der ewigen Stadt mußte wieder einmal befriedigt werden. Daß man nicht mehr im

Digitized by Google

heidniſchen Altertum lebte, daß man äußerlich die Religion Chriſti bekannte, daran ward ſo wenig gedacht wie noch heutzutage in dem urkatholiſchen Spanien, wenn es ſeine Stierkämpfe feiert. So ergötzte ſich auch damals der chriſtliche Pöbel an Gladiatorenſpielen d. h. an Menſchenopfern, die dem rohen Vergnügen der Menge dargebracht wurden. Vergebens mahnte der fromme Dichter Prudentius den läſterlichen Unfug abzuſchaffen. Da half die That eines kühnen Mannes, der durch ſeinen Tod der Menſchlichkeit den Sieg verſchaffte. Telemachos, ein Mönch aus Aſien, hieß der Wackere; dieſer ſtieg, entrüſtet über die Menſchenſchlächterei, in die Arena hinab und warf ſich zwiſchen zwei kämpfende Gladiatoren, um ſie zu trennen. Aber das Volk, wütend über dieſe Störung ſeines Vergnügens, überſchüttete den edlen Mann mit einem Steinregen, ſodaß er zuſammenbrach und ſtarb. Doch eben dieſer Tod ward der Menſchheit zum Segen. Denn bald darauf kam das Volk zur Beſinnung, bereute ſeine Unthat und fand keinen Gefallen mehr an der wüſten Luſt, die mit unſchuldigem Blut befleckt war. Ein kaiſerliches Dekret ſchaffte die Spiele auf ewige Zeiten ab, indem es mit dankbarer Anerkennung ausdrücklich des Mönches gedachte.

Das Jahr 403 verlief ohne äußere Kämpfe. Stilicho benutzte die Zeit, um Ordnung und Zucht im Innern wiederherzuſtellen und für Verſtärkung der Heeresmacht zu ſorgen. Aber im folgenden Jahre brach eine der ſchrecklichſten Gefahren über das gequälte Land Italien. Während Alarich Ruhe hielt, drang ein zahlloſer Völkerſchwarm aus den Ländern an der mittleren Donau und der Theiß ſüdwärts gegen die Alpen. In ungeheurer Maſſe ſammelten ſich Alanen, Wandalen, Burgunden, Sueben und vorzugsweiſe Oſtgoten unter der Führung eines verwegenen Mannes mit Namen Radagais, der ſelbſt ein Oſtgote war und von den Römern als der grauſamſte, wildeſte und unbändigſte ihrer Feinde geſchildert wird. Er war noch Heide, wie der größte Teil ſeiner Scharen, und hatte gelobt alle römiſchen Kriegsgefangenen dem Wodan zum Opfer darzubringen. Die Grenztruppen in den Donauprovinzen wurden überwältigt; ohne Widerſtand überſtieg der Schwarm die Alpen und ergoß ſich wie ein uferloſer Strom über das unglückliche Land des Po nach Süden. Verzweiflung ergriff die Römer; ſie wünſchten ſich beinahe den Alarich zurück; denn dieſer war doch Chriſt und zeigte ſich nutzloſem Morden und Blutvergießen abhold. Die kleine heidniſche Gemeinde, die in der Stille noch zu Rom beſtand, regte ſich jetzt und bewies, daß die Stadt nur deshalb von dieſer neuen fürchterlichen Geißel heimgeſucht werde und dem Untergang geweiht ſei, weil ſie die alten Götter und ihre Heiligtümer verlaſſen habe. Man hatte über dieſen religiöſen Eifer und Streit faſt die Größe der Gefahr vergeſſen; zum kräftigen Handeln vermochte das entartete Volk ſich nicht aus eigener Kraft aufzuraffen. Der Kaiſer Honorius gab ſelbſt das ſchlechteſte Beiſpiel,

Digitized by Google

indem er aus Rom floh und sich hinter die unzugänglichen Sümpfe und festen Mauern von Ravenna flüchtete, von wo er müßig der allgemeinen Not zusah. Nur ein Mann verlor auch diesmal den kalten Mut nicht; Stilicho sann auf Rettung, und sie gelang ihm.

Zunächst vermied er eine Schlacht, und es dauerte bis ins folgende Jahr, bis er soviel Streitkräfte als irgend möglich aus den angrenzenden Teilen des Reiches zusammenbrachte, mit denen er den Kampf gegen die ungeheure Überzahl der Barbaren wagen konnte; waren deren doch nach der geringsten Angabe 200 000 Mann! Vor den Mauern von Florenz kam das Völkergewimmel zuerst zum Stillstand. Auch hier erschöpften die Germanen vergebens ihre Kräfte gegen römische Befestigungswerke, da sie die Kunst der Belagerung nicht verstanden. Und nun rückte Stilicho heran und zwang die Scharen von der Stadt abzuziehen. In drei Haufen zerfiel die Masse, welche unter eignen Führern standen, und diese handelten nach altgermanischer Unsitte sehr selbständig, obgleich Radagais unter ihnen als Herzog die oberste Stelle einnahm. Stilicho griff zuerst den schwächsten der drei Gewalthaufen an und vernichtete ihn durch seine überlegene Feldherrnkunst. Dann ging er auch den beiden andern zu Leibe, drängte sie in die Berge von Fäsulä (Fiesole), wo einst Catilina mit seinen Streitern gefallen war, umgab sie mit Schanzwerken und hielt sie so dicht umlagert, bis sie, vom Hunger gezwungen, einen verzweifelten Ausfall unternahmen. Aber die wilden Scharen des Radagais, die keine andre Taktik kannten als wütend dreinzuschlagen, zerschellten an den meisterhaft geführten Truppen Stilichos. Viele Menschen fielen, die Massen wurden auseinandergesprengt, wobei sich eine hunnische Reiterschar unter ihrem Fürsten Uldin auf römischer Seite auszeichnete. Radagais selber floh, wurde aber eingeholt und getötet. Die führerlosen Reste seiner Völker irrten in den Gebirgen umher, wo sie teils dem Hunger teils dem nachhauenden Schwert der Römer erlagen. Trotzdem wurden so viel Gefangene gemacht, daß man sie um ein Spottgeld (den Mann für ein Goldstück) in die Sklaverei verkaufte. Die meisten dieser Sklaven haben wenige Jahre später ihre Fesseln gebrochen und sind dem Alarich bei seinem zweiten Einbruch in Italien haufenweise zugelaufen. Zwölftausend Goten, zum größten Teil Edelinge, ergaben sich in geschlossener Masse und wurden von Stilicho sofort in römische Dienste genommen.

So zerstob die fürchterliche Lawine, die die römische Welt zu verschütten drohte, vor der genialen Feldherrnkunst und der unermüdlichen Kraft des großen Staatsmannes. Die Angst machte dem Jubel Platz; Stilicho stand auf dem höchsten Gipfel des Ruhmes und der Macht. Niemand wagte ihn einen Barbaren oder seine Verträge mit Alarich einen Verrat zu nennen. Die vornehmen Frauen und Mädchen hatten monatelang den entsetzlichen Augenblick kommen sehen, wo der Gote sie binden und

Digitized by Google

als Gefangene fortschleppen werde. Sie hatten im Geist sich selber erblickt, wie sie in schmutzigen Hütten die zerrissenen Wämser flickten und am Bache wuschen, wie sie den Befehlen des wilden Weibes gehorchten und sich ruhig ergaben, wenn ein roher Geselle Gefallen an ihnen fand. All dieser Jammer, dies unfaßbare Elend war nun abgewendet. Sollte man dem Retter nicht Lob und Dank darbringen? Ihm schuldeten sie ja Leben, Gut und Ehre. „Aber rasch vergißt der Mensch die Wohlthat. Was er nicht zu hoffen wagte, erscheint ihm bald als ein alltägliches Gut. Wie Luft und Licht nimmt er es als etwas Selbstverständliches hin. Stilicho stand auf dem Gipfel der Macht, aber auch unmittelbar vor seinem Sturze." *)

Die Wiege des Reiches, Italien, hatte Stilicho gerettet; aber im gallischen Lande wankte der Bau der römischen Herrschaft in seinen Grundfesten; Cäsars Eroberung, ja der ganze Westen schien dem Verderben geweiht. Im Spätjahr 405 hatte die Hauptmasse der Wandalen, nebst großen suebischen und alanischen Völkerscharen die Gaue der seßhaften Alamannen und Franken am Main und Oberrhein durchbrochen und — ohne einen gemeinsamen Führer — am 1. Januar 406 den Grenzstrom zwischen Gallien und Deutschland überschritten. Da keine Legionen da waren, ihn zu verteidigen, warfen sich die linksrheinischen Franken, Roms Föderaten, ihren Verträgen getreu, dem Heer der Wandalen entgegen. Aber sie wurden geschlagen, da diesen unversehens ihre Bundesgenossen, die Alanen, zu Hilfe kamen. Und nun ergossen sich die Wanderscharen plündernd über Gallien und verheerten es drei Jahre lang. Während dieser Verwirrung drangen nun auch rechtsrheinische Stämme, Alamannen, Franken und Burgunden in das schutzlose Land und setzten sich am linken Ufer für die Dauer fest. Speier und Straßburg wurden im ersten Ansturm genommen, dann auch Worms, Mainz, Trier und andere Städte. Doch blieb die römisch-gallische Bürgerschaft derselben zum Teil noch bestehen, da die Germanen das Stadtleben mieden und lieber auf dem offenen Lande hausten. Die Masse der Wandalen und die mit ihnen ziehenden suebischen und alanischen Haufen wälzten sich indes weiter bis an die Pyrenäen. Hier entspann sich ein heftiger, langwieriger Kampf mit den Bewohnern der angrenzenden Provinzen, welche die Gebirgspässe besetzt hielten und tapfer verteidigten. Und gleichzeitig stand in Britannien ein Anmaßer Namens Konstantin auf, der nach Gallien herüber kam und großen Anhang fand. Stilicho schickte gegen ihn den Goten Sarus mit einem Heere ab, doch dieser wurde von den Franken, die sich für Konstantin erklärten, zurückgedrängt.

So tobte überall der Kampf in dem wichtigen Lande, das dem Reiche

*) Kaufmann, Deutsche Geschichte I, S. 317.

Digitized by Google

im Westen so lange gegen den Ansturm der Germanen ein unübersteigbarer Wall gewesen war. Es war verloren, wenn nicht Stilicho selber mit achtunggebietender Macht es schützte; aber ihn fesselten gerade damals unzerreißbare Bande jenseit der Alpen. Inzwischen drangen die Wandalen mit ihren suebischen und alanischen Wandergenossen in Spanien ein und warfen das Los über die letzten, bisher noch von Barbaren unberührten Provinzen des westlichen Europas. Nur das Ebrogebiet blieb unter unmittelbarer Herrschaft der Römer; doch erkannten auch die neuen Eindringlinge die Obergewalt des Kaisers an und erklärten sich für seine „Verbündeten", indem sie nur die Großgrundbesitzer nötigten, ihnen einen oder zwei Dritteile ihres Bodens abzutreten. In Gallien trat dem Konstantin ein neuer Usurpator entgegen; beide wurden schließlich von dem kaiserlichen Befehlshaber Constantius niedergeschlagen, ohne daß dadurch dem unglücklichen Land der Friede zurückkehrte. Ehe indes die letztberührten Ereignisse sich entschieden, waren in Italien die folgenschwersten Umwälzungen erfolgt.

Stilicho hatte bei der Rücksicht oder Großmut, mit der er dem bedrängten König Alarich einen vorteilhaften Vertrag anbot, wahrscheinlich beabsichtigt, sich diesen mächtigen Mann aus einem gefährlichen Feind zu einem ebenso nützlichen Freund zu machen. Da nun um jene Zeit, als Stilicho die Scharen des Radagais vernichtet hatte, von Ostrom aus die heimtückischsten Umtriebe gegen ihn gesponnen wurden und diese ihm nicht verborgen blieben, so beschloß er, der Germane, der schon im Heere vor allem auf Germanen baute, wie es scheint, sich in dem Germanenfürsten einen starken Rückhalt gegen die römische Hofpartei wie gegen den Hof von Konstantinopel, die ihm gleicherweise feindselig gesinnt waren, zu schaffen. Er nahm deshalb die unaufhörlichen Wirren im byzantinischen Reiche zum Vorwand und trat offen der oströmischen Regierung entgegen, indem er jeden Verkehr mit der östlichen Reichshälfte untersagte und mit Alarich einen Vertrag schloß, kraft dessen dieser im Dienst des Kaisers Honorius die oströmische Provinz Epirus angriff. Alarich war mit seinem ganzen Volke schon auf dem Wege dahin begriffen, als ein Gegenbefehl des Honorius ankam, den die Widersacher Stilichos ohne Zweifel dem schwachen Kaiser abgenötigt hatten. Die Westgoten kehrten wieder um, doch wollten sie nicht umsonst die Waffen angelegt haben und mit aller Habe aufgebrochen sein; sie zogen nicht wieder in ihre illyrischen Wohnsitze, sondern nordwärts nach dem südlichen Teile von Noricum, der weströmischen Provinz zwischen der Donau (von Passau bis oberhalb Wien) und den karnisch-julischen Alpen. Von Ämona (Laibach), unfern der italischen Grenze, sandte er Boten an Honorius mit folgendem Anerbieten: der Kaiser solle ihm die Provinz Noricum abtreten und viertausend Pfund Gold zahlen, dafür wolle er dem Kaiser in

Digitized by Google

Gallien behülflich sein. Stilicho setzte es durch, daß dieses Anerbieten angenommen ward. Ein in alten Erinnerungen aus der Zeit Roms befangener Senator rief zwar nicht ohne Berechtigung aus: „Das ist kein Friede, das ist ein Vergleich, der zur Knechtschaft führt!“ und die Stilicho feindliche Partei gewann durch diese scheinbar unmäßige Begünstigung Alarichs von seiten des leitenden Staatsmannes bedeutend an Boden; aber nichtsdestoweniger hat Stilicho nur so gehandelt, wie er mußte. Hätte das Reich auch die Westgoten noch zu Feinden bekommen, es wäre unfehlbar unter den damaligen Verhältnissen schon zusammengebrochen; kein Opfer schien zu groß, um Alarichs Freundschaft zu erhalten.

Stilicho fühlte dennoch, daß der Boden allmählich unter seinen Füßen wankte. Vor einigen Jahren war die bedauernswerte Kaiserin Maria, seine älteste Tochter, gestorben; jetzt drang Stilichos Gattin Serena darauf, daß die jüngere Schwester Marias Thermantia dem Honorius vermählt werde. Stilicho selbst war aus väterlichem Mitleid mit dem armen Kinde diesem Plane abhold; doch siegte zuletzt politische Erwägung über das natürliche Gefühl; er gab seine Einwilligung. Aber sein Stern neigte sich dem Untergang zu. Thermantia, der es ebensowenig wie Maria gelang, in dem albernen Kaiser Liebe zu erwecken, sank nach kurzer Zeit ins Grab. So ward ein junges Leben ohne Zweck geopfert. Die Schmeichler und Lüstlinge am Hofe, welche den kaiserlichen Schwächling immer mehr umgarnten; die Gefahren, welche das Reich bedrohten; schließlich eine schlaue, weitverzweigte Intrigue brachten dem besten Manne Roms, der freilich ein Germane war, den Untergang. Daß er vielfach Germanen zur Ausführung seiner Pläne verwendet und sie nicht nur im Heere, sondern wohl auch im Staatsdienst bevorzugt hatte, das war es hauptsächlich, was seine Gegner, die römische Hofpartei, ihm nicht vergeben konnten. Als ob er aus Römern ein tüchtiges Heer hätte bilden, mit Römern Germanen hätte schlagen können!

In Byzanz war (Anfang 408) Arkadius gestorben und hatte den Thron einem siebenjährigen Knaben, seinem Sohn Theodosius dem Zweiten, hinterlassen. Die Verhältnisse am oströmischen Hofe wurden immer verwirrter.*) Stilichos Widersacher beredeten den Kaiser Honorius, selbst nach Konstantinopel zu gehen; auf Zureden Stilichos jedoch verstand sich der unfähige Herrscher dazu, die schwierige Mission ihm, dem Stilicho, anzuvertrauen, selbst aber in Italien zu bleiben. Doch als der Minister schon zur Reise rüstete, geriet Honorius wieder in die Hände der Hofpartei,

*) Zum Folgenden vgl. besonders Kaufmann a. a. O. S. 319 ff. und Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung 1, S. 265 ff. Die Quellen für diese Zeit sind so voller Widersprüche, „daß sie die Forscher fast zur Verzweiflung bringen können“.

Digitized by Google

unter der namentlich ein gewisser Olympius, ein scheinheiliger Heuchler, der erst durch Stilicho groß geworden war, hervortritt. In Pavia, wo der Kaiser gerade weilte, waren viele Truppen zu einer Heerschau vereinigt; diese reizte Olympius gegen mehrere hohe Offiziere und Beamten, treue Anhänger Stilichos, auf, und die frechen Soldaten ermordeten dieselben vor den Augen des Kaisers. Diesen Armseligen wußten nun jene Intriganten leicht davon zu überzeugen, daß er sich von Stilicho lossagen müsse, wenn er sein Heer, das den Minister hasse, sich treu erhalten wolle; andernfalls sei es um seine Krone geschehen; auch den Wahn brachten sie ihm bei, Stilicho strebe für sich und seine Familie selbst nach dem Thron, und das habe die Braven so erbittert. Mit diesen schleichenden Umtrieben vereinten sich nun auch die byzantinischen Regierungsmänner, die sich vor Stilichos Einschreiten fürchteten. „Wie eindringlich ließ sich das Thema behandeln, daß die beiden Bruderstaaten lediglich durch die Intriguen dieses Barbaren verfeindet seien! Es war das eine große Ungerechtigkeit; aber es ist ja das Schicksal der großen Männer, daß ihnen ihr Verdienst zum Verbrechen verkehrt wird." (Kaufmann.)

Das edle Opfer der schnöden Bande hatte soeben eine Meuterei in Bologna niedergedrückt; da kam ihm die Kunde von der Mordscene in Pavia. Zuerst dachte er nicht daran, daß der Kaiser mit seinen Feinden gemeinsame Sache machen könne; er beschloß deshalb mit den Truppen, die er zur Hand hatte, die Übelthäter zu strafen. Doch bald durchschaute er das ganze Gewebe, das Lüge und Neid gesponnen hatten, und erkannte, daß er allein das Opfer sein solle. Um seinetwillen aber sollte kein Blut fließen, kein Bürgerkrieg entbrennen. Und schon lauerte in unmittelbarer Nähe der Verrat. Der Gote Sarus hörte, daß Stilichos Fall unvermeidlich sei. Da gedachte er sich den Henkerslohn zu verdienen und überfiel mit seiner Schar das Zelt des Feldherrn, der in tiefes träumerisches Sinnen verloren trüb in die Zukunft sah. Aber die treue hunnische Leibwache opferte sich für den Gebieter, er selbst entkam mit wenigen Begleitern nach Ravenna.

Sein Tod war indes beschlossen worden. Der Kaiser hatte selbst das Todesurteil des Mannes unterschrieben, dem er alles verdankte, in dessen väterlichen Schutz der sterbende Theodosius ihn befohlen hatte. Briefe kamen in Ravenna an, in denen den kaiserlichen Truppen daselbst der Befehl erteilt ward, den „Verräter" Stilicho gefangen zu nehmen und in anständiger Haft zu halten. Das erfuhr der edle Mann gleich, nachdem er die Stadt betreten hatte; er flüchtete sich in eine nahe Kirche. Trotz der Dunkelheit der Nacht und einem stürmischen Unwetter hielten seine wenigen Getreuen mit gezogenen Schwertern am Altare die Wache um den geliebten Herrn. Es wurde Morgen, und kaiserliche Soldaten drangen in die Kirche.

Digitized by Google

In Gegenwart des Bischofs schwuren sie, daß Stilicho nur gefangen gehalten, sein Leben aber geschont werden solle. Da verließ der Verratene die heilige Freistatt und folgte den Schergen. Als sie aber vor der Kirche waren, wies ihr Anführer ihm einen Befehl des Kaisers, in welchem Stilicho wegen seiner Verbrechen gegen den Staat zum Tode verurteilt war. Eine Anzahl Germanen hatte sich vor der Kirche versammelt; diese und das kleine Gefolge Stilichos rissen jetzt die Schwerter aus der Scheide, um ihren Landsmann und Freund zu retten. Aber der hochherzige Mann wehrte ihnen und gebot Ruhe. Und auch jetzt noch gehorchten sie ihm. So hielt der Edle ohne Murren dem Todesstreich still. Es war am 23. August des Jahres 408, als das unglückliche Reich sich selbst seines besten Schutzes beraubte, des größten Feldherrn und Staatsmanns und des lauterſten Charakters, den es vielleicht seit Jahrhunderten besessen hatte. Gegen seine Verwandten und Anhänger begann nun eine greuliche Hetzjagd; unter den Opfern waren viele der besten und edelsten Männer im Reiche. Ja, die Legionen des Olympius, aller Menschlichkeit und Zucht vergessend, stürzten sich sogar auf die Frauen und Kinder der in römischen Diensten stehenden deutschen Söldner. Die armen ahnungslosen Wesen waren in verschiedenen Dörfern und Städten Oberitaliens einquartiert. Plötzlich sahen sie sich überfallen und wurden niedergemetzelt. Als die Männer und Väter der so scheußlich Gemordeten die Schreckenskunde hörten, erhoben sie sich — es waren etwa 30000 Krieger — wütend zum Aufruhr, verließen in geschlossenen Scharen das verruchte Land, indem sie schwuren wiederzukommen und schreckliche Rache zu nehmen, und gingen zu Alarich. So verlor Italien den Feldherrn zusamt der Hälfte des Heeres.

12. Alarichs Siegeszug und Ende.

(Von 408 bis 410.)

Stilichos Ermordung und die Blutthat der Legionen des Olympius war der nächste Anlaß zu noch viel größerem Unheil. Die zu Alarich übergegangenen Söldner baten den Westgotenkönig nicht umsonst um Beistand bei dem Rachewerk, das sie ihren hingewürgten Weibern und Kindern gelobt hatten. Der schlaue Fürst hatte alle die unsinnigen und ruchlosen Vorgänge in Italien beobachtet. Durch den Tod seines Beschützers geriet er ganz von selbst in ein feindseliges Verhältnis zu dem Hofe des Honorius; und das war ihm eben recht; denn er hatte seine Absichten auf Italien keineswegs aufgegeben, und nun war die einzige Rücksicht, die ihn noch zur Enthaltsamkeit bewogen hatte, der Vertrag mit Stilicho, geschwunden. Auch sah er seine Kriegsmacht durch die Ankunft jener Scharen ansehnlich verstärkt, die römische um ebenso viel geschwächt und dazu noch ihres

Digitized by Google

Führers beraubt. Eine bessere Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne konnte er sich nicht wünschen. Zunächst verlangte er Auszahlung des zugesicherten Jahrgeldes und dazu die Provinz Pannonien. Als aber seine Forderungen von Olympius zurückgewiesen wurden, ließ er an seinen Schwager Athawulf, der das Land zwischen Wien und der Save mit Goten und Hunnen inne hatte, den Ruf ergehen, ihm nach Italien zu folgen. Er selbst brach im Spätjahr 408 ohne Zögern auf, zog an Aquileja vorüber, überschritt in der Nähe von Cremona den Po und rückte dann, ohne Widerstand zu finden, indem er den Kaiser in Ravenna gar nicht beachtete, geradeswegs über die Apenninen auf Rom los.

Unterwegs kam in seine Wagenburg ein frommer Einsiedel, dessen Heiligkeit auch den Goten zu Ohren gekommen war. Der gute Alte ließ sich vor den König führen und verkündete ihm den Zorn des Himmels, wenn er sich unterstände, die gottgeliebte, heilige Stadt, den hochberühmten Mittelpunkt der Welt, die ewige Roma, anzugreifen. Aber der ehrfurchtgebietende Name, der soviele Jahrhunderte hindurch seine zauberische Gewalt über alle Feinde ausgeübt hatte, der Name Rom hatte seinen mächtigen Klang verloren, oder vielmehr er brachte jetzt gerade die entgegengesetzte Wirkung wie früher hervor. Gerade der alte Ruhm und Stolz der Stadt reizte den Goten, sie zu demütigen. Er erwiderte: „Es ist in mir ein unwiderstehlicher und übernatürlicher Drang, mein Volk gegen die Hauptstadt der Welt zu führen und sie zu plündern.“ Da entfernte sich der Einsiedler schweigend, und Alarich zog weiter.

Seit länger denn 600 Jahren hatte Rom keinen Feind vor seinen Thoren gesehen. Wie unendlich anders lagen jetzt die Dinge als zu Hannibals Zeit! Damals hatte die Not erst die ganze Größe der römischen Bürgertugend zur Entfaltung gebracht, Senat und Volk hatten in der erhabensten Vaterlandsliebe einander überboten. Jetzt gerieten die herabgekommenen Nachkommen jener alten Römer in lächerlichen Zorn über die Vermessenheit der Barbaren, im Angesicht der hohen Stadt zu erscheinen. Und als Alarich den Hafen und alle Straßen sperrte, so daß kein Wagen und kein Stück Vieh hinein konnte, als die Vorräte ausgingen und der Hunger zu nagen begann, da brach zwar auch der Ingrimm der Römer in hellen Flammen aus, aber er kehrte sich nicht gegen den Feind, sondern gegen ein hilfloses, gramgebeugtes Weib. Einsam und verlassen lebte in Rom Stilichos Witwe, Serena, die Adoptivtochter des großen Theodosius. Der blödsinnige Pöbel beschuldigte die Arme des geheimen Einverständnisses mit Alarich; sie sollte aus Rache für ihres Mannes Ermordung die Goten herbeigerufen haben. Mit wütendem Geschrei forderte das Volk die Hinrichtung der unglücklichen Frau; der Senat fällte das Todesurteil, und die Witwe des Mannes, der so oft Rom gerettet hatte, wurde erdrosselt.

Digitized by Google

Die Lage der Stadt wurde durch diese häßliche That des Unsinns und der rohen Wut nicht gebessert. Das Gespenst des bleichen Hungers ließ sich durch keine Bluttat bannen. Da rieten einige, deren Christentum nichts anderes war als ein Rock, den man jederzeit ablegen kann, man solle es noch einmal mit den alten Göttern probieren, die Rom einst groß gemacht hätten; ja etliche vermaßen sich durch Gebet und Opfer die Götter dazu zu vermögen, daß sie mit Blitz und Donner in die Feinde prasselten. Aber die Geistlichkeit verbat sich doch so nachdrücklich diese Probe, daß der Senat sich nicht getraute, die Opfer zu genehmigen. Man suchte sich daher einstweilen mit der Hoffnung zu trösten, Honorius werde von Ravenna aus bald Hilfe senden. Allein die Aussicht ward immer trüber und die Not immer größer. Wohl hätte eine Bevölkerung von mehr als einer Million, wie sie Rom damals besaß, einen großen Angriff auf die in die Breite gezogenen Reihen der Feinde unternehmen und etwa die Zufuhr von der See her sich wieder erringen können, wenn ein Rest jener altrömischen Heldenhaftigkeit in ihr gelebt hätte; so aber gereichte die gewaltige Zahl der Einwohner ihnen selbst zum Verderben. Denn die Lebensmittel gingen rasch zu Ende, die entsetzlichste Hungersnot und ihr gewöhnlicher Begleiter, eine tödliche Seuche, rafften Tausende dahin, und da die Begräbnisplätze vor den Mauern in Alarichs Händen waren, so konnte man nicht einmal die Toten bestatten, die die Luft mit der gräßlich dünstenden Fäulnis erfüllten. Endlich erschien der Jammer nicht mehr erträglich, und da von Ravenna keine Hilfe kam, so beschlossen die Römer, mit Alarich Unterhandlungen anzuknüpfen oder seine Milde anzurufen. Es wurden also zwei Gesandte vom Senat abgeschickt, die dem Gotenkönige sagen sollten, die Bürger wünschten den Frieden, wenn sie ihn unter billigen Bedingungen erhalten könnten. Alarich ließ sie vor sich und hörte sie ruhig an. Die beiden Gesandten mochten einen so menschlichen Empfang nicht erhofft haben, sie wurden daher etwas beherzter und schwangen sich am Schluß ihrer Rede zu der kühnen Bemerkung auf: die Römer seien entschlossen, ihre Würde zu wahren; und wenn Alarich ihnen keine günstigen Bedingungen gewähre, so möchte er nur seine Heerhörner blasen lassen; er werde dann bald einsehen, mit welchem tapferen und zahllosen Volk er es zu thun hätte. Da aber blickte Alarich sie voll Verachtung an und sprach trocken: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. Die römischen Boten erblaßten und schauten stumm zur Erde. Nach einer Weile fragten sie, was er dafür verlange, wenn er ohne Plünderung abziehen wolle. Hart versetzte der Gote: „Wollt ihr Frieden haben, so müßt ihr alles Gold und Silber, gleichviel ob Eigentum des Staates oder des Einzelnen, ferner alles kostbare Gerät und alle Sklaven von deutscher Abkunft herausgeben.“ „O

Digitized by Google

König," rief einer der Boten verzweiflungsvoll, „wenn du uns das alles nimmst, was willst du uns denn übrig lassen?" „Euer Leben," erwiderte Alarich kalt. Zitternd zogen sich die beiden Gesandten zurück und überbrachten Alarichs Antwort den Bürgern, die vor Verzweiflung fast sinnlos wurden.

Indes waren die Worte des Gotenkönigs nicht so schlimm gemeint, wie sie klangen. Der jugendliche Held konnte es sich nur nicht versagen, den Römern die völlige Nichtigkeit ihres Hochmutes recht jämmerlich klar vor die Augen zu halten. Diesen Zweck hatte er erreicht. Eine zweite Gesandtschaft, die bald darauf vor ihm erschien, zog ganz andere Saiten auf; statt prahlender Phrasen vernahm Alarich demütige Bitten, die sich an seine Großmut und Milde wandten. Da stimmte er seine Forderungen herab und versprach die Belagerung aufzuheben, wenn die Römer fünftausend Pfund Goldes, dreißigtausend Pfund Silbers, viertausend seidene Gewänder, dreitausend purpurne Decken und dreitausend Pfund des damals ungemein kostbaren Pfeffers zahlten. Freilich wurde es den Römern schwer genug, selbst diese Forderungen zu befriedigen. Da man soviel edles Metall nicht aus der erschöpften Staatskasse und den Beiträgen der Bürger, die mit dem Ihrigen zurückhielten, auftreiben konnte, so war man genötigt, die bis dahin noch geschonten Kostbarkeiten zu opfern, welche in glücklicheren Tagen die Römer von der Beute ihrer Kriege den Göttern geweiht und in den Tempeln niedergelegt hatten; ja selbst einige Götterbilder aus Gold und Silber mußten eingeschmolzen werden. Es war ein bitterer Scherz des Schicksals, daß damals auch die Statue der Virtus, d. h. der männlichen Tüchtigkeit, mit in den Schmelztiegel kam; die Tugend der Mannhaftigkeit selbst war ja längst bei den Römern verschwunden.

Nachdem Alarich das geforderte Lösegeld empfangen hatte, zog er von Rom ab und wandte sich ein Stück nordwärts nach Etrurien, wo er sein Winterquartier aufschlug. Hier liefen ihm an 40000 Sklaven von deutscher Abkunft zu, die meistens aus den Scharen des Radagais stammten. Sie fanden freundliche Aufnahme und verstärkten Alarichs Heer beträchtlich. Dabei hielt der König aber streng auf gute Manneszucht. Große Wagenzüge mit Lebensmitteln fuhren nach Aufhebung der Belagerung in die ausgehungerte Stadt. Eine gotische Schar konnte der Versuchung nicht widerstehen, eine solche Karawane anzugreifen, wurde aber dafür von Alarich schwer bestraft; denn was er versprochen hatte, das wollte er auch halten.

Indes der ganze Vertrag mit Rom war nur ein Waffenstillstand; die volle Gültigkeit erhielt er erst durch die kaiserliche Unterschrift. Deshalb legte Alarich darauf das größte Gewicht, daß der Senat die Einwilligung des Kaisers durchsetze und außerdem seine (Alarichs) Verhandlungen mit dem Kaiser unterstützte. Der Senat schickte daher wirklich Gesandte an

Digitized by Google

Honorius, die ihm im Namen Alarichs einen förmlichen Friedensschluß anbieten mußten. Aber obgleich der Gotenkönig mit seiner furchtbaren Macht mitten im Lande stand, in Gallien noch der Anmaßer Konstantin die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte und in Italien kein bedeutendes Heer vorhanden war, hörte doch Honorius auf die Einflüsterungen des erbärmlichen Olympius und wies alle Vorstellungen der Gesandten ab. Freilich waren Alarichs Forderungen nicht gering: er verlangte die Provinzen Dalmatien, Venetien, Noricum und den Rang und Titel eines Magister utriusque militiae d. h. des Oberbefehlshabers der ganzen Armee, die Stellung, die Stilicho einst eingenommen hatte, außerdem forderte er noch ein beträchtliches Jahrgeld und Getreidelieferungen; aber was er dafür als Gegenleistung anbot, war bedeutend: er wollte Föderat des Kaisers werden und mit seinem Volke treue Kriegsdienste leisten. Das hilflose Reich hätte von Rechts wegen dieses Anerbieten mit beiden Händen annehmen müssen, da es kein ordentliches Heer mehr besaß und die ganze römische Heeresverfassung in vollständiger Auflösung war, so daß Meutereien an der Tagesordnung waren und der Staat niemals über eine Kriegsmacht sicher verfügen konnte. Alarich bot Abhilfe; seine Scharen bildeten ein Volk, das fest zusammenhielt und aus den besten Streitern der Welt bestand; und dieses Volk sollte von nun an den Römern ihre Schlachten schlagen. Freilich, damit wurde Alarich auch Herr im Reiche; aber das war er ja thatsächlich schon jetzt. „Es handelte sich nur darum, diese Thatsache anzuerkennen und auf Grund derselben einen Friedenszustand und eine rechtliche Ordnung herzustellen.“ Auch ließ Alarich im Verlauf der Unterhandlungen einiges Beträchtliche nach: er wollte sich mit Noricum, das ohnehin nicht mehr zu halten war, begnügen und forderte kein Geld mehr, sondern nur Getreidelieferungen. Maßvoller konnte er nicht sein; aber Honorius, der doch mehr nur dem Namen als der That nach Kaiser war, blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, trotzdem daß Alarich ihm gerade damals 6000 Mann, die nach Rom zur Verstärkung ziehen sollten, niederhieb und Athawulf, der inzwischen über die Alpen gekommen war, seine Scharen mit denen seines Schwagers vereinigte. Die von Ostrom erflehte Hilfe ließ ein Jahr auf sich warten, und als sie kam, bestand sie aus ganzen 4000 Mann! Unter solchen Umständen war es ein Frevel, Alarichs Angebot abzuweisen. Aber der kindische Kaiser fühlte sich persönlich hinter den Sümpfen und Mauern von Ravenna sicher, und weiter dachte er nicht; seine Schmeichler sorgten dafür, daß er seine Lieblingsspeisen erhielt und in seinen Vergnügungen nicht gestört wurde, und damit war er zufrieden, im übrigen mochten seine Beamten entscheiden.

Unter diesen Höflingen herrschte übrigens auch keine Eintracht. Der elende Olympius wurde von einem gewissen Jovius gestürzt. Dieser ging

Digitized by Google

anfangs auf Alarichs Erbieten ein, besann sich aber bald anders und zeigte sich womöglich noch eigensinniger als Olympius. Er ließ sogar den Kaiser schwören, niemals den Alarich zum Kriegsminister zu ernennen, und darauf mußten alle hohe Beamten schwören, daß sie nicht für den Frieden mit dem Barbaren wirken wollten, und zwar ward dieser Eid bei dem Haupte des Kaisers geschworen, denn „ein solcher Eid sei sicherer als der bei Gott". Und derselbe Jovius, der diese schändliche Komödie in Scene setzte, lief bald darauf zu Alarich über! —

Der Gotenkönig hatte lange Geduld bewiesen, da es ihm nicht darum zu thun war, Italien zu ruinieren und das Reich zu stürzen, sondern eine geachtete Stellung in demselben einzunehmen. Endlich aber war seine Langmut erschöpft, und er beschloß, dem kindischen Kaiser durch die That zu beweisen, daß Alarich und nicht Honorius Herr von Italien sei. Er zog zum zweiten Male vor Rom. Einen letzten gütlichen Versuch machte er noch. Er befahl allen Bischöfen Italiens als Friedensboten zum Kaiser zu gehen und ihn zu beschwören, daß er die Weltstadt nicht der Plünderung preisgebe. Umsonst, Honorius war ja nicht in Rom, sondern in Ravenna, und hier war er sicher; er verschanzte sich den Bischöfen gegenüber hinter die Heiligkeit des Eides, den er geschworen habe. Nun besetzte Alarich Portus, die Hafenstadt Roms, wo die Vorräte zur Ernährung der römischen Bevölkerung aufgespeichert lagen, und befahl von hier aus dem Senat und dem Volke, von Honorius abzufallen und einen Kaiser seiner Wahl, den Stadtpräfekten Attalus, anzuerkennen, andernfalls stehe Sturm und Plünderung und die Verteilung des Getreides, das in den Magazinen von Portus lag, an die Goten bevor. Die Aussicht auf eine neue Hungersnot und das Wehklagen des geängstigten Volkes bewog den Senat, Alarichs Geheiß Folge zu leisten. Der Gotenkönig wurde in die Stadt eingeladen und ließ den Stadtpräfekten mit dem Purpur bekleiden. Attalus, der neugeschaffene Kaiser, ernannte dafür seinen Beschützer zum Oberfeldherrn des Reiches und verlieh die hohen Hof- und Staatsämter an angesehene Bürger. Bald danach trat auch der saubere Jovius, als er an der Spitze einer Gesandtschaft in Rom weilte, zu Attalus d. h. zu Alarich über. Er hatte im Namen des Honorius dem Attalus die Hälfte seiner Länder anbieten sollen; doch Attalus wollte alle haben und wies die geteilte Herrschaft mit übermütigem Stolze zurück. Es stand sehr übel mit Honorius; von seinen „Beratern" verließ ihn einer nach dem andern; er war fast im Begriff, zu gunsten des Attalus auf die Krone zu verzichten. Da trafen jene 4000 Mann von Byzanz in Ravenna ein, und sofort war der Schwachsinnige wieder frohgemut, er fühlte sich wieder sicher in seiner Stadt, und das war die Hauptsache, mochte aus Rom werden, was da wollte.

Attalus verscherzte übrigens bald die Gunst seines Beschützers. Dieser

Digitized by Google

als Gefangene fortschleppen werde. Sie hatten im Geist sich selber erblickt, wie sie in schmutzigen Hütten die zerrissenen Wämser flickten und am Bache wuschen, wie sie den Befehlen des wilden Weibes gehorchten und sich ruhig ergaben, wenn ein roher Geselle Gefallen an ihnen fand. All dieser Jammer, dies unfaßbare Elend war nun abgewendet. Sollte man dem Retter nicht Lob und Dank darbringen? Ihm schuldeten sie ja Leben, Gut und Ehre. „Aber rasch vergißt der Mensch die Wohlthat. Was er nicht zu hoffen wagte, erscheint ihm bald als ein alltägliches Gut. Wie Luft und Licht nimmt er es als etwas Selbstverständliches hin. Stilicho stand auf dem Gipfel der Macht, aber auch unmittelbar vor seinem Sturze." *)

Die Wiege des Reiches, Italien, hatte Stilicho gerettet; aber im gallischen Lande wankte der Bau der römischen Herrschaft in seinen Grundfesten; Cäsars Eroberung, ja der ganze Westen schien dem Verderben geweiht. Im Spätjahr 405 hatte die Hauptmasse der Wandalen, nebst großen suebischen und alanischen Völkerscharen die Gaue der seßhaften Alamannen und Franken am Main und Oberrhein durchbrochen und — ohne einen gemeinsamen Führer — am 1. Januar 406 den Grenzstrom zwischen Gallien und Deutschland überschritten. Da keine Legionen da waren, ihn zu verteidigen, warfen sich die linksrheinischen Franken, Roms Föderaten, ihren Verträgen getreu, dem Heer der Wandalen entgegen. Aber sie wurden geschlagen, da diesen unversehens ihre Bundesgenossen, die Alanen, zu Hilfe kamen. Und nun ergossen sich die Wanderscharen plündernd über Gallien und verheerten es drei Jahre lang. Während dieser Verwirrung drangen nun auch rechtsrheinische Stämme, Alamannen, Franken und Burgunden in das schutzlose Land und setzten sich am linken Ufer für die Dauer fest. Speier und Straßburg wurden im ersten Ansturm genommen, dann auch Worms, Mainz, Trier und andere Städte. Doch blieb die römisch-gallische Bürgerschaft derselben zum Teil noch bestehen, da die Germanen das Stadtleben mieden und lieber auf dem offenen Lande hausten. Die Masse der Wandalen und die mit ihnen ziehenden suebischen und alanischen Haufen wälzten sich indes weiter bis an die Pyrenäen. Hier entspann sich ein heftiger, langwieriger Kampf mit den Bewohnern der angrenzenden Provinzen, welche die Gebirgspässe besetzt hielten und tapfer verteidigten. Und gleichzeitig stand in Britannien ein Anmaßer Namens Konstantin auf, der nach Gallien herüber kam und großen Anhang fand. Stilicho schickte gegen ihn den Goten Sarus mit einem Heere ab, doch dieser wurde von den Franken, die sich für Konstantin erklärten, zurückgedrängt.

So tobte überall der Kampf in dem wichtigen Lande, das dem Reiche

*) Kaufmann, Deutsche Geschichte I, S. 317.

Digitized by Google

im Westen so lange gegen den Ansturm der Germanen ein unübersteigbarer Wall gewesen war. Es war verloren, wenn nicht Stilicho selber mit achtunggebietender Macht es schützte; aber ihn fesselten gerade damals unzerreißbare Bande jenseit der Alpen. Inzwischen drangen die Wandalen mit ihren suebischen und alanischen Wandergenossen in Spanien ein und warfen das Los über die letzten, bisher noch von Barbaren unberührten Provinzen des westlichen Europas. Nur das Ebrogebiet blieb unter unmittelbarer Herrschaft der Römer; doch erkannten auch die neuen Eindringlinge die Obergewalt des Kaisers an und erklärten sich für seine „Verbündeten", indem sie nur die Großgrundbesitzer nötigten, ihnen einen oder zwei Dritteile ihres Bodens abzutreten. In Gallien trat dem Konstantin ein neuer Usurpator entgegen; beide wurden schließlich von dem kaiserlichen Befehlshaber Constantius niedergeschlagen, ohne daß dadurch dem unglücklichen Land der Friede zurückkehrte. Ehe indes die letztberührten Ereignisse sich entschieden, waren in Italien die folgenschwersten Umwälzungen erfolgt.

Stilicho hatte bei der Rücksicht oder Großmut, mit der er dem bedrängten König Alarich einen vorteilhaften Vertrag anbot, wahrscheinlich beabsichtigt, sich diesen mächtigen Mann aus einem gefährlichen Feind zu einem ebenso nützlichen Freund zu machen. Da nun um jene Zeit, als Stilicho die Scharen des Radagais vernichtet hatte, von Ostrom aus die heimtückischsten Umtriebe gegen ihn gesponnen wurden und diese ihm nicht verborgen blieben, so beschloß er, der Germane, der schon im Heere vor allem auf Germanen baute, wie es scheint, sich in dem Germanenfürsten einen starken Rückhalt gegen die römische Hofpartei wie gegen den Hof von Konstantinopel, die ihm gleicherweise feindselig gesinnt waren, zu schaffen. Er nahm deshalb die unaufhörlichen Wirren im byzantinischen Reiche zum Vorwand und trat offen der oströmischen Regierung entgegen, indem er jeden Verkehr mit der östlichen Reichshälfte untersagte und mit Alarich einen Vertrag schloß, kraft dessen dieser im Dienst des Kaisers Honorius die oströmische Provinz Epirus angriff. Alarich war mit seinem ganzen Volke schon auf dem Wege dahin begriffen, als ein Gegenbefehl des Honorius ankam, den die Widersacher Stilichos ohne Zweifel dem schwachen Kaiser abgenötigt hatten. Die Westgoten kehrten wieder um, doch wollten sie nicht umsonst die Waffen angelegt haben und mit aller Habe aufgebrochen sein; sie zogen nicht wieder in ihre illyrischen Wohnsitze, sondern nordwärts nach dem südlichen Teile von Noricum, der weströmischen Provinz zwischen der Donau (von Passau bis oberhalb Wien) und den karnisch-julischen Alpen. Von Amona (Laibach), unfern der italischen Grenze, sandte er Boten an Honorius mit folgendem Anerbieten: der Kaiser solle ihm die Provinz Noricum abtreten und viertausend Pfund Gold zahlen, dafür wolle er dem Kaiser in

Digitized by Google

Gallien behülflich sein. Stilicho setzte es durch, daß dieses Anerbieten angenommen ward. Ein in alten Erinnerungen aus der Zeit Roms befangener Senator rief zwar nicht ohne Berechtigung aus: „Das ist kein Friede, das ist ein Vergleich, der zur Knechtschaft führt!“ und die Stilicho feindliche Partei gewann durch diese scheinbar unmäßige Begünstigung Alarichs von seiten des leitenden Staatsmannes bedeutend an Boden; aber nichtsdestoweniger hat Stilicho nur so gehandelt, wie er mußte. Hätte das Reich auch die Westgoten noch zu Feinden bekommen, es wäre unfehlbar unter den damaligen Verhältnissen schon zusammengebrochen; kein Opfer schien zu groß, um Alarichs Freundschaft zu erhalten.

Stilicho fühlte dennoch, daß der Boden allmählich unter seinen Füßen wankte. Vor einigen Jahren war die bedauernswerte Kaiserin Maria, seine älteste Tochter, gestorben; jetzt drang Stilichos Gattin Serena darauf, daß die jüngere Schwester Marias Thermantia dem Honorius vermählt werde. Stilicho selbst war aus väterlichem Mitleid mit dem armen Kinde diesem Plane abhold; doch siegte zuletzt politische Erwägung über das natürliche Gefühl; er gab seine Einwilligung. Aber sein Stern neigte sich dem Untergang zu. Thermantia, der es ebensowenig wie Maria gelang, in dem albernen Kaiser Liebe zu erwecken, sank nach kurzer Zeit ins Grab. So ward ein junges Leben ohne Zweck geopfert. Die Schmeichler und Lüstlinge am Hofe, welche den kaiserlichen Schwächling immer mehr umgarnten; die Gefahren, welche das Reich bedrohten; schließlich eine schlaue, weitverzweigte Intrigue brachten dem besten Manne Roms, der freilich ein Germane war, den Untergang. Daß er vielfach Germanen zur Ausführung seiner Pläne verwendet und sie nicht nur im Heere, sondern wohl auch im Staatsdienst bevorzugt hatte, das war es hauptsächlich, was seine Gegner, die römische Hofpartei, ihm nicht vergeben konnten. Als ob er aus Römern ein tüchtiges Heer hätte bilden, mit Römern Germanen hätte schlagen können!

In Byzanz war (Anfang 408) Arkadius gestorben und hatte den Thron einem siebenjährigen Knaben, seinem Sohn Theodosius dem Zweiten, hinterlassen. Die Verhältnisse am oströmischen Hofe wurden immer verwirrter.*) Stilichos Widersacher beredeten den Kaiser Honorius, selbst nach Konstantinopel zu gehen; auf Zureden Stilichos jedoch verstand sich der unfähige Herrscher dazu, die schwierige Mission ihm, dem Stilicho, anzuvertrauen, selbst aber in Italien zu bleiben. Doch als der Minister schon zur Reise rüstete, geriet Honorius wieder in die Hände der Hofpartei,

*) Zum Folgenden vgl. besonders Kaufmann a. a. O. S. 319 ff. und Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung 1, S. 265 ff. Die Quellen für diese Zeit sind so voller Widersprüche, „daß sie die Forscher fast zur Verzweiflung bringen können“.

Digitized by Google

unter der namentlich ein gewisser Olympius, ein scheinheiliger Heuchler, der erst durch Stilicho groß geworden war, hervortritt. In Pavia, wo der Kaiser gerade weilte, waren viele Truppen zu einer Heerschau vereinigt; diese reizte Olympius gegen mehrere hohe Offiziere und Beamten, treue Anhänger Stilichos, auf, und die frechen Soldaten ermordeten dieselben vor den Augen des Kaisers. Diesen Armseligen wußten nun jene Intriganten leicht davon zu überzeugen, daß er sich von Stilicho lossagen müsse, wenn er sein Heer, das den Minister hasse, sich treu erhalten wolle; andernfalls sei es um seine Krone geschehen; auch den Wahn brachten sie ihm bei, Stilicho strebe für sich und seine Familie selbst nach dem Thron, und das habe die Braven so erbittert. Mit diesen schleichenden Umtrieben vereinten sich nun auch die byzantinischen Regierungsmänner, die sich vor Stilichos Einschreiten fürchteten. „Wie eindringlich ließ sich das Thema behandeln, daß die beiden Bruderstaaten lediglich durch die Intriguen dieses Barbaren verfeindet seien! Es war das eine große Ungerechtigkeit; aber es ist ja das Schicksal der großen Männer, daß ihnen ihr Verdienst zum Verbrechen verkehrt wird." (Kaufmann.)

Das edle Opfer der schnöden Bande hatte soeben eine Meuterei in Bologna niedergedrückt; da kam ihm die Kunde von der Mordscene in Pavia. Zuerst dachte er nicht daran, daß der Kaiser mit seinen Feinden gemeinsame Sache machen könne; er beschloß deshalb mit den Truppen, die er zur Hand hatte, die Übelthäter zu strafen. Doch bald durchschaute er das ganze Gewebe, das Lüge und Neid gesponnen hatten, und erkannte, daß er allein das Opfer sein solle. Um seinetwillen aber sollte kein Blut fließen, kein Bürgerkrieg entbrennen. Und schon lauerte in unmittelbarer Nähe der Verrat. Der Gote Sarus hörte, daß Stilichos Fall unvermeidlich sei. Da gedachte er sich den Henkerslohn zu verdienen und überfiel mit seiner Schar das Zelt des Feldherrn, der in tiefes träumerisches Sinnen verloren trüb in die Zukunft sah. Aber die treue hunnische Leibwache opferte sich für den Gebieter, er selbst entkam mit wenigen Begleitern nach Ravenna.

Sein Tod war indes beschlossen worden. Der Kaiser hatte selbst das Todesurteil des Mannes unterschrieben, dem er alles verdankte, in dessen väterlichen Schutz der sterbende Theodosius ihn befohlen hatte. Briefe kamen in Ravenna an, in denen den kaiserlichen Truppen daselbst der Befehl erteilt ward, den „Verräter" Stilicho gefangen zu nehmen und in anständiger Haft zu halten. Das erfuhr der edle Mann gleich, nachdem er die Stadt betreten hatte; er flüchtete sich in eine nahe Kirche. Trotz der Dunkelheit der Nacht und einem stürmischen Unwetter hielten seine wenigen Getreuen mit gezogenen Schwertern am Altare die Wache um den geliebten Herrn. Es wurde Morgen, und kaiserliche Soldaten drangen in die Kirche.

Digitized by Google

In Gegenwart des Bischofs schwuren sie, daß Stilicho nur gefangen gehalten, sein Leben aber geschont werden solle. Da verließ der Verratene die heilige Freistatt und folgte den Schergen. Als sie aber vor der Kirche waren, wies ihr Anführer ihm einen Befehl des Kaisers, in welchem Stilicho wegen seiner Verbrechen gegen den Staat zum Tode verurteilt war. Eine Anzahl Germanen hatte sich vor der Kirche versammelt; diese und das kleine Gefolge Stilichos rissen jetzt die Schwerter aus der Scheide, um ihren Landsmann und Freund zu retten. Aber der hochherzige Mann wehrte ihnen und gebot Ruhe. Und auch jetzt noch gehorchten sie ihm. So hielt der Edle ohne Murren dem Todesstreich still. Es war am 23. August des Jahres 408, als das unglückliche Reich sich selbst seines besten Schutzes beraubte, des größten Feldherrn und Staatsmanns und des lautersten Charakters, den es vielleicht seit Jahrhunderten besessen hatte. Gegen seine Verwandten und Anhänger begann nun eine greuliche Hetzjagd; unter den Opfern waren viele der besten und edelsten Männer im Reiche. Ja, die Legionen des Olympius, aller Menschlichkeit und Zucht vergessend, stürzten sich sogar auf die Frauen und Kinder der in römischen Diensten stehenden deutschen Söldner. Die armen ahnungslosen Wesen waren in verschiedenen Dörfern und Städten Oberitaliens einquartiert. Plötzlich sahen sie sich überfallen und wurden niedergemetzelt. Als die Männer und Väter der so scheußlich Gemordeten die Schreckenskunde hörten, erhoben sie sich — es waren etwa 30000 Krieger — wütend zum Aufruhr, verließen in geschlossenen Scharen das verruchte Land, indem sie schwuren wiederzukommen und schreckliche Rache zu nehmen, und gingen zu Alarich. So verlor Italien den Feldherrn zusamt der Hälfte des Heeres.

12. Alarichs Siegeszug und Ende.

(Von 408 bis 410.)

Stilichos Ermordung und die Blutthat der Legionen des Olympius war der nächste Anlaß zu noch viel größerem Unheil. Die zu Alarich übergegangenen Söldner baten den Westgotenkönig nicht umsonst um Beistand bei dem Rachewerk, das sie ihren hingewürgten Weibern und Kindern gelobt hatten. Der schlaue Fürst hatte alle die unsinnigen und ruchlosen Vorgänge in Italien beobachtet. Durch den Tod seines Beschützers geriet er ganz von selbst in ein feindseliges Verhältnis zu dem Hofe des Honorius; und das war ihm eben recht; denn er hatte seine Absichten auf Italien keineswegs aufgegeben, und nun war die einzige Rücksicht, die ihn noch zur Enthaltsamkeit bewogen hatte, der Vertrag mit Stilicho, geschwunden. Auch sah er seine Kriegsmacht durch die Ankunft jener Scharen ansehnlich verstärkt, die römische um ebenso viel geschwächt und dazu noch ihres

Digitized by Google

Führers beraubt. Eine bessere Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne konnte er sich nicht wünschen. Zunächst verlangte er Auszahlung des zugesicherten Jahrgeldes und dazu die Provinz Pannonien. Als aber seine Forderungen von Olympius zurückgewiesen wurden, ließ er an seinen Schwager Athawulf, der das Land zwischen Wien und der Save mit Goten und Hunnen inne hatte, den Ruf ergehen, ihm nach Italien zu folgen. Er selbst brach im Spätjahr 408 ohne Zögern auf, zog an Aquileja vorüber, überschritt in der Nähe von Cremona den Po und rückte dann, ohne Widerstand zu finden, indem er den Kaiser in Ravenna gar nicht beachtete, geradeswegs über die Apenninen auf Rom los.

Unterwegs kam in seine Wagenburg ein frommer Einsiedel, dessen Heiligkeit auch den Goten zu Ohren gekommen war. Der gute Alte ließ sich vor den König führen und verkündete ihm den Zorn des Himmels, wenn er sich unterstände, die gottgeliebte, heilige Stadt, den hochberühmten Mittelpunkt der Welt, die ewige Roma, anzugreifen. Aber der ehrfurchtgebietende Name, der soviele Jahrhunderte hindurch seine zauberische Gewalt über alle Feinde ausgeübt hatte, der Name Rom hatte seinen mächtigen Klang verloren, oder vielmehr er brachte jetzt gerade die entgegengesetzte Wirkung wie früher hervor. Gerade der alte Ruhm und Stolz der Stadt reizte den Goten, sie zu demütigen. Er erwiderte: „Es ist in mir ein unwiderstehlicher und übernatürlicher Drang, mein Volk gegen die Hauptstadt der Welt zu führen und sie zu plündern.“ Da entfernte sich der Einsiedler schweigend, und Alarich zog weiter.

Seit länger denn 600 Jahren hatte Rom keinen Feind vor seinen Thoren gesehen. Wie unendlich anders lagen jetzt die Dinge als zu Hannibals Zeit! Damals hatte die Not erst die ganze Größe der römischen Bürgertugend zur Entfaltung gebracht, Senat und Volk hatten in der erhabensten Vaterlandsliebe einander überboten. Jetzt gerieten die herabgekommenen Nachkommen jener alten Römer in lächerlichen Zorn über die Vermessenheit der Barbaren, im Angesicht der hohen Stadt zu erscheinen. Und als Alarich den Hafen und alle Straßen sperrte, so daß kein Wagen und kein Stück Vieh hinein konnte, als die Vorräte ausgingen und der Hunger zu nagen begann, da brach zwar auch der Ingrimm der Römer in hellen Flammen aus, aber er kehrte sich nicht gegen den Feind, sondern gegen ein hilfloses, gramgebeugtes Weib. Einsam und verlassen lebte in Rom Stilichos Witwe, Serena, die Adoptivtochter des großen Theodosius. Der blödsinnige Pöbel beschuldigte die Arme des geheimen Einverständnisses mit Alarich; sie sollte aus Rache für ihres Mannes Ermordung die Goten herbeigerufen haben. Mit wütendem Geschrei forderte das Volk die Hinrichtung der unglücklichen Frau; der Senat fällte das Todesurteil, und die Witwe des Mannes, der so oft Rom gerettet hatte, wurde erdrosselt.

Digitized by Google

Die Lage der Stadt wurde durch diese häßliche That des Unsinns und der rohen Wut nicht gebessert. Das Gespenst des bleichen Hungers ließ sich durch keine Blutthat bannen. Da rieten einige, deren Christentum nichts anderes war als ein Rock, den man jederzeit ablegen kann, man solle es noch einmal mit den alten Göttern probieren, die Rom einst groß gemacht hätten; ja etliche vermaßen sich durch Gebet und Opfer die Götter dazu zu vermögen, daß sie mit Blitz und Donner in die Feinde prasselten. Aber die Geistlichkeit verbat sich doch so nachdrücklich diese Probe, daß der Senat sich nicht getraute, die Opfer zu genehmigen. Man suchte sich daher einstweilen mit der Hoffnung zu trösten, Honorius werde von Ravenna aus bald Hilfe senden. Allein die Aussicht ward immer trüber und die Not immer größer. Wohl hätte eine Bevölkerung von mehr als einer Million, wie sie Rom damals besaß, einen großen Angriff auf die in die Breite gezogenen Reihen der Feinde unternehmen und etwa die Zufuhr von der See her sich wieder erringen können, wenn ein Rest jener altrömischen Heldenhaftigkeit in ihr gelebt hätte; so aber gereichte die gewaltige Zahl der Einwohner ihnen selbst zum Verderben. Denn die Lebensmittel gingen rasch zu Ende, die entsetzlichste Hungersnot und ihr gewöhnlicher Begleiter, eine tödliche Seuche, rafften Tausende dahin, und da die Begräbnisplätze vor den Mauern in Alarichs Händen waren, so konnte man nicht einmal die Toten bestatten, die die Luft mit der gräßlich dünstenden Fäulnis erfüllten. Endlich erschien der Jammer nicht mehr erträglich, und da von Ravenna keine Hilfe kam, so beschlossen die Römer, mit Alarich Unterhandlungen anzuknüpfen oder seine Milde anzurufen. Es wurden also zwei Gesandte vom Senat abgeschickt, die dem Gotenkönige sagen sollten, die Bürger wünschten den Frieden, wenn sie ihn unter billigen Bedingungen erhalten könnten. Alarich ließ sie vor sich und hörte sie ruhig an. Die beiden Gesandten mochten einen so menschlichen Empfang nicht erhofft haben, sie wurden daher etwas beherzter und schwangen sich am Schluß ihrer Rede zu der kühnen Bemerkung auf: die Römer seien entschlossen, ihre Würde zu wahren; und wenn Alarich ihnen keine günstigen Bedingungen gewähre, so möchte er nur seine Heerhörner blasen lassen; er werde dann bald einsehen, mit welchem tapferen und zahllosen Volk er es zu thun hätte. Da aber blickte Alarich sie voll Verachtung an und sprach trocken: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. Die römischen Boten erblaßten und schauten stumm zur Erde. Nach einer Weile fragten sie, was er dafür verlange, wenn er ohne Plünderung abziehen wolle. Hart versetzte der Gote: „Wollt ihr Frieden haben, so müßt ihr alles Gold und Silber, gleichviel ob Eigentum des Staates oder des Einzelnen, ferner alles kostbare Gerät und alle Sklaven von deutscher Abkunft herausgeben.“ „O

Digitized by Google

König," rief einer der Boten verzweiflungsvoll, „wenn du uns das alles nimmst, was willst du uns denn übrig lassen?" „Euer Leben," erwiderte Alarich kalt. Zitternd zogen sich die beiden Gesandten zurück und überbrachten Alarichs Antwort den Bürgern, die vor Verzweiflung fast sinnlos wurden.

Indes waren die Worte des Gotenkönigs nicht so schlimm gemeint, wie sie klangen. Der jugendliche Held konnte es sich nur nicht versagen, den Römern die völlige Nichtigkeit ihres Hochmutes recht jämmerlich klar vor die Augen zu halten. Diesen Zweck hatte er erreicht. Eine zweite Gesandtschaft, die bald darauf vor ihm erschien, zog ganz andere Saiten auf; statt prahlender Phrasen vernahm Alarich demütige Bitten, die sich an seine Großmut und Milde wandten. Da stimmte er seine Forderungen herab und versprach die Belagerung aufzuheben, wenn die Römer fünftausend Pfund Goldes, dreißigtausend Pfund Silbers, viertausend seidene Gewänder, dreitausend purpurne Decken und dreitausend Pfund des damals ungemein kostbaren Pfeffers zahlten. Freilich wurde es den Römern schwer genug, selbst diese Forderungen zu befriedigen. Da man soviel edles Metall nicht aus der erschöpften Staatskasse und den Beiträgen der Bürger, die mit dem Ihrigen zurückhielten, auftreiben konnte, so war man genötigt, die bis dahin noch geschonten Kostbarkeiten zu opfern, welche in glücklicheren Tagen die Römer von der Beute ihrer Kriege den Göttern geweiht und in den Tempeln niedergelegt hatten; ja selbst einige Götterbilder aus Gold und Silber mußten eingeschmolzen werden. Es war ein bitterer Scherz des Schicksals, daß damals auch die Statue der Virtus, d. h. der männlichen Tüchtigkeit, mit in den Schmelztiegel kam; die Tugend der Mannhaftigkeit selbst war ja längst bei den Römern verschwunden.

Nachdem Alarich das geforderte Lösegeld empfangen hatte, zog er von Rom ab und wandte sich ein Stück nordwärts nach Etrurien, wo er sein Winterquartier aufschlug. Hier liefen ihm an 40 000 Sklaven von deutscher Abkunft zu, die meistens aus den Scharen des Radagais stammten. Sie fanden freundliche Aufnahme und verstärkten Alarichs Heer beträchtlich. Dabei hielt der König aber streng auf gute Manneszucht. Große Wagenzüge mit Lebensmitteln fuhren nach Aufhebung der Belagerung in die ausgehungerte Stadt. Eine gotische Schar konnte der Versuchung nicht widerstehen, eine solche Karawane anzugreifen, wurde aber dafür von Alarich schwer bestraft; denn was er versprochen hatte, das wollte er auch halten.

Indes der ganze Vertrag mit Rom war nur ein Waffenstillstand; die volle Gültigkeit erhielt er erst durch die kaiserliche Unterschrift. Deshalb legte Alarich darauf das größte Gewicht, daß der Senat die Einwilligung des Kaisers durchsetze und außerdem seine (Alarichs) Verhandlungen mit dem Kaiser unterstützte. Der Senat schickte daher wirklich Gesandte an

Digitized by Google

Honorius, die ihm im Namen Alarichs einen förmlichen Friedensschluß anbieten mußten. Aber obgleich der Gotenkönig mit seiner furchtbaren Macht mitten im Lande stand, in Gallien noch der Anmaßer Konstantin die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte und in Italien kein bedeutendes Heer vorhanden war, hörte doch Honorius auf die Einflüsterungen des erbärmlichen Olympius und wies alle Vorstellungen der Gesandten ab. Freilich waren Alarichs Forderungen nicht gering: er verlangte die Provinzen Dalmatien, Venetien, Noricum und den Rang und Titel eines Magister utriusque militiae d. h. des Oberbefehlshabers der ganzen Armee, die Stellung, die Stilicho einst eingenommen hatte, außerdem forderte er noch ein beträchtliches Jahrgeld und Getreidelieferungen; aber was er dafür als Gegenleistung anbot, war bedeutend: er wollte Föderat des Kaisers werden und mit seinem Volke treue Kriegsdienste leisten. Das hilflose Reich hätte von Rechts wegen dieses Anerbieten mit beiden Händen annehmen müssen, da es kein ordentliches Heer mehr besaß und die ganze römische Heeresverfassung in vollständiger Auflösung war, so daß Meutereien an der Tagesordnung waren und der Staat niemals über eine Kriegsmacht sicher verfügen konnte. Alarich bot Abhilfe; seine Scharen bildeten ein Volk, das fest zusammenhielt und aus den besten Streitern der Welt bestand; und dieses Volk sollte von nun an den Römern ihre Schlachten schlagen. Freilich, damit wurde Alarich auch Herr im Reiche; aber das war er ja thatsächlich schon jetzt. „Es handelte sich nur darum, diese Thatsache anzuerkennen und auf Grund derselben einen Friedenszustand und eine rechtliche Ordnung herzustellen.“ Auch ließ Alarich im Verlauf der Unterhandlungen einiges Beträchtliche nach: er wollte sich mit Noricum, das ohnehin nicht mehr zu halten war, begnügen und forderte kein Geld mehr, sondern nur Getreidelieferungen. Maßvoller konnte er nicht sein; aber Honorius, der doch mehr nur dem Namen als der That nach Kaiser war, blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, trotzdem daß Alarich ihm gerade damals 6000 Mann, die nach Rom zur Verstärkung ziehen sollten, niederhieb und Athawulf, der inzwischen über die Alpen gekommen war, seine Scharen mit denen seines Schwagers vereinigte. Die von Ostrom erflehte Hilfe ließ ein Jahr auf sich warten, und als sie kam, bestand sie aus ganzen 4000 Mann! Unter solchen Umständen war es ein Frevel, Alarichs Angebot abzuweisen. Aber der kindische Kaiser fühlte sich persönlich hinter den Sümpfen und Mauern von Ravenna sicher, und weiter dachte er nicht; seine Schmeichler sorgten dafür, daß er seine Lieblingsspeisen erhielt und in seinen Vergnügungen nicht gestört wurde, und damit war er zufrieden, im übrigen mochten seine Beamten entscheiden.

Unter diesen Höflingen herrschte übrigens auch keine Eintracht. Der elende Olympius wurde von einem gewissen Jovius gestürzt. Dieser ging

Digitized by Google

anfangs auf Alarichs Erbieten ein, besann sich aber bald anders und zeigte sich womöglich noch eigensinniger als Olympius. Er ließ sogar den Kaiser schwören, niemals den Alarich zum Kriegsminister zu ernennen, und darauf mußten alle hohe Beamten schwören, daß sie nicht für den Frieden mit dem Barbaren wirken wollten, und zwar ward dieser Eid bei dem Haupte des Kaisers geschworen, denn „ein solcher Eid sei sicherer als der bei Gott". Und derselbe Jovius, der diese schändliche Komödie in Scene setzte, lief bald darauf zu Alarich über! —

Der Gotenkönig hatte lange Geduld bewiesen, da es ihm nicht darum zu thun war, Italien zu ruinieren und das Reich zu stürzen, sondern eine geachtete Stellung in demselben einzunehmen. Endlich aber war seine Langmut erschöpft, und er beschloß, dem kindischen Kaiser durch die That zu beweisen, daß Alarich und nicht Honorius Herr von Italien sei. Er zog zum zweiten Male vor Rom. Einen letzten gütlichen Versuch machte er noch. Er befahl allen Bischöfen Italiens als Friedensboten zum Kaiser zu gehen und ihn zu beschwören, daß er die Weltstadt nicht der Plünderung preisgebe. Umsonst, Honorius war ja nicht in Rom, sondern in Ravenna, und hier war er sicher; er verschanzte sich den Bischöfen gegenüber hinter die Heiligkeit des Eides, den er geschworen habe. Nun besetzte Alarich Portus, die Hafenstadt Roms, wo die Vorräte zur Ernährung der römischen Bevölkerung aufgespeichert lagen, und befahl von hier aus dem Senat und dem Volke, von Honorius abzufallen und einen Kaiser seiner Wahl, den Stadtpräfekten Attalus, anzuerkennen, andernfalls stehe Sturm und Plünderung und die Verteilung des Getreides, das in den Magazinen von Portus lag, an die Goten bevor. Die Aussicht auf eine neue Hungersnot und das Wehklagen des geängstigten Volkes bewog den Senat, Alarichs Geheiß Folge zu leisten. Der Gotenkönig wurde in die Stadt eingeladen und ließ den Stadtpräfekten mit dem Purpur bekleiden. Attalus, der neugeschaffene Kaiser, ernannte dafür seinen Beschützer zum Oberfeldherrn des Reiches und verlieh die hohen Hof- und Staatsämter an angesehene Bürger. Bald danach trat auch der saubere Jovius, als er an der Spitze einer Gesandtschaft in Rom weilte, zu Attalus d. h. zu Alarich über. Er hatte im Namen des Honorius dem Attalus die Hälfte seiner Länder anbieten sollen; doch Attalus wollte alle haben und wies die geteilte Herrschaft mit übermütigem Stolze zurück. Es stand sehr übel mit Honorius; von seinen „Beratern" verließ ihn einer nach dem andern; er war fast im Begriff, zu gunsten des Attalus auf die Krone zu verzichten. Da trafen jene 4000 Mann von Byzanz in Ravenna ein, und sofort war der Schwachsinnige wieder frohgemut, er fühlte sich wieder sicher in seiner Stadt, und das war die Hauptsache, mochte aus Rom werden, was da wollte.

Attalus verscherzte übrigens bald die Gunst seines Beschützers. Dieser

Digitized by Google

riet ihm, sich sofort der reichen Provinz Afrika zu versichern, der Kornkammer Italiens. Allein Attalus that nichts, sondern blieb ruhig in Rom. Nun war der Statthalter Afrikas, Heraclian, ein eifriger Anhänger des Honorius; deshalb sperrte er alle Häfen seiner Provinz, so daß weder Getreide noch Öl nach Rom kam und eine abermalige Hungersnot in der Stadt ausbrach. Da entstand eine allgemeine Erbitterung gegen den unfähigen Kaiser Attalus, und da auch Alarich unzufrieden mit ihm war, weil er sich eigensinnig seinem Rat verschloß und den unabhängigen Herrn auch über Alarich zu spielen versuchte, so dachte er bei sich, es sei besser, einen solchen Menschen wieder in sein Nichts zurückzustoßen. Darum berief er eine große Versammlung vornehmer Römer und Goten in die Ebene von Ariminum (Rimini) und ließ dort vor dem ganzen Heere den Attalus seiner Würde für verlustig erklären. Die kaiserlichen Insignien aber sandte er als Zeichen guter Freundschaft an Honorius nach Ravenna. Die Schwester des Honorius, die schöne Placidia, die den Goten zu Rom in die Hände gefallen war, wurde mit höchster Ehrfurcht behandelt, mußte aber dem Heere folgen; indes that sie dies bald aus freien Stücken; denn der in jugendlicher Schönheit prangende Athawulf entbrannte von Liebe zu ihr und fand zärtliche Erwiderung seiner Leidenschaft. Der abgesetzte Kaiser Attalus wurde gezwungen, in der Nähe des Königs zu bleiben.

Alarich hatte die Hand zum Frieden geboten; sie wurde abermals zurückgestoßen. Ein alter Erbfeind Alarichs und Athawulfs, der Gote Sarus, hatte dem Honorius seinen Dienst angeboten und erhielt eine Befehlshaberstelle im kaiserlichen Heer. Seinem Einfluß gelang es durchzusetzen, daß Alarich in beleidigender Weise abgewiesen wurde. Jetzt aber war des Königs Geduld gänzlich zu Ende; er brach sofort nach Rom auf, und diesmal kam er um zu plündern, denn auf andere Weise konnte er den Trotz des Honorius nicht züchtigen. Mitte August des Jahres 410 schlug er sein Lager unter den Mauern der ewigen Stadt auf und nahm sie nach kurzer Belagerung ein. In der Nacht des 24. August öffneten einige Sklaven in Rom ein Thor und ließen die Goten eindringen. Der dumpfe Ton der Stierhörner auf den Straßen weckte fürchterlich die sorglosen Schläfer. Die Plünderung begann, aber es war doch keine von der Art, wie sie früher die Römer selbst unzähligen Städten bereitet hatten; nicht blinder Zerstörungswut und roher Mordlust überließen sich die Goten, ja man muß ihre Mäßigung bewundern. Zwar zögerten sie nicht, sich mit dem ungerechten Gut der durch das Elend andrer reich gewordenen Stadt zu bereichern; aber das Leben Unschuldiger ward verschont und die Heiligkeit der Kirchen geachtet. So wollte es König Alarich. Manches Haus ging in Flammen auf; wer sich thöricht widersetzte, wurde niedergestoßen oder mißhandelt oder in die Knechtschaft geführt; aber Schutzflehenden

Digitized by Google

geschah kein Leid, Weibern und Jungfrauen widerfuhr keine Kränkung, niemand vergriff sich an wehrlosen Kindern. Auch den Arianern war Rom ein heiliger Ort; hier hatten ja die großen Apostel Paulus und Petrus Zeugnis für den Heiland abgelegt; daß diese heilige Stadt den Katholiken, nicht den Arianern angehörte, das betrachteten diese nur als ein vorübergehendes, unverschuldetes Mißgeschick. Ein Gote trat in die Wohnung einer alten Frau, die ihr Leben dem Dienste Gottes geweiht hatte, und heischte von ihr alles Gold und Silber, das sie besitze. Da führte sie ihn ruhig zu einem Schranke, der mit kostbaren, herrlich gearbeiteten Altargefäßen angefüllt war. Erstaunt betrachtete der Gote den Schatz. „Diese heiligen Gefäße," sprach die Alte, „gehören dem Apostel Petrus; rührst du sie an, so mußt du die Gottlosigkeit auf dein eigenes Gewissen nehmen. Ich selbst besitze keine Schätze; denn wie sollte ich etwas bewahren, was ich doch nicht verteidigen kann?" Der Gote überbrachte die Kunde von den Kostbarkeiten seinem Anführer, und dieser fragte bei Alarich an, was er thun solle. Sogleich erließ der König den Befehl, den Schatz samt seiner Hüterin ungefährdet in die Kirche des Apostels zu bringen. Eine starke Schar Goten nahm die Kleinodien und die Frau in ihre Mitte und schritt, mit gezogenen Schwertern sie beschützend, durch die Straßen nach der Kirche. Unterwegs schlossen sich zahlreiche römische und gotische Christen dem Zuge an und geleiteten die heiligen Gegenstände unter Absingen frommer Lieder nach dem Ort ihrer Bestimmung. Das vermochte die Religion, mitten unter dem Klirren der Waffen, bei einer Gelegenheit, wo sonst die wildesten Leidenschaften der Menschen, Wut, Habsucht und Haß, entfesselt werden.

Dennoch wäre eine solche Scene nicht möglich gewesen, hätte nicht Alarichs Wille und Ansehen die Leidenschaften in Schranken gehalten. Nur einem außergewöhnlich kraftvollen Herrscher konnte es gelingen, während der Plünderung einer riesigen und unermeßlich reichen Stadt die Plündernden von rohen Schandthaten und unnötigem Gemetzel zurückzuhalten und dieser Plünderung schon nach drei Tagen Einhalt zu gebieten. Und daß er überhaupt solche Schonung wünschte, daß er sein königliches Ansehen zu so menschlichem Zwecke geltend machte, das beweist, daß Alarich nicht nur ein gewaltiger Held, sondern auch ein edel angelegter Mensch war.

Mit Schätzen reich beladen verließen die Goten am 28. August die gedemütigte Stadt. Wehklagen und zornige Drohworte gegen die Barbaren erschollen, wohin die Kunde von dem schmachvollen Falle des heiligen Rom drang. In Trauer versunken war die ganze römische Welt, dahin der alte Traum von der ewigen Dauer des Reiches! Gläubige Christen deuteten die furchtbaren Worte der Offenbarung Johannis: „Sie ist gefallen, die große Babylon, und ist eine Behausung der Teufel worden!" auf

Digitized by Google

diesen Fall Roms durch die Goten. Der heilige Augustin schrieb eine gewaltige Strafpredigt und begann sein Buch vom Gottesstaat. Überall, selbst in den entferntesten Teilen des Reichs, fühlte man sich durch das unerhörte Ereignis entsetzlich aufgerüttelt aus Sicherheit und Gleichmut. Nur der elende Kaiser mit seiner ebenso elenden Umgebung blieb in seiner Gemütsruhe. Mit wahrhaft blödsinniger Gleichgültigkeit nahm er die Unglücksnachricht auf. Der Eunuch, welcher die Aufsicht über den kaiserlichen Hühnerhof führte, soll der erste gewesen sein, der seinem Gebieter die Kunde brachte. „Ach Herr," rief er, „Roma ist verloren!" Da schrie der Kaiser laut auf und sagte traurig: „Wie ist das nur möglich? Sie hat ja noch eben erst aus meiner Hand gefressen!" Er hatte nämlich seiner Lieblingshenne den Namen Roma gegeben. Da begriff der Eunuch erst, was der Kaiser meinte, und sagte: „Herr, ich spreche nicht von einem Vogel, sondern von deiner Hauptstadt, die die Goten eingenommen haben." Das tröstete den Kaiser, und er sprach erleichtert: „Ach, guter Freund, ich glaubte, meine Henne, die Roma, wäre mir gestorben." So erzählten sich wenigstens noch Jahrhunderte später die Leute, und wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie doch vortrefflich erfunden, weil sie „besser als alle Schilderungen bezeichnet, wessen man sich von Honorius versah und wie er war."

Der Held, der so viel Mäßigung im Glück bewies, verfolgte nun, um den kaiserlichen Hof ganz unbekümmert, seinen Siegeslauf durch Italien weiter. Alle Städte, die sich nicht sofort ergaben, wurden geplündert. Gotische Häuptlinge ließen es sich in den reizenden Villen und Gärten Kampaniens wohl sein; auf schwellendem Polster, im kühlen Atrium oder unter schattigen Platanen streckten sie die riesigen Glieder und tranken den köstlichen Wein, den die südliche Sonne gereift hatte, aus goldenen und silbernen Schalen, von den Söhnen und Töchtern vornehmer Römer bedient. Nach der langen Wanderung, dem ruhelosen Umherziehen, den verlustreichen Kämpfen und Stürmen gönnte ihr König ihnen die Ruhe, während in seinem Haupte sich neue kühne Gedanken wälzten.

Langsam zogen die Goten weiter bis an die Südspitze von Italien, wo die Meerenge von Messina Sicilien vom Festlande trennt. Auf die Insel wollte Alarich hinübersetzen, sie rasch seiner Herrschaft unterwerfen und von dort aus die Provinz Afrika in seine Gewalt bringen. Der Plan war wohl erwogen: ohne den Besitz Afrikas war ihm Italien nicht sicher; nur als Herr dieser reichen Provinz, der Kornkammer Roms, konnte er den Hof von Ravenna zum Nachgeben zwingen. Aber ein tragisches Geschick hatte dem Helden diesen Triumph nicht beschieden; mitten in seiner Siegesbahn erreichte ihn der Tod. Ein Sturm vernichtete die Schiffe, die er gewiß mit großer Mühe für die Überfahrt zusammengebracht hatte, in der gefährlichen Meerenge. Gleich darauf starb der gewaltige Fürst.

Digitized by Google

Wohl hatten seine Goten Grund zu weinen, als sie ihn begruben, in der Blüte seiner Jahre. Sie weinten nicht nur, weil sie ihn geliebt und geehrt hatten und weil der Tod eines solchen Helden ein schwerer Schlag für sie war, sie weinten auch, weil ein mißgünstiges Schicksal den großen König, dessen Leben ein ununterbrochenes Abmühen für Glanz und Freiheit seines Volkes gewesen war, gerade jetzt hinwegraffte, wo die Früchte seiner Sorgen endlich reifen wollten, wo er freudig den Arm ausstreckte, sie zu pflücken.

Durch ein wunderbares Begräbnis ehrten den toten Herrscher seine Getreuen. In Calabrien fließt der Busento, ein kleiner, aber wasserreicher Fluß. Diesen lenkten sie aus seinem Bette ab und ließen — unweit der Stadt Cosenza — durch römische Gefangene auf dem Grunde eine tiefe Grube ausgraben. Hier hinein senkten sie unter heißen Thränen, ernste Klagelieder singend, den Leichnam des geliebten Königs mit vielen Schätzen, schlossen die Grube wieder zu und leiteten das Wasser des Flusses in sein altes Bett zurück. Die Gefangenen aber, die bei der Arbeit geholfen hatten, wurden getötet. Kein Römer sollte erfahren, wo der hehre Held von seinen Thaten ausruhte; keiner die Stätte entweihen, die durch den toten Leib des Königs geheiligt war.

13. Athawulf, König der Westgoten.

(Von 410 bis 415.)

Durch die Gewalt seiner großen Persönlichkeit hatte Alarich die auseinanderfallenden Splitter des Westgotenvolks geeinigt. Jetzt nach seinem jähen Tode lag die Gefahr nahe, daß die einzelnen Fürsten sich wieder selbständig machen oder auf eigene Hand sich dem Kaiser Honorius unterwerfen würden, daß das von seinem großen König zusammengehaltene Volk in kleine Bruchteile zerfallen und dadurch seine Bedeutung, ja sein Dasein selbst vernichten würde. Aber zum Glück hatte das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in den Herzen der Fürsten doch schon so feste Wurzeln geschlagen, daß die Führer des Volkes in großem Thing einmütig den Schwager des toten Herrschers, Athawulf, zum Könige der Westgoten erkoren. Er war seines Vorgängers nicht unwürdig: nicht groß von Gestalt, aber wohlgebildet und von hinreißender Schönheit des Antlitzes, zeichnete er sich nicht nur durch Ebenmaß der Glieder, sondern vor allem auch durch hohe Geistesgaben aus. Er ließ den Plan Alarichs durchaus nicht fallen, seine Goten zu einem Kulturvolk zu machen, das wenn auch anfangs in loser Abhängigkeit von Rom, doch bald stark und gebildet genug werden sollte, um dem Römerreich die Wage zu halten und dabei seine germanische Eigenart zu bewahren; er gab diesen großen Gedanken

Digitized by Google

nicht auf, aber er suchte einen andern Weg zum Ziele. Er so wenig wie Alarich hegte noch die Absicht, das Römerreich ganz zu zerschlagen und auf den Trümmern ein gotisches Weltreich zu errichten. Allzu kühn schien ihm selbst das Unterfangen, von Afrika aus den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu zwingen, doch seinen Trotz wollte er beugen. Deshalb blieb er zunächst noch in Italien. Die beiden nächsten Jahre vergingen über Verhandlungen und Kämpfen, die ohne Entscheidung blieben. Dabei zog sich Athawulf allmählich aus dem Süden Italiens nordwärts nach dem westlichen Teile des Polandes hin, wahrscheinlich um den Kaiser ganz von Gallien abzuschneiden. Die Verhandlungen mit Honorius betrafen zum Teil die alten Landforderungen, zum Teil die Person der schönen und geistvollen Placidia, die, wie oben schon erzählt worden ist, seit 408 als freiwillige Gefangene dem gotischen Heerlager folgte und den neuen König liebte. Athawulfs Anerbieten war, wie es scheint, aus Italien wegzuziehen, wenn ihm der Kaiser die Provinz Gallien feierlich abtrete und seine Einwilligung zur Vermählung Athawulfs mit Placidia gebe. Mit dem ersten Punkte konnte sich Honorius gern einverstanden erklären; denn Gallien war fast ein verlorenes Land für ihn: an Stelle des geschlagenen und getöteten Anmaßers Konstantin war sofort ein anderer Namens Iovinus, ein vornehmer Gallier, getreten, der den Burgunderkönig Gundikar (Gundahari, den Gunther des Nibelungenliedes) unterstützte. Franken, Alamannen, Burgunder rissen im Westen ein Stück Land nach dem andern an sich; im Nordwesten hatten die keltischen Bewohner der Küstenlandschaft Aremorika die römischen Beamten verjagt; an der Loire hatten sich (406) Alanen festgesetzt; von den Pyrenäen her blickten die Sueben und Wandalen raublustig nach den reichen Gefilden der Garonne herüber; einzelne Scharen von Ostgoten und Hunnen streiften plündernd durch das Land; kurz, fast überall tobte der Aufruhr oder verheerte der Feind; Honorius konnte Gott danken, wenn Athawulf an seiner Stelle, als sein Kriegsmeister und Föderat, sich in das Getümmel warf, um zu dämpfen und zu schlichten und dabei seinem Volke Ruhe und Zufriedenheit zu schaffen. So sah sich das Westreich von der Gotengefahr befreit, da die Goten nicht nur aus Feinden Freunde und Verbündete wurden, sondern auch zugleich die Beruhigung und Wiederunterwerfung einer fast verlorenen Provinz übernahmen. Honorius hätte müssen noch thörichter sein, als er in der That war, wenn er das Vorteilhafte dieses Anerbietens nicht eingesehen hätte. Aber Athawulf forderte noch etwas: Placidia. Es war nicht bloß Liebe, die ihn mit der reizenden Prinzessin verband; die Liebe hätte der Einwilligung des Kaisers nicht bedurft. Nicht bloß der leidenschaftliche, feurige Mann, auch der bedächtige Staatsmann stellte die Forderung. Honorius sollte in aller Form den Ehebund des Gotenkönigs mit einer römischen Kaiserstochter als rechtmäßig und seiner würdig anerkennen;

Digitized by Google

mit einem Wort, er sollte vor aller Welt Zeugnis dafür ablegen, daß ein gotischer König einem römischen Kaiser völlig ebenbürtig sei. Und hierzu konnte der hochmütige Honorius sich nicht verstehen; alle Vorstellungen und Drohungen prallten an diesem ebenso eigensinnigen als beschränkten Kopfe ab.

Da riß dem Goten endlich die Geduld. Er beschloß (allem Anschein nach) zu handeln ohne die besondere Bewilligung des unfähigen Kaisers. Im Jahre 412 verließ er Italien und zog mit seinem Volke nach Gallien hinüber, indem er erklärte, daß er die Provinz dem Kaiser zurückerobern wolle. Doch hinderte ihn dies nicht, mit dem Anmaßer Jovin in Unterhandlung zu treten. Auf den Rat des Exkaisers Attalus, der immer noch dem Gotenheere folgen mußte und sich wahrscheinlich auch nirgend anders sicher fühlte, willigte Athawulf in eine Zwiesprache mit dem Usurpator, der in Mainz residierte. Doch kam es zu keiner Verständigung, und Athawulf brach das Gespräch ab, sobald er vernahm, daß der alte Todfeind der Balten, Sarus, welcher inzwischen von Honorius abgefallen war, auf dem Wege zu Jovin sei. Rasch zog er ihm mit 10000 Mann entgegen. Sarus hatte nur eine kleine Schar Getreuer bei sich; mit dieser aber wehrte er sich lange tapfer und erkaufte sein Leben so teuer als möglich. Er wurde endlich nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt, gefangen genommen und auf grausame Weise getötet.

Als darauf Jovin seinen Bruder Sebastian zum Mitregenten annahm, war der Gotenkönig damit sehr unzufrieden, da er jedenfalls, wenigstens vorübergehend, beabsichtigte, mit Jovin die Herrschaft über Gallien zu teilen. Er verband sich deshalb mit Dardanus, dem einzigen Statthalter, der dem Kaiser in Gallien treu geblieben war, und erklärte beiden Brüdern den Krieg. Er selbst erstürmte Valentia (Valence an der Rhone), wohin Jovin sich geflüchtet hatte, während Dardanus den Sebastian in Narbo (Narbonne) gefangen nahm. Die Köpfe der beiden Anmaßer wurden dem Kaiser nach Ravenna gesandt (413).

Aber trotz diesem dankenswerten Dienst, den der Gotenkönig dem Kaiser leistete, konnte dieser von seinem alten thörichten Haß nicht ablassen. Da sein erneutes Verlangen, Placidia ausgeliefert zu erhalten, standhaft abgewiesen wurde, so hielt er seinerseits die Getreidelieferungen, zu denen er sich den Goten verpflichtet hatte, zurück. Das wandernde Volk, das sich nicht durch Ackerbau ernähren konnte, weil es keine Felder besaß, geriet dadurch in große Bedrängnis und sah sich gezwungen, das zu nehmen, was ihm vorenthalten ward, d. h. zu plündern. Athawulf wußte, daß in Massilia (Marseille) große Getreidevorräte aufgehäuft lagen; er suchte daher die Stadt durch schnellen Überfall zu nehmen, wurde aber von dem rechtzeitig benachrichtigten Befehlshaber Bonifacius mit Verlust zurückgeschlagen und verwundet und hätte beinahe selbst sein Leben eingebüßt. Doch schreckte

Digitized by Google

ihn dies nicht von einem zweiten Versuch ab, der sich gegen die nicht minder reiche Stadt Narbo kehrte und durch eine kühne List gelang. Es war zur Zeit der Weinlese. Gegen Abend fuhren die Winzer auf Wagen in die Stadt zurück, die mit Rebenlaub überdeckt waren. Die Goten zwangen nun die Heimkehrenden, einige Bewaffnete unter den Reben zu verstecken und so in die Stadt zu fahren. Hier hielten diese ein Thor besetzt und ließen ihre Genossen herein. Nach der Einnahme von Narbo ward auch Tolosa (Toulouse) erobert; Burdigala (Bordeaux) ergab sich durch Vertrag.

Honorius wußte nicht, was er thun sollte. Er hätte jetzt gern mit Athawulf Frieden geschlossen; aber sein Oberfeldherr, der oben erwähnte Constantius, ein sehr tüchtiger Kriegsmann, der den gefährlichen Anmaßer Constantin vernichtet hatte, wünschte selbst die Placidia zur Gemahlin zu erhalten und bestand deshalb darauf, daß bei allen Friedensunterhandlungen die Rückgabe Placidias zur ersten Bedingung gemacht würde. Hierzu aber mochte sich Athawulf nicht verstehen, und um die Sache endgiltig abzuschließen, erhob er sie ohne des Kaisers Genehmigung zur Königin der Goten. Der Römer Candidianus wußte die edle Jungfrau davon zu überzeugen, daß sie den gequälten Völkern den Frieden zurückgeben könne, wenn sie Athawulfs Gemahlin werde, und sie reichte dem schönen, hochbegabten Manne ihre Hand. Die Hochzeit, die im Januar 414 zu Narbo gefeiert ward, erschien auch den Zeitgenossen als ein höchst bedeutsames Ereignis, und Athawulf selbst sorgte auf alle Weise dafür, daß es als solches empfunden ward, nämlich als ein hohes Fest des Friedens und der Völkervereinigung. Im Hause des vornehmsten Römers der Stadt, die er als Vertreter des Kaisers, nicht als Eroberer behandelte, ward die Vermählungsfeier mit der höchsten Pracht begangen in Formen, bei denen römischer und germanischer Brauch vermischt erschienen. Placidia thronte im festlich gezierten Atrium, angethan mit dem Gewand und Schmuck einer römischen Kaiserin; ihr zur Seite nahm Athawulf, ebenfalls römisch gekleidet, aber mit den Abzeichen eines deutschen Königs geschmückt, den zweiten Platz ein. Daß er der Frau den Ehrensitz gönnte, geschah mit kluger Berechnung. „Er ehrte in ihr den Kaiser, er wollte der oberste Heermeister des Reiches sein.“ Das Volk schenkte nach germanischer Sitte seiner Königin reiche Hochzeitsgaben. Fünfzig schöne Knaben, in Seide gekleidet, brachten jeder zwei große Gefäße dar, von denen das eine mit Gold, das andre mit unschätzbaren Kleinodien angefüllt war. Attalus, der einstmalige Kaiser, stimmte als Chorsänger die Hochzeitslieder an, die zu Ehren des Paares gesungen wurden. Goten und Römer aber vereinigten sich in gemeinsamem Jubel, denn dieses Fest schien ihnen eine Verkündigung des langersehnten Friedens, der Anfang oder die Bürgschaft einer besseren Zeit. Athawulf selber wagte daran zu glauben,

Digitized by Google

und daß er sich irrte, gereicht nicht ihm zur Beschämung. Es war ihm heiliger Ernst, wenn er damals zu einem vornehmen Bürger in Narbo wiederholt und mit Nachdruck die Worte sprach: „Einst war es mein feuriger Wunsch, Reich und Namen der Römer zu vertilgen und dafür ein großes Gotenreich zu gründen, so daß Gotia an die Stelle Romanias getreten wäre und ich meinem Volke dasselbe geworden wäre wie einst Augustus den Römern: der Stifter einer neuen Weltherrschaft. Aber die Erfahrung mancher Jahre hat mich erkennen gelehrt, daß meine Goten noch nicht fähig sind, sich der strengen, gesetzlichen Ordnung zu beugen. Gesetze aber sind der feste unentbehrliche Grund jedes Staates. Da ich nun nicht der Gründer eines neuen Weltreiches sein konnte, so habe ich es als meine ruhmvolle Aufgabe betrachtet, Roms Macht wieder herzustellen und das römische Reich mit der frischen Kraft meiner Goten zu schirmen und zu stärken. Die Nachwelt soll in mir den Wiederhersteller des Reiches anerkennen, das zu zerstören mir versagt war."

Aber für das Großartige solcher Ideen hatte ein Honorius kein Verständnis. Ihn und seinen eifersüchtigen Feldherrn Constantius trifft der schwere Vorwurf, die eines großen Mannes würdigen Hoffnungen Athawulfs durch ihre Halsstarrigkeit und ihren Haß zu schanden gemacht zu haben. Die Vermählung Placidias mit dem Gotenkönige reizte die eitle Wut des Bruders und den leidenschaftlichen Neid des verdrängten Liebhabers nur noch mehr. Bald entbrannte der Streit mit erneuter Heftigkeit, die schönen Tage des Friedens und der Freude waren zu Ende. Und der stolze König griff mit schwerem Herzen von neuem zum Schwerte. Um zu beweisen, daß er den Honorius der Kaiserkrone nicht würdig erachte, bekleidete er wiederum den Attalus mit dem Purpur. Aber Constantius war ein ausgezeichneter Feldherr und wußte ihm so zuzusetzen, daß Athawulf zu Ende des Jahres sich über die Pyrenäen zurückzog, wo er zu Barcelona sein königliches Hoflager aufschlug. Hier war ihm ein großer Schmerz beschieden. Seine Gemahlin hatte einem Knaben das Leben geschenkt, dem die Eltern nach dem Großvater den Namen Theodosius gaben. Athawulf wie Placidia hofften, in dem Knaben sei ihnen die Versöhnung mit Honorius geboren; da aber starb das Kind, und die weinenden Eltern legten die kleine Leiche in einen silbernen Sarg und setzten sie in einer Kirche zu Barcelona bei. So sank ihnen ein lieber Besitz und eine schöne Hoffnung ins Grab.

Und schon hielt der Tod seine Hand über den König selbst. Während seine Seele über großen Entwürfen sann, wie von dem festen Barcelona aus auch die Herrschaft der Goten festen Grund und Boden gewinnen und alle Feinde niederwerfen solle, schlich sich der tückische Mord an den arglosen Herrscher. Er hatte unter seinen Dienern einen, der einst ein

Digitized by Google

Gefolgsmann des ermordeten Sarus geweſen war; Eberwulf war ſein Name. So gefügig und heiter der Knecht ſchien, ſo wenig vergaß er ſeines frühern Herrn, und während er den König durch ſeine kleine, komiſche Geſtalt beluſtigte und lachend die derben Späße des Gebieters einſteckte, brütete er in ſeinem Herzen darüber, wie er Blutrache nehmen möchte an dem Mörder ſeines alten Herrn. Einige Widerſacher des Königs beſtärkten den Knecht in ſeiner Abſicht. Eines Tages, als Athawulf nach ſeiner Gewohnheit im Marſtall die Roſſe beſichtigte, fiel Eberwulf den Ahnungsloſen an und ſtieß ihm einen Dolch in die Bruſt. Die Wunde war tödlich. Wenige Stunden ſpäter gab der König ſeinen Geiſt auf (Auguſt 415). Sterbend empfahl er ſeinem Bruder, den er für ſeinen Nachfolger anſah, die Placidia dem Kaiſer zurückzugeben und mit Rom um jeden Preis Frieden zu ſchließen.

Aber nicht dieſer Bruder ward nach Athawulfs Tode zum König erhoben, ſondern eine den Balten feindliche Partei wußte die Wahl des Sigerich, eines Bruders des getöteten Sarus, durchzuſetzen. Sigerich war der Krone, die ein Alarich und ein Athawulf getragen hatten, gänzlich unwert. Er riß Athawulfs Kinder erſter Ehe aus den Armen des ehrwürdigen Biſchofs Sigeſar und erwürgte ſie. Der Witwe des Königs erſann er einen tiefen Schimpf: die Kaiſerstochter mußte mit andern vornehmen Römerinnen zu Fuße vor dem Pferde Sigerichs einen Weg von etwa vier Stunden gehen, um gewiſſermaßen den Triumph des Gewalthabers zu zieren. Aber das Maß des rohen Barbaren war voll. Schon am ſiebenten Tage nach ſeiner Erhebung wurde er von den ſolcher Schandthaten überdrüſſigen Goten niedergehauen.

14. Walja, der Begründer des toloſaniſchen Reiches.

(Von 415 bis 419.)

Die Lage Athawulfs war zuletzt ſehr ſchwierig geweſen. Conſtantius rief die Wandalen, Alanen und Sueben als Föderaten des Kaiſers zu den Waffen gegen die Goten. Von zwei Seiten her ſah ſich Athawulf bedroht und immer enger eingeſchloſſen. Sein Volk fing an Mangel zu leiden. Nach ſeiner Ermordung ſchien der ſo lange niedergehaltene Geiſt der Uneinigkeit unter den Goten wieder offen ſein Haupt zu erheben. Die beſonnene Staatskunſt Athawulfs machte der um jeden Preis römerfeindlichen Barbarei Platz. Alarich und ſein trefflicher Nachfolger ſchienen umſonſt gelebt zu haben Aber zum Glück war der Mann, der an Stelle des ſchändlichen Sigerich zum König gewählt wurde, wenn auch nicht mit ſeinen Vorgängern an Weite des Blickes und Großheit der Geſinnung zu vergleichen, doch ein tüchtiger Herrſcher. Ob Walja — dies iſt ſein Name

Digitized by Google

— ein Verwandter oder gar der Bruder Athawulfs war, ist nicht nachzuweisen; jedenfalls neigte er mehr der römerfeindlichen Partei zu, wenn er auch nicht in dem Maße Römerhasser war wie Sigerich. So schützte er Placidia nachdrücklich gegen alle Mißhandlung, da er die Überzeugung hegte, daß ein Mann, der ein Weib mißhandelt, sich selbst entehrt. Constantius wünschte jetzt den Frieden, schon um Placidia zu erhalten; doch zögerte Walja mit der Auslieferung. Die von Athawulf begonnenen Eroberungen in Spanien setzte er fort, indem er die Scharen der Wandalen südlich von Barcelona durchbrach und in raschem Siegeslauf alle Städte an der Meeresküste von Barcelona bis zu den Säulen des Herkules (der später Straße von Gibraltar genannten Meerenge) einnahm. So versorgte er die Seinigen wieder mit den nötigsten Nahrungsmitteln.

An der Südspitze von Spanien angelangt, beschloß er von hier aus das zu thun, was schon Alarich thun wollte, als der Tod ihn mitten aus der Heldenlaufbahn riß, nach Afrika überzusetzen und das fruchtbare Küstenland den Goten zu unterwerfen. Aber erst dem Wandalen Geiserich war dies beschieden. Stürme, die seine Schiffe gegen die Felsen schleuderten und zerschellten, schreckten ihn von dem Vorhaben zurück. In solcher Lage kam ihm nun höchst erwünscht ein Antrag des Kaisers Honorius: ihm gegen Lieferung von 600000 Maß Weizen die Placidia herauszugeben und im Namen Roms Spanien den unbotmäßigen Wandalen, Alanen und Sueben wieder zu entreißen. Er lieferte die Witwe Athawulfs, die bisher auf allen Zügen mitgeführt worden war, dem Kaiser aus und erhielt dafür die wertvolle Getreidespende, durch die er sein Volk aus schwerer Bedrängnis erlöste. Die edle Frau ging einem freudearmen Dasein entgegen; ihr elender Bruder vermählte sie dem Constantius, den sie nicht liebte. Ihm gebar sie die ebenfalls durch Schönheit ausgezeichnete, aber sittenlose Honoria, die sich in Attilas Geschichte einen zweideutigen Ruf erworben hat, und den nachmaligen verächtlichen Kaiser Valentinian den Dritten.

Walja gab nun seine bisherige Politik auf und trat wieder in das Föderatverhältnis mit Rom. Zuerst übernahm er es, dem Kaiser Spanien zurück zu erobern; Honorius feierte wieder einmal — wie zu Stilichos Tagen — einen glänzenden Triumph über Thaten, zu denen er keinen Arm gerührt hatte: diesmal war es der Gotenkönig Walja, der als sein Kriegsmeister ihm diesen Triumph verschaffte; Dichter und Redner priesen wie zu Stilichos Zeit den „Helden" Honorius! Der König oder Fürst eines Wandalenstammes, Fridibald, den Walja gefangen genommen und nach Rom geschickt hatte, schritt, den Ruhm des „siegreichen Kaisers" zu erhöhen, gefesselt vor dem Triumphwagen einher. Während so Rom und sein Kaiser gemächlich Feste feierten, hatte Walja harte Arbeit. Doch war

Digitized by Google

er überall siegreich; die Silinge, den Wandalenstamm, der im Lande des Bätis (Guadalquivir), dem heutigen Andalusien, saß, schlug er so furchtbar, daß sie fast vernichtet wurden; die Alanen in Lusitanien (Portugal und Estremadura) und Carthaginiensis (Südkastilien und Murcia) traf ein kaum weniger schreckliches Los; ihr König Atax wurde erschlagen, sie selbst fühlten sich so geschwächt, daß sie es aufgaben ein selbständiges Volk zu bilden und sich ihren alten Freunden, den asdingischen Wandalen, anschlossen, deren Könige seitdem den Titel „König der Wandalen und Alanen" führten. Diese wiederum unter ihrem Könige Gunderich zogen sich ebenso wie die Sueben in die unzugänglichen Gebirge von Galicia zurück.

Nachdem so Walja fast die ganze Pyrenäen-Halbinsel dem römischen Reiche wieder unterworfen hatte, verlangte er für seine Goten den versprochenen Lohn. Honorius, oder vielmehr sein Ratgeber Constantius, hielt es für gefährlich, den Goten Spanien zu überlassen, da sie hier Afrika beständig bedrohten, und wies ihnen dafür das südwestliche Gallien zu bleibenden Wohnsitzen an. So kehrten die Goten über die Pyrenäen 419 in das Land zurück, in dem Athawulf ihnen vor wenigen Jahren vergebens eine neue Heimat schaffen wollte; doch begnügten sie sich einstweilen mit dem Teile Galliens, der nördlich der Pyrenäen etwa das Gebiet der Garumna (Garonne) umfaßt und der alten Provinz Aquitania secunda entspricht, nebst etlichen angrenzenden Stadtgebieten, namentlich der Gegend von Tolosa (Toulouse). Diese Stadt erhob Walja zur Hauptstadt des Reiches, das den Namen Gotia oder auch Septimania (nach einer keltischen Völkerschaft, den Septumanen) erhielt, in der Geschichte aber als das tolosanische Westgotenreich berühmt ist. Es war ein blühendes, reiches Land, „die Perle Galliens", mit allen Schätzen der Natur gesegnet und trefflich angebaut. „Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes waren gleich gefeiert, nicht einen Teil der Erde, ein Stück des Paradieses glaubten die Bewohner daran zu besitzen. Rebgelände wechselten mit goldenen Saaten, blühende Fluren mit Obstgärten und lieblichen Hainen, von Quellen durchrieselt, von Flüssen durchströmt; und man wandelte noch immer mit frohen Liedern unter den Myrten und Platanen von Bordeaux." (Dahn.)

Von jetzt an beginnt eine gedeihlichere Entwicklung des gotischen Volkes oder vielmehr des Restes der Westgoten, der die an Einbuße der Volkszahl überreichen Jahre der Wanderkämpfe überlebte. Der erste germanische Kulturstaat erwuchs aus der Gründung Waljas. Das Verhältnis zu den römischen und keltischen Bewohnern des Landes wurde fest geregelt; sie mußten zwei Drittel ihres Ackerlandes den Goten abtreten, blieben aber übrigens in ihrem Eigentum wie in Sitte, Recht und Sprachen unbehelligt und behielten die persönliche Freiheit. Ihre städtischen Verwaltungsbehörden blieben bestehen; nur die Oberaufsicht über diese und die hohen

Digitized by Google

Staatsämter wurden in der Regel gotiſchen Edlen anvertraut. Die Goten ſelbſt galten noch als Föderaten des Kaiſers; aber fern vom Mittelpunkt des Reiches bewahrten ſie thatſächlich ihre Selbſtändigkeit und ihr Volkstum; und was von letzterem allmählich verloren ging, das wich im friedlichen Verkehr mit der ſtarken römiſch gebildeten Bevölkerung durch das natürliche Übergewicht der hohen romaniſchen Kultur über die noch in ihren Anfängen ſtehende germaniſche. Ihre lange Wanderung war beendet; ſie lernten die Beſchäftigungen des Friedens, Ackerbau, Gewerbe, Kunſt und ein geordnetes Staatsweſen, ſchätzen; ſie fingen nun erſt recht an ein ſelbſtändiges Volk unter einem rechtmäßigen König zu ſein. Und auch für die römiſchen Bewohner jener Länder brach eine glückliche Zeit an; mild und menſchlich führten die Gotenkönige das Zepter; vornehmlich die kleinen Bauern und Bürger atmeten unter ihrer gerechten Herrſchaft auf von den Kriegsnöten, die das Land ſeit Jahrzehnten betroffen hatten, und von den Bedrückungen und Quälereien, denen ſie unter der Mißwirtſchaft habgieriger und hartherziger römiſcher Beamten ſeit Jahrhunderten ausgeſetzt waren. Es iſt Thatſache, daß arme Römer aus andern Teilen des Reiches nicht ſelten auswanderten und ſich zu den Goten begaben, weil ſie ſich unter dieſen vor all den Ungerechtigkeiten ſicher fühlten, denen ſie unter römiſchen Beamten ausgeſetzt waren. So wurde das germaniſche Regiment ein Segen auch für romaniſche Völker, und auf dieſe Weiſe zahlten die Weſtgoten zurück, was ſie den Romanen für geiſtige und leibliche Güter ſchuldig waren. Selbſt der religiöſe Gegenſatz, der zwiſchen den arianiſchen Goten und den katholiſchen Romanen herrſchte, konnten die Augen dieſer nicht blind machen gegen die hohen Vorzüge, welche die „Ketzer“ zierten; mit naivem Staunen erkannten ſie an, daß dieſe Häretiker, obwohl ſie nicht das rechte Chriſtentum hätten, ihnen ſelbſt doch weit überlegen ſeien nicht nur in der Tapferkeit, ſondern auch in den chriſtlichen Tugenden der Nächſtenliebe, der Milde gegen Unterworfene, der Gerechtigkeit, der Ehrfurcht auch gegen andersgläubige Prieſter, der kindlichen Frömmigkeit und vor allem der Keuſchheit. Bewundernd geſteht der katholiſche Presbyter von Maſſilia, Salvian, der reiche Gelegenheit hatte, das Leben der Goten und der Romanen zu beobachten, daß die Goten keinen Unzüchtigen unter ſich duldeten, und meint, ihre Irrgläubigkeit ſchreibe ſich daher, daß das üble Beiſpiel der ſittenloſen katholiſchen Römer die unverdorbenen Goten angewidert und auch von der Religion ſolcher ſündhaften Menſchen abgeſchreckt habe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweites Buch.

Attila, die Blüte des tolosanischen Reiches und das Reich Odowakars bis zum Einbruch der Ostgoten.

(Von 419 bis 489.)

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Aëtius, der Kriegsmeister Westroms.

(Von ca. 420 bis ca. 445.)

Während so ein deutscher Volksstamm Ziel und Rast auf lange Zeit fand, trieb das steuerlose, zum Wrack gewordene Römerreich unaufhaltsam dem Untergang entgegen. Nicht auf einen oder zwei Stöße konnte der vierhundertjährige Staat des Augustus zusammenstürzen. Immer wieder fügten sich abgerissene Teile dem Ganzen an; geschickte Werkmeister wie Stilicho füllten hie und da die klaffenden Lücken und besserten schadhafte Stellen. Aber selbst ein Stilicho hatte das alte Staatsschiff nur mühsam über Wasser gehalten, mancher stolze Mast und manche bunte Flagge sank unter seinen Augen ins Meer. Und seit der wackre, hochherzige Mann unter Mörderhänden, die der eigne Gebieter gegen ihn sandte, sein Leben ausgehaucht hatte, zeigte sich erst die völlige Hülflosigkeit des Reiches. Die Hauptstadt selbst ward erobert; Italien, Gallien, Spanien wurden Schauplätze endloser Verheerung, unbeschreiblichen Elendes. Es war der Anfang vom Ende, der Todeskampf. Dennoch hat dieser Todeskampf noch länger als ein halbes Jahrhundert gedauert; es war kein tüchtiger Kaiser, der sich dem fallenden Bau noch so lange mit gewaltigen Schultern entgegenstemmte, es war ein Staatsmann, der an Begabung, Thatkraft und Erfolge wohl den Vergleich mit Stilicho aushält, wenn er auch vor der Lauterkeit und Uneigennützigkeit des großen Wandalen weit zurücksteht, es war Aëtius. Auch er — vielleicht selbst germanischer Abkunft wie Stilicho — hatte gegen Germanen zu kämpfen wie sein großer Vorgänger, aber die höchste, dringendste Gefahr, die er von Rom abgewehrt hat, drohte nicht von einem deutschen Volke, sondern von jenen asiatischen Reiterhorden, den Hunnen, deren Einbruch in Europa die ganze Völkerbewegung, vor allem die der Westgoten, veranlaßt und somit alle die vierzigjährigen Wirren und Drangsale von Frithigern bis Walja über die römische Welt heraufbeschworen hatte.

Ehe indes dieses Gewitter sich entlud, wetterleuchtete es auf allen Seiten. In Ostgallien hatten sich in der Gegend von Worms die Burgunden (413) angesiedelt, im Nordosten breiteten sich die Franken immer weiter aus; das bereits von Stilicho preisgegebene Britannien ward

Digitized by Google

(ſeit 449) eine Beute der Sachſen und Angeln; an der mittleren Donau ſchauten Rugier und andre Völkerſtämme begehrlich nach römiſchem Gebiet herüber; Nordafrika, Italiens Kornkammer, ging ſchon 429 an die Wandalen verloren, die bis dahin Spanien unſicher gemacht hatten; und die Weſtgoten, die ſich 419 als Verbündete des römiſchen Kaiſers im Lande der Garonne niedergelaſſen hatten, warfen wenige Jahre nachher die Oberhoheit Roms (die von Anfang nur Schein geweſen war) thatſächlich ab und gedachten die Schwäche des Reiches zur Ausdehnung ihrer Macht zu nutzen. Feinde ringsum! In ſolcher Zeit den gänzlichen Fall des morſchen Staates zu verhindern, dazu gehörte eine außerordentliche Kraft; Aëtius beſaß ſie.

Die Weſtgoten zahlten keine Steuern nach Rom, duldeten keine römiſchen Statthalter und Beamte in ihrem Gebiet und leiſteten nur ein einzigesmal die Heeresfolge, zu der der Vertrag mit Honorius ſie verpflichtete. König Theoderich der Erſte, der noch im Jahre 419 dem Begründer des toloſaniſchen Reiches in der Regierung folgte und ſie bis zum Einbruch der Hunnen in Gallien (451) mit kräftiger Hand geführt hat, ſandte zwar 421 den Römern Hülfstruppen nach Spanien, wo die Wandalen ſich zu neuem Kampf erhoben hatten; aber in der entſcheidenden Schlacht verließen die Goten den römiſchen Befehlshaber Caſtinus, ſodaß er gänzlich geſchlagen wurde und die Wandalen ſich infolge ihres Sieges wieder des größten Teils von Spanien bemächtigten. Warum die Goten ſo handelten, darüber iſt nichts überliefert; das aber ſteht feſt, daß Theoderich nie wieder ſeiner Verpflichtung als Föderat nachgekommen iſt, ſo lange Honorius lebte. Und als dieſer unfähige Kaiſer 423 ſtarb, benutzte Theoderich die Verwirrung im Reiche und namentlich in Gallien, um das gotiſche Gebiet durch die reizenden Gefilde der narbonnenſiſchen Provinz (der heutigen Provence) zu erweitern. Wäre Aëtius nicht herbeigeeilt und hätte den Goten eine empfindliche Niederlage (bei Arles 426) beigebracht, ſo würde das Reich wieder um eine reiche Provinz ärmer geworden ſein.

Ein Anmaßer Namens Johannes hatte ſich nach Honorius' Tode des Thrones bemächtigt, und Aëtius (ebenſo wie Caſtinus) unterſtützte ihn, da der Neffe und rechtmäßige Nachfolger des verſtorbenen Kaiſers, Valentinian der Dritte, Placidias Sohn, noch ein ſechsjähriger Knabe war und mit ſeiner Mutter fern von Ravenna weilte. Als aber der Uſurpator durch oſtrömiſche Truppen geſtürzt wurde, ehe Aëtius ihn retten konnte, ſchloß ſich dieſer dem legitimen Herrſcher an und wurde dieſem unfähigen Schwächling eine ſtarke, zuverläſſige Stütze. Faſt dreißig Jahre hindurch hat er treu am Steuer des Reiches geſtanden, bis auch er — wie einſt Stilicho — durch ſeinen eignen undankbaren Herrn und Schützling fiel.

Digitized by Google

Aëtius war noch ein junger Mann, als er sich zu hoher Würde emporschwang.*) Sein Vater stammte aus dem Gotenlande Niedermösien, aus einer wahrscheinlich mit germanischem Blut vermischten Familie, war im Heer zu der ersten Stelle aufgestiegen und hatte sich mit einer vornehmen Römerin vermählt. Bei einem Soldatenaufstand in Gallien fand er seinen Tod. Der Knabe Aëtius war schon früh, wegen der hohen Stellung seines Vaters, in die kaiserliche Leibwache aufgenommen und kam um 408 als Geisel in die Hände des Westgotenhelden Alarich. Der König gewann den frischen, lebhaften Knaben lieb und unterrichtete ihn wie einen eigenen Sohn im Waffenhandwerk. Ein wundersames Bild! „Alarich und Aëtius, die großen Führer der beiden miteinander ringenden Mächte, hier vereint im fröhlichen Spiel. Der Kleine erheitert die Muße des Gotenkönigs, und dieser wird sein Waffenmeister!“ Nach Alarichs frühem Tod ward Aëtius von Athawulf wieder freigegeben und nach der Heimat entlassen, aber nicht lange danach wieder vergeiselt. Mit anderen vornehmen Jünglingen kam er an den hunnischen Königshof. Hier lebte er wieder mehrere Jahre, in denen er sich mit hunnischer Sprache und Art wohl vertraut machte und Verbindungen anknüpfte, die er später zu nützen verstand. Eine so verbrachte Jugend mußte bei dem hochbegabten Jüngling reiche Früchte tragen; er verdankte ihr nicht zum geringsten Teile seine unermüdlich zähe Arbeitskraft, die Sicherheit und Schnelle, mit der er als Mann Menschen und Verhältnisse scharfen Blickes durchschaute, und die Geschmeidigkeit, mit der er sich in alle Lagen des Lebens zu schicken verstand. Er war „von mittlerer Größe, kräftig und gewandt, ein kühner Reiter, mit dem Bogen und mit dem Wurfspeer unermüdlich, erfahren in allen Geschäften des Krieges und des Friedens. Gemeine Leidenschaften hatten keine Gewalt über ihn, namentlich war ihm jede Habsucht fern, die Gefahr schreckte ihn nicht, und die Arbeit war seine Lust. Er war geboren zum Herrscher, und er wollte herrschen.“

Der Anmaßer Johannes, bei dem Aëtius ein hohes Hofamt erhielt, hatte ihn zu den Hunnen gesandt, damit er dort eine große Schar Krieger anwerbe. Mit seinen Söldnern kam er eben herbei, da empfing er die Kunde vom Sturze des Usurpators. Schnell entschlossen suchte er Vergebung und erhielt sie gegen das Versprechen, die Hunnen wieder zurückzuführen. Er that es und eilte dann nach der Provence, wo er, wie oben bemerkt wurde, die Goten zurückschlug und die Franken aus einem Landstrich am Rhein, den sie besetzt hatten, verdrängte. Dem früheren kaiserlichen Oberfeldherrn Felix, der ihm nach dem Leben trachtet, kam er zuvor,

*) Das Folgende meist nach der vorzüglichen Darstellung in Kaufmanns Deutscher Geschichte 2, S. 5 ff.

Digitized by Google

indem er ihn ermorden ließ. Bald darauf geriet der hochfahrende, ehrgeizige Mann mit einem andern angesehenen Reichsbeamten in Zwist, dem Statthalter von Afrika, Bonifacius. Beide suchten über den Kopf des Kaisers weg zu herrschen. Es kam zum Bürgerkrieg zwischen den beiden Männern. Bonifacius, der gegen die in Afrika eindringenden Wandalen ehrenhaft, aber unglücklich gekämpft hatte, setzte nach Italien über, um den Aëtius zu stürzen, fiel aber gegen ihn in der Schlacht bei Ariminum (432). Zunächst freilich mußte Aëtius flüchten, weil er in der Schlacht geschlagen worden war und außerdem den Kaiser gegen sich hatte. Er ging zum Hunnenkönige Ruga, der bereit war, ihn mit einem Heer zu unterstützen. Doch gelang es Unterhändlern, die Rom bedrohende Gefahr noch zu wenden; Aëtius ward zu Gnaden aufgenommen und mit der Würde des Oberfeldherrn bekleidet.

Während von Afrika, das rettungslos den Wandalen verfallen war, diese verwegenen Eroberer lüstern nach Italiens Küsten ausschauten, während Spanien von suebischen Scharen geplündert und von Aufruhr durchtobt wurde, während die Westgoten und die rheinischen Germanen Gallien beunruhigten, das Meer von Raubgeschwadern wimmelte und von Ungarn her Attilas riesige Gestalt sich drohend erhob, bewährte Aëtius seine Kraft; und vor dieser Bewährung treten die blutigen Schatten des Felix und des Bonifacius in den Hintergrund; sie vermögen das leuchtende Bild eines Staatsmannes und Helden von erstem Range nicht zu trüben. Seine erste Sorge war, die Rheingrenze zu sichern. Mit einer großen Schar hunnischer Reiter griff er die Burgunden an, deren Könige in Worms zwar den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannt hatten, sich aber in Wahrheit gar nicht um ihn kümmerten. König Gundahari (Gundikar) hatte die Verwirrung im Reiche benutzt die Grenzen seiner Herrschaft auf Kosten der Römer auszudehnen; Aëtius zwang ihn zur Herausgabe der dem Kaiser entrissenen Gebietsteile. Aber im Norden erhob wieder der Bauernaufruhr der Bagauden das Haupt und nahm immer größere Ausdehnung an; diese furchtbarste Gefahr zu dämpfen zog Aëtius aus. Mittlerweile brach der Westgotenkönig Theoderich über die Grenzen seines Reiches und belagerte Narbonne. Aëtius sandte seinen Unterfeldherrn Littorius dahin, der die Stadt entsetzte. Aber zu gleicher Zeit empörten sich wieder einmal die Sueben in Spanien und vernichteten ein römisches Heer, die Wandalen brachen den Vertrag, der sie auf einen Teil der Provinz Afrika beschränkte, und bemächtigten sich des übrigen Landes; Seeräuber suchten die italienische Küste heim. So war Drangsal an allen Enden. Aëtius konnte nicht überall zugleich sein; das wichtigste Bollwerk des Reiches, Gallien, heischte seine Gegenwart. Denn hier hatten abermals die Burgunden unter Gundahari den Krieg erneuert. Mit seinen hunnischen Reiterscharen griff Aëtius

Digitized by Google

(437) sie an, und es kam zu einer fürchterlichen Schlacht, in der Gundahari mit dem größten Teil seines Volkes fiel. Das Ereignis ergriff auch die Gemüter der umwohnenden deutschen Stämme; überall sagte und sang man von der Todesnot der Burgunden, und als dann vierzehn Jahre später der große Hunnenkönig Attila selbst mit den unermeßlichen Scharen seiner Völker über den Rhein drang und der Schrecken sich an seine Fußstapfen heftete, als in seiner ungeheuren Gestalt alle Erinnerungen an sein Volk gleichsam aufgingen: da verschwand allmählich das Bild des Aëtius aus den Liedern von der Not der Burgunden und an seine Stelle trat das des Attila; nun war es der Hunnenkönig selbst, der den Gunther mit seinem Geschlecht gemordet hatte. So erwuchs ein Teil der Sage, deren später Nachklang im Nibelungenlied noch so gewaltig an das Herz des Hörers greift. Die Burgunden verließen bald nachher ihre rheinischen Sitze und siedelten sich mit kaiserlicher Genehmigung im heutigen Savoyen als römische Föderaten an. So geschwächt waren sie durch jene Niederlage, daß sie erst gegen Ende des Jahrhunderts wieder mehr hervortreten, wo sie sich im Rhonegebiet ausdehnen.

In demselben Jahre (437) bekriegte Aëtius gemeinsam mit Littorius die Westgoten, die wiederum einen Angriff auf die narbonnensische Provinz gemacht hatten. Aëtius selbst drang von Norden her in das gotische Gebiet und schlug mit seinen Hunnen ein gotisches Heer, daß es achttausend Streiter verlor. Littorius dagegen fiel im Süden des Reiches ein und belagerte den König Theoderich in seiner Hauptstadt Toulouse. Der König bot die Hand zum Frieden, ward aber abgewiesen; da wagte er einen verzweifelten Ausfall, und es glückte ihm, den Littorius gefangen nach Toulouse zu bringen. Als nun Aëtius herbeieilte und vorteilhafte Friedensvorschläge machte, da waren die Goten gern bereit, seine Anträge anzunehmen. Da sie selbst erschöpft waren und der Ruhe bedurften, begnügten sie sich mit ihrem alten Besitzstand.

So war in Gallien die Ruhe wieder hergestellt, aber es hatte ungeheure Anstrengungen gekostet, und der unermüdliche Feldherr mußte es geschehen lassen, daß inzwischen die Wandalen Karthago wegnahmen, die blühenden Städte auf Sicilien plünderten und Rom selbst bedrohten; er mußte Britannien sich selbst überlassen und konnte in Spanien, das von Sueben und aufständischen Bauern beherrscht wurde, nicht helfen. Dabei mußte er stets auf der Hut sein, daß nicht ein neidischer Nebenbuhler ihn bei Hofe verdränge und stürze. Aber das alles waren doch nur Vorspiele zu dem großen Drama, in dem Aëtius die entscheidende Rolle spielen sollte. Der Tag war noch nicht aufgegangen, der ihn zu einem der bedeutendsten Männer der Weltgeschichte erhob, durch den er zum Retter Europas, nicht nur des römischen Reiches, sondern auch der germanischen Welt ward. Es

Digitized by Google

war der Tag auf den „katalaunischen Feldern", wo der alte Hunnenfreund den Hunnenkönig mit seinen Heerscharen zur Umkehr zwang, wo der unbesiegbare Attila seinen Überwinder fand. Von diesem wunderbaren Manne muß jetzt zuvörderst die Rede sein, und es wird eine Weile dauern, bis die Erzählung von ihm unmerklich wieder zu Ästius zurückkehren kann. Zugleich bietet sich Gelegenheit das Wenige nachzuholen, was uns über die Ostgoten von Ermanarichs Tod bis zu Attilas Zeit bekannt ist.

2. Attila, König der Hunnen.

In den ersten sechzig Jahren der „Völkerwanderung" ist nur wenig von dem Volke die Rede, das durch seinen Einbruch in Europa die Völkermassen erst in vollen Fluß gebracht hatte, von den Hunnen. Wir hören anfangs wohl, daß sich hunnische Freischaren oder Abenteurer an dem Krieg der Westgoten auf der Balkanhalbinsel beteiligen, aber von einem Krieg des ganzen Volkes gegen Ostrom wird nichts berichtet; und Theodosius, der zu Anfang seiner Regierung die Westgoten zum Frieden brachte, hat auch mit den Hunnen Verträge geschlossen, um sein Reich vor neuen räuberischen Einbrüchen von Norden her zu sichern. Freilich mußte sich Ostrom zur Zahlung eines Jahrgeldes an die Hunnenkönige verpflichten, die nun die Römer unbehelligt ließen und ihre Herrschaft über germanische und slavische Völker ausbreiteten.

Durch die Erhaltung des heimischen Königtums hatten die Ostgoten ihr Volkstum vor dem Untergang gerettet und waren trotz der hunnischen Oberhoheit unverfälschte Germanen geblieben. Sie behielten ihre alten Wohnsitze und ihre angestammten Herrscher; diese aber waren dem hunnischen Chan zur Heeresfolge unbedingt verpflichtet, hatten wohl auch Jahrgelder an ihn zu entrichten. Im ganzen war das hunnische Joch nicht schwer. Nur der erste Nachfolger Ermanarichs, der Amaler Winithar, versuchte es abzuschütteln und selbständig zu regieren. Er brach in das Land der Anten, eines slavischen Stammes, ein, der früher wohl dem Ermanarich unterthan gewesen war und sich nach dessen Sturze wieder der gotischen Herrschaft entzogen hatte. Er schlug die Slaven, tötete ihren König samt vielen seiner Großen und unterwarf sich das Volk. Aber der Hunnenkönig Balamber (der erste, dessen Namen wir hören) sah solch eigenmächtiges Handeln ungern mit an; er verband sich mit einem andern Ostgotenhäuptling Namens Gesimund und zog mit Heeresmacht gegen Winithar. Es entspann sich ein langwieriger Kampf; im ersten und zweiten Treffen siegte der „Vorkämpfer gotischer Freiheit" und fügte den Hunnen schwere Verluste zu. Aber der dritte Zusammenstoß brachte ihm das Verderben; Balamber überfiel die Goten, als sie des Kampfes nicht gewärtig waren, und Wini-

Digitized by Google

thar wurde durch ein Pfeilschuß getötet. Der häßliche Hunnenchan nahm des Gefallenen Nichte, die schöne Germanenjungfrau Wadamerka, zur Gemahlin und beherrschte nunmehr das ganze Gotenvolk, das in Frieden und Abhängigkeit lebte, doch so, daß es unter einem eigenen Könige stand, dessen Wahl der Hunnenherrscher bestätigte. Nach Winithars Tode regierte zuerst Hunimund, ein Sohn des einst allgewaltigen Ermanarich, tapfer im Streit und von hoher Schönheit des Leibes. Ihm folgte sein in Jugendkraft blühender Sohn Thorismund; er stritt siegreich und ruhmvoll wider die Gepiden, starb aber bald durch einen Sturz vom Pferde. Um ihn sollen die Goten so tief getrauert haben, daß sie vierzig Jahre lang ohne König blieben, auf daß sein Andenken in aller Munde fortlebe, bis Walamir, der Sohn von Thorismunds Schwestersohne Wandalar zum Manne erwachsen sei. Vermutlich will so die Sage auf eine dem Nationalgefühl der Goten wohlthuende Weise den Umstand erklären, daß das Volk längere Zeit hindurch (etwa von 390 bis 430) keine eigenen Könige hatte, weil es in enge Abhängigkeit von den Hunnen geriet. Drei Kinder hatte Wandalar der Amaler: Walamir, Theodemir, und Widemir, von denen zuerst nach der königlosen Zeit der älteste, Walamir, den Thron bestieg. Aber er ließ in edler Selbstlosigkeit seine beiden jüngern Brüder an der Herrschaft teilnehmen, die sich ihm doch freiwillig unterordneten. So gaben sie dem ganzen Volke ein herrliches Beispiel echt brüderlicher Eintracht und Liebe. Der bedeutendste von den dreien war Theodemir, der hauptsächlich die Kriege seines Bruders führte und der Vater des später so berühmten Königs Theoderich ward. In die Zeit nun, wo die drei Amaler in schöner Einigkeit an der Spitze des Ostgotenvolkes standen, fällt die Regierung des gewaltigen Hunnenkönigs Attila, der sie in so enger Abhängigkeit zu halten wußte, daß sie ihm auch gegen ihre Stammesbrüder, die Westgoten, die Heeresfolge nicht weigern durften.

Während der Völkerstürme, die von Theodosius' Tode an fast ununterbrochen über Westeuropa brausten, treten die Hunnen zwar gegen die Hauptvölker, die auf dem Schauplatz der Geschichte stehen, gegen Weströmer und Westgoten fast ganz in den Schatten; wir hören wiederholt, von Stilicho bis Aëtius, von großen hunnischen Reiterscharen, die bald auf dieser bald auf jener Seite, besonders gern den Weströmern verbunden, in den Schlachten sich durch ihre wilde Tapferkeit auszeichneten und als Söldner geschätzt waren. Aber das waren eben nur einzelne Freischaren, das Hunnenvolk als ganzes kommt in diesen langwierigen blutigen Kämpfen nicht vor. Man würde indes sehr irren, wenn man meinte, die Hunnenkönige hätten etwa von Balambers Tode bis zu Attilas Einbruch als Friedensfürsten gewaltet; dies wilde mongolische Reitervolk wäre im großen und ganzen damals noch keiner friedlichen Entwicklung fähig gewesen, wenn es auch

Digitized by Google

gewiß in seinen oberen Schichten schon gar manches von seinen germanischen Verbündeten und Unterworfenen gelernt hatte und in sich aufnahm. Ohne Zweifel gab es sein nomadisches Kriegerleben nicht auf, nur kehrten sich die hunnischen Waffen gegen Völker, von denen wir aus dieser Zeit keine Nachrichten besitzen. Sehen wir doch die Grenzen der hunnischen Macht nach wenigen Jahrzehnten westlich bis in die Ebenen von Ungarn vorgerückt, und wie weit sie nach Norden gereicht haben, wissen wir nicht. Auch das ist uns unbekannt, ob die Hunnen diese ganze Zeit über ein Ganzes unter einem gemeinsamen Oberhaupt gebildet haben. Erst zu Anfang der dreißiger Jahre des fünften Jahrhunderts kommt gewisse Kunde von einem König Ruga oder Rugila, der als gefürchteter Herrscher über alle Hunnen und deren Verbündete thronte und den oströmischen Hof mit Sorge erfüllte. Aëtius konnte den Frieden mit ihm nur dadurch erhalten, daß er ihm den Teil von Pannonien abtrat, der dem heutigen Ungarn westlich der Donau entspricht. Aber sein Stern ist erblichen vor dem feurigen Gestirn seines Neffen Attila, der ihm gemeinsam mit seinem Bruder Bleda im Jahre 433 in der Herrschaft folgte über ein lose gefügtes Barbarenreich, welches sich von der Wolga und dem Schwarzen Meere bis tief in das mittlere Donaugebiet und das heutige Deutschland hinein dehnte. Ein buntes Völkergemisch gehorchte dem Hunnenchan: Mongolen, Sarmaten oder Slaven und von deutschen Stämmen: Ostgoten, Gepiden, Rugen, Heruler, Skiren und Splitter der Sueben; ja auch die Thüringe scheinen sich vor Attila gebeugt zu haben.

Attila — der Name ist deutsch und bedeutet „Väterchen" — war der Sohn des Mundiuch, der gleichfalls einen germanischen Namen trägt;*) ein Beweis, daß die vornehmen Kreise der Hunnen sich nicht gegen die höhere germanische Kultur abschlossen. Gustav Freytag charakterisiert den großen Heerführer mit folgenden fein erwogenen Worten:**) „Unter den Gewaltigen dieser wilden Zeit, nach denen die Zeitgenossen in Ehrfurcht und Angst schauten, hat kaum ein anderer so breite Spuren in den Geschichten der Südländer und in den germanischen Sagen von Italien bis zum Eismeer hinterlassen, als der Fremde, welcher zwanzig Jahre über Deutsche, Römer und Byzantiner das Herrenwort sprach, als der Hunne Attila. Nirgend zwar ist er Mittelpunkt der Sage, denn die Lieder der Hunnen sind mit dem Volke vom Erdboden verschwunden, aber bis zum Ende des Mittelalters wurden von der Phantasie der Germanen einige Züge seines wirklichen Antlitzes bewahrt. Er war mitten unter Germanen ein Orientale, von fremdartigem Aussehen und Charakter. Zwischen den hochstämmigen

*) Die fränkische Form würde Mundewech lauten, die hochdeutsche Mundiwig.

**) Die vorzugsweise auf Jordanes 182 f. und die Fragmente des Priscus fußen.

Digitized by Google

Kriegsfürsten der Deutschen, stand er mit kurzem Wuchs, breiter Brust, großem Kopf, fahl von Farbe, mit kleinen Augen, gestülpter Nase und dünnem Bartwuchs, häßlich wie sein Stamm. Aber seine Haltung war stolz, die Augen spähten durchdringend umher, er war von verschlagenem Geist, immer ein vornehmer Herr, der Miene und Wort sorglich hütete, und der das wilde Hunnenblut, wo es darauf ankam, wohl zu bändigen wußte, wenn er aber der Leidenschaft nachgab, durch die wütende Gewalt seines Wesens auch feste Männer beben machte. Wie ein Prophet seines Volkes thronte er in erhabener Abgeschlossenheit über seinen Fürsten, nur wenigen Vertrauten war erlaubt ihn anzureden; in Tracht und Lebensweise war er von altertümlicher Einfachheit, enthaltsam in Speise und Trank. Er war ein erbarmungsloser Kriegsfürst, aber auch ein weitblickender Politiker und ein starker Herrscher. Über seine Treuen waltete er gnadenvoll wie ein Unsterblicher; höflich, gastfrei, freigebig, wußte er wohl zu gewinnen, die Hochgesinnten zu Vertrauten, die Begehrlichen durch reiche Gelegenheit zu Beute und Golderwerb festzuhalten. In seiner souveränen Natur war, so scheint es, ein Zug von wirklichem Wohlwollen, welches erwärmte; denn auch anspruchsvolle Volksführer hingen mit aufrichtiger Treue an ihm. So lange er lebte, machten ihn Gewalt und Zauber seines gehobenen Wesens zum Mittelpunkt eines Reiches, das kaum geringeren Umfang hatte als die Herrschaft Alexanders des Großen. Man sagte, daß eine halbe Million Krieger seinem Ruf folgte, und die Zahl ist schwerlich übertrieben." Die Völker, deren Ahnen vor diesem Manne einst zitterten, nannten ihn später nicht mit Unrecht die Gottesgeißel, und er hörte es gern, wenn man sagte, er habe das Schwert des Kriegsgottes in Händen. Die Sage behauptete nämlich, das habe sein Selbstvertrauen ganz besonders erhöht, daß ihm dieses Schwert beschieden war. Ein Hirt, so erzählte man sich, bemerkte, daß ein Kalb aus seiner Herde hinkte. Er fand eine Schnittwunde im Fuß des Tieres, konnte keinen Grund der Verletzung finden und folgte ängstlich den Blutspuren. Da stieß er zuletzt auf ein Schwert, auf das beim Weiden das Kalb getreten war. Er grub es heraus und trug es alsbald zu Attila. Dieser freute sich über das Geschenk und schöpfte daraus in seinem stolzen Sinne die Gewißheit, daß er zum Herrn der Welt bestimmt sei, und dies Schwert des Kriegsgottes ihm den Sieg in allen Schlachten verbürge.

König Ruga hatte, um den Umtrieben Ostroms gegen seine Herrschaft ein Ende zu machen, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt mit der Drohung, er werde den bestehenden Bundesvertrag mit dem Kaiser aufgeben, wenn man nicht sogleich alle zu den Römern übergegangenen oder in römischen Waffendiensten stehenden hunnischen Unterthanen ausliefere. Der Kaiser Theodosius der Zweite beeilte sich an den gefürchteten Mann

Digitized by Google

eine Gegengeſandtſchaft abgehen zu laſſen. Da aber Ruga inzwiſchen ſtarb, ſo trafen die kaiſerlichen Boten jenſeit der Donau die beiden neuen Hunnenkönige Attila und Bleda mit großem Gefolge. Dieſe ſtellten, indem ſie auf ihren Roſſen ſitzen blieben, den Römern ihre Forderungen, und jede Forderung war eine Demütigung für den Kaiſer. Sie verlangten die Verdoppelung des bisherigen Jahrgeldes von 350 Pfund Goldes, ferner die Auslieferung aller hunniſchen Unterthanen, die auf dem römiſchen Gebiet ſich aufhielten, und Zahlung von acht Goldſtücken für jeden entflohenen Gefangenen. Die Geſandten mußten alle Forderungen im Namen ihres Kaiſers bewilligen. Die ausgelieferten Überläufer, unter denen etliche von ſehr vornehmer Abkunft waren, wurden ans Kreuz geſchlagen. Nachdem ſo mit Oſtrom Friede geſchloſſen war, wendeten ſich die königlichen Brüder gegen verſchiedene Völkerſchaften im Norden und Nordoſten ihres Reiches, unterwarfen ſie und erweiterten auf dieſe Weiſe ihre Herrſchaft. Erſt ſieben Jahre ſpäter hören wir wieder von einem feindlichen Zuſammenſtoß mit den Römern. Im Jahre 440 war der Wandalenkönig Geiſerich von Afrika her in Sicilien eingefallen; da ſandte Theodoſius der Zweite von Konſtantinopel eine ſtarke Kriegsflotte, mit der er das Wandalenreich bedrohte. Geiſerich war in übler Lage, fand aber einen Ausweg. Er bewog durch eine große Geldſumme die Hunnen, einen Einfall ins römiſche Gebiet zu machen, infolge deſſen der Kaiſer ſchleunigſt ſeine Flotte zurückberufen mußte. Charakteriſtiſch iſt die Art, wie Attila (nur von dieſem iſt die Rede, ſein Bruder Bleda ſcheint ſchon ſehr in den Hintergrund geſchoben zu ſein) dieſen Krieg mit dem Kaiſer vom Zaune brach und dann führte. Er warf den Biſchof von Margus (jetzt Semendria an der Donau) vor, daß er ſich verborgener Schätze auf hunniſchem Gebiet bemächtigt habe, und ließ deshalb die bei einem Markt oder Feſte zahlreich verſammelten Römer überfallen und niederhauen. Theodoſius führte durch Geſandte über dieſe That Beſchwerde; aber Attila erhob Gegenbeſchwerde und verlangte die Auslieferung des Biſchofs, und da Theodoſius dieſe weigerte, ging Attila mit Heeresmacht über die Donau, verwüſtete die Ebenen von Möſien und eroberte manche feſten Plätze. Es dauerte nicht lange, da erhoben ſich Stimmen unter den Römern, man werde doch wohl den Biſchof ausliefern müſſen, ſo daß dieſer ſchließlich aus freien Stücken zu den Hunnen floh und ſich erbot, ihnen die Feſtung Margus in die Hände zu ſpielen, wenn ihm völlige Strafloſigkeit zugeſichert würde. Attila war es gern zufrieden, und durch die Liſt des Biſchofs fiel Margus in die Gewalt der Hunnen. Nach neuen fruchtloſen Unterhandlungen, die Theodoſius anknüpfte, plünderte Attila abermals das römiſche Gebiet. Und den ganzen Krieg führte er nicht, um letzteres zu erobern, auch nicht einmal die gewonnenen Plätze zu behaupten, denn dieſe ließ er in Schutthaufen, jenes in eine Wüſte verwandeln. Etwa im

Digitized by Google

Jahre 443 diktierte er dem Kaiser die Friedensbedingungen, die dieser annahm.

Im folgenden Jahre riß er die ungeteilte Herrschaft über seine Völker an sich. Bleda, wahrscheinlich der ältere Bruder, war dem unendlich gewaltigeren Attila eine lästige Fessel. Dieser glaubte sich dazu berufen, die Welt zu erschüttern, und er war der Mann danach; der bedächtigere und unbedeutendere Bruder störte ihn, den Gewaltigen, die Gottesgeißel, von dem man behauptete, daß die Stelle, die seines Rosses Huf betreten, niemals wieder Gras trage. Seinen hochfliegenden Entwürfen stand Bleda im Wege, und deshalb tötete er ihn und vereinigte das ganze Reich unter seinem Zepter.

Ein neuer Krieg mit Ostrom brach, ohne Zweifel von Attila veranlaßt, im Jahre 447 aus; siegreich wie immer drang der Hunnenkönig bis zu den Thermopylen vor und schlug die Römer in einer blutigen Schlacht auf dem thracischen Chersonnes (der Halbinsel Gallipoli) entscheidend aufs Haupt. Der Friede brachte neue Schmach über das Kaiserreich; außer der Rückgabe sämtlicher Überläufer forderte und erhielt der Sieger 6000 Pfund Goldes Kriegsentschädigung und die Zusicherung eines Jahrgeldes von 2100 Pfund. Der zitternde Theodosius konnte die ungeheure Summe nicht aufbringen, ohne sie zum Teil auf die ungerechteste Weise seinen reichen Unterthanen abzupressen. Es wird erzählt, daß viele derselben in Verzweiflung sich das Leben nahmen. Und der Friede erlöste den bedauernswerten Herrscher nicht einmal von den schrecklichen Hunnen. Da sein Reich gleichzeitig von den Persern, von wandalischen Seeräubern, von Saracenen, Äthiopiern und Meuterern bedrängt war, so mußte er um jeden Preis den fürchterlichen Attila bei guter Laune erhalten. Dieser machte sich den grausamen Scherz im Bewußtsein seiner unendlichen Überlegenheit, den schwachen Theodosius mit immer wiederholten Gesandtschaften zu quälen. Unter ganz unerheblichen, zum Teil nichtigen Vorwänden kamen fünfmal hintereinander Gesandte Attilas an den kaiserlichen Hof, die im Grunde weiter nichts bezweckten, als die Bereicherung der damit beauftragten Günstlinge des Königs; denn der Kaiser glaubte in seiner Angst diese Boten mit den reichsten Geschenken entlassen zu müssen, damit sie womöglich ein gutes Wort für ihn bei dem Gewaltigen einlegten; und als dies Attila merkte, schickte er, wie ein alter Bericht sagt, „zu den Römern alle, denen er durch Gaben wohlthun wollte, ersann Gründe und erdachte leere Vorwände. Die Römer aber gehorchten jeder Forderung und achteten als Herrenwort, was jener anbefahl." Aber diese Gesandtschaften, genauer gesagt: die fünfte derselben, haben doch eine gute Folge gehabt, freilich nicht für den armen Theodosius, wohl aber für uns Spätgeborene; denn sie haben einen Geschichtschreiber jener Zeit, der den Namen Priskus führte, dazu bewogen, eine Reise

Digitized by Google

ins Hunnenland, welche er aus Anlaß der fünften hunnischen Gesandtschaft im Auftrag des Kaisers (448) machen mußte, ausführlich und mit großer Anschaulichkeit zu schildern. Und dieser Reisebericht ist uns durch einen glücklichen Zufall erhalten. Priskus war, so sagt G. Freytag,*) „ein verständiger Mann, der gut beobachtete und sehr genau schilderte, was er selbst auf dieser Reise erlebte. Seine schmucklose Erzählung rückt uns das Leben jener Zeit so nahe, daß man zuweilen die Redenden vor sich zu sehen meint. Die tiefe Verworfenheit des Hofes von Byzanz, wo der knabenhafte Theodosius der Zweite herrschte, die hilflose Schwäche des westlichen Römerreichs, wo Aëtius sich damals zumeist auf die Freundschaft Attilas stützte, und das wilde Spiel, welches Attila mit den Schwachen trieb; dann Sitten der Hunnen und Germanen, die Zustände in den verwüsteten Nordmarken des Römerreichs werden dadurch sehr anschaulich. Und mit Verwunderung erkennt man, wie auch die letzten Schicksale des weströmischen Kaiserreichs in Attilas Nähe vorbereitet wurden. Denn der Bericht führt uns in die Beziehungen ein, welche am Hunnenhofe bestanden zwischen dem Römer Orestes, dem Vater des letzten Kaisers Romulus Augustulus, und zwischen dem Häuptling der germanischen Skiren Ediko, dem Vater Odowakars, der den letzten Imperator vom Throne stieß. Bei den Hunnen entspann sich der Zwist der Väter, welcher unter den Söhnen dem Weltreich des Westens ein Ende machte." Wenn auch wir im folgenden Abschnitt den Bericht des Priskus teils im Auszug, teils in getreuer Übertragung unsern Lesern darbieten, so wird dies nach obigen Worten keiner Entschuldigung bedürfen. So wenig wichtig an sich die Verhandlungen und Vorgänge sind, um welche die Gesandtschaft sich dreht, so bedeutsam erscheint die Schilderung des byzantinischen Geschichtschreibers, wenn man sie als ein kulturgeschichtliches Gemälde auffaßt, in dem auch auf die inneren Zustände germanischer Völker manch helles Streiflicht fällt. Denn Attilas Hofhaltung, die Priskus uns so anschaulich vor die Augen führt, glich in der That viel mehr der eines germanischen Königs als der eines Mongolenchans.

3. Oströmische Gesandte an Attilas Hofe.

(448.)

Drei Jahre vor der großen Hunnenschlacht auf den „katalaunischen Feldern", fünf vor dem Tode des gefürchteten Völkerfürsten und dem Zusammenbruch seines weiten Reiches, kaum drei Jahrzehnte, bevor Odowakar

*) Dem gefeierten Schriftsteller verdanken wir eine gute Übersetzung des Berichtes (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 14. Aufl. 1882, 1, S. 143 ff.), die wir im nächsten Abschnitt mehrfach benutzt haben.

Digitized by Google

auf italischem Boden ein germanisches Königreich errichtete, hat sich folgendes zugetragen.

Zum fünften Mal kamen Gesandte vom Hunnenkönig Attila zum Kaiser Theodosius dem Zweiten nach Konstantinopel. Die Sprecher und Häupter der Gesandtschaft waren Ediko, ein angesehener Mann aus dem Stamme der germanischen Skiren, und Orestes, von Geburt ein vornehmer Römer, aber zum hunnischen Unterthan geworden, da er aus dem an Ruga abgetretenen Teile Pannoniens stammte. Sie hatten wieder die alten Klagen vorzubringen, daß noch immer hunnische Überläufer im römischen Reiche wären, und Ediko überreichte dem Kaiser ein Schreiben Attilas, worin die Auslieferung sämtlicher hunnischer Unterthanen auf römischem Gebiet verlangt und zugleich Beschwerde geführt ward, daß man nicht ablasse, sein im Krieg gewonnenes Land südlich der Donau zu beackern; wollte der Kaiser übrigens zu weiterer Verhandlung eine Gegengesandtschaft schicken, so werde Attila dieser nötigenfalls bis nach Sardika auf römisches Gebiet entgegenzukommen geruhen; doch bitte er sich aus, daß nicht die ersten besten Leute, sondern die vornehmsten Männer von konsularischem Range gesandt würden. Das Schreiben, das wohl lateinisch abgefaßt war, las der Kaiser; was Attila diesem noch mündlich durch Ediko mitteilen ließ, dolmetschte ein in römischen Diensten stehender Germane Namens Wigila. Darauf begab sich Ediko durch die Reihe der Paläste zu dem Oberkämmerer Chrysaphius, damals dem allmächtigen Günstling des Kaisers. Ihm drückte der Gesandte seine Bewunderung über den Glanz der Gebäude und die darin herrschende Pracht aus. Chrysaphius, ein Eunuch, versetzte, auch Ediko könne in solchen goldstrotzenden Häusern in Hülle und Fülle leben, wenn er in römische Dienste trete. Doch Ediko antwortete, daß einem Mann nicht anstehe, ohne Einwilligung seines Herrn den Dienst zu wechseln. Im Verlauf des Gespräches, bei dem Wigila den Dolmetsch machte, vernahm Chrysaphius, daß Ediko dem Hunnenkönig nahe stehe und zu seinen Leibwächtern gehöre; aus einer Anzahl auserwählter Edelinge behüte der Reihe nach jeder einen Tag den Herrscher mit seinen Waffen. Diese Nachricht war dem Kämmerer sehr wichtig, und er lud den Ediko zu einer geheimen Zusammenkunft ein: er habe allerlei mit ihm zu sprechen, was Orestes und die anderen Gesandten nicht erfahren dürften, und wenn Ediko wolle, könne er die größten Reichtümer erwerben. Ediko sagte zu und kam mit dem Dolmetsch Wigila am Abend zur Mahlzeit in das Haus des Kämmerers. Zuerst gelobten sie einander unverbrüchliches Schweigen über die Unterredung; dann sagte der Kämmerer dem Ediko, wenn er nach der Rückkehr ins Hunnenland den Attila aus dem Wege räumen und selbst in römische Dienste treten wolle, so solle er die höchsten Ehrenstellen und unermeßliche Reichtümer erhalten. Ediko ging darauf ein, bemerkte aber,

Digitized by Google

daß er zu diesem Unternehmen im voraus eine Summe nötig habe, keine große, aber doch fünfzig Pfund Goldes; die müsse er seinen Mannen schenken, damit sie ihn bei der Ausführung des Anschlages rüstig unterstützten. Chrysaphius erbot sich das Gold auf der Stelle zu geben, aber der Germane versetzte, das gehe nicht an, weil er das Gold vor den Mitgesandten nicht werde verbergen können und noch weniger vor Attila, der stets empfangenen Geschenken bei seinen Boten sorgfältig nachspüre; der Kämmerer möge aber, falls der Kaiser eine Gegengesandtschaft schicken wolle, dieser den Dolmetsch Wigila beigesellen; durch ihn wolle er wegen des Goldes, und wie es hinausgeschickt werden könne, Bescheid sagen. Der Kämmerer billigte diesen Vorschlag, entließ nach der Mahlzeit den Gesandten und hinterbrachte dem Kaiser die Sache.

Theodosius, der mit dem Mordanschlag ganz einverstanden war, beriet sich mit Chrysaphius und dem Reichskanzler Martial, und man beschloß zuletzt, einen nahen Vertrauten des Kaisers, den aus altadligem Geschlecht stammenden Maximinus zum Hunnenkönig zu senden und ihm den Wigila gleichsam als Dolmetscher mitzugeben, ihn aber von der Verschwörung nicht in Kenntnis zu setzen; denn Maximinus war ein biederer Mann, dessen anerkannte Rechtlichkeit vor einem so unlauteren Plan zurückgescheut wäre. In dem Briefe des Kaisers an Attila stand, daß nur noch siebzehn hunnische Überläufer vorhanden seien, die man dem Könige ausliefern werde; mündlich sollte Maximinus ihm erklären, daß Attilas Verlangen, nur Abgeordnete konsularischen Ranges zu schicken, allem Herkommen widerstreite und unmöglich erfüllt werden könne; zur Entscheidung etwaiger Meinungsverschiedenheiten möge Attila einen einflußreichen Mann aus seiner Umgebung, vielleicht den Goten Hunigais, zur Besprechung mit den Römern abschicken, denn daß er selbst nach Sardika komme, sei nicht ziemlich, da dieser Ort gänzlich zerstört sei. Das weitere mag uns Priskus berichten. „Für diese Gesandtschaft", erzählt er, „warb mich Maximinus durch Bitten zum Begleiter. Wir machten uns also mit den Barbaren auf den Weg und kamen nach Sardika, das für einen rüstigen Mann dreizehn Tagereisen von Konstantinopel entfernt liegt. Dort rasteten wir und luden den Ediko und seine Begleiter zur Abendmahlzeit ein. Die Einwohner lieferten uns Schafe und Rinder dazu. Bei Tische priesen die Barbaren den Attila, wir aber den Kaiser; Wigila aber sagte, man solle doch nicht Göttliches und Menschliches vergleichen, denn Attila sei ein Mensch, Theodosius aber ein Gott. Das erbitterte die Hunnen heftig und sie fuhren zornig auf, wir aber besänftigten sie mit freundlichen Worten und wendeten das Gespräch auf etwas anderes. Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, überreichte Maximinus dem Ediko und Orestes seidene Gewänder und indische Edelsteine zu Geschenken. Ediko

Digitized by Google

entfernte sich zuerst, Orestes aber blieb noch zurück und lobte den Maximin, er sei weise und wohlerzogen, weil er nicht so gegen die gute Sitte verstoße wie das Hofgeschmeiß in Konstantinopel; denn dort habe man den Ediko ohne ihn zur Mahlzeit geladen und allein mit Geschenken geehrt. Da wir nichts davon wußten, wunderten wir uns über diese Rede und fragten, wann das geschehen sei; Orestes antwortete aber nicht und entfernte sich. Am andern Tage, als wir uns wieder auf die Reise gemacht hatten, erzählten wir dem Wigila, was Orestes geäußert habe; doch Wigila sagte, Orestes brauche sich nicht gekränkt zu fühlen, er sei nur Dienstmann und Schreiber Attilas, Ediko aber ein vornehmer Kriegsherr von hohem Adel. Nach dieser Antwort fing er in gotischer Sprache ein Gespräch mit Ediko an und teilte uns später mit, daß Ediko über die Anmaßung seines Genossen sehr aufgebracht und nur schwer wieder zu besänftigen gewesen sei.

Wir kamen nach Naissus (Nisch in Serbien); die Stadt war von den Hunnen zerstört und dem Erdboden gleich gemacht worden. Daher fanden wir sie ganz menschenleer; nur in den Trümmern der Kirchen und Häuser schlichen einige Kranke und Elende umher. In der Nähe des Ortes, am Ufer des Flusses Margus (Morawa) war der Erdboden weit und breit mit Gebeinen solcher bedeckt, die dort in einer Schlacht erschlagen worden waren. Erst eine Strecke aufwärts vom Ufer des Flusses traten wir wieder auf reinen Grund. Am folgenden Tage kamen wir bei dem illyrischen Grenzbefehlshaber Agintheus an; wir teilten ihm des Kaisers Befehle mit und empfingen von ihm noch fünf hunnische Überläufer, durch welche die geforderte Zahl von siebzehn voll gemacht wurde. Er übergab sie uns, indem er die Unglücklichen durch milde Worte zu trösten suchte. Hierauf reisten wir in der Nacht weiter und kamen in ein enges Thal mit vielen Biegungen und Schluchten. Als der Tag anbrach, ging die Sonne, wie es uns schien, auf der verkehrten Seite auf, so daß wir heftig erschraken; wir meinten nämlich nach Westen zu reisen, aber wegen der außerordentlichen Krümmungen des Thales ging hier die Straße gerade nach Osten. Aus dieser schwierigen und unwegsamen Gegend gelangten wir in eine waldige Ebene, wo wir bequem reisen konnten, bis wir den breiten Donaustrom erreichten.

Hier nahmen uns Fährleute aus dem Barbarenvolke in Kähne auf, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestanden, und fuhren uns über den Strom. Doch waren diese Fahrzeuge nicht etwa zu unserer Überfahrt bestimmt, sondern um eine gewaltige Barbarenmenge überzusetzen, die uns dann auf dem Wege begegnete. Denn Attila, so sagte man uns, hatte die Absicht eine große Jagd auf römischem Grund zu veranstalten; in Wahrheit aber rüstete er zum Kriege gegen das Reich, unter dem Vorgeben, daß ihm nicht alle Überläufer ausgeliefert worden seien. Nachdem

Digitized by Google

wir über die Donau gesetzt und mit unseren hunnischen Begleitern etwa eine Stunde Wegs weiter gezogen waren, befahl man uns auf einem freien Felde für eine Weile halt zu machen, bis Ediko den König von unserer Ankunft benachrichtigt hätte; einige von den Barbaren blieben bei uns, um uns nachher das Geleit zu geben. Wir speisten gerade zu Abend, als wir plötzlich den Hufschlag herannahender Rosse vernahmen, und gleich darauf sprengten zwei hunnische Männer heran, die uns aufforderten, ihnen zu Attila zu folgen. Wir aber luden sie ein, zuerst mit uns zu essen, worauf sie von den Pferden sprangen und mit uns die Mahlzeit einnahmen. Am nächsten Tage wiesen sie uns voranreitend den Weg zu Attilas Lager.

Es war etwa um die neunte Stunde des Tages (nach unserer Zeiteinteilung um 3 Uhr nachmittags), als wir zu Attilas Zelten kamen, die in großer Anzahl aufgeschlagen waren. Wir wollten nun auf einem Hügel auch unsere Zelte aufspannen, doch die Barbaren wehrten uns das, weil Attilas Zelt ja in der Ebene stünde und unseres nicht höher stehen dürfe. Wir wählten deshalb nach ihrem Rate einen anderen Platz zur Lagerstätte. Hierher kamen nach kurzer Zeit Ediko und Orestes nebst Skotta und andern Großen, die uns fragten, was unsere Gesandtschaft zu bedeuten habe. Wir wunderten uns über diese sonderbare Frage und sahen uns verlegen an; sie aber bestanden darauf, Alles zu erfahren, bis wir ihnen antworteten, uns sei befohlen, dem Attila und keinem andern des Kaisers Worte zu überbringen. Da brauste Skotta auf: er sei in seines Königs Namen gekommen und nicht aus Neugier und auf eigene Faust. Wir aber beriefen uns auf den völkerrechtlichen Brauch, daß kein Gesandter einem Zwischenboten Rechenschaft gebe über seine Botschaft, bevor er sie dem eröffnet habe, an den sie gerichtet sei; die Hunnen wüßten das ja recht gut, da sie so oft selbst Gesandte an den Kaiser schickten; würden wir nicht vor den König gelassen, so könnten wir eben unsern Auftrag nicht ausrichten.

Darauf sprengten sie zu Attila zurück, kamen aber sogleich wieder — diesmal ohne Ediko —, sagten uns alles haarklein her, weswegen wir gesandt waren, und hießen uns sofort wieder abreisen, wenn wir weiter nichts zu melden hätten. Wir gerieten dadurch in noch größere Verlegenheit, da wir uns nicht erklären konnten, wie das aller Welt bekannt geworden war, was der Kaiser als heiliges Geheimnis betrachtete. Endlich versetzte Maximin: „Ob wir gesandt sind, das zu melden, was ihr gesagt habt, oder zu andern Zwecken, dies zu fragen steht keinem zu außer eurem Herrscher, und wir sind fest entschlossen, hierüber keinem andern Rede zu stehen.“ Als sie darauf abermals riefen, wir sollten sogleich abreisen, rüsteten wir uns zum Aufbruch; allein Wigila sagte, Maximins Antwort

Digitized by Google

sei nicht wohl erwogen gewesen; es sei besser eine kleine Lüge zu sagen als unverrichteter Dinge wieder abzuziehen; wenn er mit Attila ins Gespräch gekommen wäre, hätte er ihn leicht überredet, von den Händeln mit den Römern zu lassen, denn er sei dem König bei einer früheren Gesandtschaft sehr vertraut geworden; man solle deshalb dreist vorgeben, daß man noch andere Aufträge an Attila habe. Der eitle Wigila ahnte nicht, daß er verraten sei; denn in der That hatte Ediko seinem Herrscher alles mitgeteilt über jenen Mordplan, sei es nun, daß er gleich anfangs nur zum Schein auf des Kämmerers Vorschlag eingegangen war, oder daß er fürchtete, Orestes könne aus Neid dem König von jener geheimen Unterredung Mitteilung machen; kurz, er hatte dem Attila den ganzen Anschlag auf sein Leben offenbart und auch nicht verschwiegen, daß er eine Geldsendung verlangt habe.

Wie wir nun am späten Abend uns zum Aufbruch rüsteten, erschienen andre Boten von Attila, die uns bis zum Morgen zu warten befahlen. Andre kamen und brachten uns einen Ochsen und Flußfische, die uns Attila schickte. So hielten wir unser Mahl und legten uns schlafen. Am Morgen aber erschienen dieselben Männer wieder wie am vorigen Tage und hießen uns abreisen, wenn wir nichts weiter mitzuteilen hätten. Wir schwiegen und rüsteten uns zur Reise, obgleich Wigila in Maximin drang, er solle sagen, daß er noch andre Aufträge habe. Als ich nun sah, wie betrübt Maximin war, nahm ich den Rusticius zu mir, der in Geschäften reiste und sich uns angeschlossen hatte, und begab mich mit ihm, da er die Barbarensprache verstand, zu Skotta, dem Bruder des großen Hunigais, der damals abwesend war. Zu Skotta sagte ich, indem Rusticius dolmetschte, er werde herrliche Geschenke von Maximin erhalten, wenn er ihm Zutritt zu Attila verschaffe; auch für Hunigais werde unsre Sendung nützlich sein, denn der Kaiser wünsche, daß dieser als Gesandter nach Byzanz komme, und werde ihn auf das reichste beschenken; ich setzte hinzu, ich hätte gehört, daß er, Skotta, großen Einfluß auf Attila besitze, ich könnte es aber nicht glauben, wenn er es nicht durch die That beweise. Das wolle er, sagte Skotta, bestieg sein Pferd und sprengte zu Attilas Zelte. Ich aber kehrte zu Maximin zurück, meldete ihm, was ich zu Skotta gesagt, und riet, die Geschenke für Attila zurecht zu machen und zu überlegen, was wir ihm vortragen wollten. Maximin und Wigila lobten mein Thun, riefen die Leute zurück, die schon mit den Lasttieren aufbrachen, und berieten, was man thun oder reden solle. Nach kurzer Zeit sandte Attila den Skotta nach uns, damit er uns zu ihm führe. Wir gingen also mit ihm zu dem Königszelt, welches durch einen Kreis von Wächtern umgeben und für die Menge abgesperrt war.

Digitized by Google

Als wir eingelassen wurden, erblickten wir Attila, der auf einem hölzernen Sessel saß. In einiger Entfernung von ihm blieben wir stehen, während Maximin vortrat und den Barbarenherrscher begrüßte. Er überreichte ihm das kaiserliche Schreiben und sprach dabei: „Heil und Segen erfleht der Kaiser für dich und die Deinen." Attila erwiederte: „Mög den Römern werden, was sie mir wünschen." Dann richtete er die Rede sogleich an Wigila: „Schamloses Tier", fuhr er ihn an, „wie kannst du wagen zu mir zu kommen, da du doch um alle früheren Unterhandlungen weißt und mein Gebot kennst, daß keine Gesandte zu mir kommen sollen, ehe mir alle Überläufer ausgeliefert sind?" Als Wigila erwiederte, daß deren keine mehr vorhanden seien, ward der König noch zorniger, überhäufte ihn mit Schmähungen und Schimpfreden*) und rief, er würde ihn ans Kreuz schlagen lassen und seinen Leichnam den Geiern zum Fraß hinwerfen, wenn er sich nicht scheute, das Gesandtenrecht zu verletzen. Darauf ließ er eine Liste mit den Namen aller der Überläufer vorlesen, die noch bei den Römern seien, und befahl dann dem Wigila, ohne Verzug in Begleitung des hunnischen Gesandten Esla nach Konstantinopel zurückzukehren: die Römer sollten alle Überläufer herausgeben; er wolle nicht dulden, daß seine Knechte gegen ihn die Waffen führten: „Ihr habt ihnen", sprach er, „die Bewachung eures Landes anvertraut; aber sie vermögen nicht euch zu helfen; denn welche Stadt kann widerstehen, wenn ich sie einnehmen will? Habt ihr meinen Willen in Byzanz verkündet, so kommt wieder her und sagt mir an, ob der Kaiser die Überläufer herausgeben oder Krieg um sie führen will." Dem Maximin aber befahl er zu warten, damit er seine Antwort auf des Kaisers Brief in Empfang nehme. Dann forderte er die Geschenke. Wir übergaben sie ihm, zogen uns in unser Zelt zurück und unterredeten uns über alles, was zur Sprache gekommen war.

Während wir noch ratlos waren, überraschte uns Ediko, führte den Wigila beiseite, suchte ihn wegen des Mordanschlags mit falschen Worten zu betrügen und schärfte ihm ein, das Gold, das unter seinen Gesellen verteilt werden sollte, herbeizuschaffen. Dann ging er hinweg. Als ich darauf Wigila fragte, was Ediko gesagt habe, verhehlte er mir die Wahrheit und behauptete, es sei nur von Attilas Zorn wegen der Überläufer die Rede gewesen. Es währte nicht lange, da kamen Leute des Attila, die verkündeten uns, daß wir durchaus nichts anderes als die nötigsten Lebensmittel kaufen dürften, bis alle streitigen Punkte zwischen Hunnen und Römern ausgeglichen seien. Dadurch entzog der Barbar in schlauer Weise

*) Man darf, um Attilas Zorn zu begreifen, nicht vergessen, daß von allen Gesandten nur Wigila um jenen Mordplan wußte, und daß der König durch Ediko davon unterrichtet war.

Digitized by Google

dem Wigila die Möglichkeit, unter irgend einem Vorwand das Gold herbeizubringen. Indes nun Wigila mit Esla in das Reich zurückreiste, behielt Attila uns in seiner Nähe, da er uns gebot, bis zur Ankunft des Hunigais zu warten, damit auch dieser die Geschenke des Kaisers erhalte. Hunigais nämlich war mit Ellak, dem ältesten Sohne Attilas, zufällig fern von dem König bei dem hunnischen Stamm der Akatziren. Diese waren erst kürzlich Attilas Herrschaft unterworfen worden, und Hunigais war mit Ellak dahin gesandt, um diesen dort als Fürsten einzusetzen.

Nach Wigilas Abreise blieben wir andern nur noch einen Tag an diesem Orte, am nächsten Morgen brachen wir in Attilas Gefolge und auf seinen Befehl nach den nördlicher gelegenen Gegenden des Landes auf. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als die hunnischen Männer, die uns als Führer beigegeben waren, uns befahlen auf andrem Wege als der König weiter zu reisen. Attila nämlich machte inzwischen halt in einem Dorfe, wo er sich mit einem Mädchen Namens Eskam vermählen wollte, obwohl er nach hunnischem Brauch schon mehrere Weiber hatte. Wir zogen also von dort mit unsern Führern allein auf bequemen Wegen weiter durch eine große Ebene und setzten über viele schiffbare Flüsse, von denen der Drekon (jetzt Temes?), der Tigas und der Tiphisas (Arme der Theiß?) der Donau an Größe am nächsten kamen. Diese alle überfuhren wir in gehöhlten Baumstämmen, wie sie die Anwohner der Flüsse gebrauchen, die kleineren auf Flößen, die die Barbaren in wasserreichen Gegenden auf ihren Wagen mit sich zu führen pflegen. Aus den Dörfern, durch die wir kamen, wurden uns Lebensmittel herbeigebracht, statt des Weizens Hirse, statt des Weines Met; so nämlich nennen die Bewohner des Landes ihr Getränk; auch die Hunnenknechte, die uns geleiteten, führten Hirse mit sich und ein aus Gerste bereitetes Getränk, das sie Kamus nannten.

Als wir einen langen Weg zurückgelegt hatten, schlugen wir bei Sonnenuntergang unser Zelt in der Nähe eines Teiches auf, zu dem, weil er trinkbares Wasser hatte, die Leute aus dem nächsten Dorfe kamen, um Wasser zu holen. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Platzregen, mit Donner und häufigen Blitzen; der Sturm zerriß unser Zelt und wälzte unser ganzes Gerät in den Teich. Durch die wütenden Windstöße und den Unfall, der uns widerfahren, ganz erschreckt, verließen wir den Ort, wurden aber in der Dunkelheit und dem strömenden Regen voneinander getrennt und irrten lange umher. Endlich kamen wir auf verschiedenen Wegen zu den Hütten eines Dorfes, trafen uns und riefen nun durch laute Hilferufe die Dorfbewohner zu unserem Beistand zusammen. Auf den Lärm sprangen die Barbaren heraus, zündeten Schilfrohre an, die sie zum Feuermachen benutzen, und fragten,

Digitized by Google

warum wir so schrieen. Unsere hunnischen Begleiter antworteten, wir seien durch das Unwetter so aus der Fassung gebracht. Da luden sie uns freundlich zu sich ein, bewirteten uns gastlich und zündeten ein Feuer aus trocknen Rohren, daß wir uns daran wärmen konnten. Die Herrin des Dorfes war eine der Witwen des Königs Bleda. Diese ließ uns reichlich mit Lebensmitteln versorgen und in verschiedenen Hütten unterbringen. Nachdem wir einigen Schlaf genossen hatten, gingen wir bei Tagesanbruch daran, unser verlorenes Gepäck wieder zu sammeln, und fanden auch glücklich alles, teils an der Stelle, wo wir gestern gerastet hatten, teils am Ufer des Teiches, teils im Wasser selbst. Wir verbrachten den Tag im Dorfe, um alles zu trocknen, denn das Unwetter hatte aufgehört, und die Sonne schien hell hernieder. Nachdem wir noch unsere Rosse und die Zugtiere besorgt hatten, gingen wir zu der Königin, um sie zu begrüßen, und schenkten ihr, zum Dank für die gastliche Aufnahme, drei silberne Schalen, rotes Leder, indischen Pfeffer, Datteln und verschiedene andere Näschereien, alles Dinge, die, weil sie aus der Fremde kommen, von den Barbaren hochgeschätzt werden. Wir blieben kurze Zeit bei ihr, dann wünschten wir ihr alles Gute für ihre Gastfreundschaft und reisten weiter.

Sieben Tage waren seitdem verstrichen, als wir auf das Geheiß unserer Führer in einem Dorfe halt machten, weil Attila auf demselben Wege nach seiner Hauptstadt reiste und wir erst nach ihm eintreffen sollten. Hier trafen wir mit Männern aus dem weströmischen Reiche zusammen, die ebenfalls als Gesandte zu Attila gingen; unter diesen war der Comes Romulus aus Batavis (Passau), ferner Primutus, der Statthalter von Norikum, und Romanus, ein Kriegsoberster. Bei ihnen weilten Attilas Geheimschreiber Constantius und der Vater des Orestes, Tatullus, aber nicht als Gesandte, sondern nur der Gesellschaft wegen, da sie zufällig dieselbe Reiserichtung eingeschlagen hatten. Auch war Tatullus mit Romulus verwandt, indem sein Sohn Orestes mit des Romulus Tochter vermählt war. Jene aber führte ein eigentümlicher Handel herbei: die Hunnen hatten die Stadt Sirmium in Pannonien (an der Save) belagert; da hatte der Bischof der Stadt einem gewissen Constantius, der auch Geheimschreiber am hunnischen Hofe gewesen, die heiligen Kirchengefäße anvertraut, mit dem Bedeuten, ihn oder, wenn er tot sein sollte, andere christliche Gefangene mit dem Erlös der Gefäße loszukaufen. Bei der Einnahme der Stadt kam der Bischof ums Leben, Constantius aber gedachte nicht mehr seiner Verpflichtung, sondern verpfändete die Gefäße zu seinem eigenen Vorteil an einen gewissen Silvanus in Rom. Jener Constantius wurde wenige Jahre später eines Verdachtes wegen von Attila und Bleda hingerichtet. Nachmals aber erfuhr Attila den Vorfall mit den Gefäßen und verlangte von der weströmischen Regierung die Auslieferung

Digitized by Google

des Silvanus, weil er ein Dieb seines Eigentums sei. Jetzt kamen nun die Gesandten von Valentinian dem Dritten und Aëtius, um zu erklären, Silvanus habe als Gläubiger des Constantius die Gefäße pfandweise, nicht durch Diebstahl erhalten, und sie dann an Geistliche verkauft, denn es zieme den Menschen nicht, gottgeweihte Gegenstände zu profanem Gebrauch zu verwenden; wenn Attila trotz alledem die Gefäße fordere, so sollten ihm die kaiserlichen Boten den Geldeswert derselben auszahlen; den Silvanus aber könne man nicht ausliefern, da er nicht das geringste Unrecht gethan habe.

Mit diesen weströmischen Gesandten legten wir nun, nachdem Attila selbst vorübergezogen war, den Rest des Weges zurück. Wir überschritten wieder mehrere Flüsse und gelangten endlich zu einem sehr großen Dorfe,*) in dem ein Palast Attilas lag, der, wie man uns belehrte, stattlicher war als alle seine anderen. Er war aus Holzstämmen gebaut und mit schön geglätteten Brettern von außen und innen bekleidet. Ringsherum zog sich ein hölzerner Zaun, der nicht sowohl zum Schutz als zur Zierde diente. Dem Königspalaste zunächst stand das Haus des Hunigais, das ebenfalls eine hölzerne Umzäunung hatte, aber nicht wie das des Königs mit Türmen besetzt war. In geringer Entfernung von diesem Palast stand ein Badehaus, welches Hunigais, nächst Attila der Angesehenste unter den Hunnen, aus Steinen hatte erbauen lassen. Diese waren aus Macedonien herbeigeschafft worden; denn in jenen Länderstrichen findet man keine Bausteine und muß auch die Balken weit her holen lassen. Der Erbauer des Badehauses war ein Römer, der als Kriegsgefangener von Sirmium hergeschleppt worden war; man spiegelte ihm vor, er werde als Lohn für dieses sein Werk die Freiheit erhalten; aber als der Bau fertig war, wurde er auf immer verknechtet und mußte im Hunnenlande bleiben; denn Hunigais stellte ihn als Bader an, so daß er ihn und die Seinigen beim Baden bedienen mußte.

Als Attila in dieses Dorf einzog, kamen ihm Mädchen entgegen, die in Reihen einher schritten unter feinen weißen Tüchern, welche man möglichst hoch und weit ausgebreitet hatte, und zwar so, daß zur Rechten wie zur Linken je eine Frau ein Ende des Tuches hielt und die Mädchen in Reihen zu je sieben oder noch mehreren unter einem Tuche gingen. Es waren aber viele solcher Reihen von Mädchen, die unter den Tüchern, hunnische Lieder anstimmend, dem Herrscher entgegen und dann vor ihm her zogen. Als der festliche Zug nahe an das Haus des Hunigais gekommen war,

*) Diese Residenz des Hunnenkönigs ist zwischen Donau und Theiß, in der Richtung von Pesth nach Debreczin zu suchen. Der „Palast" ist, wie aus einer weiter unten folgenden Beschreibung hervorgeht, vielmehr eine Gruppe von vielen Gebäuden.

Digitized by Google

bei dem vorüber der Weg zum Königspalast führte, trat die Gemahlin des Hunigais dem Könige entgegen, begleitet von einer Schar Dienerinnen, die Wein und Zukost trugen, begrüßte ehrfurchtsvoll den Gebieter und bat ihn von den Speisen zu nehmen, die sie ihm aus gutem Herzen anbiete. Dieser aber, um die Gattin des vertrauten Mannes zu ehren, aß, auf dem Rosse sitzend, von dem Dargebotenen, während seine Diener die silberne Tafel, auf der die Speisen standen, emporhielten. Darauf setzte er auch den Becher, der ihm geboten ward, an die Lippen und ritt dann weiter nach seiner Königsburg. Diese überragte alle übrigen Häuser an Größe und lag auf einer Anhöhe.

Wir Gesandte blieben auf Befehl des Hunigais, der mit Ellak, dem Sohne Attilas, angekommen war, in seinem Hause und speisten dort als Gäste jener vornehmen Frau, seiner Gattin, und seiner übrigen Hausgenossen. Er selbst nämlich hatte keine Zeit mit uns zu schmausen, da er — zum erstenmal seit seiner Rückkehr — bei Attila weilte, um ihm Bericht zu erstatten über den Erfolg seiner Sendung und über das Unglück, das dem Königssohne zugestoßen war; denn dieser war ausgeglitten und hatte die rechte Hand gebrochen. Nach der Mahlzeit verließen wir das Haus des Hunigais und schlugen gegen Abend unser Zelt nicht weit vom Königspalaste auf, damit Maximin, der in Person mit Attila oder mit dessen Vertrauten verhandeln mußte, immer in der Nähe des Herrschers sei. Hier verbrachten wir die Nacht.

Bei Tagesanbruch schickte mich Maximin zu Hunigais, um diesem Maximins und des Kaisers Geschenke zu überbringen und um zu erfahren, ob es ihm anstehe, sich mit Maximin zu unterreden, und zu welcher Zeit. Ich ging also mit den Dienern, welche die Geschenke trugen, zu Hunigais, und da die Thüren noch verschlossen waren, wartete ich, bis sie geöffnet würden und jemand herauskäme, der ihm meine Ankunft meldete. Während ich so harrte und, um mir die Zeit zu vertreiben, den Zaun des Hofes umwandelte, kam einer daher, den ich nach seiner hunnischen Tracht für einen Barbaren hielt, und grüßte mich in griechischer Sprache, indem er sagte: „Chäre!“ (d. i. sei fröhlich! sei gegrüßt). Ich wunderte mich, wie das käme, daß ein Barbar griechisch spreche. Denn in diesem Völkergemisch bedienen sie sich wohl außer der hunnischen und der gotischen auch der römischen Sprache, wenn sie gerade mit Römern verkehren; aber griechisch spricht so leicht keiner, es müßte denn ein Kriegsgefangener sein, den sie aus Thracien oder Illyrien fortgeschleppt haben. Solche aber kann man leicht erkennen; an ihren zerrissenen Kleidern und dem ungepflegten Haar sieht man den Armen ihr Unglück an. Dieser dagegen glich einem wohlhabenden Hunnen, war gut gekleidet und trug das Haupthaar rund geschoren. Ich grüßte ihn wieder und fragte ihn, wer er sei, von wannen er in das Barbarenland

Digitized by Google

gekommen und wie er sich die hunnische Lebensweise angeeignet habe. Er fragte, warum ich das wissen wolle. „Weil du mich griechisch angeredet hast," versetzte ich. Da lachte er und sagte: „Ich bin von Herkunft ein Grieche und kam in Handelsgeschäften nach Viminacium, einer mysischen Stadt an der Donau; dort wohnte ich lange Zeit und nahm ein reiches Weib zur Ehe. Wie aber die Stadt den Barbaren in die Hände fiel, verlor ich mein ganzes Vermögen. Bei der Teilung der Beute nahm Hunigais mich für sich, denn nach dem Könige haben die Häuptlinge das Recht bei den Hunnen, unter den Kriegsgefangenen zu wählen. In den spätern Kriegen gegen Römer und Akatziren habe ich wacker mitgekämpft und meinem Herrn nach barbarischem Gesetz alles abgeliefert, was ich erbeutete. Dadurch erlangte ich die Freiheit. Dann habe ich ein Barbarenweib geheiratet, und sie hat mir Kinder geboren. Jetzt bin ich ein Bankgenosse des Hunigais und halte mein gegenwärtiges Leben für besser als mein früheres; denn wenn kein Krieg ist, lebt man bei den Hunnen unbehelligt. Dann genießt ein jeder die Güter, die das Glück ihm beschert hat, und wird von niemandem geschunden. Im römischen Reiche geht man im Kriege leicht zu Grunde; seinen Schutz muß man andern überlassen, da die Tyrannei nicht gestattet, Waffen zu tragen, mit denen sich jeder selbst schirmen kann; und auch den Kriegern wird die Nichtsnutzigkeit der Anführer zum Verderben, die vom Kriege nichts verstehen. Im Frieden aber, ja, da trifft einen noch viel Härteres, als was der Krieg Schlimmes mit sich bringt; da wird man mit Eintreibung der Steuern unbarmherzig geplagt, und die Oberen können die Niederen knöcheln, weil die Gesetze nicht für alle gleich gelten. Hat ein Reicher ein Gesetz übertreten, so erhält er keine Strafe; wenn aber ein armer Teufel etwas verbrochen hat, vielleicht weil er in Rechtssachen keinen Bescheid weiß, so ereilt ihn unfehlbar die ganze Schwere des Gesetzes, falls er nicht etwa zu seinem Glück noch vor dem Urteilsspruch aus dem Leben scheidet; denn meist verrinnt durch Lässigkeit und Eigennutz der Richter, wie die Zeit, so auch das Vermögen des Beklagten. Das Schändlichste von allem ist aber, daß es überhaupt kein Recht ohne Bezahlung giebt; denn keine Klage wird angehört, wenn der Geschädigte nicht die Richter und ihre Unterbeamten mit Geld spickt." So sprach er und brachte noch manches bittere Wort vor. Ich suchte ihm eine etwas bessere Meinung beizubringen. „Die Gründer des römischen Staates," sagte ich, „waren weise und gute Männer und wollten Ordnung im Staate schaffen; deshalb bestimmten sie, daß die einen Wächter der Gesetze seien, die andern die Sorge um das Werk der Waffen übernähmen." Noch mancherlei sprach ich; er aber schüttelte den Kopf und sprach traurig: „Die Gesetze der Römer sind wohl schön und ihr Staatswesen ist gut; aber die Regierenden denken nicht wie die Altvordern und richten den Staat zu Grunde."

Digitized by Google

Indes wir so miteinander sprachen, kam einer von den Knechten des Hunigais und öffnete die Thüren des Zaunes. Ich eilte hinzu und fragte, was Hunigais mache; ich hatte ihm etwas vom römischen Gesandten Maximin auszurichten. Jener erwiderte, wenn ich ein wenig wartete, würde ich seinen Herrn sprechen können, denn er wollte eben ausgehen. Nicht lange danach sah ich ihn selbst herauskommen, trat vor und sagte: „Der Gesandte der Römer grüßt dich, und ich bringe dir Geschenke von ihm selbst und dazu das Gold, das dir der Kaiser schickt. Der Gesandte wünscht sehr mit dir zusammen zu kommen; wo und wann willst du ihm eine Unterredung gewähren?" Er hieß die Diener, die zur Hand waren, das Gold und die Geschenke nehmen; mir aber befahl er, dem Maximin zu künden, daß er sogleich zu ihm kommen werde. Ich kehrte also eiligst um und richtete diesen Auftrag aus, und gleich darauf trat Hunigais selbst in unser Zelt. Er wandte sich zu Maximin, dankte ihm und dem Kaiser für die Geschenke und fragte, warum er nach ihm geschickt habe und was er von ihm wolle. Maximin sagte, es sei jetzt die beste Zeit, daß sich Hunigais größern Ruhm bei den Menschen erwerbe, wenn er zum Kaiser komme, die Streitpunkte zwischen Hunnen und Römern durch seine Klugheit schlichte und die Eintracht zwischen beiden Völkern befestige; dadurch werde er nicht nur diesen eine Wohlthat erweisen, sondern auch seinem eignen Hause großen Reichtum verschaffen, denn der Kaiser und alle seine Nachfolger würden ihm und seinen Angehörigen ewig verbunden sein. Hunigais sagte: „Worin kann ich dem Kaiser gefällig sein?" „Wenn du," versetzte der Gesandte, „kommst, um dem Kaiser selbst deinen Dank abzustatten und dann alle Irrungen zwischen Hunnen und Römern nach sorgfältiger Untersuchung der Ursachen beseitigst." „Ich kann," sagte Hunigais, „dem Kaiser doch immer nur Attilas Willen verkünden; oder glauben die Römer, sie könnten mich dazu bringen, daß ich meinen Gebieter verriete und vergäße, bei wem ich aufgewachsen bin und wer meinen Weibern und Kindern ein gütiger Herr ist? Wahrlich, ich würde die Knechtschaft bei Attila allen Schätzen der Römer vorziehen. Übrigens kann ich dem Kaiser von größerem Nutzen sein, indem ich daheim bleibe und meinen Herrn besänftige, wenn er den Römern zürnt, als wenn ich zu euch komme und mich einem Vorwurf aussetze dadurch, daß ich gegen meines Herrn Willen handle." Nach diesen Worten verließ er uns, nachdem er noch hinzugefügt hatte, wenn wir etwas von ihm wollten, so möge man mich als Vermittler zu ihm schicken, da dem Haupt der Gesandtschaft ein solches Ab- und Zugehen nicht gezieme.

Am folgenden Tage begab ich mich in die Umfriedigung des königlichen Palastes, um der Gemahlin Attilas, welche Kerka hieß,*) die Ge-

*) Noch in der mittelalterlichen Sage führt sie den Namen Hercha, Helche; Attila heißt Etzel, sein Bruder Bleda Blödelin.

Digitized by Google

schenke des Kaisers zu überbringen. Attila hatte von ihr drei Söhne, deren ältester über die Akatziren und die übrigen Völker nach dem Pontus (dem Schwarzen Meer) hin die Herrschaft führte. Innerhalb der Umzäunung standen viele Gebäude, die aus geschnitzten und kunstvoll zusammen gefügten Brettern und aus geglätteten und rechtwinklig behauenen Holzpfeilern erbaut waren. Diese Balken waren miteinander verbunden durch bogenförmiges Holzwerk, welches sich vom Boden bis zur Höhe des Daches erhob. Hier wohnte Attilas Gemahlin. Ich erlangte von den Barbaren, die am Eingang Wache hielten, den Zutritt und traf sie auf einem weichen Lager liegend. Der ganze Fußboden aber war mit wollenen Teppichen bedeckt, auf denen man ging. Eine Schar Diener umstand im Kreise die Königin, und Mägde saßen auf dem Boden ihr gegenüber und stickten bunte Farben in feine Leinwand, wie sie die Barbaren zum Schmuck über ihre Gewänder ziehen. Ich begrüßte Kerka, überreichte ihr die Geschenke und entfernte mich wieder.

Als ich das Gemach verlassen hatte, wartete ich draußen, bis Hunigais aus dem Königspalast, in den er sich begeben, wieder herauskäme. Dabei näherte ich mich dem Gebäude, in welchem Attila weilte. Ich stand mitten unter einer großen Volksmenge; denn da Attilas Wächter und Gefolgsmannen mich wohl kannten, wehrte mir keiner hinzuzutreten. Da sah ich, wie plötzlich der ganze Volkshaufe in Bewegung geriet und lärmend nach der Thür hindrängte, aus der Attila hervortreten sollte. Der König schritt, von Hunigais begleitet, aus dem Hause, mit ernster Miene, während aller Augen auf ihn gerichtet waren. Vor dem Palaste blieb er stehen, und nun nahten sich ihm viele Leute, die miteinander in Streit waren; er hörte sie an und gab jedem seinen Spruch. Nachdem er so Gericht gehalten hatte, ging er wieder in sein Haus zurück und ließ Gesandte barbarischer Völker zum Empfange vor.

Ich wartete inzwischen noch auf Hunigais, als die weströmischen Gesandten mit ein paar andern Männern zu mir traten. Ich fragte sie, was Attila auf ihr Anerbieten wegen der goldenen Kirchengefäße geantwortet habe. Sie sagten, er habe seine Meinung durchaus nicht geändert und drohe mit Krieg, wenn ihm nicht Silvanus ausgeliefert oder die Gefäße geschickt würden. Wir wunderten uns über den Eigensinn des Barbaren. Romulus aber, das Haupt der Gesandtschaft, ein sehr kundiger Mann, nahm das Wort und sagte: „Sein hohes Glück und seine beispiellose Macht hat den Attila so aufgebläht, daß er auf keine vernünftige Vorstellung mehr hört, wenn sie seiner Willkür nicht gefällt. Es hat aber auch noch kein Herrscher in der Welt in so kurzer Zeit so Großes vollbracht. Ganz Scythien*) bis zu den Inseln im Nordmeer hat er sich

*) So nannten die Römer und Griechen das östliche Europa; genaue Grenzen

Digitized by Google

unterworfen und auch die Römer tributpflichtig gemacht. Er begehrt aber immer mehr zu dem, was er hat, und denkt ſelbſt daran, Perſien zu erobern.“ „Ach,“ ſagte ich, „wenn er das doch ausführte; dann könnten wir vielleicht freier atmen!“ Aber Conſtantiolus, ein angeſehener Mann aus Pannonien, verſetzte: „Ich fürchte, Attila würde auch die Perſer leicht unterwerfen und dann nicht mehr den Verbündeten, ſondern den Herrn gegen uns ſpielen. Jetzt nimmt er noch Gold von den Römern an wegen ſeines kaiſerlichen Amtes; wenn er aber erſt Parther, Meder und Perſer unterworfen, ſo würde er nicht mehr dulden, daß römiſches Gebiet ſeine Herrſchaft unterbräche; dann würden wir ganz zu ſeinen Knechten.“ Das Amt, das Conſtantiolus meinte, war das eines römiſchen Heerführers, das der Kaiſer dem Attila verliehen hatte und für das er ihm einen Gehalt auszahlte, den Attila ruhig annahm, obwohl er im Zorn oft die römiſchen Feldherrn ſeine Sklaven nannte und ſeine Dienſtmannen den römiſchen Herrſchern gleich achtete. Während wir ſo miteinander redeten, kam Hunigais heraus, und wir traten zu ihm und ſuchten von ihm etwas über unſere Angelegenheiten zu erfahren.

Als ich in unſer Zelt zurückgekehrt war, erſchien Tatullus, der Vater des Oreſtes, und meldete uns, daß der König den Maximin und mich zum Gaſtmahle einlade und daß es um die neunte Stunde*) beginnen werde. Wir traten denn auch zur beſtimmten Stunde in den Palaſt, mit uns zugleich die weſtrömiſchen Geſandten. Auf der Schwelle blieben wir dem Könige gegenüber ſtehen, und die Mundſchenken boten uns nach dem Landesbrauch einen Becher Weins, damit wir, ehe wir Platz nähmen, auf das Wohl des Wirtes tränken. Nachdem wir dies gethan hatten, wies man uns Seſſel an, auf denen wir ſitzend eſſen ſollten.**) Alle Seſſel ſtanden längs der Wände des Saales und zwar auf den beiden Langſeiten. An der einen Schmalſeite — der Thür gegenüber — erhob ſich ein Ruhebett, zu dem wenige Stufen führten und auf dem Attila ſaß; hinter ihm ſtand ein zweites noch mehr erhöhtes Lager, das wie jenes mit weißem Linnen und bunten Teppichen bedeckt war und ebenfalls allein für den König beſtimmt war. Die vornehmſten Gäſte ſaßen auf der Seite, die Attila zur

laſſen ſich nicht angeben; ungefähr mag der Name Scythien dem heutigen europäiſchen Süd- und Mittelrußland entſprechen. Mit dem Nordmeer iſt die Oſtſee gemeint.

*) Um drei Uhr nachmittags. Man beachte Attilas ſtrenges Rechtsgefühl! Wie groß iſt der Unterſchied in ſeinem Benehmen gegen Maximin und gegen Wigila! Ohne ſich vom gerechten Zorne hinreißen zu laſſen, unterſcheidet er ſorgfältig den Schuldloſen von dem Schuldigen.

**) Die Römer pflegten bei ihren Mahlzeiten zu liegen. Man hat hier übrigens nicht an eine große Feſttafel zu denken, ſondern, wie aus dem Folgenden erhellt, an kleine Tiſche, an denen je vier bis fünf Perſonen ſaßen, und die erſt vor den Sitzenden aufgeſtellt wurden.

Digitized by Google

Rechten lag, die andern, zu denen auch wir gehörten, auf der linken Reihe. Zu Attilas rechter Hand saß zunächst Hunigais auf einem Sessel zur Seite des Ruhebettes, ihm gegenüber zwei Söhne des Königs ebenfalls auf Sesseln. Der älteste Sohn aber hatte seinen Platz mit auf des Vaters Ruhebett, doch nicht unmittelbar neben jenem, sondern ein gutes Stück abseits; auch schlug er aus Ehrfurcht vor dem Vater beständig die Augen nieder. Über uns, auf der linken Seite, saß ein edler Gote, Namens Berich, der unter den Hunnen großes Ansehen genoß.

Als wir alle nach dem Range Platz genommen hatten, kam der Mundschenk des Königs und bot zuerst seinem Herrn eine Schale mit Wein. Attila nahm sie und winkte dabei dem zu, der ihm an Rang zunächst stand. Wer durch solchen Gruß geehrt wurde, erhob sich und durfte sich nicht eher setzen, als bis der König von dem Wein genippt, er selbst aber die Schale ausgetrunken und sie dem Mundschenken zurück gegeben hatte. Während Attila stets sitzen blieb, bezeigten ihm alle auf gleiche Weise ihre Ehrfurcht, je nachdem die Reihe an sie kam. Sie standen auf, nahmen den Becher, sprachen den Heilwunsch auf den König und tranken. Auch uns begrüßte der König in der geschilderten Weise, und wir erwiderten nach der Sitte des Hofes. Nachdem aber diese Ehrentrünke abgethan waren, entfernten sich die Schenken, und nun begann das Mahl. Zuerst wurde dem Könige ein Tisch vorgesetzt, dann den anderen, je einer für drei, vier oder fünf Gäste, von denen jeder sich von den Gerichten zulangen konnte, ohne von seinem Sessel aufzustehen. Nun trat zuerst der Truchseß Attilas herein, der eine Schüssel mit Fleisch trug; nach ihm kamen Diener, welche Brot und Zukost auf die Tische setzten. Für uns und die Barbarengäste waren leckere Gerichte zubereitet und wurde alles auf silbernen Schüsseln aufgetragen; für den König selbst aber kamen nur hölzerne Teller, und darauf lag nichts als Fleisch. Dem entsprach seine Mäßigkeit in allem. Die Gäste tranken aus silbernen und goldenen Bechern, sein Trinkgefäß war von Holz. Ebenso schlicht war seine Kleidung; sie zeigte keinen andern Schmuck als den der Sauberkeit. Auch sein Schwert und die Bänder der Barbarenschuhe und das Riemenzeug seines Rosses waren nicht wie bei den andern Hunnen mit Gold, Edelsteinen und sonstigem Zierat geschmückt.

Als die Speisen des ersten Ganges verzehrt waren, erhoben wir uns und durften uns nicht eher wieder niederlassen, als bis nach der früheren Ordnung jeder einen vollen Becher mit Wein auf Attilas Wohlsein geleert hatte. Nachdem ihm auf diese Weise Ehre erwiesen worden war, setzten wir uns wieder, und es wurde für jeden Tisch ein zweiter Gang aufgetragen, der andere Speisen enthielt. Und als wir von diesen genug

Digitized by Google

gegeſſen hatten, ſtanden wir abermals auf, tranken und ſetzten uns wieder, wie vorher.

Inzwiſchen ward es Abend, und man zündete Fackeln an. Jetzt traten zwei Barbaren vor Attila und trugen Geſänge*) vor, in denen ſie die Siege und die kriegeriſchen Tugenden des Herrſchers beſangen. Mächtig war die Wirkung: mit leuchtenden Augen ſahen die Gäſte auf die Sänger; viele weinten, die jüngern vergoſſen Thränen freudigen Ruhmverlangens und edler Bewunderung, die Greiſe aber weinten vor Schmerz, wenn ſie an ihre alten Kämpfe dachten und daß ſie nun kraftlos und vom Alter zur Ruhe gezwungen waren. Nach den Sängern trat ein hunniſcher Narr auf, der allerlei Seltſames, Unſinniges und Albernes herſchwatzte und durch ſeine Poſſen ein allgemeines Gelächter erregte. Zuletzt kam ein Maure herein, ein buckliger, mißgeſtalteter Zwerg, der ſeit zwanzig Jahren in der Welt herumzog. Er war einſt König Bledas Günſtling geweſen, war dieſem entlaufen, aber wieder zurückgebracht worden. Nach Bledas Tode ſchenkte ihn Attila dem Aëtius, der ihn ſeinem erſten Herrn in Konſtantinopel zurückgab, und von hier hatte ihn jetzt Ediko wieder mitgebracht. Dieſer Maure, Zerkon war ſein Name, trat alſo jetzt auf und rief durch ſeine Erſcheinung, ſeine Poſſen und ſeine aus Lateiniſch, Griechiſch und Gotiſch ſpaßhaft gemengten Reden die größte Heiterkeit hervor. Doch Attila blieb ernſt, und ſein Antlitz zeigte nicht die mindeſte Veränderung; ſelten gab er durch eine Bewegung oder ein kurzes Wort ſeine gute Laune kund. Nur als ſein jüngſter Sohn Ernak eintrat und ſich dem Vater näherte, zog dieſer ihn an ſich, fuhr ihm liebkoſend über die Wange und ſah ihn liebevoll und mit leuchtenden Augen an. Als ich, überraſcht hierüber, mich an einen meiner Nachbarn wandte, der ein wenig Latein ſprach, und ihn nach dem Grunde der Zärtlichkeit Attilas fragte, vertraute mir der Barbar unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, Wahrſager hätten dem Könige prophezeit, daß ſein Geſchlecht in allen ſeinen übrigen Kindern untergehen und nur in dieſem Ernak fortleben werde; deshalb liebe er in dieſem Kinde die einzige Bürgſchaft für das Fortbeſtehen ſeines Geſchlechtes. Das Gelage zog ſich bis tief in die Nacht hinein; da glaubten wir uns endlich dem Trinken nicht mehr hingeben zu dürfen und entfernten uns.

Als es Tag ward, gingen wir zu Hunigais und ſagten, wir möchten nun entlaſſen werden, da wir die Zeit nicht unnütz verbringen dürften. Er antwortete, Attila ſei derſelben Meinung und habe beſchloſſen, uns abzufertigen. Gleich darauf beriet er ſich mit den Häuptlingen über Attilas Forderungen und entwarf den Brief an den Kaiſer im Beiſein einiger Schreiber und des Ruſticius, der mit uns nach Barbarenland gereiſt war,

*) Ohne Zweifel gotiſche. Die gotiſche Sprache ſcheint Hofſprache geweſen zu ſein.

Digitized by Google

aus Obermysien stammte und einmal von den Hunnen gefangen worden war. Dieser half wegen seiner Sprachkenntnis den Barbaren beim Aufsetzen der Briefe. Nachdem Hunigais den Fürstenrat entlassen hatte, erlangten wir von dem mächtigen Manne durch dringende Bitten, daß eine edle Römerin, Sullas Gemahlin, die an sieben Jahre mit ihren Kindern bei den Hunnen in der Gefangenschaft lebte, wieder frei gegeben wurde; er war nicht dagegen und erklärte, daß es ihm ganz recht sei, wenn wir sie mit einer großen Geldsumme loskauften. Und als wir ihm von dem frühern Glück dieser Menschen und ihrem jetzigen Jammer erzählten, ward er gerührt und ging zu Attila, um für die Arme Fürbitte einzulegen. Und wirklich ließ der König nicht nur die Frau gegen ein Lösegeld von 500 Pfund Goldes frei, sondern machte sogar ihre Söhne dem Kaiser zum Geschenk.

Mittlerweile lud uns auch Kerka, Attilas Gemahlin, in das Haus des Adames, der der Vorsteher ihres Haushaltes war, zur Mahlzeit ein. Wir wurden nebst einigen Barbarenhäuptlingen freundlich von ihm empfangen mit holdseligen Worten und einem auserlesenen Mahle. Jeder von den Anwesenden erhob sich während der Tafel von seinem Sitze und reichte uns mit barbarischer Höflichkeit einen vollen Becher; und wenn wir davon getrunken hatten, umarmte und küßte er uns und nahm dann den Becher zurück. Nach diesem Gastmahl gingen wir in unser Zelt zurück und legten uns schlafen. Am andern Morgen aber lud uns Attila abermals zu seinem Tische; und wie gestern kam man feierlich zusammen und trennte sich fröhlich. Es verlief alles wie beim ersten Mahle, nur daß neben Attila auf dem Polster diesmal der Oheim des Königs, Oëbarsius, den Platz einnahm. Während des ganzen Mahles war Attila gütig gegen uns, redete uns mit freundlichen Worten an und gab uns allerlei Aufträge an den Kaiser mit. Unter anderem schärfte er dem Maximin ein, den Kaiser dazu zu bewegen, daß er dem Geheimschreiber Constantius versprochenermaßen eine reiche Römerin zur Frau gebe, da es einem Herrscher nicht anstehe zum Lügner zu werden.

Noch drei Tage vergingen, bis Attila uns mit den üblichen Geschenken entließ und auch seinen Großen befahl, den Maximin zu beschenken. Ein jeder verehrte diesem darauf ein Pferd. Mit uns reiste, als Gegengesandter Attilas an den Kaiser, der oben erwähnte Berich, der bei des Königs Tische über uns gesessen hatte und ein Grundherr über viele Dörfer war. Unterwegs sahen wir mit an, wie ein hunnischer Mann, der als römischer Spion ins Land gekommen war, ans Kreuz geschlagen wurde, und ein andermal, nachdem wir viele Dörfer durchwandert hatten, wie man zwei Knechte zum Tode führte, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren, und deren Köpfe zwischen Hölzer, die mit Nägeln ver-

Digitized by Google

sehen waren, steckten; sie hatten nämlich ihre Herren, denen sie durch den Krieg zugefallen waren, erschlagen. Berich bezeigte sich, solange wir durch hunnisches Land reisten, freundlich gegen uns; als wir aber über die Donau gesetzt waren, ward er wegen eines Streites, der sich unter den beiderseitigen Knechten erhob, so erbittert auf uns, daß er dem Maximin das Pferd wieder wegnahm, das er ihm geschenkt hatte, und auf dem ganzen Weg mit uns weder reden noch speisen wollte. Erst kurz vor Adrianopel konnten wir ihn soweit besänftigen, daß er wieder mit uns redete und unsere Einladung zum Gastmahl annahm.

Zwischen Adrianopel und Byzanz begegneten wir dem Wigila, der nach Hunnenland zurückkehrte. Wir erzählten ihm, was Attila auf unsre Gesandtschaft geantwortet hatte, und setzten unsre Reise fort, bis wir glücklich in Konstantinopel anlangten. Dem Wigila aber erging es übel. Denn als er an Attilas Hoflager kam, wurde er sogleich von etlichen Barbaren, die dazu angestellt waren, umringt und festgenommen, und sie nahmen ihm das Gold ab, das er dem Ediko bringen sollte. Dann wurde er vor Attila geführt, der ihn fragte, warum er so viel Gold mit sich führe. Er antwortete: aus Fürsorge für sich und seine Begleiter, damit er nicht durch Mangel an Lebensmitteln oder durch Verlust von Pferden oder Lasttieren in der Besorgung seiner Botschaft gehindert würde; zum Teil sei das Gold auch zum Loskauf von Kriegsgefangenen bestimmt gewesen; denn viele Römer hätten ihn gebeten, die Ihrigen, die in hunnischer Knechtschaft schmachteten, auszulösen. Da sprach Attila zu ihm: „Schamloses Vieh, du sollst durch deine Ausreden dem gerechten Urteilsspruche nicht entschlüpfen; denn viel größer ist dein Schatz als alle deine Reisekosten und sonstigen Bedürfnisse, und schwatze mir auch nicht von Loskauf der Kriegsgefangenen, da du ja weißt, daß ich ihn schon, als du mit Maximin hier warst, verboten habe." So sprach er und befahl den Sohn Wigilas (der den Vater ins Barbarenland begleitet hatte) mit dem Schwerte zu töten, wenn Wigila nicht sofort bekenne, zu welchem Zweck er das Gold mitgebracht habe. Das wirkte. Als der Unglückliche sah, daß sein Sohn vor dem Tode stand, nahm er seine Zuflucht zu Thränen und schrie, es sei unrecht, das Schwert gegen den unschuldigen Jüngling zu zücken, ihn selbst müsse man töten; und nun bekannte er alles, was zwischen ihm und Ediko und dem Kämmerer und dem Kaiser verhandelt worden war. Dann flehte er wieder unablässig, ihm selbst den Todesstreich zu geben, seines Sohnes aber zu schonen. Da nun Attila, der durch Ediko von allem unterrichtet war, erkannte, daß Wigila die volle Wahrheit sagte und nichts verschwieg, so kühlte sich sein Zorn ein wenig; er befahl den Wigila in Bande zu legen und sagte ihm, er werde nicht eher wieder freigelassen werden, als bis sein Sohn, den er nach Konstantinopel senden solle, mit fünfzig Pfund

Digitized by Google

Goldes als Lösegeld zurückkehre. Darauf wurde Wigila in Fesseln gelegt, sein Sohn aber eilte nach Byzanz, um das Lösegeld zu holen.

Mit Wigilas Sohne entsandte Attila zugleich den Orestes und den Esla abermals nach Konstantinopel. Diese hatten folgenden Auftrag: Orestes sollte den Beutel, in welchem Wigila die für Ediko bestimmte Goldsumme überbracht hatte, an seinen Hals hängen, so vor den Kaiser treten und den Kämmerer fragen, ob er diese Tasche kenne; Esla aber sollte im Namen Attilas folgende Worte sagen: „Theodosius ist eines edlen Vaters Sohn, edel ist auch Attila geboren. Und dieser hat den Adel, der ihm von seinem Vater Mundiuch überkommen ist, treu bewahrt; Theodosius hingegen hat den seinigen dadurch verloren, daß er Tribut an Attila zahlt und also dessen Knecht geworden ist. Nicht recht aber handelt Theodosius, da er dem bessern Manne, den ihm das Schicksal zum Herrn gesetzt hat, wie ein pflichtvergessener Sklave, schurkisch nach dem Leben trachtet. Darum kann Attila ihm nicht verzeihen, wenn Theodosius ihm nicht den Kämmerer zur Bestrafung ausliefert." Diese Sprache mußte der Kaiser anhören, von dem zu gleicher Zeit auch der mächtige Zeno, der Oberbefehlshaber der orientalischen Legionen, an der Spitze seines Heeres die Herausgabe des ihm verhaßten Günstlings forderte." Das ungefähr ist es, was Priskus uns von Attila zu berichten weiß. Aus seiner weiteren Erzählung sei hervorgehoben, daß es dem verschmitzten Kämmerer doch gelang, sich den Klauen des hunnischen Löwen zu entziehen, denn Attila ließ sich durch ungeheure Geldsummen, die die Vornehmsten des Reiches ihm überbrachten, besänftigen. Wigila ward gegen das Lösegeld, das sein Sohn mitbrachte, seiner Haft entlassen, und Constantius erhielt die gewünschte reiche Römerin zur Frau. Als Attila bei einer andern Gelegenheit die Auszahlung rückständigen Tributs verlangte und ein gewisser Apollonius als Gesandter zu ihm kam, mit Geschenken vom Kaiser, aber ohne die geforderten Tributsummen, nahm der König ihn nicht an, befahl ihm aber bei Todesstrafe die Geschenke auszuliefern. Würdig erwiderte der Gesandte: „Du kannst sie erhalten, wenn du mir den erbetenen Empfang gewährst oder wenn du sie dir mit Gewalt nimmst; freiwillig aber werde ich dir sie auf dein Verlangen niemals geben." Die männliche Antwort gefiel dem Hunnen; er ließ den Gesandten, zwar unverrichteten Auftrags, aber ohne Kränkung zurückkehren.

Kurz darauf sank Theodosius der Zweite ins frühe Grab (450); er war ein gutmütiger Mensch, aber ein gänzlich unfähiger Regent gewesen, ein Spielzeug in den Händen seiner Günstlinge. Den nichtswürdigen Chrysaphius ereilte nun auch das verdiente Geschick; er wurde auf Befehl der Schwester des Kaisers, der männlich gesinnten Pulcheria, hingerichtet. Darauf erhob diese einen tapferen und verdienstvollen Kriegsmann Mar-

Digitized by Google

cian zum Gemahl und Kaiser, der das kaiserliche Ansehn besser zu wahren verstand als sein schwacher Vorgänger. Als Attila von ihm gleich nach seiner Erhebung auf den Thron mit drohenden Worten Auszahlung des Tributs forderte, erteilte Marcian die Antwort: für den friedlichen Nachbar habe er zwar Geschenke, dem Kriegdrohenden aber werde er mit ebenbürtiger Streitkraft entgegentreten. „Für meine Freunde habe ich Gold, für meine Feinde nur Eisen." Attila war so selbstbewußte Sprache nicht gewöhnt; er stutzte und — beschloß das oströmische Reich, an dessen Spitze ein allem Anschein nach tüchtiger Herrscher stand, einstweilen sich selbst zu überlassen und seine unersättliche Ruhm-, Länder- und Herrschbegierde durch einen Eroberungszug nach dem Westen zu befriedigen, wo die Schwäche des von allen Seiten bedrohten weströmischen Reiches einen glänzenden Erfolg versprach. Allerlei Nebenumstände trieben seinen Plan der Reife zu.

4. Attilas Zug gegen den Westen und die Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern.

(451.)

Eine alte Überlieferung erzählt, der Wandalenkönig Geiserich in Nordafrika habe die Rache des Westgotenkönigs Theoderich gefürchtet und, um diese von sich abzuwenden, den Attila zu einem Zuge gegen Gallien gereizt. Theoderichs Tochter nämlich war Geiserichs Sohne Hunerich vermählt und lebte anfangs mit diesem in glücklicher Ehe. Später aber beschuldigte der Wandalenkönig die Schuldlose, daß sie ihn habe vergiften wollen; er ließ ihr Nase und Ohren abschneiden und sie so schmählich verstümmelt ihrem Vater Theoderich wieder zurückschicken. Nun aber fürchtete er die Rache des schwer beleidigten Vaters und wiegelte deshalb Attila mit Übersendung reicher Geschenke auf, über die Westgoten herzufallen. Dem Hunnenkönig kam die Aufforderung zu rechter Stunde. Die Reichtümer Galliens lockten zur Plünderung. Freilich winkten auch Italiens Gefilde, und er schwankte deshalb eine Zeitlang, ob er Weströmer oder Westgoten angreifen sollte; jedenfalls aber schien es ihm rätlich, die beiden Staaten voneinander zu trennen, um nicht beide zugleich zu Gegnern zu haben, sondern einen nach dem andern vernichten zu können. Also sandte er Boten an Valentinian den Dritten, die Feindschaft zwischen Rom und Toulouse säen sollten, und ließ dem Kaiser sagen, er beabsichtige nur mit Theoderich Krieg zu führen; zu gleicher Zeit aber beschickte er auch den Westgotenkönig und mahnte ihn, sich von der Gemeinschaft mit Rom loszusagen und mit seinen Stammesvettern, den Ostgoten, und ihm, dem mächtigen Hunnenherrscher, das alte Römerreich zu zerschlagen. Aber beide Versuche scheiterten. Aëtius schickte Gesandte

Digitized by Google

an seinen alten Gegner Theoderich, die im Namen des Kaisers also sprachen: „Eurer Klugheit geziemt es, euch mit uns gegen den Tyrannen der Welt zu verbünden. Er will die ganze Menschheit knechten; er sucht nicht erst nach Gründen; was er thun will, das dünkt ihm recht und billig. Sein Ehrgeiz und seine Habsucht sind unersättlich; er ist ein Verächter von Recht und Gesetz und verdient, als gemeinsamer Feind aller, auch aller Haß. Mächtig seid ihr in den Waffen; wohlan so gedenkt der eigenen Gefahr und reicht zu gemeinschaftlicher Abwehr uns die Hand. Kommt dem Reiche zu Hülfe, von dem ihr einen Teil bewohnt. Wenn ihr wissen wollt, wie notwendig es uns ist gemeinsam zu handeln, so fraget nur die Feinde selbst.“ Ferner erinnerte Aëtius daran, wie einst die Hunnen die Ostgoten ihrer Herrschaft unterworfen, und wie die Großeltern der Unterthanen Theoderichs vor den schrecklichen Mongolen römischen Schutz gefunden hätten. Theoderich wußte, was er zu thun hatte. In großer Versammlung seiner Fürsten erteilte er den römischen Gesandten folgende Antwort: „Erfüllt sei euer Wunsch, o Römer; auch zu unserem Feinde habt ihr den König Attila gemacht. Wir wollen ihm entgegentreten, wo er uns auch zum Kampfe fordern mag; und wenn er noch so sehr pocht auf alle seine Siege, so wissen die Goten doch auch den Übermütigen die Spitze zu bieten. Wir halten keinen Krieg für schwer als den um eine schlechte Sache; wer aber das Recht auf seiner Seite hat, der hat nichts zu fürchten.“ Nach diesen Worten des Königs jauchzten seine Edlen ihm Beifall zu, und das Volk stimmte ein, als es den Zuruf vernahm. Um die Wette rüsteten sich alle für den nahen Kampf, und sie bedauerten nur, daß die Hunnen noch nicht da wären.*) So wurde denn von dem Westgotenkönige eine gewaltige Masse von Streitern zusammen gebracht, die er in den Kampf führte. Von seinen sechs Söhnen nahm er die beiden ältesten, Thorismud und Theoderich, mit sich ins Feld, die vier jüngeren, Friedrich, Eurich, Retemir und Himnerith, ließ er zu Hause zurück.

Attila muß von dem Bündnis Roms mit den Westgoten Kunde erhalten haben; denn er suchte jetzt einen Vorwand, um mit Rom zu brechen. Man erzählt, daß des Kaisers Schwester Honoria, die wegen ihres unsittlichen Lebenswandels von Placidia, ihrer Mutter, in strenger Aufsicht gehalten wurde, heimlich dem Attila ihre Hand angetragen habe. Attila verlangte nun Honoria zum Weibe; wenn sie ihm nicht ausgeliefert würde, so werde er ihr zu Hülfe eilen und ihr rechtmäßiges Erbe, nämlich

*) So erzählt der Gote Jordanes; in Wahrheit war Theoderich nicht ganz so bereitwillig, sondern wollte den hunnischen Angriff hinter der Garonne erwarten, und nur den Vorstellungen des Aëtius gelang es endlich ihn aus dieser zurückhaltenden Stellung zu bringen.

Digitized by Google

das römische Reich, in Besitz nehmen. Die Antwort lautete: Honoria sei bereits vermählt, könne ihm also nicht verbunden werden; auf das Reich aber habe sie überhaupt keinen Anspruch, weil die Thronfolge nur Männern zustehe. Attila sah diesen Bescheid natürlich als eine Beleidigung an. Noch mehr Umstände wußte er zu benutzen, um sich als den Gekränkten darzustellen. Bei einem fränkischen Stamme stritten zwei Brüder um die Erbfolge; der ältere rief Attilas, der jüngere des Aëtius Hülfe an. Letzteren nahm Aëtius an Kindes Statt an — der Geschichtschreiber Priskus sah damals selbst zu Rom den schönen Jüngling, im Schmuck der goldenen Locken, die ihm tief über die Schultern herabwallten —; auch sandte der Oberfeldherr des Reiches seinen Schützling an den Hof, damit er sich des Kaisers Freundschaft erwerbe. Darüber beschwerte sich Attila ebenfalls.

Der Krieg war beschlossene Sache; doch mußten ihm außergewöhnliche Rüstungen und Vorbereitungen vorangehen. Zu diesen gehörte vor allem das Zwangsaufgebot der zwischen Pannonien und dem Rheine sitzenden Germanenstämme im Gebiet der obern Donau; auch Thüringe und Ostfranken schlossen sich an. „Die Welt war vom Schrecken Attilas erfüllt; wie hätten diese verhältnismäßig schwachen Völker bei der Wahl, ob sie ihn als Freund oder Feind aufnehmen wollten, auch nur einen Augenblick schwanken können?“*) Die Hauptmassen des Heeres entbot der Völkerfürst aber aus den weiten Gauen seines eigenen Reiches vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee, von der Wolga bis über die Weichsel und mittlere Donau. Den Kern und die Kraft der unzähligen Scharen — die geringste Angabe spricht von 500000 Mann — bildeten nächst den Hunnen die Ostgoten und Gepiden, deren Könige Walamir und Ardarich er vor allen wert hielt, ja liebte. Ohne Zweifel waren auch deren Völker durch mildere Art der Unterwürfigkeit bevorzugt, während die andern in Furcht und Zittern seines Winkes warteten. Langsam wälzte sich die ungeheure Völkerlawine die Donau aufwärts über Passau und Regensburg dem Rheine zu, der im Frühling 451 überschritten ward.

Inzwischen bot Aëtius alle Kräfte auf gegen das heranziehende Ungewitter. Nicht ohne Schwierigkeit gelang es, die Westgoten zum Anschluß an den Angriffsplan des römischen Feldherrn zu bewegen; die römischen Truppen in den entfernteren Gegenden des Reiches zeigten sich zum Teil widerspenstig; dagegen zogen ihm willig die Reste der Burgunden zu, von denen jetzt die Söhne der unter Gundahari Gefallenen auszogen, um ihre Väter an den Hunnen zu rächen. Auch Westfranken und gallische Alanen stellten Zuzüge; letztere freilich nur gezwungen durch ihre gotisch-römische Nachbarschaft. Ihr König Sangiban, der römischer Föderat war, hätte es am liebsten

*) Siehe zum Folgenden Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung (2. Aufl. von Dahn) 2, 244 ff. und Kaufmann, Deutsche Geschichte 2, S. 11 ff.

Digitized by Google

mit Attila gehalten und ging damit um, ihm die in seinem Gebiet liegende Stadt Orleans in die Hände zu spielen; aber Aëtius nötigte ihn, sich der gemeinsamen Sache anzuschließen.*)

Attilas Heerscharen bewegten sich nicht in geschlossenem Zuge, sondern rückten, wenn nicht ein feindlicher Angriff zu erwarten war, sowohl der Verpflegung als der Plünderung halber in zwei Hauptmassen vor, deren jede viele Meilen weit sich ausbreitete. Das feste Metz wurde im April 451, in der Nacht vor Ostern, gestürmt und genommen. Schon war Attila, der selbst vor der Stadt lag, da die gewaltigen Mauern seinen Sturmböcken nicht wichen, im Begriff abzuziehen; da erhielt er die Meldung von einer bewirkten Bresche und ließ alle seine Mannen Sturm laufen. Es war ein gräßlicher Ostermorgen, der den unglücklichen Bürgern aufging. Sie wurden größtenteils niedergehauen, die übrigen samt dem Bischof gefangen fortgeschleppt; die Stadt ging in Flammen auf. Ein gleiches Schicksal erlitt Reims, bei dessen Erstürmung dem frommen Bischof Nicosius das Haupt vom Rumpf getrennt wurde. Unter fürchterlichen Verwüstungen des gallischen Landes zogen die Massen weiter über Châlons, Troyes und Sens nach Orleans; welcher Wahnsinnige hätte daran denken sollen sich dem ungeheuren Strom entgegenzustemmen, wenn nicht feste Mauern einigen Trost gewährten? Schon vor Attilas Herannahen war der fromme und kluge Bischof Anianus von Orleans zu Aëtius nach Arles geeilt, hatte um schleunige Hilfe gegen den furchtbaren Feind gefleht und kehrte so schnell er konnte zurück. Jetzt bot er alles auf, um die Bürger der Stadt und die römische Besatzung durch Versorgung mit Lebensmitteln, durch geistlichen Zuspruch und durch das Beispiel der Mannhaftigkeit zu stärken, bis die versprochene Hilfe käme. Gewiß fehlte es nicht an mutigen Verteidigern, und so richtete Attila, der Mitte Juni die Stadt umlagerte, anfangs wenig aus, obgleich es ihm nicht an Belagerungswerkzeugen mangelte, da ihm ja viele römische Kräfte zu Gebote standen. Als aber die Sturmböcke immer grimmiger und unaufhörlicher gegen die

*) Um dieselbe Zeit etwa, wo die Hunnenherrschaft über das germanische und römische Europa hereinzubrechen drohte, begann ein deutscher Volksstamm die Eroberung eines ehemals der römischen Herrschaft unterworfenen Keltenlandes. Nach der gewöhnlichen Annahme schon zwei Jahre vor der katalaunischen Schlacht (449) fuhren zwei sächsische Häuptlinge von der deutschen Nordseeküste, Hengist und Horsa, auf drei langen Schiffen mit einer Kriegerschar nach Britannien hinüber, zu Hilfe gerufen von dem britischen König Guortigirn, der sich der räuberischen Pikten und Skoten nicht erwehren konnte. Sie schlugen die Feinde des Königs, blieben dann aber im Lande und unterwarfen, während aus der festländischen Heimat neue sächsische, anglische und jütische Scharen nachströmten, den Südosten der Insel ihrer Herrschaft. Die Briten zogen sich vor ihnen teils nach Wales und Cornwallis zurück, teils siedelten sie nach Gallien über, wo sie in der Aremorika (Bretagne) als Bundesgenossen des römischen Kaisers Wohnsitze angewiesen erhielten.

Digitized by Google

Mauern donnerten, als der dichte hunnische Pfeilregen die Verteidiger von den Zinnen trieb, als Woche um Woche verging und die ersehnte Hilfe noch immer nicht erscheinen wollte, da stieg draußen die Zuversicht, innen die Verzweiflung. Über das weitere Schicksal der Stadt weiß Gregorius von Tours, der wackere fränkische Geschichtschreiber, folgendes zu berichten: „Als nun das Volk in der Not der Belagerung sich zu seinem Bischof wandte und zu ihm rief, was es beginnen solle, da setzte er sein Vertrauen auf Gott und ermahnte sie alle niederzusinken zum Gebet und unter Thränen anzurufen die Hilfe des Herrn, die bereit ist in allen Nöten. Und als sie flehten zum Herrn, wie er ihnen geboten hatte, da sprach er zu ihnen: „Nun sehet herab von der Stadtmauer, ob das Erbarmen des Herrn schon zu unserer Hilfe nahe." Er wußte nämlich, Gott werde sich erbarmen und Aëtius herbeieilen. Sie sahen aber herab von der Mauer und erblickten niemand. Da sprach Anianus: „Betet im Glauben; denn der Herr wird uns heut noch erlösen." Als sie aber beteten, sprach er: „Schaut abermals aus!" Und als sie sich umsahen, entdeckten sie niemand, der ihnen Hilfe brachte. Er sprach aber zu ihnen zum drittenmal: „Wenn ihr betet und Glauben habt, so wird der Herr bald bei euch sein." Und jene riefen unter vielen Thränen und Wehklagen die Barmherzigkeit des Herrn an. Und als ihr Gebet vollendet war, sahen sie nach dem Gebot ihres greisen Bischofs zum drittenmal von der Mauer herab, und da bemerkten sie, wie in der Ferne gleichsam eine Wolke von der Erde aufstieg. Da meldeten sie es dem Bischof, und er sprach zu ihnen: „Das ist die Hilfe des Herrn." Indessen aber bebten schon die Mauern der Stadt von den hunnischen Sturmböcken und drohten einzustürzen; siehe! da erschienen Aëtius und Theoderich, der Gotenkönig, und Thorismud, sein Sohn, mit ihrem Heere vor der Stadt, warfen den Feind zurück und schlugen ihn in die Flucht. So ward die Stadt durch das Gebet des heiligen Bischofs von der schrecklichsten Gefahr befreit."

Die Geschichte klingt wie eine schöne Legende, sie ist aber in der Hauptsache verbürgte Wahrheit. Nur das unterläßt Gregorius zu erwähnen, daß die Hunnen bereits an einer Stelle in die Stadt eingedrungen waren, als die Hilfe Gottes herbeikam; doch hatte die Plünderung noch nicht begonnen, ohne Zweifel deshalb, weil die Bewohner durch Besetzung und Verrammelung der Häuser und Aufrichtung von Bollwerken auf den Straßen die Gegenwehr noch fortsetzten und die hereinbrechenden Belagerer zurückhielten, bis endlich die Erlösungsstunde schlug und Aëtius mit seinen Verbündeten von der entgegengesetzten Seite her in die Stadt einrückte und die Feinde hinauswarf.

Vor Orleans kam des siegreichen Eroberers Glück zum Stillstand dank den tapferen Armen der Westgoten und dem unermüdlichen Eifer des

Digitized by Google

Aëtius. Attila hob die Belagerung von Orleans auf und zog sich in sein festes Lager zurück. Es war Aëtius gelungen, den großen Schlachtenmeister zu überraschen. Vor Orleans konnte er keine Feldschlacht wagen, weil Gräben, Weinberge und Gartenmauern hier seine Hauptwaffe, die Reiterei, an kräftiger Mitwirkung hinderten. Noch in der Nacht brach er auf, indem er einen Teil des Lagers den Feinden überließ. Obwohl nach hunnischen Begriffen ein Rückzug aus Gründen der Kriegskunst nichts Schimpfliches hatte, so war doch der Zustand des unermeßlichen Heeres gewiß nicht der beste. „Der Raubkrieg in so weiter Ausdehnung löst an sich alle Ordnung auf, setzt die sich zerstreuenden und vereinzelnden Nachzügler der Ermordung durch die Beraubten aus und erzeugt durch den Wechsel von schwelgerischen Genüssen und Entbehrung Krankheiten.“ Selbst ein so gewaltiger Herrenwille, wie der eines Attila mag den bunten Schwarm seiner Völker nicht völlig haben bändigen können. Von der Loire zog der Herrscher seine Heeresmassen nach der Seine und Marn zurück, und die verbündeten Gegner folgten ihm. Erst in der weiten Ebene der Champagne, auf den sogenannten Catalaunischen Gefilden machte er halt und sammelte seine ganze Macht zum Entscheidungskampfe. Der Mittelpunkt des weit ausgedehnten Schlachtfeldes war eine Ebene, die den Namen Campus Mauriacus führte; sie lag etwa eine Meile von Troyes entfernt und noch jetzt erinnert das Städtchen Méry an der Seine im Departement Aube an die Walstatt der fürchterlichsten Schlacht, von der die Geschichte meldet. Es war im Juli des Jahres 451, als römische Feldherrnkunst und germanisches Heldentum die römische und christliche Kultur und die germanische Zukunft Europas rettete. Den Verlauf der Völkerschlacht erzählt Jordanes nach seinem Gewährsmann Cassiodorius folgendermaßen.

Attila beschloß vor dem entscheidenden Kampfe durch Opfer den Willen der Götter zu erforschen. Die Priester beschauten das Innere der Opfertiere, die Sehnen und die Adern, und verkündeten daraus Unglück für die Hunnen. Doch fügten sie als Trost hinzu, daß der oberste Anführer der Feinde fallen und durch seinen Tod die Freude des Sieges mindern werde. Da glaubte Attila, der Tod des Aëtius wäre für ihn wohl so viel wert, daß er ihn selbst mit dem Untergang zahlreicher Krieger und einer Niederlage nicht zu teuer erkaufen werde; aber die Weissagung machte ihn doch besorgt und unsicher, und da er in allen Dingen nur nach reiflicher Überlegung handelte, so gab er erst um die neunte Stunde des Tages*) den Befehl zum Angriff, damit, wenn er Unglück haben sollte, die einbrechende Nacht ihm zum Schutze gereiche.

*) Die dritte des Nachmittags.

Digitized by Google

In der Mitte der Ebene, zwischen beiden Heeren, war eine sanft ansteigende Anhöhe; dieses Punktes suchten sich die Kämpfer von beiden Seiten zu bemächtigen, um die günstige Lage zu ihrem Vorteil zu nützen. Von der östlichen Seite her rückten die Hunnen an, von der westlichen die Römer und Westgoten; um den noch unbesetzten höchsten Teil der Bodenschwellung entbrannte zuerst der Kampf. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten stand König Theoderich mit seinen Westgoten, auf dem linken Aëtius mit den römischen Legionen. Die Alanen unter ihrem König Sangiban hatte man in die Mitte gestellt, mit kluger Vorsicht; denn da auf seine Treue wenig Verlaß war, so schnitten sie ihm die Möglichkeit der Flucht ab und zwangen ihn zum Kampfe, indem sie ihn von allen Seiten umgaben. Das Heer der Hunnen war so aufgestellt, daß in der Mitte Attila mit den Tapfersten seines Volkes stand; denn auf seine Sicherheit bedacht, umgab er sich mit dem Kern seines Heeres. Die beiden Flügel bildeten die verschiedenen Völker und Stämme, die er seiner Herrschaft unterworfen hatte. Unter ihnen zeichnete sich das Heer der Ostgoten aus, geführt von den drei Amalungen Walamir, Theodemir und Widemir, die an Adel den König übertrafen, dem sie damals gehorchten. Auch die Gepiden waren in großer Anzahl unter Attilas Scharen, geführt von ihrem Könige Ardarich, den Attila um seiner oft erprobten Treue willen vor allen übrigen Fürsten zu seinem Vertrauten gemacht hatte. Ihn und den Ostgotenkönig Walamir schätzte er wegen ihrer Weisheit besonders hoch; denn auch Walamir war verschwiegen, von gewinnendem Wesen und erfindungsreich in allerlei Anschlägen. So fest vertraute Attila ihrer Treue, daß er es wagen durfte sie im Kampf ihren Namensvettern, den Westgoten, gegenüberzustellen. Die übrigen Könige und Führer der verschiedenen Völkerschaften harrten gleich Trabanten auf jeden Wink Attilas. Ein Blick seines Auges genügte, daß jeder mit Furcht und Zittern und ohne Murren an seinen Platz trat und alles ausführte, was ihm befohlen ward. Aber er, der König der Könige, der über allen stand, war auch für alle besorgt; er erwog bei sich den Plan der Schlacht und lenkte die Bewegung der Massen.

Es entstand also wie gesagt zuerst ein Kampf um den höchsten Teil des Schlachtfeldes. Attila schickte die Seinen dahin ab, um die Anhöhe zu nehmen; aber Thorismud, der Westgotenprinz, und Aëtius kamen ihm zuvor und warfen von ihrer vorteilhaften Stellung herab die anstürmenden Hunnen mit leichter Mühe zurück. Da Attila sah, daß durch diesen Verlust sein Heer in Bestürzung geriet, hielt er es für angemessen seine Scharen durch eine Ansprache zu ermutigen. Er sagte etwa folgende Worte: „Nach so vielen Siegen, nach Bezwingung der Erde brauche ich euch hier wohl eigentlich nicht erst anzufeuern, als ob ihr Neulinge im Kriege wäret.

Digitized by Google

Gewöhnliche Redensarten zu machen käme mir so wenig zu, als euch, sie zu hören. Was ist euch so zur Gewohnheit geworden als der Krieg? Und was kann es Süßeres geben für einen Tapferen, als mit eigener Hand Rache zu üben? Ja, es ist eine Lust, sein Herz an Rache zu sättigen. Darum frisch, die Feinde angegriffen! Verächtlich sind sie, fürwahr, zwieträchtige Völker, die die Angst vor uns zusammengetrieben hat. Seht nur, schon treibt sie die Furcht, Anhöhen zu gewinnen, weil sie sich nicht getrauen in offener Ebene uns stand zu halten. Nur Geduld! die Reue kommt nach! Fürchtet ihr die Römer? die Erbärmlichen, mit ihren leichten Waffen, sie fürchten sich nicht bloß vor Wunden, sondern schon vor dem Staub; sie sinken schon hin, wenn sie in die Schlachtreihen treten. Laßt sie stehen, — sie fallen von selbst! — und werft euch auf die Alanen und Westgoten! Da ist der Sieg am schnellsten zu holen, wo der Kern der Feindesmacht steht. Sind die Sehnen zerschnitten, so sinken die Glieder zusammen; der Leib kann nicht aufrecht stehen, wenn man ihm die Knochen herausgezogen. Zeigt eure Beherztheit! euren Mut! bewährt eure Schlauheit! zeigt, was hunnische Waffen vermögen! Sättigt euch am Blute der Feinde! Fürchte doch keiner Tod und Verwundung! wem der Tod bestimmt ist, den ereilt er auch daheim auf dem Lager; wer aber Sieger sein soll, den trifft kein Geschoß. Denkt an eure Ahnen! sie hatten noch keine Waffen, und doch stoben die Völker vor ihnen in alle Winde. Wozu haben die Götter uns erhöht vor allen Völkern, wenn sie uns nicht auf die Freude des Sieges, der heute uns winkt, vorbereiten wollten? Hier ist das Feld, das uns zahllose Siege verheißen haben. Ich selbst will zuerst meinen Speer auf die Feinde schleudern. Wer aber müßig bleibt, wo Attila kämpft, der ist ein Toter." Durch diese Worte begeistert stürmten alle in die Schlacht.

Wohl konnte den Mutigsten das Herz erzittern vor solchem Kampf, doch die Gegenwart des Königs ließ selbst den Zagenden alles Zaudern vergessen. Bald kämpfte Mann gegen Mann; ein fürchterliches Handgemenge entbrannte, hin und her wogte der Streit, gewaltig, wechselvoll, hartnäckig, unmenschlich; von keiner Schlacht erzählt das Altertum, die dieser zu vergleichen wäre. Größere Thaten und erschütterndere Ereignisse hat keine Zeit erblickt. Denn, wie ältere Leute erzählen, ein Bächlein, das zwischen niedrigen Ufern durch jenes Gefilde fließt, schwoll zu einem reißenden Gießbach an, aber nicht durch Regengüsse, sondern von dem Blute, welches den Wunden entströmte. Wer eine Wunde erhalten hatte und brennenden Durst davon empfand, der schlürfte da das mit Blut vermengte Wasser. In dieser Schlacht ward auch der alte König Theoderich, während er durch die Reihen der Seinigen sprengte und sie zu kühnem Mut entflammte, vom Pferde gerissen. Unter den Füßen seiner über ihn wegstürmenden

Digitized by Google

Goten hauchte der noch rüstige Greis sein Leben aus, nachdem er länger als dreißig Jahre die Geschicke seines Volkes mit kräftiger Hand und weisem Rate gelenkt hatte. Das war es, was die Wahrsager dem Attila verkündet hatten: daß der oberste Anführer der Feinde fallen werde; doch Attila hatte die Weissagung auf Aëtius bezogen.

Da trennten sich die Westgoten von den Alanen und stürmten, voll Schmerz über ihres Königs Fall, noch ingrimmiger auf die Scharen der Hunnen ein, und fast hätten sie den Attila selbst getötet, wenn er nicht vorsichtig geflohen und sich mit den Seinigen in seine Wagenburg zurückgezogen hätte. So gebrechlich auch diese Schutzwehr war, so fristete sie doch jetzt denen das Leben, denen kurz zuvor kein Wall und keine Mauer widerstehen konnte. Thorismud aber, König Theoderichs Sohn, der mit Aëtius jene Anhöhe genommen und die Feinde von dort verjagt hatte, geriet im Dunkel der Nacht, während er wähnte zu den Seinigen zu kommen, unter die Wagen der Feinde. Er wehrte sich mannhaft, wurde aber am Kopfe verwundet und vom Pferde herabgerissen. Doch sein Gefolge half ihm aus der Not und führte ihn aus dem Kampfe. Auch Aëtius war in der Verwirrung, die die Nacht mit sich brachte, von den Seinigen abgekommen und trieb mitten unter Feinden umher. Er soll sie ängstlich gefragt haben, ob den Goten nicht ein Unglück zugestoßen sei; doch ward seine Frage glücklicherweise im Getöse der Schlacht überhört. Endlich fand er sich wieder zu dem Lager der Seinigen und verbrachte den Rest der Nacht unter dem Schutz ihrer Schilde.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, da sah man rings das Gefilde mit Leichen übersäet. Die Hunnen wagten keinen neuen Angriff, und deshalb schrieben Aëtius und die Westgoten sich den Sieg zu. Sie wußten, daß Attila nicht das Schlachtfeld geräumt haben würde, wenn er nicht ungeheure Verluste erlitten hätte. Aber obgleich er überwunden war, so that er doch nicht dergleichen. Zwar blieb er in seiner Wagenburg, doch ließ er die Waffen erklirren und die Heerhörner erschallen, als drohte er mit einem Angriff, einem Löwen gleich, der, den Jagdspeer in der Seite, den Eingang seiner Höhle bewacht und es nicht wagt, auf die Jäger loszuspringen, aber doch unaufhörlich mit seinem Gebrüll die Herzen zurückschreckt. So ängstigte der große Kriegsfürst seine Überwinder noch von seiner Wagenburg aus.

Goten und Römer traten nun zu einer Beratung zusammen und überlegten, was sie dem besiegten Attila gegenüber beginnen sollten; und man beschloß ihn von allen Seiten einzuschließen und auszuhungern, da er keine Getreidevorräte hatte; denn eine Bestürmung des hunnischen Lagers schien nicht ratsam, weil der König seine gefürchteten Bogenschützen zwischen und auf den Karren der Wagenburg aufgestellt hatte, die mit ihrem Pfeil-

Digitized by Google

regen jeden Angriff vereitelt hätten. Man erzählt, daß der König auch in dieser verzweifelten Lage seine Seelenstärke bewahrt und aus Pferdesätteln einen Scheiterhaufen habe errichten lassen, mit dem Vorsatze, sobald die Feinde eindringen sollten, sich in die Flammen zu stürzen, damit niemand die Freude habe, ihn zu verwunden oder ihn, den Herrn so vieler Völker, in seine Gewalt zu bringen.

Während man so die Hunnen umzingelt hielt, suchten die Westgoten ihren König, die Söhne ihren Vater über das ganze Schlachtfeld. Und sie fanden ihn zuletzt nach langem Umherirren mitten in dem dichtesten Haufen der Leichen und ehrten ihn, wie es wackern Männern ziemt, indem sie ihn unter Trauergesängen vor den Augen der Feinde forttrugen. Zwischen den Schrecken des Schlachtfeldes erwiesen die Goten mit ihren rauhen Stimmen dem toten König die letzte Ehre und weinten Thränen, wie sie so tapfern Helden nachgeweint werden sollen. Denn wohl traf dieser Tod die Goten schmerzlich, aber er war auch ehrenvoll, wie selbst die Hunnen bezeugten, und wohl dazu angethan, den Stolz der Feinde zu beugen, da sie unthätig zusehen mußten, wie der Leichnam des edlen Herrn mit allen königlichen Ehren bestattet ward. Und nachdem die Westgoten ihrem hehren König die geziemende Totenfeier dargebracht hatten, erwählten sie unter dem festlichen Klirren der zusammengeschlagenen Waffen nach alter deutscher Sitte den jungen Helden Thorismud zu ihrem neuen Gebieter, der den sterblichen Resten des geliebten Vaters als guter Sohn das letzte Geleite gegeben hatte. Er war ein wackerer Held und weit berühmt und brannte vor Verlangen, seinen tiefen Schmerz an den Hunnen zu rächen; deshalb war die erste Frage, die er an den ihm an Klugheit und Alter überlegenen Aëtius that, was man nun weiter mit dem Feinde beginnen solle. Aëtius aber wollte die Hunnen nicht völlig vernichten, denn er fürchtete, daß dann die Westgoten dem römischen Reiche zu mächtig werden würden, und dachte die Hunnen vielleicht noch einmal gegen die Goten zu benützen. Daher riet er dem jungen König, in seine Heimat zurückzukehren und die väterliche Herrschaft zu übernehmen, damit nicht seine Brüder die Schätze des Vaters an sich rissen und sich des Königsschatzes bemächtigten; denn wenn dies geschehe, so stehe ihm ein schwerer, und was schlimmer sei, ein unnatürlicher und unseliger Kampf bevor. Thorismud durchschaute nicht die Tücke dieses Rates, sondern glaubte, Aëtius wolle nur seinen und seines Volkes Vorteil; er ließ daher vom Kampfe mit den Hunnen ab und kehrte nach Tolosa zurück. So läßt menschliche Unbeständigkeit und menschlicher Argwohn oft die Gelegenheit vorüber, große und würdig begonnene Thaten auch würdig und groß zu Ende zu führen.

In jener weltberühmten Schlacht aber, in welcher die tapfersten Völker der Erde sich miteinander maßen, sollen auf beiden Seiten 165 000

Digitized by Google

Streiter gefallen ſein, ungerechnet 15 000 Gepiden und Franken, die vor der eigentlichen Feldſchlacht aufeinander ſtießen und einander zuſammen hieben, indem die Franken auf römiſcher, die Gepiden auf hunniſcher Seite kämpften. Im Volk aber ging geheimnisvolle Kunde, die Geiſter der Erſchlagenen ſtünden zur Nachtzeit aus den Gräbern auf und ſchlügen in den Lüften noch einmal die Schlacht, die ſie als Lebende beſtanden. Als Attila den Abzug der Goten erfuhr, argwöhnte er zuerſt eine Kriegsliſt der Feinde und hielt ſich noch längere Zeit vorſichtig im Lager. Aber es blieb alles ſtill, und alsbald erhob ſich ſein kühnes Herz zu neuen Siegeshoffnungen, und das Vertrauen auf ſein altes Glück kehrte ihm wieder. Faſt ungeſtört zog er ſich mit den noch immer anſehnlichen Trümmern ſeiner Heerſcharen zurück, während ſein raſtloſer Geiſt auf eine Erneuerung des Kampfes im nächſten Jahre ſann. Inzwiſchen kehrte Thorismund heim nach Toloſa, ſeiner Hauptſtadt. Hier ward er von ſeinen zahlreichen Brüdern und ſeinem Volke mit Freuden empfangen, und er begann ſeine Herrſchaft mit ſo weiſer Mäßigung, daß ſich kein Zwiſt um den Thron erhob.

5. Attilas Zug nach Italien und ſein Tod.

(Von 452 bis 453.)

Unſterblich iſt der Ruhm, den ſich die Weſtgoten durch die große Hunnenſchlacht erworben haben; denn ihrer Tapferkeit ward mit Recht der Sieg über Attila zugeſchrieben. Aber auch Aëtius hatte Bewunderungswürdiges geleiſtet. Er war die Seele des ganzen einmütigen Vorgehens; ſein Verdienſt war es, alle Kräfte, die ſich ſonſt zerſplittert hätten und in ihrer Zerſplitterung der Übermacht der Hunnen erlegen wären, vereinigt zu haben; auch der ſo höchſt wichtige rechtzeitige Entſatz von Orleans war ohne Zweifel nur ſeiner Anſtrengung zu danken. Der Rückzug Attilas war ein glänzender Erfolg des Aëtius; aber ob der kluge Feldherr daran klug gethan hatte, daß er die Vernichtung der ganzen Hunnenmacht vermied, darüber waren gewiß ſchon ſeine Zeitgenoſſen geteilter Meinung. Freilich hatte das Schwert des Kriegsgottes, das die „Gottesgeißel“ führte, eine tiefe Scharte erhalten; aber es war nicht zerbrochen; und der Träger dieſes Schwertes brannte vor Begier, die Scharte auszuwetzen; ja er mußte ſie auswetzen, wenn er ſeine alte Machtſtellung behaupten wollte; denn „ſeine Herrſchaft war nur auf die Gewalt ſeiner Perſon und den Glanz ſeines Glückes begründet, und raſch wie die Pracht ſeiner hölzernen Paläſte mußte dies glänzende Reich von ſeiner Höhe herabſinken, ſobald der Zauber des Glückes einmal von ſeinem Könige wich; ſowie es ganz zerfiel, ſobald die Hand, die es zuſammenhielt, nicht mehr war.“ *) Als daher Attila mit den Reſten ſeiner Heeresmaſſen wieder in ſeine Reſidenz zwiſchen Donau

*) Siehe Wietersheim, Völkerwanderung 2, 259.

Digitized by Google

und Theiß zurückgekehrt war, begann er sogleich das Werk der Vergeltung vorzubereiten; und kein Jahr verging, da stand der Gewaltige schon wieder drohend an der Grenze des weströmischen Reiches; er zog von Pannonien aus über die Alpen und brach in Italien ein (452).

Als Aëtius wenige Jahre später von dem erbärmlichen, undankbaren Kaiser ermordet worden war, suchte die Partei seiner Gegner auch den Ruhmesglanz, der den Gestürzten umstrahlte, zu trüben, und es hieß, er habe gegen Attilas Einbruch keine Vorkehrungen getroffen gehabt, nicht einmal die Alpenpässe seien besetzt gewesen; ja, Aëtius habe beabsichtigt Italien ganz zu verlassen und sei nur durch den allgemeinen Unwillen daran gehindert worden. Aber das sind Verleumdungen, die dem großen Manne schweres Unrecht thun. Er konnte es gar nicht wagen, mit seinem kleinen Heere, das der gotischen Hilfe entbehrte, den Kriegsvölkern Attilas in offener Feldschlacht entgegenzutreten; zudem war er auch anderwärts gezwungen, das Reich zu schützen; denn Thorismud, der Westgotenkönig, hatte bald nach dem Abzug der Hunnen nach der katalaunischen Schlacht, den alten Streit gegen die Römer erneuert. Das siegesstolze Germanenvolk verlangte ungestüm nach Erweiterung seiner engen Grenzen, es drang nach Norden bis an die Loire vor, und auch die wichtige Stadt Arles, der Schlüssel zum Rhonethal, sah wieder gotische Belagerer vor ihren Thoren. Hier war wahrscheinlich gerade damals des römischen Kriegsmeisters Gegenwart nötig, als Attila plötzlich an den Alpenpässen erschien, und die Truppen, welche diese bewachen sollten, mögen der andringenden Übermacht nicht haben widerstehen können. Zum Schutze für Italien hatte Ostrom Hilfstruppen versprochen.

Als Attila die Alpen überstiegen hatte, ließ er seine Scharen zuerst Aquileja, die Hauptstadt der alten Landschaft Venetien, bestürmen. Sie lag nicht weit vom adriatischen Meere; ein kleiner Fluß bespülte ihre Mauern. Lange belagerte der Hunnenkönig diese feste Stadt vergeblich, zumal auch die römische Besatzung den tapfersten Widerstand leistete. Schon begann das Heer zu murren und verlangte weiter geführt zu werden, als ein zufälliges Ereignis dem klugen König zu Hilfe kam. Er wandelte eines Tages vor den Mauern, unschlüssig, ob er das Lager abbrechen oder noch länger verweilen solle; da bemerkte er plötzlich, wie mehrere Störche, die auf dem First der Häuser genistet hatten, gegen ihre Gewohnheit ihre Jungen aus den Nestern nahmen und sie von der Stadt hinweg über die Felder trugen. Attila, ein scharfsinniger Mann, wie er war, hatte dies nicht sobald wahrgenommen, als er sich zu den Seinigen wendete und sprach: „Seht doch, wie diese Vögel, die ja der Zukunft kundig sind, die dem Untergang geweihte Stadt verlassen und sich mit ihrer Brut in Sicherheit bringen, weil sie den Fall der Türme voraussehen, auf denen

Digitized by Google

sie genistet haben." Diese Worte erfrischten den sinkenden Mut seiner Krieger; von neuer Kampfbegier entflammt, beschlossen sie erneuten Sturm. Maschinen wurden gebaut und alle Arten von Wurfgeschossen hergestellt. Mit ihnen begannen sie wieder den Angriff auf die Stadt, und sie fiel. Bald drangen die Eroberer in die unglückliche Stadt ein, und so entsetzlich gründlich besorgten sie das Geschäft des Raubens, Plünderns, Sengens und Brennens, daß sie das einst so stolze Aquileja fast vom Erdboden vertilgten. Kaum die Spuren einer Stadt blieben übrig; nur ein unbedeutendes Dorf und ein unermeßliches Trümmerfeld bezeichnen noch heute die Stätte, wo die blühende Römerkolonie gestanden hat.

Durch diesen Erfolg kühner gemacht ergossen sich die hunnischen Horden weiter durch die venetischen Fluren. Entsetzen ging vor ihnen her. Viele Bewohner flohen, um das nackte Leben zu retten, auf die Inseln an der Küste des adriatischen Meeres, die durch das Gewirr von Lagunen und Sümpfen für Landfremde unzugänglich waren. Hier an dem Ausfluß der Brenta und Etsch siedelten sie sich an, und auf der größten Insel, Rivus altus (jetzt Rialto) genannt, erstand aus armseligen Fischerhütten mit der Zeit eine Stadt, das später so berühmte Venedig. Die Städte der nördlichen Poebene fielen alle in die Hände des wilden Eroberers; selbst Mailand und Pavia konnten nicht widerstehen. In Mailand ließ sich Attila in den kaiserlichen Palast führen. Hier erblickte er an einer Wand ein Gemälde, welches darstellte, wie hunnische Häuptlinge dem auf goldenem Throne sitzenden Kaiser knieend huldigten. Mit berechtigtem Hohn ließ der König diese Darstellung der Wirklichkeit annähern, indem er einem Maler befahl, die Personen so zu ändern, daß er selbst, der gefürchtete Hunnenherrscher, auf dem Throne saß, während römische Kaiser auf den Knieen vor ihm Säcke mit Gold ausschütteten.

Ganz Oberitalien lag verheert vor des furchtbaren Mannes Füßen, und schon erwog er bei sich, ob er den Apennin übersteigen und Rom selbst zerstören sollte. Aber die Seinigen warnten ihn, nicht aus Mitgefühl für die Hauptstadt der Civilisation, sondern aus Aberglauben; das Schicksal Alarichs, eines Mannes, dessen Attila stets mit hoher Achtung gedachte, des kühnen Heldenkönigs jäher Tod, der so rasch auf Roms Sturz folgte, stand unheilkündend vor ihren Sinnen; sie bangten, daß ihren Gebieter ein gleiches Schicksal ereilen könne. „Wer sich an Rom vergreift, der ist dem Tode verfallen!" Die Warnung machte den Welteroberer zaghaft, sein verwegener Geist begann zu zaudern. In solcher Stimmung traf ihn eine ehrfurchtgebietende Gesandtschaft. Attila lagerte am Ufer des Mincio, da, wo dieser Fluß aus dem Gardasee herausströmt. Da nahten römische Gesandte, an ihrer Spitze ein verehrungswürdiger Greis, der Bischof von Rom, Leo der Erste, den man nachmals den

Digitized by Google

Großen zubenannte; in priesterlichem Gewande, umgeben von mehreren der edelsten und vornehmsten Bürger der Weltstadt, gewappnet mit der hoheitsvollen Würde seines Wesens und der unwiderstehlichen Kraft seiner Rede trat der oberste Hirt der christlichen Kirche vor den gewaltigsten Herrscher der Erde. Der Erfolg war wunderbar: Attila kam den römischen Boten mit Achtung entgegen, bewilligte ihnen sogleich den erbetenen Frieden und ging über die Alpen in seine Heimat zurück. So berichtet die alte Überlieferung, und an der Thatsache ist nicht zu zweifeln. Freilich würde es auch einem Leo nicht gelungen sein, den großen Eroberer zur Umkehr zu bewegen, wenn ihm nicht eine solche Bitte willkommen gewesen wäre, weil sie seiner ernsten Stimmung und tieferwägenden Überlegung entgegenkam. Sein wildes Nomadenvolk hatte das herrliche Land des Po zur Einöde gemacht und die festen Plätze zerstört, statt sie zu behaupten und hinter ihren Mauern die ungeheure Beute zu bergen. Diese wußte man nirgends in Sicherheit zu bringen als jenseits der Alpen. Zudem waren Attilas Kriegsscharen durch Seuchen geschwächt, mehr als das Schwert der Römer vermocht hätte. Und konnte nicht der große Feldherr, der zuerst dem Siegeslauf des Unwiderstehlichen halt geboten hatte, konnte Aëtius nicht mit den Westgoten Frieden schließen und mit seinem frischen, trefflich eingeschulten Heere herbeieilen zum Schutze Italiens? Auch die Hilfe, die Ostrom versprochen hatte, scheint damals wirklich eingetroffen zu sein. Die Hunnen verlangten nach der Heimat; mit widerstrebenden Streitern sich in das Land zu wagen, wo seine Hauptmacht, die Reiterei, des gebirgigen Bodens wegen, nur selten voll zu entfalten war, wo er leicht zwischen zwei Heere geraten konnte, das mochte selbst einem Attila gefährlich scheinen. Und er war der alte Attila nicht mehr: seit den Tagen vor Orleans und auf den katalaunischen Gefilden war das Gefühl der Siegesgewißheit, das ihn unüberwindlich gemacht hatte, von ihm gewichen. Er war bedächtig, zweifelnd, unsicher geworden; und seine Hunnen bewunderten und verehrten ihn wohl noch als ihren Größten, aber sie glaubten nicht mehr so felsenfest an ihn wie an ein höheres, unfaßbares Wesen, vor dessen Winken die ganze Erde bebt.

Ruhe kannte der Mann, der zur Erschütterung der Welt geboren war, dennoch nicht. Gleich nach seiner Heimkehr begann er neue Heeresrüstungen. Diesmal sollte das östliche Römerreich vor ihm zittern; er kündete dem Kaiser Marcian Krieg und Verheerung des Landes an, weil das von Theodosius dem Zweiten versprochene Jahrgeld nicht gezahlt werde. Aber es waren ihm keine neuen Siege beschieden. Der Tod, den er über Hunderttausende gebracht hatte, raffte auch ihn hinweg, als der Lebenstrotzende seiner am wenigsten gewärtig war.

Es war im Jahre nach dem Einfall in Italien (453), als in der

Digitized by Google

hölzernen Königsstadt zwischen Theiß und Donau lauter Festjubel plötzlich in Trauer und Wehgeheul umschlug. Der große Völkerfürst hatte der dichten Schar seiner Frauen nach der rohen mongolischen Sitte eine neue beigesellt: es war ein germanisches Mädchen, wie es heißt eine burgundische Fürstentochter; ihr Name lautet in den alten Büchern Hildiko; und dies ist die Koseform des deutschen Frauennamens Hilde. Die rauschende Lust des Hochzeitsmahles war der Stille der Nacht gewichen. Vom Weine schwer lag der König in tiefem Schlaf auf dem Brautlager. Er lag auf dem Rücken, das heiße Haupt tief nach hinten übergebeugt. Da brach ein Blutstrom hervor, der sich sonst bei ihm durch die Nase zu ergießen pflegte; diesmal aber staute er sich vor dem Schlunde, und so fand der Trunkene durch Ersticken einen schmählichen Tod. Als am nächsten Morgen der König nicht aus dem Schlafgemach trat und eine Stunde nach der andern verrann, ohne daß er sich zeigte, da ahnten die Männer des Gefolges das Unheil und erbrachen die Thür. Und sie fanden den Entseelten, ohne Wunde, in seinem Blute, und neben ihm in den Schleier gehüllt, zitternd und weinend, die junge Frau. Da schnitten sie sich, nach der Sitte des Volkes, einen Teil ihres Haupthaares ab und zerrissen ihre häßlichen Gesichter durch klaffende Wunden, damit der große Kriegsheld nicht mit weibischen Thränen, sondern mit Männerblut betrauert werde.

Die ungeheure Tragweite des Ereignisses empfanden die Zeitgenossen. Man erzählte sich in Byzanz, dem Kaiser des Ostens, Marcian, der in schweren Sorgen wegen des furchtbaren Feindes war, sei in der Todesnacht des Gewaltigen eine göttliche Gestalt mit dessen Bogen im Traume erschienen, und der Bogen sei zerbrochen gewesen; der Bogen aber gilt bei den Hunnen als ein Zeichen der Macht. „So furchtbar", sagt Jordanes, „erschien Attila den großen Reichen, daß sie seinen Tod wie ein Geschenk von oben den Herrschern des Himmels anrechneten." Und so groß wie die Freude bei den andern Nationen, war die Trauer und der Schmerz bei seinem eigenen Volke. Wie sein Leichnam von den Seinigen geehrt wurde, davon erzählt der eben erwähnte Gewährsmann (nach seiner Quelle, dem Geschichtswerk des Cassiodorius) folgendes: Mitten auf einer freien Ebene wurde der Leichnam Attilas unter einem seidenen Zelte öffentlich aufgebahrt. Hier vollzog sich nun ein wundersames, feierliches Schauspiel. Auserlesene Reiter aus dem ganzen Hunnenvolke ritten im Kreise rings um dieses Zelt und priesen in Trauergesängen ihres großen Herrschers Thaten in diesen Worten: „Attila, der Hehre, Beherrscher der Hunnen, Mundiuchs Erzeugter, König kampfmutiger Völker! hier liegt er, der wie kein anderer vor ihm mit unerhörter Macht über Scythiens und Germaniens Reiche allein gewaltet hat; er, der Städteeroberer, beider Römerreiche Schrecken, er hat sich erbitten lassen, sie nicht ganz in den Staub

Digitized by Google

zu treten, und hat sich milde mit jährlichem Zins begnügt. Und dieser Erhabene, da er alles mit wundervollem Glücke vollführt hatte, starb nicht durch Feindes Geschoß oder Freundes Verrat; nein, mitten im seligsten Glück, im Glanz seines Volkes schied er schmerzlos von uns. Ist solch ein Ende Tod zu nennen, das keine Rache erheischt?" So sangen sie, dann aber feierten sie an seinem Grabhügel mit ungeheurem Trinkgelage ein Totenmahl oder eine Strava, wie sie es nennen; und indem sie Jammer mit Freude verbanden, mischten sie Klagelieder mit Jauchzen. Und als es tiefe Nacht ward, da übergaben sie im stillen den Leichnam der Erde. Zuerst legten sie den toten König in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen und diesen wiederum in einen eisernen, um damit anzudeuten, daß alle drei Metalle dem mächtigen Herrscher zukämen: das Eisen, weil er damit die Völker bezwang, Gold und Silber, weil Ostrom und Westrom ihm damit zinsbar waren. Dazu legten sie in das Grab Waffen, in siegreicher Schlacht vom Feinde erbeutet, kostbaren Rosseschmuck, mit funkelnden Edelsteinen ausgelegt, und mancherlei Zierde der Männer, wie sie an glänzenden Höfen getragen wird. Und damit menschliche Habsucht an solche Schätze nicht rühre, töteten sie alle Arbeiter, die bei der Aushöhlung und Zuschüttung des Grabes geholfen hatten.

Wahrlich, es war ein großer Mann gewesen, dessen sterbliche Reste der dreifache Sarg umschloß. Zwar nur das Haupt eines wilden Nomadenvolkes, ein Despot, ein Barbar, eines jener Schreckensmeteore, die der mongolische Stamm ein paarmal in die gesittete Menschheit Europas hinein geschleudert hat, deren Spuren Blutbäche und Vernichtungsschutt bezeichnen. Er war aber dabei doch weit mehr als jene Tschingiskhan und Timurlenk, die ihm nach acht und zehn Jahrhunderten folgten. „In Attilas Person", so urteilt ein trefflicher Kenner jener Geschichtsperiode,*) „muß etwas unbegreiflich, fast auf übernatürliche Weise Imponierendes gelegen haben. Stummes Zittern erfüllte seine Umgebung; dies war aber nicht die Furcht des Orientalen vor seinem Pascha, sondern die fast religiöse Ehrfurcht vor einem höheren Wesen. Seine Rechtssprüche, Worte, ja nur Blicke, denen selbst die Vornehmsten lauschten, wurden wie Naturgesetze unabänderlichen Waltens schweigend aufgenommen und blind vollstreckt. Er war ein Despot, aber nur in der für sein Volk naturnotwendigen Form, übrigens wohlwollend und gerecht. Wie hätte er sonst, selbst bei Römern und Germanen, so viel Treue, Liebe und Anhänglichkeit finden können? Sein strenges Rechtsgefühl ließ sich nicht blind vom Zorne fortreißen und achtete auch im Verbrecher das Völkerrecht. Auch ein ganz roher Barbar war er keineswegs, sondern gewiß voll Sinn für Kultur, daher den Verkehr

*) Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung 2, 267 ff.

Digitized by Google

Gebildeter ſuchend, deren einer ſein erſter und vertrauteſter Miniſter war. Seinen Hof umgab er mit fürſtlichem Glanz, während er für ſeine Perſon an der alten Einfachheit des Steppenlebens feſthielt. Attilas Gebote und Verbote waren durch furchtbare Strafen geſichert; der Kreis aber, innerhalb deſſen die Freiheit ſeiner Unterthanen dadurch beſchränkt ward, mag ein enger geweſen ſein, außerhalb deſſen man ſich dieſer ganz unbeläſtigt und dabei doch in geſicherter Ordnung erfreuen konnte. Das iſt es ja, weshalb ſelbſt geborene Römer das patriarchaliſche Hunnenregiment dem römiſchen voll Begeiſterung vorzogen. Im ſtaatsmänniſchen Verkehr mit den römiſchen Herrſchern war der König hart, ungerecht, ja brutal; dies entſprang aus der Verachtung, mit welcher er im Stolze ſeines Machtbewußtſeins auf deren Schwäche und Jämmerlichkeit herabblickte. Ebenſo verfuhr das alte Rom gegen die Schwachen. In ſeiner Politik zog er als echter Aſiate Liſt und Verſtellung gern den Waffen vor, die er nur als letztes Mittel in Anwendung brachte.“ Zwei Vorwürfe gegen Attilas Charakter ſind nicht ohne den Schein der Berechtigung erhoben worden. Der hohe Wert, den er darauf legte, daß die Römer ihm die vornehmſten Großen als Geſandte ſchickten, ſcheint aus Eitelkeit, der Eifer, mit dem er Schätze nahm, wo er nur konnte, ſcheint aus gemeiner Goldgier entſprungen. Aber Roms Name und geſchichtliche Größe übte noch immer auf die ganze übrige Welt einen unbeſchreiblichen Zauber aus, der ſich mit der perſönlichen Geringſchätzung der zeitweiligen Herrſcher vollkommen vertrug. „Rom war immer noch das Höchſte, Glänzendſte, was man auf Erden kannte; jeder Barbarenfürſt, auf den ein auserwählter Strahl dieſer Herrlichkeit unmittelbar herabfiel, fühlte ſich dadurch geſchmeichelt. Ein Konſular, d. i. ein Mann, der einem Jahre für die ganze civiliſierte Welt ſeinen Namen gegeben hatte,*) ſchien daher mit einer Hoheit bekleidet, der man immer noch willig auszeichnende Verehrung zollte.“ Dieſe Schwäche teilte alſo Attila mit der ganzen Barbarenwelt. Von ſeiner Goldgier könnte man dasſelbe behaupten. Dieſe Leidenſchaft war auch den Germanen keineswegs fremd, obwohl ſie bei den Hunnen viel ſchärfer und abſtoßender ausgeprägt war. Der Begriff des gemeinen Geizes deckt ſich mit dieſer Leidenſchaft keineswegs. „Gold bot dem König Macht und dem Volk Genuß, nach welchem die wilden Mongolen maßlos lechzten. Gold war für den Herrſcher wichtigſtes Beſtechungsmittel nach außen, Belohnungsmittel im Innern, Soldmittel für den Krieg.“ (Dahn.) Auch bei den Germanen war der „Hort“ die Quelle aller irdiſchen Macht. Einen großen Schatz

*) Auch während der römiſchen Kaiſerzeit wurden, wie zur Zeit der Republik, die Jahre nach den „regierenden“ Konſuln benannt, obwohl dieſe „Regenten“ nur ſehr ſelten einen wirklichen Einfluß auf den Staat ausübten.

Digitized by Google

haben war gleichbedeutend mit Macht haben.*) Eilte nicht der junge Thorismud nach der katalaunischen Schlacht deshalb so hastig nach Hause zurück, um den Hort des gefallenen Vaters vor den Brüdern zu heben? Wer also dem Hunnenkönig persönliche Goldgier vorwirft, der verkennt die tieferen Triebfedern, die dieser scheinbaren Leidenschaft zu grunde liegen, und nimmt für Zweck, was in Wahrheit nur Mittel war.

Den überwältigenden Eindruck, den die große Persönlichkeit des Königs auf die Gemüter der Menschen ausübte, bezeugt nichts so deutlich als sein Fortleben in der Sage. Auch bei Galliern, Römern, Griechen und slavischen Völkern wurde sein Bild in phantastischer Umkleidung den Nachkommen überliefert; am merkwürdigsten aber wohl bei den Germanen. Schon oben wurde erwähnt, wie seine riesige Gestalt selbst einen Aëtius in Schatten stellte, so daß der Untergang des burgundischen Königsgeschlechtes mit den Besten des Volkes ihm, dem Allgewaltigen, zugeschrieben wurde, und wie so einer der Keime Wurzel schlug, aus dem die Sage von der Nibelungen Not erwachsen ist. Aber noch enger verknüpfte die schaffende Phantasie des Volkes die Person des großen Königs mit der eigenen, heimischen Vorzeit. Gewaltig erschütterte die Herzen die Kunde vom Tode des Völkerfürsten: nach der Hochzeitsnacht wird der König neben seiner jungen Gemahlin in seinem Blute schwimmend aufgefunden. Bald hieß es, die Frau habe den Gatten ermordet; nur Rache konnte sie natürlich zu solcher Blutthat getrieben haben. Aus Rache für wen? Darüber grübelte und dichtete das Volksgemüt: War nicht der Untergang der Burgundenkönige ungerochen geblieben? Attila war es gewesen, der sie vernichtete, so glaubte man; hier ein Mord aus Rache, dort eine Rache ohne Beweggrund. Was Wunder, wenn man diesen Beweggrund zu finden glaubte, indem man sagte: Jene Hilde, die dem König auf dem Hochzeitslager den Dolch in die Kehle stieß, war eine Schwester der Könige von Worms und sie rächte durch jene furchtbare That ihre Brüder an ihrem Mörder Attila oder Etzel. Kriemhilde heißt die kühne Rächerin in der deutschen Sage. Freilich rächt sie in unserem Nibelungen-Liede nicht mehr ihre Brüder an dem Hunnenkönig, sondern ihren ersten Gemahl Siegfried an dessen Mördern, ihren Brüdern und Hagen. Aber der skandinavische Norden hat die alte Sagengestalt treu bewahrt; hier erliegt in der That Atli (so hieß Attila im Nordischen) dem tödlichen Stahl, den seine Gattin — Gudrun nennt sie der Norden — ihm in die Brust senkt, um Rache zu nehmen für ihre schändlich ermordeten Brüder.

So beschäftigte der wunderbare Mann noch die Geister des Volkes,

*) Man lese die schöne Darlegung bei Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit 3, S. 183 ff.

Digitized by Google

als er und ſein Reich längſt dahingeſunken waren. Sein Bild verblich und veränderte die Geſichtszüge; aus dem kühnen Eroberer ward ein milder, väterlicher Friedensfürſt; aber ſelbſt im deutſchen Liede des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts klingt noch ſeltſam manche Erinnerung an den geſchichtlichen Attila und ſeine unvergleichliche Macht nach. Klingt es nicht deutlich an die Schilderung von des Hunnenkönigs Hofe an, wie Priscus ſie gegeben hat, wenn der Dichter des Nibelungenliedes ſingt von dem „großen Vogte", dem keiner an Macht ſich vergleichen kann, dem vierundzwanzig Fürſten dienen, an deſſen Hofe an der Donau „die allerkühnſten Recken, Chriſten ſowie Heiden" weilen, die „gar manche Sprache" reden, unter denen ſogar etliche „aus Reußen und Griechenland", Polen und der Walachei, aus Kiew und dem Land der „wilden Peſchenäre" (Petſchenegen) mit Pfeilen und Bogen dahingekommen ſind? Der klarſte Beweis aber für die deutliche Vorſtellung, die noch von der unermeßlichen Macht und Größe des Herrſchers im Volke lebte, iſt, daß die deutſche Sage ſogar ihren erſten Helden, Dietrich von Bern, den hiſtoriſchen Oſtgoten Theoderich den Großen, an Attilas Hof und in ſeinen Dienſt gebracht hat.

6. Das Ende der Hunnenherrſchaft und der Tod des Aëtius.

(454.)

Attilas Tod iſt beſonders deshalb ein ſo ungemein wichtiges Ereignis, weil er den Oſtgermanen, die ſich der hunniſchen Herrſchaft gebeugt hatten, das Zeichen zur Befreiung gab. Faſt acht Jahrzehnte hatten die Oſtgoten die Abhängigkeit von den wilden, häßlichen Mongolen geduldet; das hunniſche Joch war nicht ſchwer geweſen, es hatte ihnen Sprache, Sitten, ja ihr Königtum gelaſſen, und einem Manne wie Attila hatten auch ſie ſich gern gebeugt. Jetzt aber, wo der große Völkerfürſt nicht mehr war, änderte ſich die Lage der Dinge mit einem Schlage. Nur eine ſo rieſenhafte Thatkraft, eine ſo wunderbare Herrſcherbegabung konnte ſo viele und verſchiedenartige Völker, wie Attila ſie ſich unterworfen hatte, in Gehorſam und Ordnung halten. Sein Reich war auf ſeine Perſon gegründet; mit dieſer mußte jenes zuſammenſtürzen.

Er mag die Abſicht gehabt haben, ſeinen älteſten Sohn Ellak zum Erben ſeiner ganzen Königsmacht zu beſtimmen. Aber ſo jäh war die Hand des Todes dazwiſchen gefahren, daß ein geſetzlich bindender Beſchluß jedenfalls noch nicht gefaßt worden war; und deshalb drangen die zahlreichen Söhne des großen Königs auf Teilung, und Ellak mußte ſich fügen. Wie Herren über ihre Knechte, ſo glaubten dieſe Hunnenprinzen über die Zugehörigkeit der einzelnen Völker entſcheiden zu können. Als aber der Gepidenkönig Ardarich, Attilas weiſer und treuer Ratgeber,

Digitized by Google

diese Absicht der Brüder erfuhr, flammte sein germanisches Ehrgefühl hoch auf, und grimmig empfand er die Schmach der Völker, daß sie wie Leibeigene verlost werden sollten. Da rief er sein Volk zum Abfall vom hunnischen Reiche auf, und die übrigen deutschen Stämme folgten seinem Beispiel. Man rüstete sich auf allen Seiten zum gegenseitigen Vernichtungskrieg. Alle, die kurz vorher noch einträchtig und blindlings dem Willen des einen Mannes gefolgt waren, stellten sich nun plötzlich auf eigene Füße und waren mit ihrem Blut bereit, ihre Selbständigkeit zu verteidigen.

Am Flusse Nedao in Pannonien kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen den Hunnen nebst den ihnen treu bleibenden Völkerschaften auf der einen Seite und den Germanen, die zu Attilas Reiche gehört hatten, auf der andern. „Wahrlich," so etwa sagt Jordanes, „es muß ein wunderbares Schauspiel gewesen sein, wie die Völker da mit ihrer verschiedenen Bewaffnung zusammenstießen: die Goten schwangen den Speer, die Gepiden wüteten mit dem Schwert; hier zerbrach der Ruge die feindliche Waffe in der Wunde; dort flog der rasche Suebe heran; hier stürmte der Heruler halb nackt in die Schlacht; dort drangen die Alanen in schweren Rüstungen ein; dort sausten die Hunnen auf ihren windschnellen Pferden herbei und entsandten Hagelschauer von Pfeilen."*) Die Gepiden, die zuerst das Joch der Fremden abgeschüttelt hatten und deren König den Oberbefehl in der Schlacht führte, erwarben sich auch den Ruhm, zuerst den Sieg erkämpft zu haben; und die andern Germanenstämme folgten ihrem Beispiel. So blieb nach langem, schwerem Streit der Sieg den Freiheitskämpfern. An dreißigtausend Mann der Hunnen und ihrer Verbündeten fielen unter den Streichen der Germanen. Auch Ellak, Attilas ältester Sohn, blieb in der furchtbaren Schlacht, nachdem er lange mannhaft gekämpft hatte, so daß sein Vater ihm keinen rühmlicheren Tod hätte wünschen können. Seine Brüder aber zogen sich allmählich mit vielen Stammesgenossen nach dem Nordgestade des Schwarzen Meeres, und so wichen diese Hunnen wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren, und Europa war von einer seit achtzig Jahren drohenden Gefahr befreit. Einzelne Splitter des großen Stammes suchten Zuflucht auf oströmischem Gebiet, so Attilas jüngster und geliebtester Sohn Ernak. Sie alle wurden Verbündete des Kaisers und haben sich ebenso wie die nach der Pontusküste Geflohenen allmählich unter den umwohnenden Völkern verloren, nachdem sie noch eine Zeitlang als Söldner ihren alten Ruf bewahrt hatten. Bald verschwindet der einst so gefürchtete Name der Hunnen aus der Geschichte.

*) Jordanes sagt nicht, auf welcher Seite die einzelnen Völkerschaften stritten; es scheint, als ob die Heruler und Alanen den Hunnen treu geblieben wären. Dasselbe werden gewiß auch viele von den Germanen gethan haben, die (wie Ediko) in Attilas persönlichem Dienste gestanden hatten.

Digitized by Google

Nun konnten auch die vielen slavischen oder sarmatischen Stämme, die das Joch der Asiaten getragen hatten, frei aufatmen und genossen freudig die Früchte des Sieges mit, die der wackere Ardarich mit seinen germanischen Verbündeten gepflückt hatte. Im Hochgefühl der lang entbehrten Freiheit schickten diese deutschen Völker Gesandte an den oströmischen Kaiser Marcian, um seinen Rat und seine Beistimmung zu suchen wegen der Sitze, die sie nun einnehmen sollten. Der Kaiser empfing sie, wie sich denken läßt, auf das Freundlichste; die Germanen hatten ja in der That auch *seine* Sache verfochten, daher bedachte er sich nicht, einigen von ihnen als Föderaten Wohnsitze auf römischem Boden zu gewähren. Die Gepiden als die Führer zum Siege bemächtigten sich Daciens, wo sie sich namentlich im heutigen Siebenbürgen und in der Walachei ansiedelten, und zwar als Verbündete des Kaisers, der ihnen auch ein Jahrgeld bewilligte. Als aber die Ostgoten, die damals sehr geschwächt gewesen sein müssen, die Hunnen in ihren eigenen alten Sitzen am Schwarzen Meer und die Gepiden in den vormals hunnischen Gegenden sahen, baten sie den weströmischen Kaiser um Land in Pannonien, wo sie erst schon unter der hunnischen Oberhoheit gesessen hatten; gegen beträchtliche Jahrgelder verpflichteten sie sich, Mannschaft zu stellen und ihr Wohnland für sich selbst und den Kaiser gegen andere Barbaren zu schützen. Das Gepidenreich in Dacien ist ein Jahrhundert später den Langobarden erlegen; die Ostgoten aber erwarben sich schon nach fünfunddreißig Jahren einen köstlicheren Besitz als das fruchtbare, aber ausgesogene und verkümmerte Land zwischen Donau und Save, sie gründeten ein blühendes Reich, dessen Kernland Italien selbst war.

Nach diesem Lande wenden sich jetzt wieder unsere Blicke.*) Aëtius, der Kriegsminister des weströmischen Reiches hatte nach der katalaunischen Schlacht nicht gefeiert. Wie oben bemerkt worden ist, mußte er sehr bald gegen die Westgoten wieder zu Felde ziehen, da König Thorismud sein Gebiet auf römische Unkosten erweitern wollte. Nur durch manches Zugeständnis konnte er den Frieden wieder herstellen; die Ermordung Thorismuds durch seinen eigenen Bruder schwächte die Westgoten wenigstens vorübergehend, da sie Streitigkeiten im Innern hervorrief, und war insofern ein Glück für Rom. Von der Sorge vor den Hunnen befreite den Lenker des Westreiches der Tod Attilas und die Schlacht am Nedaoflusse. Es schien, als könnte noch einmal der schwankende Grund der römischen Herrschaft befestigt werden. Aëtius kam nach Italien zurück, um eine lang begehrte Frucht als Lohn für seine Dienste zu pflücken, nämlich seinen Sohn mit der Tochter des söhnelosen Kaisers zu vermählen. Hat er gehofft, diesem, seinem Sohn selbst den Weg zum Kaiserthron zu bahnen? Wer kann es behaupten? Auch Stilichos Gattin war eine Kaiserstochter, auch

*) Das Folgende nach Wietersheim 2, 273 ff.

Digitized by Google

er hatte durch Verschwägerung mit Honorius, dem er seine Töchter vermählte, seine Stellung zu befestigen gestrebt, ohne doch je die Hand nach der Krone auszustrecken. Aëtius sollte Stilichos Schicksal teilen.

„Wer Valentinian den Dritten und den Hof zu Ravenna kannte, mußte vorhersehen, daß Aëtius des Reiches Erlösung von Attila nicht lange überleben würde. Ein schwacher Herr und ein von Neid und Haß erfülltes Hofgesinde können einen übermächtigen Diener um so weniger ertragen, je größer dessen Verdienst ist. Es war die Wiederholung von Stilichos Sturz unter Honorius, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer zwar von gleicher Schwäche, aber doch etwas verständiger, vor allem ängstlicher, daher vorsichtiger war als der leidenschaftliche und zügellose Valentinian.*) Daher handelte auch Honorius nicht früher, als nachdem es durch eine schurkische Intrigue, die er gewiß nicht vollständig durchschaute, gelungen war, den größten Teil des Heeres zum Aufstand wider Stilicho zu bringen, was ihm eine Art von Vorwand bot." Ein Valentinian suchte nicht erst einen Vorwand.

Im Jahre 454 war zwischen dem Kaiser und seinem ersten Minister und Feldherrn eine Verabredung, wonach Aëtius' Sohn Gaudentius Valentinians Tochter Eudocia heiraten sollte, mit gegenseitigen Schwüren besiegelt worden, als plötzlich an Stelle der Freundschaft die bitterste Feindschaft trat. Den Einflüsterungen des Oberkämmerer Heraklius und eines hohen Beamten Namens Maximus gelang es, den unzuverlässigen Valentinian mit Argwohn und Haß gegen den hochverdienten Mann zu erfüllen, dessen Sohne er soeben seine Tochter vermählen wollte. Als einst Aëtius, um Rechnung abzulegen und Geld abzuliefern, in des Kaisers Gemach getreten war, sprang dieser mit heftigen Scheltworten auf und überhäufte den Nichtsahnenden mit den grundlosesten Vorwürfen. Der Feldherr wollte sich verantworten, aber Valentinian und Heraklius stürzten auf ihn zu und töteten ihn durch zahlreiche Dolchstöße. Natürlich teilten dann auch die Anhänger des ruchlos Gemordeten sein Schicksal. Das war der Dank, den der Kaiser Westroms dem Retter der civilisierten Welt zahlte. Der mörderische Stoß, der das Herz des Unglücklichen traf, ging auch dem alten Reich mitten durch den Lebensnerv; als Roms letzter großer Mann dahingesunken war, verendete Rom selbst in einem zweiundzwanzigjährigen Todeskampf, kläglich und ruhmlos, wie es verdiente. Ein Römer, den Valentinian fragte, ob er wohl gethan habe, den Aëtius wegzuräumen, antwortete: „Darüber, o Kaiser, kann ich nicht urteilen, aber das weiß ich genau, daß du dir die rechte Hand mit der linken abgehauen hast."

Den kaiserlichen Mörder erreichte das rächende Schicksal bald. Jener

*) Seine Mutter Placidia, die das unbändige und rohe Temperament des Sohnes noch einigermaßen im Zaume gehalten hatte, war im November 450 bereits gestorben.

Digitized by Google

Maximus, ein höchst ehrgeiziger Mann, hatte auf die Würde des Konsulats für das nächste Jahr gerechnet, sah sich aber durch die Ränke des Heraklius in dieser Hoffnung betrogen. Da trieb den schon Sechzigjährigen, der reich an Vermögen und Ehren war, die tolle Ehrsucht, nach der Krone zu greifen. Er beschloß des Kaisers Sturz. Zwei tapfere Goten, Optila und Traustila, die zu Aëtius treuesten Gefolgsmännern gehört hatten, ließen sich durch die Vorstellungen des Maximus leicht bethören, an dem Mörder ihres geliebten Feldherrn Rache zu nehmen. Die Gelegenheit bot sich ihnen bald, da sie in die Leibwache des Kaisers aufgenommen worden waren. Unbesorgt ritt Valentinian am 16. März 455 mit einem kleinen Gefolge, unter dem sich auch die beiden Goten befanden, zum Bogenschießen auf das Marsfeld. Als er aber dort vom Rosse stieg, hieb ihm Optila mit dem Schwert über das Haupt. Der Verwundete kehrte sich nach dem Angreifer um; da empfing er den zweiten Streich, der ihn zu Boden streckte. Zu gleicher Zeit schlug Traustila den Heraklius nieder; und nun ritten beide mit dem Diadem und dem Rosse des Kaisers zu Maximus, ohne daß jemand die gefürchteten Krieger aufzuhalten wagte. Valentinian war nur fünfunddreißig Jahre alt geworden.

Nach des Kaisers Tode erhoben zuerst die Soldaten, in deren Händen die Entscheidung über die Thronfolge lag, untereinander Streit; manchen gefiel es doch nicht, daß der, welcher die Mörder gedungen hatte, des Gemordeten Nachfolger sein sollte. Aber die Macht des Goldes bewährte sich. Maximus war viel reicher als seine Mitbewerber; seine Bestechungen und Verheißungen waren daher auch viel glänzender, und deshalb wurde ihm als dem Meistbietenden denn auch die Krone zugeschlagen, ein kostspieliger Erwerb, der dem Kaiser nichts einbrachte, als eine kurze Befriedigung seines Ehrgeizes und — nach einem Vierteljahre schon — den Tod.

7. Theoderich der Zweite, König der Westgoten.

(Von 453 bis 466.)

Thorismud, der junge Held, der auf der Walstatt der großen Hunnenschlacht (451) von seinen Mannen auf den Königsschild erhoben worden war, sollte sich nicht lange der Herrschaft erfreuen. Er war mit Aëtius in Streit wegen der Beute gekommen und wartete auf Gelegenheit, sich an den Römern, die ihn übervorteilt hatten, zu rächen. Schon im nächsten Jahre griff er, wie sein Vater, die wichtige Stadt Arles an, ließ sich aber zu friedlichem Vergleich bewegen. Eine prachtvolle, edelsteingeschmückte, goldene Schüssel, die fünfhundert Pfund wog, war der Preis, den die Stadt für den Abzug der Westgoten zahlte. Doch verzichtete deshalb der König nicht auf andere Eroberungen im Norden seines Reiches;

Digitized by Google

hier seine Herrschaft auf römische Kosten auszudehnen und zugleich die Kreise seines Volkes, die zu römischem Wesen hinneigten und in der Abhängigkeit von Rom ihr Heil sahen, mit aller Entschiedenheit niederzutreten, hielt der bedeutende, aber rücksichtslose Fürst für seine Hauptaufgabe. Aber eine große Zahl der Vornehmsten erhob sich wider ihn, unter ihnen seine eigenen Brüder Theoderich und Friedrich. Eine Verschwörung richtete sich gegen das Leben des Königs. Eine leichte Erkrankung suchte Thorismud mit dem beliebten Mittel des Aderlassens zu bewältigen. Da, während der König kampfunfähig war, trug ihm einer seiner Diener die Waffen weg und stürzte dann, scheinbar besorgt um des Königs Leben, wieder herein mit dem Rufe, Gefahr sei im Anzug; dies aber war nur das Zeichen für die Verschworenen, die nun in das Gemach stürmten, um den Waffenlosen zu töten. Der tapfere Held ergriff in Ermangelung des Schwertes den Fußschemel und schlug damit mehrere der Angreifer zu Boden, bis er ihren Schwertstreichen erlag. Den durch so blutige That erledigten Thron bestieg Theoderich der Zweite (453 bis 466).

Mit der schweren Schuld des Brudermordes beladen begann Theoderich seine Herrscherthätigkeit, aber die Geschichte muß ihm das Zeugnis geben, daß er ein ausgezeichneter Fürst war, der mit Kraft und doch maßvoll und milde die Geschicke seiner Völker lenkte. Seinen Bruder Friedrich, der an jener schlimmen That mit teil hatte, erhob er zum ersten Feldherrn des Reichs. Bald bot sich dem Könige Gelegenheit, in die Geschicke des weströmischen Kaiserreichs einzugreifen. Maximus, der seit Valentinians Ermordung den Purpur trug, wurde nach dreimonatlicher Regierung vom Volke getötet. Denn als Valentinians Witwe Eudocia, die von ihm gezwungen worden war, ihm, dem Mörder ihres Gatten, die Hand zur Ehe zu reichen, aus Rache dafür den Wandalenkönig Geiserich aus Afrika herbeirief, und dieser Anfang Juni (455) mit starker Macht unfern Rom landete, floh Maximus auf die erste Nachricht hiervon. Seine eigene Leibwache rief ihm Schmähworte nach, der Pöbel aber warf ihn mit Steinen. Am Haupte verwundet stürzte Maximus vom Pferde und wurde von dem wütenden Volke zerfleischt. Die Wandalen rückten in die wehrlose Stadt Rom ein und plünderten sie vierzehn Tage lang. Dann zogen sie samt Eudocia und ihren Töchtern, mit unermeßlicher Beute beladen, wieder ab. Nun hatte Maximus einen vornehmen Gallier Namens Avitus, einen hochgeachteten Mann von altem Adel, kurz vorher zum Statthalter von Gallien ernannt, und dieser war dem westgotischen Königshofe nahe befreundet. Als Theoderich noch ein Knabe war, hatte ihn Avitus in römischer Bildung unterrichtet. Jetzt weilte er eben in Maximus' Auftrag in Toulouse, um den Frieden mit den Westgoten, die eine drohende Haltung angenommen hatten, zu befestigen. Da kam die Nachricht vom

Digitized by Google

Tode des Kaisers, und die Achtung der vornehmen Gallier, die Beliebtheit, der er bei den Westgoten sich erfreute und vor allem die dringende Aufforderung Theoderichs bewogen ihn alsbald, sich um den Thron zu bewerben. Das Heer gab mit Freuden seine Zustimmung, und auch in Italien fand Avitus Anerkennung.

Damals fiel in Spanien der König der Sueben Rikiar, der eine Schwester des Westgotenkönigs zur Frau hatte, in das den Römern gehörige Gebiet von Carthagena ein und brandschatzte mitten im Frieden das unglückliche Land. Da glaubte sich Theoderich, der dem Avitus auf den Thron geholfen hatte, verpflichtet, dem Reiche seines Schützlings beizustehen und den schnellen Eroberungen seines Schwagers Einhalt zu thun. Er sowohl als Avitus schickten Gesandte an Rikiar, die diesen von dem einmütigen Zusammengehen der Römer und Goten unterrichten und ihn auffordern sollten, wieder in sein Reich zurückzugehen. Allein Rikiar wies die Gesandten hochmütig ab und plünderte ruhig weiter. Noch einmal betrat Theoderich den Weg friedlicher Unterhandlung und ließ ihm durch eine neue Gesandtschaft eine ernstliche Warnung zugehen. Aber die Antwort des übermütigen Suebenkönigs lautete: „Wenn du mich hier in meinen Unternehmungen störst, so werde ich bald selbst vor deine Hauptstadt Tolosa rücken; dort widerstehe mir, wenn du vermagst!“ Da war Theoderichs Geduld zu Ende; mit starker Heeresmacht und in Begleitung des Burgunderkönigs Gundiuch und dessen Sohnes Hilperich, die ihn mit Hilfsrotten unterstützten, zog er über die Pyrenäen. Der eben noch so stolze Rikiar aber wich vor dieser bedeutenden Kriegsmacht in die Berge von Asturien zurück, und hier kam es bei Astorga am Flusse Urbicus (jetzt Obrego) am 5. Oktober 456 zur Schlacht. Die Sueben waren durch die langen Raubzüge, auf denen sie wenig Widerstand fanden, verwöhnt und zeigten sich zucht- und mutlos. Kaum hatten die Goten die Schlacht eröffnet, als die Sueben die Flucht ergriffen. Ihr König selbst wurde verwundet nnd floh nach der galicischen Küste. Hier wollte er sich von Portucale aus (wahrscheinlich dem jetzigen Kap Ortegal bei Ferrol) einschiffen und in Afrika Zuflucht vor den nachsetzenden Goten suchen. Allein ein Sturm warf sein Fahrzeug wieder an den Strand und lieferte ihn den Feinden in die Hände. Theoderich, der das ganze Suebenland unterwarf und in Bracara, der Hauptstadt, am 28. Oktober einzog, ließ den gefangenen Rikiar hinrichten, behandelte aber im übrigen die Besiegten mit Schonung und erklärte überall, daß er im Namen des Kaisers komme, und Gesandte des Avitus versicherten dasselbe. Das Suebenreich war gänzlich in seiner Gewalt, und er setzte ihm in der Person des Achiulf, eines Fürsten aus dem suebischen Volksstamm der Warnen, einen König, der ganz von ihm abhängig war. Von Galicien aus zog Theoderich nach Süden bis

Digitized by Google

nach Merida in Lusitanien, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen. Da erhielt er die Kunde, daß der von ihm beschützte Kaiser Avitus in Rom vom Thron gedrängt worden war (September 456).

Einige Monate nach Geiserichs Abzug war Avitus nach Rom gekommen. Den Oberbefehl über das Heer übergab er dem Rikimer, dem Sohn eines Suebenfürsten und der Tochter des Westgotenkönigs Walja, der auch dem burgundischen Königshause verschwägert war. So öffnete vornehmes Geschlecht, ebenso wie eignes Verdienst ihm den Weg zu hohen Ehren. „Königlich wie seine Herkunft war sein Wesen. Er überragte alle, die neben und mit ihm in die Höhe strebten, und er besaß auch die ganze Rücksichtslosigkeit, ohne welche sich in dieser aus den Fugen gegangenen Welt niemand behaupten konnte." Die wieder heransegelnde Flotte der Wandalen zwang er zur Landung auf Korsika und schlug das Heer in einer blutigen Schlacht. Darauf kehrte er nach Rom zurück, nötigte den Avitus zur Abdankung und soll ihn später haben töten lassen. Entschlossen, die oberste Leitung des Reiches zu behaupten, verschmähte er doch für sich selbst den Kaisertitel und ernannte einen seiner Freunde, Majorian zum Kaiser Westroms.

Die Nachricht von diesen Vorgängen bewog den Westgotenkönig zunächst dazu, Spanien zu verlassen und nach Tolosa zurückzukehren. Doch führte er den Krieg nun auf eigne Hand und in seinem eignen Interesse fort und sandte einen starken Heerhaufen nach Galicien und Asturien, der das offene Land greulich verwüstete und mehrere Städte ausplünderte und in Asche legte. Da trat Achiulf plötzlich gegen die Goten auf, denen er doch seine Herrschaft verdankte. Aber die gotischen Truppen, die sich plündernd zerstreut hatten, zogen sich schleunigst zusammen und griffen den Suebenkönig an, noch ehe er über ein bedeutendes Heer verfügte. Er wurde geschlagen, auf der Flucht gefangen und in Portucale auf Befehl Theoderichs als Empörer hingerichtet (Juni 457). Das Volk erhielt Verzeihung, und Theoderich erlaubte ihm sogar, sich selbst einen König zu wählen. Unglücklicherweise aber brachen unter den Sueben innere Streitigkeiten aus; anstatt durch Eintracht und Frieden sich wieder zu stärken, wüteten die Parteien untereinander sieben Jahre lang.

Theoderich ließ die Sueben sich selbst zerfleischen und griff inzwischen in Spanien die römischen Provinzen im Osten an, wo er südlich bis nach Bätica (jetzt Andalusien) vordrang, bedrohte aber auch die an sein Reich grenzenden Teile Galliens, die unter römischer Herrschaft standen. Die Friedensvorschläge Majorians verwerfend, überschritt er die Rhone und belagerte Arles. Doch die Tapferkeit des Ägidius, der jetzt als Nachfolger des Aëtius den Oberbefehl in Gallien führte, vereitelte sein Unternehmen und machte ihn zu friedlichen Unterhandlungen mit den Römern

Digitized by Google

geneigt. Er erkannte Majorian als Kaiser an und erneuerte den Föderatvertrag mit Rom; ja er zog gemeinsam mit römischen Scharen gegen die Wandalen und die Sueben, die sich von neuem erhoben hatten. Von Carthagena aus wollte Majorian nach Afrika übersetzen, um die Wandalen zu bekriegen, was aber der schlaue König Geiserich zu verhindern wußte, indem er die römische Flotte in Brand steckte. Dagegen brachte Theoderich die Sueben durch furchtbare Plünderungen und unvermutete Überfälle zur Ruhe.

Nicht lange darauf ermordete der herrschsüchtige Rikimer den Kaiser Majorian, da ihm dieser zu selbständig wurde; in der That war er ein thatkräftiger und tüchtiger Herrscher gewesen. An seine Stelle erhob der „Kaisermacher" einen unbedeutenden Mann, Namens Severus, der das war, was er nach Rikimers Willen sein sollte, das gefügige Werkzeug des Gewaltigen.

Aber Ägidius, ein Freund des Ermordeten, weigerte sich, den neuen Kaiser anzuerkennen und war im Begriff, mit einem starken Heere nach Italien aufzubrechen, als Theoderich in die seinem Reiche benachbarten Gegenden Galliens einfiel, um sie als leichte Beute an sich zu reißen. Allerdings unterließ nun Ägidius seinen Zug nach Italien, doch Rikimer hatte inzwischen mit Theoderich unterhandelt und ihm einen Teil der Narbonensischen Provinz angeboten, wenn er den Ägidius mit Krieg überziehe. Als nun Theoderich vor Narbonne gerückt kam, übergab ihm der Befehlshaber die Stadt, und Ägidius mußte sich zurückziehen und den Goten das Land bis zur Rhone überlassen (462), eine für das Westgotenreich sehr wichtige Eroberung, da Narbonne der Schlüssel zu Gallien und Spanien war. Ägidius sammelte seine letzten Streitkräfte an der Loire, wo er die von den Goten besetzte Festung Chinon einige Zeit vergebens belagerte. Schon soll der römische Feldherr den Goten, die von Friedrich, des Königs Bruder, befehligt wurden, das Wasser abgeschnitten haben; da erflehte der fromme Maximus, ein Schüler des heiligen Martin von Tours, durch inbrünstiges Gebet, wie die Legende berichtet, reichlichen Regen vom Himmel und die Römer sahen sich genötigt, die Belagerung aufzuheben. Allzukühn aber verfolgte Friedrich den abziehenden Feind, plötzlich wandte sich Ägidius, bot den Goten eine Schlacht an und schlug sie gänzlich. Friedrich selbst war unter den Gefallenen. Und nun schien das Glück den Goten ganz untreu zu werden; die Alanen in Gallien ließen sich durch Ägidius zu einem Feldzug gegen Theoderich bewegen, und der Feldherr selber drang tief in das Gotenreich ein; da starb er plötzlich durch Gift, das ein heimlicher Anhänger Rikimers ihm gemischt hatte (463).

Dieser Tod befreite den Gotenkönig von seinem gefährlichsten Feinde. Theoderich befestigte nun ungehindert seine Herrschaft in den eroberten Ländern. Noch einmal wollte er ein Heer gegen die unruhigen Sueben

Digitized by Google

schicken. Aber als der Gesandte, der zuerst die Sueben vom weitern Vordringen auf gotisches Gebiet abmahnen sollte, nach Tolosa zurückkehrte, um Bericht über seine Sendung abzulegen, fand er den König nicht mehr vor. Durch Brudermord war Theoderich auf den Thron gekommen; dasselbe Verbrechen ward nun an ihm verübt: sein Bruder Eurich wartete, von Herrschsucht verlockt, die Zeit nicht ab, wo die Zeit ihn auf den Thron rief, sondern erhob die Mörderhand gegen den eigenen Bruder und König. So büßte dieser für seine Schuld (466).

Von Theoderichs äußerer Erscheinung, seiner Lebensweise und seinem Charakter besitzen wir eine ungemein anziehende und anschauliche Schilderung in einem Briefe des Dichters Apollinaris Sidonius,*) dem Schwiegersohn des Kaisers Avitus, der oft um den König war und ihn und seinen Hof genau kannte. „So ist dieser Brief nicht nur in Beziehung auf Theoderich sehr interessant, sondern wirft auch auf den damaligen Kulturstand des gotischen Volkes ein helles Licht, weil er uns dessen Sitten und Gebräuche so nahe vor die Augen führt.“**) Wir teilen deshalb das Schreiben, das an des Verfassers Bruder Agricola gerichtet ist, vollständig mit. „Schon oft hast du mich aufgefordert, weil der Ruhm des Gotenkönigs Theoderich so weit unter den Völkern verbreitet ist, ich möchte dir seine Gestalt und Lebensweise schildern. Ich erfülle gern diesen Wunsch, soweit der eng bemessene Raum eines Briefes es zuläßt; denn der Mann ist es wert, auch von denen gekannt zu werden, die ihm weniger nahe stehen; so hat ihn Gott und die Natur mit allen Gaben gesegnet. Seine Sitten aber sind so beschaffen, daß selbst die Mißgunst gegen seine Macht seine Vorzüge nicht zu schmälern vermag. Was seine äußere Gestalt anlangt, so ist sein Leib schön gewachsen, nicht übermäßig lang, doch über das Mittelmaß hinausragend. Der Scheitel seines Hauptes ist rund; das lockige Haar ist von der glatten Stirn zurückgestrichen, der Nacken weniger fleischig als sehnig. Um die Augen schwingen sich starke bogenförmige Augenbrauen; und wenn er die Augen schließt, so reichen die langen Wimpern ein gutes Stück auf die Wangen hinab. Die Ohren werden, wie es die Sitte des Volkes will, ganz verdeckt durch die niederwallenden Locken. Die Nase ist sehr schön gebogen, die Lippen fein und nicht weit nach den Mundwinkeln ausgedehnt. Den Bart läßt er sich täglich durch einen Diener scheren, nur an den schmalen Schläfen

*) Geboren 430 zu Lyon, stieg er zu den höchsten Würden in Rom auf, zog sich nach dem Sturze seines Schwiegervaters Avitus ganz aus dem Staatsleben zurück, wurde Bischof zu Clermont und starb 488. Seine — lateinischen — Gedichte sind rhetorisch geziert und ganz im Geschmack der Zeit, dagegen besitzen seine zahlreichen Briefe für die Kulturgeschichte seines Zeitalters einen sehr hohen Wert.

**) Aschbach, Geschichte der Westgoten S. 143.

Digitized by Google

wächst er dicht hervor. Kinn, Kehle und Hals sind nicht fett, aber saftreich, zart und weiß und, näher betrachtet, mit jugendlicher Röte durchschimmert; denn der König errötet oft, aber nicht aus Zorn, sondern aus Bescheidenheit. Seine Schultern sind rund, die Oberarme stark, die Unterarme hart, die Hände breit, die Brust hoch, der Bauch nicht vorgedrängt. Auch alle übrigen Teile des Körpers zeigen das schönste Ebenmaß, die Schenkel und Waden sind kräftig, kleine Füße tragen die starken Glieder. Sein Tageslauf aber ist in folgender Weise eingeteilt. Frühe vor Tagesanbruch schon versammeln sich einige Geistliche bei ihm, dann wird vor ihm und einem ausgewählten Gefolge ein Gottesdienst gehalten, dem er mit großer Aufmerksamkeit folgt. Den übrigen Teil des Morgens nimmt die Sorge für die Verwaltung seines Reiches in Anspruch. Dabei steht neben dem Thronsessel der Waffenträger des Königs. Seine Leibwache, nach gotischer Sitte mit Pelzen bekleidet, wird, um jede Störung zu vermeiden, im Vorzimmer aufgestellt, das nur durch einen Vorhang von dem größeren Raume getrennt ist. Die Stimmen von innen werden draußen nur als ein leises Murmeln vernommen. In den Saal zu dem Könige haben die Gesandten fremder Völker Zutritt; diese hört er aufmerksam an und spricht wenig. Von den Geschäften, die verhandelt werden, verschiebt er die wichtigen, wenn sie reifliche Überlegung erfordern; die andern macht er rasch ab. Um die zweite Stunde (um acht Uhr morgens) erhebt er sich von seinem Sitze und geht in die Schatzkammer oder in den Stall, um sich am Anblick seines Hortes oder seiner Rosse zu erfreuen. Ist eine Jagd angesagt, so hält er es nicht der königlichen Würde für angemessen, den Bogen selbst zu tragen; sondern wenn er einen Vogel oder ein wildes Tier erblickt, so streckt er seine Hand nach hinten und der dienstthuende Knabe reicht ihm schnell den Bogen mit ungespannter Sehne. Denn wie er es für knabenhaft hält, den Bogen in ein Behältnis geschlossen zu tragen, so dünkt es ihm weibisch, sich ihn gespannt geben zu lassen. Er spannt ihn selber, und dann mag er zielen, wonach er will, er wird niemals fehlen. Wenn die Stunde des Mahles gekommen ist, das sich an gewöhnlichen Tagen von dem eines andern Goten nicht unterscheidet, so trägt kein keuchender Diener eine Menge schweren Silbergeschirres für die Speisenden auf. Gesprochen wird während der Mahlzeit nur von ernsthaften Sachen. Das Tafelzeug ist teils purpurn gefärbt, teils von weißem Leinen. Die Gerichte bestehen aus nicht eben kostbaren, aber schmackhaft zubereiteten Speisen; das Geschirr zeichnet sich durch Sauberkeit, nicht durch Gewicht aus. Selten werden die Becher geleert, denn man trinkt mehr, um den Durst zu stillen, als um dem Trunk zu frönen. So verbindet sich in allem öffentliche Pracht mit häuslicher Sparsamkeit und königlichem Anstand. Von der Pracht der Gastmähler an festlichen Tagen schweige

Digitized by Google

ich, denn diese sind niemandem unbekannt. Nach Beendigung des Mahles überläßt sich der König zuweilen einem kurzen Mittagsschlaf. Dann belustigt er sich eine Weile am Brettspiel. Er faßt die Würfel schnell, schüttelt sie langsam und wirft sie dann mit irgend einem Scherzwort hin. Bei guten Würfen schweigt er und lacht bei schlechten; wenn sie aber weder gut noch schlecht sind, ärgert er sich. Er sucht keinen Gewinn, noch fürchtet er Verlust; bloß durch Zufall, ohne Geschicklichkeit zu gewinnen ist ihm zuwider. Es ist, als ob er im Spiel ein Bild des Krieges erblickte. Die Teilnehmer am Spiel bittet er zu vergessen, daß er der König sei, und sich frei und zwanglos zu bewegen. Er will nicht gefürchtet sein. Großen Spaß bereitet es ihm, wenn ein Mitspieler, der verloren hat, seinen Verdruß und Ärger nicht verbergen kann. Dann ist er stets in der besten Laune, und dann ist es auch an der Zeit ihn zu bitten, wenn man eine Gunst von ihm zu erhalten wünscht; wer eine Bitte auf dem Herzen hat, der bringt sie in solchen Augenblicken vor. Ich selbst habe oft, wenn ich etwas von ihm wollte, mit Vergnügen verloren; denn was ich im Spiele verlor, das gewann ich dann vielfältig wieder. Nach dem Spiel, von der neunten Stunde an (um drei Uhr nachmittags), widmet sich der König wieder den Herrschersorgen, die auf ihn eindringen. Es nahen sich jetzt alle die, welche ihm eine Sache vorzutragen haben, und dies dauert fort bis zur Stunde der Abendmahlzeit, an der nur seine Freunde teilnehmen. Zuweilen, doch nicht häufig, werden während des Abendessens auch Spaßmacher hereingelassen, die aber keinen der Gäste durch ihre Witze verletzen dürfen. Von Gesang und Saitenspiel liebt er nur die Art, durch welche der Mut belebt wird. Sobald er sich dann erhebt, ruft er die nächtlichen Wachen in den Königshof. Bewaffnete stehen bei den Eingängen des königlichen Hauses und hüten den Schlummer des Herrschers."

So beschreibt Apollinaris Sidonius das tägliche Leben des Königs. Man erkennt aus seiner Schilderung leicht, daß die Lebensweise der Westgoten sich seit den Tagen Athanarichs und Frithigerns bedeutend verfeinert, aber doch nicht die frische, einfache Art der germanischen Heimat völlig eingebüßt hatte.

8. Höchste Blüte des Reiches von Tolosa unter König Eurich.

(Von 466 bis 484.)

Mit Bruderblut war zum zweiten Male der Thron besudelt, den König Eurich bestieg. Aber auch diesem Manne gegenüber, von dem der Blick sich schaudernd abwenden möchte, da er das Kainszeichen an der Stirn trug, muß die Geschichte sagen: er war ein ausgezeichneter Fürst wie sein Bruder und gewaltiger und thatenreicher als dieser Bruder. Eurich war

Digitized by Google

zum Herrſcher geboren; „ebenſo gewaltig als Krieger wie verſchlagen, ſchlau und zäh als Staatsmann,“ hat er die achtzehn Jahre ſeiner ruhmvollen Regierung hindurch raſtlos Macht und Glanz ſeines Reiches vermehrt und ſein Volk zu der höchſten Stellung erhoben, die dieſem überhaupt beſchieden war. Daß es ihm in weit höherem Maße gelang, nicht nur die Grenzen des Gotenreiches zu erweitern, ſondern es auch im Innern feſt und ſelbſtändig zu machen, den letzten Schein der Abhängigkeit von Rom zu tilgen und dem Weſtgotennamen einen furchtbaren und ehrenvollen Klang zu verſchaffen, kurz ſein Reich zur Großmacht des europäiſchen Weſten zu erheben, das erklärt ſich zum guten Teil aus ſeiner perſönlichen Größe; aber es iſt auch nicht zu verkennen, daß das ſchnelle, unaufhörliche Sinken des weſtrömiſchen Reiches den ehrgeizigen und länderſüchtigen Plänen Eurichs trefflich zu ſtatten kam.

Die Zuſtände in Rom waren traurig. Rikimer hatte den dritten der von ihm ſelbſt auf den Thron geſetzten Kaiſer, den ſchwachen Severus, wieder geſtürzt (465), vielleicht vergiftet. Dieſem war es freilich nicht gelungen, das Reich gegen die Wandalen und ſeine übrigen Feinde zu ſchützen und dem kaiſerlichen Namen Achtung zu erzwingen. Aber wie wäre dies überhaupt unter ſolchen Umſtänden denkbar geweſen, da alle Welt wußte, daß in der That nicht die Kaiſer regierten, ſondern der furchtbare Suebe? Eine ſolche Willkürherrſchaft war nicht geeignet, den Fall des Reiches aufzuhalten, ſie hat vielmehr ſeine letzte Kraft vollends zerſtört. Noch Majorian hatte nicht Unbedeutendes erzielt: die Weſtgoten mußten Spanien und Arles aufgeben, ein Heer ſammelte ſich in Carthagena, das die Wandalen in Afrika bekriegen ſollte; wenn auch Geiſerich durch verwegenen Überfall (wie es ſcheint) die Flotte zerſtörte und Majorian nach Rom zurückkehren mußte, ſo hatte das Reich doch wieder einmal eine achtunggebietende Macht entwickelt. Nach der Ermordung dieſes tüchtigen Mannes aber vermochte Rikimer ſelbſt ebenſowenig wie ſein Schattenkaiſer Severus etwas Bedeutendes auszurichten. Den Weſtgoten mußte das Gebiet von Narbonne abgetreten werden, in Spanien kümmerte ſich niemand um die kaiſerliche Regierung, im Oſten des Reiches nahm der tapfere Statthalter von Dalmatien, Marcellinus, eine ſelbſtändige, ja feindſelige Stellung ein. Nicht über Italien hinaus reichte Rikimers Einfluß, und auch dieſes Land konnte er nur durch Geld und demütige Geſandtſchaft vor den Plünderungen der wandaliſchen Seeräuber ſchützen. Und doch war Rikimer perſönlich ein tapferer Mann: den Alanenkönig Beorgar, der mit einer Raubſchar die Alpen überſchritten hatte und in Italien einbrach, ſchlug er bei Bergamo aufs Haupt und tötete ihn.

Nach der Abſetzung des Severus regierte Rikimer faſt zwei Jahre lang ganz ohne einen Kaiſer. Staatsrechtlich ging die Herrſchaft auch über den

Digitized by Google

Westen jetzt auf den oströmischen Kaiser Leo über. Deshalb schickte Eurich sogleich nach seiner Thronbesteigung Gesandte nach Konstantinopel. Da aber Rikimer die steigende Not des Reiches sah und Verbindung mit Ostrom wünschte, so fügte er sich den Bitten des Volkes und Senates nicht ungern, die die Ernennung eines neuen Kaisers durch Leo heischten. Dieser war froh, wieder einmal auch im Westen ein entscheidendes Herrenwort sprechen zu können und schickte den Römern einen Kaiser in der Person des Konsulars und Patricius Anthemius (467). Rikimer gab seine Einwilligung und heiratete die Tochter des Anthemius, Euphemia. Nun vereinigten sich alsbald die beiden Kaiser zu einem gemeinschaftlichen Angriffskrieg gegen den schrecklichen Geiserich. Als dies Eurich zu Ohren kam, gab er den Versuch einer Verständigung mit Leo auf und verbündete sich sogleich mit Geiserich, denn er sah ein, daß, wenn die Germanenmacht in Afrika vernichtet würde, das römische Reich erstarken und auch ihm Verderben drohen werde. Ebenso schickte er Gesandte an die spanischen Sueben, um das westgotische Ansehen unter ihnen aufrecht zu erhalten und sich für den Fall eines Krieges mit Rom ihrer Hilfe zu versichern. Ja selbst in Gallien unterhandelte der römische Statthalter Arvandus heimlich mit Eurich zu einmütigem Vorgehen gegen die kaiserliche Regierung, ein Beweis für die Zerrüttung des Reiches, und freilich „kann man es den verzweifelnden Provinzialen kaum verdenken, daß sie, in Ermangelung römischer Hilfe, zu jedem Mittel der Selbsterhaltung, auch zum Anschluß an die Barbaren, griffen.“*) Arvandus riet dem Westgotenkönig, den Frieden mit dem Kaiser zu brechen, die Briten, die, von den Angelsachsen aus Britannien vertrieben, sich mit Erlaubnis des Kaisers nördlich der Loire, in Aremorica, der heutigen Bretagne (d. i. Britannia), angesiedelt hatten, anzugreifen und sich dann ganz Galliens zu bemächtigen. Aber ein Brief dieses Inhaltes, den der Statthalter an Eurich schickte, wurde aufgefangen und Arvandus selbst gefangen nach Rom gebracht. Hier ward er zum Tode verurteilt, auf Fürbitte seines mächtigen Freundes Apollinaris Sidonius aber begnadigt und nur aus dem Reiche verbannt.

Eurich ließ sich durch den Sturz seines Bundesgenossen nicht in seinen Plänen beirren. Er sah, wie Jordanes einfach und treffend sagt, den häufigen Wechsel der römischen Kaiser und das Schwanken des Reichs; da beschloß er, Gallien sich zu eigenem Recht zu unterwerfen. Geiserich, der alte schlaue Wandale, der sogar die Ostgoten an der Donau zu einem Angriff gegen Ostrom zu bereden wußte, bestärkte Eurich in seinen Absichten. Ein westgotisches Heer entriß den mit Anthemius verbündeten Sueben Merida und Lissabon und den Römern selbst Tarraco, Sevilla und Coïmbria;

*) Dahn, Urgeschichte 1. Bd., S. 362.

Digitized by Google

Eurich selber zog gegen die Briten in der Aremorica zu Felde, die als Bundesgenossen des Kaisers unter ihrem König Riothimus den Römern zu Hilfe eilten. Eurich überschritt die Nordgrenze seines Reiches und brach in das britische Gebiet ein, während Riothimus zu Schiffe nach Süden fuhr und in Eurichs Rücken südlich der Loire landete, um von hier aus rasch nach Osten vorrückend sich mit einem römischen Heere in Nordgallien zu vereinigen. Aber Eurich schnitt ihm durch eine schnelle Schwenkung den Weg ab, Riothimus warf sich mit zwölftausend Mann in die Stadt Bituriges (jetzt Bourges) südlich von Orleans und wurde hier von den Westgoten belagert. Ehe das römische Heer zum Entsatz heranrückte, zwang Eurich ihn zu einer Schlacht und schlug ihn gänzlich, so daß der Brite mit den Überresten seines Heeres sich zu den Burgunden flüchten mußte, die ihn als treue Bundesgenossen Roms freundlich aufnahmen (470). Diese sowohl als die Franken stritten auf Seite der Römer, doch waren sie zu schwach, den Siegesflug der Westgoten zu hemmen.

Nachdem Eurich das südliche Gebiet der Briten um Bourges mit dieser wichtigen Stadt seinem Reiche einverleibt hatte, wendete er sich gegen die Römer selbst. Die neuen Wirrsale in Rom erleichterten ihm wesentlich den Erfolg, denn dort hatte sich Rikimer mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser Anthemius, überworfen, ihm den Purpur von den Schultern gerissen und den Senator Olybrius zum Kaiser erhoben (472). Aber kurz darauf starb der gefürchtete „Kaisermacher" und wenige Tage nach ihm auch Olybrius (Oktober 472). Einige Monate blieb der Thron ganz unbesetzt, bis (im März 473) Glycerius mit dem unheilbringenden Schmucke des Diadems bekleidet wurde. Während dessen dehnte Eurich seine Reichsgrenzen auf römische Kosten nach Nord, Ost und Süd aus; die schwachen Besatzungen der Römer vermochten ihm ebensowenig Einhalt zu thun, wie die bundestreuen Briten und Burgunden.

Nur eine höchst wichtige Landschaft, das waldige Hochland von Auvergne*), mit ihrer tapfern Bergbevölkerung und ihrer festen Hauptstadt Clermont-Ferrand (damals Arverna genannt), die sich wie eine Insel aus dem grünen Becken der Limagne (Nieder-Auvergne) hebt, stand diesen Fortschritten noch sehr unbequem im Wege. Sie wurde von Ecdicius, dem Sohn des Kaisers Avitus und Schwager des Bischofs Apollinaris Sidonius, mit Hilfe burgundischer Föderaten mutig und erfolgreich gegen heftig wiederholte Angriffe verteidigt. Wie ein Keil oder vorspringender

*) Die nachstehende Darstellung folgt mit einigen Abweichungen dem berühmten Werke Felix Dahns „Die Könige der Germanen" (5. Bd. S. 92 ff.) und der „Vorgeschichte der germanischen und romanischen Völker" von demselben Verfasser (1. Bd., S. 362 f.).

Digitized by Google

Winkel trennte sie sperrend die nördliche Hälfte des gotischen Gebietes von der südlichen und hielt das Wachstum gotischer Volkskraft scharf einschnürend auf. Das steigende Verlangen nach Ausbreitung über ein weiteres Gebiet lag offenbar dem ununterbrochenen Drängen aller westgotischen Könige, von Theoderich dem Ersten bis auf Eurich, als treibende Kraft zu Grunde. Deshalb ward in den nächsten Jahren die Hauptarbeit Eurichs der diplomatische und kriegerische Kampf um die Auvergne. Angriff und Widerstand in diesem Kampfe werden uns von einer mithandelnden Person, dem mehrerwähnten Apollinaris, in zahlreichen Briefen geschildert, anschaulich und wahr, aber auch leidenschaftlich und voll Haß gegen den Arianer und „Barbaren" Eurich, über dessen Erfolge auf Erden sich der Bischof nur mit dessen sicherer Verdammnis im Jenseits einigermaßen trösten kann.

Mit heißem Eifer und kühler Hartnäckigkeit zugleich verfolgte der König seine Pläne auf eine Erwerbung, welche für die Zukunft des mächtig anwachsenden Staates entscheidend schien. Wiederholte Angriffe erzielten nur schwere Verheerungen; das offne Land ward so verwüstet, die Städte so verödet, daß z. B. in den Straßen von Vienne die Hirsche umherliefen. So litt das unglückliche Land bittere Drangsale; aber alle diese Plagen überwanden nicht den zähen Widerstand, den die Hauptstadt Clermont leistete. Es bewährte sich hier, wie so häufig in jener Zeit, daß, als die Regierung in Rom oder Ravenna die außeritalischen Reichsteile nicht mehr zu schützen vermochte, diese Provinzen ihre Verteidigung gegen die Barbaren mit löblichem Mute auf eigne Hand übernahmen. So kehrte sich Ecdicius nicht einmal daran, daß der schwache Kaiser Glycerius das umstrittene Gebiet dem Westgotenkönig förmlich abtrat. Der römisch gesinnte Provinzial-Adel, der Träger des Reichtums und der Bildung, in stolzen Traditionen groß gezogen, und die zu ihm haltende höhere Geistlichkeit war es, die, von geringen Truppen unterstützt, fast nur mit eignen Mitteln den westgotischen Angriffen mit Erfolg widerstand, indem sie Freigelassene, Klienten, Kolonen und Sklaven bewaffneten. In diesen römisch-keltischen Geschlechtern war die alte kriegerische Tüchtigkeit noch nicht ganz erstorben, und da ein Ecdicius und ein Apollinaris an ihrer Spitze standen, so machten sie dem siegreichen Westgotenkönig genug zu schaffen. Selbst der Bischof wollte lieber alle Schrecken des Krieges ertragen als sich der Anordnung des bedrängten Glycerius fügen. Im äußersten Falle war man entschlossen, sich dem Zorn und der Rache des Westgotenkönigs massenweise durch Auswanderung oder Eintritt in den geistlichen Stand zu entziehen, „die Heimat zu opfern oder die Haare", wie Apollinaris, in aller Entrüstung und Bedrängnis noch witzig, sich ausdrückt.

Auf die Dauer freilich konnte die von Rom aufgegebene Landschaft

Digitized by Google

sich gegen die gotische Übermacht nicht halten. Als Glycerius nach vierzehnmonatlicher Regierung vom Throne gestoßen wurde, da sein Beschützer, der Nachfolger des Rikimer, Gundobad, ein burgundischer Königssohn, nach dem Tode seines Vaters in sein kleines heimatliches Reich zurückkehrte und den Oberbefehl über das weströmische verächtlich im Stich ließ, wurde an Stelle des Glycerius ein Verwandter des oströmischen Kaisers, der nicht untüchtige Julius Nepos, mit dem Purpur bekleidet. Auch dieser vorletzte Kaiser Westroms sah ein, wie notwendig der Friede mit den Westgoten sei, selbst wenn er große Opfer koste; denn mit Waffengewalt zu trotzen konnte bei der kläglichen Lage des Reiches niemandem einfallen. Zwei Gesandtschaften, die Nepos an Eurich abschickte, mußten unverrichteter Dinge wieder heimkehren, da der Gotenkönig auf der Abtretung der ganzen Auvergne bestand. Der Kaiser, in der Überzeugung, es sei nutzlos den Feinden zu verweigern, was binnen kurzem doch in ihre Hände fallen mußte, schickte eine dritte Gesandtschaft an Eurich, die einen letzten Versuch machen sollte, ob man den Westgoten nicht etwas abhandeln könne. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand der Bischof von Pavia, Epiphanius, der später unter die Heiligen versetzt wurde.

Als Epiphanius vor den großen Herrscher trat, redete er ihn folgendermaßen an: „Erhabener König, obwohl der Ruhm deiner Tapferkeit und Macht deinem Namen einen furchtbaren Klang unter den Menschen erworben hat, so bedenke doch, daß nur die Hand des allmächtigen Gottes den Königen ihre Herrschaft verleiht und daß selbst dein Schwert und dein starker Arm dich nicht schützen werden, wenn der Allmächtige dir zürnt. Denke daran, daß auch du unter einem Herrn stehst, dessen Geboten wir alle gehorchen müssen, überlege, daß man den, der sich von der Leidenschaft hinreißen läßt, nicht einen starken Mann nennen kann, und beherzige, daß der am sichersten sein Eigentum schützt, der fremdes nicht begehrt. Mein Kaiser Nepos sendet mich zu dir, damit ich mit dir eine friedliche Übereinkunft wegen der Grenzen eurer Länder besprechen soll. Obwohl er den Kampf nicht fürchtet, so zieht er doch den Weg des Friedens vor. Er bittet, wo er befehlen könnte, du möchtest die alten Grenzen gelten lassen, und wünscht dein Freund zu heißen, wo er sich doch, kraft der alten Verträge, deinen Herrn nennen könnte." Nach diesen in lateinischer Sprache gesprochenen und vom gotischen Bischof Leo gedolmetschten Worten erhoben die anwesenden Fürsten der Goten ein unwilliges Murren. Aber dem König mißfiel die kühne Sprache nicht, er beschwichtigte den Unwillen seiner Getreuen und antwortete mit freundlicher Gelassenheit also: „Obwohl der Panzer meine Brust nicht verläßt und meine linke Hand immer den Schild zu tragen bereit ist wie meine rechte das Schwert, so habe ich doch einen Mann gefunden, der den Kriegsmann durch Worte zu besiegen versteht.

Digitized by Google

Ich sehe, daß es Römer giebt, die nicht bloß schöne Reden zu machen wissen, sondern deren Worte auch zum Herzen dringen. Ich werde thun, ehrwürdiger Bischof, was du forderst; denn du stehst höher in meiner Achtung als die Macht dessen, der dich sendet. Empfange meinen Eid, und versprich auch du an Stelle deines Kaisers, daß an der Grenze unsrer Reiche fortan Freundschaft und Friede herrschen soll." Nachdem der König, obwohl er der lateinischen Sprache mächtig war, dies in gotischer Sprache gesprochen hatte, schloß er mit dem Gesandten Roms einen feierlichen Vertrag, den Nepos auch bestätigte, kraft dessen alle Länder südlich der Loire und westlich der Rhone den Westgoten gehören sollten (475).

So war die kühne Verteidigung der Auvergne vergebliche Anstrengung gewesen. Ecdicius floh zu den Burgunden, Apollinaris Sidonius ward in seiner Bischofsstadt Clermont, die nun den Goten die Thore öffnete, verhaftet und nach Livia bei Narbonne abgeführt. Der Bischof Leo, der an Eurichs Hofe viel galt, erwirkte aber seine Freilassung. Kurz darauf erschien der geschmeidige Mann in Tolosa, um vom Könige Wiedereinsetzung als Bischof von Clermont zu erflehen. „Aber der König, der aus besten Gründen den Verkehr der katholischen Bischöfe untereinander und mit allen seinen Feinden sehr argwöhnisch betrachtete, ließ ihn lange bitten und harren; erst nach zwei Monaten erhielt er Zutritt zum Könige, und viele Briefe und Verse mußte der geistreiche Stilist jetzt in einem dem früheren Schelten und Poltern gerade entgegengesetzten Sinne schreiben, bis er Erhörung fand."

Je mehr das Reich von Tolosa stieg, desto schneller sank das von Rom. Durch den Frieden mit Eurich hatte Nepos das östlich der Rhone gelegene Gallien, soweit es nicht von Franken, Alamannen und Burgunden besetzt war, dem untergehenden Reiche retten wollen. Es war umsonst. Nepos berief den tapfern Ecdicius zu sich nach Italien und schickte an seiner Statt den Orestes, der einst an Attilas Hofe eine so bedeutsame Stellung eingenommen hatte, als Kriegsmeister in den römisch gebliebenen Teil Galliens. Dieser hatte nach Attilas Tode und dem Fall des Hunnenreichs in Rom sein Glück gesucht und war dort zum Patricius erhoben worden. Er hatte lange unter Barbaren gelebt und wußte sie nach ihrem Geschmack zu behandeln. Jetzt beschloß er seine Beliebtheit beim Heere, das ja fast ausschließlich aus nichtrömischen Söldnern bestand, zu nutzen, rückte deshalb, anstatt sich nach Gallien zu begeben, in Ravenna ein und nötigte dadurch den Kaiser Nepos, der Verrat ahnte, zur Flucht nach Dalmatien, von wo aus er vergebens die Hilfe des neuen oströmischen Kaisers Zeno anrief. Orestes riß nun die Herrschaft über Italien, die ihm durch die Ergebenheit des Heeres verbürgt schien, an sich, indem er seinen noch ganz jugendlichen Sohn Romulus der wegen seiner Unreife seinen Kaiser-

Digitized by Google

titel Augustus vom Volke in die Verkleinerungsform Augustulus umwandeln lassen mußte, auf den Thron setzte (Ende August 475). Aber die gallischen Unterthanen des Reiches weigerten sich, den Knaben als Kaiser anzuerkennen und blieben dem verjagten Nepos treu. Schon das nächste Jahr sah den Sturz auch des neuen Kaisers, welcher zugleich der letzte war, der in Rom diesen stolzen Namen getragen hat. Hierüber soll im folgenden Abschnitt gehandelt werden; für jetzt kehren wir noch einmal zum Westgotenkönig Eurich zurück.

In Gallien hatte der gewaltige Herrscher sein nächstes Ziel erreicht: eine vortreffliche Begrenzung und Abrundung seines Reiches zwischen der Loire, der Rhone, dem mittelländischen Meere und dem Ocean. Als ihn nun die Kunde traf, daß es keinen weströmischen Kaiser mehr gab, da Odowakar den letzten vom Thron gestoßen und in Italien ein germanisches Königreich errichtet habe (Spätsommer 476), da erhob er sofort die Hand, um sie auf das herrenlose Spanien zu legen. Denn mit dem Untergang Westroms war den in die Provinzen schon eingedrungenen Völkern das Losungswort zu neuen Gebietserweiterungen gegeben.*) Die Burgunden, die Franken, die Alamannen, die Sachsen, die aremorikanischen Briten, die Alanen regten sich. Nur im Südosten, in der Provence, hielt man noch die Fahne des Kaisers Nepos aufrecht, und im Nordwesten, in der Gegend von Soissons, herrschte Syagrius, der Sohn des tapferen Aegidius, als unumschränkter römischer Statthalter. Es versteht sich von selbst, daß die Westgoten unter ihrem großen König bei der allgemeinen Auflösung nicht müßige Zuschauer blieben. Eurich wendete seine Blicke jetzt nach dem Lande jenseits der Pyrenäen, wo ihm Gleiches, ja noch Höheres winkte, wie in Gallien. Seit König Waljas Zeiten hatten die Westgoten in Spanien, „im Auftrag des Kaisers", d. h. mit seiner notgedrungenen Einwilligung, den Sueben und auch den römischen Provinzialen manche feste Stadt und fruchtbare Gegend entrissen. Als nun kein Vertrag mehr band und kein römisches Heer mehr drohte, als die germanischen Völker sich in das römische Erbe teilten, da beschloß Eurich, ganz Spanien seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Zu seiner Freude sah er sich dabei durch eine große Schar Ostgoten unterstützt. Zu der Zeit nämlich, wo Glycerius den Kaisertitel führte, war ein Teil der Ostgoten unter dem König Widemir, dem Oheim des später so berühmten Theoderich des Großen, in Oberitalien eingefallen und hatte sich dort festgesetzt (473). Aber bald darauf starb Widemir und hinterließ die Herrschaft seinem gleichnamigen Sohne. Diesem schickte der Kaiser Geschenke und wußte ihn durch Bitten und Vorstellungen aus Italien

*) Siehe zum Folgenden Aschbach, Geschichte der Westgoten S. 152 ff.

Digitized by Google

nach Gallien abzuleiten, wo ja die Westgoten, seine Stammesvettern, wohnten. Widemir ging darauf ein, zog über die Alpen und vereinigte seinen Stamm mit den Westgoten, indem er die Oberhoheit König Eurichs anerkannte. Als nun dieser zu Anfang des Jahres 477 seinen Eroberungszug nach Spanien antrat, begleitete ihn auch Widemir mit jenen Ostgoten. Eurich überstieg rasch die Pyrenäen, nahm die großen, stark befestigten Städte Pampelona und Saragossa ein und vernichtete durch einen schnellen Überfall das Heer, welches der römische Adel der tarraconensischen Provinz aus eignen Mitteln ihm entgegenstellte. Und mit diesem Siege war die Unterwerfung fast der ganzen Halbinsel so gut wie vollendet und die römische Herrschaft hatte auch hier ihr völliges Ende erreicht. Denn viele Gegenden und Städte hatten die Goten, wie oben bemerkt wurde, bereits früher allmählich in ihre Gewalt gebracht; und von diesen aus gelang die Besitzergreifung des Reiches ohne Mühe. Nur im äußersten Nordwesten, in Galicien und einem Stück von Lusitanien, bewilligte Eurich dem Suebenkönig Remismund den ungestörten Besitz seines kleinen Reiches. Durch die Eroberung der Pyrenäenhalbinsel hat sich Eurich um die Fortdauer seines Volkes ein hohes Verdienst erworben; denn durch sie „war den Goten, für den Fall des Unterliegens in den Kämpfen um das vielbestrittene Gallien, in der abgelegenen westlichen Halbinsel eine sichere Zufluchtsstätte gewonnen, die in der That bestimmt war, diesem Volke Rettung zu gewähren, als es schon im nächsten Menschenalter vor der alles überwältigenden jungen Macht der zu größerem Werk berufenen Franken zurückweichen mußte." Nach diesem Zuge kehrte Widemir nach Illyrien zurück, wo die Hauptmasse der Ostgoten sich inzwischen dem oströmischen Reiche furchtbar gemacht hatte.

Auch mit dem glänzenden Erfolg seines Unternehmens in Spanien (478) gab sich der rastlose Eroberer nicht zufrieden. Bald nachher setzte er über die Rhone, die bis dahin die Ostgrenze seines weiten Reiches bildete, gewann die langersehnten wichtigen Städte Arles und Marseille und verbreitete seine Macht über die ganze Provence bis an die ligurischen Alpen. Die Bevölkerung, durchaus romanisiert, konnte doch der Übermacht der Westgoten nicht widerstehen, und auch Odowakar überließ das bisher römische Südgallien ohne Widerspruch dem gewaltigen Eurich, da er nicht die Macht hatte, ihn zu hindern, und einen friedlichen Nachbar an ihm zu haben hoffte (481). „So war außer dem nordwestlichen Winkel der pyrenäischen Halbinsel ganz Spanien und bei weitem der größte Teil von Gallien Eurich unterworfen." Und diesen gewaltigen Besitz wußte er auch mit starker Hand gegen alle Angriffe und Übergriffe zu schützen; nicht nur sächsische Seeräuber, die bei Saintonge landeten, schlug er aufs Haupt,

Digitized by Google

auch den Franken, welche an der Waal wohnten, brachte er mehrere Niederlagen bei, so daß sie sich aller Feindseligkeiten fürderhin enthielten.

Eurich war der mächtigste Herrscher seiner Zeit, weder vor noch nach ihm hat die Macht der Westgoten auf gleicher Höhe gestanden. Zu Bordeaux und Toulouse, den beiden Residenzstädten des großen Königs, strömten die Gesandten aus vieler Herren Länder zu den Thoren der Königsburg, um den Gefürchteten um Bündnisse, Freundschaft und Schutz zu bitten, oder um seinen Zorn zu beschwichtigen. Unter den Völkern, die sich in solcher Weise um Eurichs Gunst bewarben, werden genannt die Sachsen, Franken, Burgunden, Thüringe, und Ostgoten, ferner Odowakar, die Oströmer, ja selbst die Perser. Aber nicht bloß in der Ausdehnung und Befestigung seines weiten Reiches beruht die Größe des Königs, auch im Frieden war er groß. Er ist der erste Westgote, der seinen Unterthanen geschriebene Gesetze gab, indem er das westgotische Gewohnheitsrecht aufzeichnen ließ und dadurch einen gewaltigen Schritt zur friedlichen Kulturentwicklung seines Volkes that. Auch der römischen Bildung, den Künsten und Wissenschaften war er keineswegs abhold; sein einflußreichster Minister war ein Römer, ebenso der Statthalter, dem er die abgewonnene Auvergne anvertraute. Eines ist ihm freilich vielfach als Barbarei ausgelegt und namentlich von Apollinaris Sidonius oft zum Vorwurf gemacht worden, nämlich sein Widerwille gegen die katholische Geistlichkeit, die ihn doch nicht abhielt, jene beiden hohen Ämter gerade in die Hände von Katholiken zu legen. Verleumdung ist es, daß er die Katholiken grausam verfolgt habe, er war, obwohl ein eifriger Arianer, von Natur duldsam und allem Zelotismus fremd. „Der Druck, den er gegen die katholischen Römer übte, galt diesen nur, insofern sie als Eiferer gefährlich waren; nicht aus arianischem Fanatismus, sondern aus sehr wohl begründetem politischen Mißtrauen überwachte und verfolgte er seine katholischen Bischöfe, deren Verrat alsbald die Katastrophe seines Sohnes, den Untergang des tolosanischen Reiches, herbeiführen sollte." Der scharfblickende Herrscher durchschaute diese Gefahr; da ist es kein Wunder, wenn ihm, wie Apollinaris meint, schon das Wort Katholik wie Essig Miene und Herz zusammenzog.

Der große Fürst, dessen Lob selbst seine Gegner fast wider ihren Willen verkünden, starb, nachdem er in einer neunzehnjährigen Regierung sein Volk auf den höchsten Gipfel der ihm beschiedenen Macht geführt hatte, im Jahre 484 in der Stadt Arles. Er hinterließ einen jugendlichen Sohn, Alarich, der aber weder seinem großen Namensvetter noch seinem gewaltigen Vater an Geisteskraft und Herrschertüchtigkeit zu vergleichen war, so daß schon unter ihm der Glanz des Westgotenreichs in Gallien erblich.

Digitized by Google

9. Odowakar und sein Reich bis zum Einbruch der Ostgoten.

(Von 476 bis 489.)

Schon acht Jahre vor dem Tode des großen Westgotenkönigs hatte sich das Schicksal Westroms erfüllt. Unter dem Tritt eines Germanen sank der morsche Bau, der schon längst nur eine Ruine gewesen war, vollends in Schutt und Staub.

Odowakar gehörte wahrscheinlich dem Stamm der Skiren an, der mit den Rugen von den Odermündungen nach der Donau gewandert war, mit den andern Ostgermanen (außer den Westgoten) sich der Hunnenherrschaft unterworfen und nach dem Zusammenbruch des Hunnenreichs sich neben den Alanen an der untern Donau niedergelassen hatte. Sein Vater war ohne Zweifel jener Ediko, den wir als einen einflußreichen Mann an Attilas Hofe kennen gelernt haben, und der vielleicht einem Adelsgeschlecht, vielleicht auch nur dem Stande der Gemeinfreien angehörte. Mit vielen andern Jünglingen seines armen Völkchens und anderer Germanenstämme verließ Odowakar seine Heimat und zog nach Italien, um dort nach der Sitte abenteuerlustiger Männer in das römische Heer einzutreten und im Waffendienst des Kaisers Ruhm und Gold zu erwerben. Arm und mit geringer Kleidung angethan, aber voll Mut und frommen Sinnes unterließ er es nicht, mit einigen Gefährten in der Zelle des heiligen Severin, des verehrten Apostels des Landes Norikum, einzukehren und um seinen Segen zu bitten. Wie im Leben des heiligen Mannes (über den der nächste Abschnitt unsers Buches handelt) berichtet wird, mußte der hochgewachsene Germane sich bücken, als er durch die Thür trat; der Gottesmann aber erkannte in ihm etwas Ungewöhnliches und sprach mit erleuchtetem Sinn: „Du willst nach Italien ziehen? So ziehe nur hin! Jetzt bist du in schlechte Felle gehüllt, bald aber wirst du vielen reiche Gaben spenden.“ So prophezeite der ehrwürdige Einsiedler dem Jüngling eine große Zukunft. Einen besseren Reisesegen konnte er sich nicht wünschen. Gutes Mutes zog er weiter und erhielt in Italien eine Stelle unter den germanischen Hilfstruppen. Unzweifelhaft hat er längere Zeit die kaiserlichen Waffen getragen, zuletzt unter den Leibwächtern des Kaisers. Die erste Erwähnung seines Namens fällt ins Jahr 472; ob er eine höhere Stelle bekleidete, wissen wir nicht, doch ist dies wahrscheinlich, da ihn sein Äußeres empfahl und sein heller Geist nicht verborgen bleiben konnte. Odowakar war von hoher, ehrfurchtgebietender Gestalt; sein Antlitz, dessen Züge einige Münzen uns erhalten haben, hatte edle, kräftige Formen und entschiedenen Ausdruck und war mit einem starken Schnurrbart geschmückt. Bei seinen körperlichen und geistigen Vorzügen

Digitized by Google

mußte der junge Skire unter seinen Genossen in der Leibwache bald Einfluß erlangen. Sie liebten und verehrten ihn, so daß sie ihn bei einem Aufstand im Jahre 476 zu ihrem Befehlshaber und Könige wählten. Es geht aus unsrer ganzen Geschichtserzählung hervor, welch eine gewaltige Stellung die Germanen, die fast allein die römischen Waffen führten, im Reiche errungen hatten. Je höher sie sich emporschwangen, desto mehr schwand das Ansehen der Soldaten römischer Geburt. Unter dem wohlklingenden Namen von Bundesgenossen herrschten die Fremdlinge in Wahrheit über ihre angeblichen Herrn und Freunde. Als nun dem Namen nach Romulus, in der That aber sein Vater Oreſtes durch die germanischen Söldner in Italien herrschte, da kam bei diesen ein Wunsch zu ungestümem Ausdruck, der schon lange die Herzen dieser buntgemischten Scharen bewegt hatte, der Wunsch, eignen Herd zu besitzen.*) Frauen und Kinder der verheirateten Söldner wurden in den Garnisonen der Männer oder in deren Nähe untergebracht; mochten auch einzelne Eigentum und blühende Wohnstätten erringen, so entbehrte die große Menge doch sicherlich dieser Güter. „Da mußte besonders das Beispiel der Stammgenossen im Reiche, namentlich der Wandalen, Westgoten und Burgunden, reizen, die überall einen größeren oder kleineren Teil des Grund und Bodens an sich gerissen hatten. Allerdings hatten diese auch ihre Nationalität bewahrt, während jene römischen Söldner ein Gemisch aus allen germanischen Stämmen bildeten, in Sitte, Tracht und allem rein Äußerlichen wohl um so mehr romanisiert, da manche von ihnen wohl bereits im Lande geboren waren.“ Aber diese wirren Massen vereinigten sich in dem einen Gefühl: Wir haben die Kraft und die Macht und sind doch besitzlos; den Römern aber, den Schwachen, gehört aller Grund und Boden! Und dies Gefühl äußerte sich nun mit unaufhaltsamer Gewalt. Sie traten vor Oreſtes und verlangten ein Drittel aller Ländereien Italiens für sich. „Oreſtes aber hatte, wenn auch unter Barbaren groß geworden, noch ein römisches Herz, das sich von solchem Gewaltstreich abwandte.“ Er weigerte sich die Forderung zu erfüllen und diese Weigerung kostete ihm Macht und Leben. Die Söldnerschar suchte nach einem Manne unter sich, der fähig war, sie zu führen und die Erfüllung ihrer Wünsche durchzusetzen, und sie fanden ihn in Odowakar und hoben ihn in Erinnerung an heimische Sitte voll stolzer, übermütiger Siegeshoffnung auf den Königsschild, als ob sie ein Volk, eine Nation wären.

Die Scharen — eine furchterregende Menge! — weigerten dem Oreſtes den Gehorsam. Oreſtes floh nach Pavia, Odowakar belagerte die Stadt und nahm sie im Sturm ein. Plünderung, Brand und Zerstörung

*) Siehe Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung 2, 297 f.

Digitized by Google

folgten.*) Orestes selbst fiel in Odowakars Hände und wurde auf dessen Befehl hingerichtet (d. 28. August 476).

Durch die Einnahme von Pavia wurde Odowakar Herr von Oberitalien;**) er richtete nun seinen Weg sogleich auf Ravenna; wenn dieses Bollwerk fiel, so war auch das übrige Italien samt der Residenz in den Händen des Siegers. Noch standen dem Kaiser einige treue Truppen zur Seite, die der Bruder des Orestes, Paulus, anführte. Unbegreiflicherweise aber sparte dieser seine Streitkräfte nicht zur Verteidigung der Stadt auf, sondern bot, alles auf einen Wurf setzend, dem siegesmutigen Heere Odowakars vor den Thoren auf offnem Felde eine Schlacht an. Er büßte seine Verwegenheit mit dem Leben; er fiel in der Schlacht, am 4. September. Nun gab Romulus seine Sache verloren und öffnete dem Sieger die Thore von Ravenna. Er entkleidete sich freiwillig des Purpurs und bat um Schonung. Von seiner Jugend und Schönheit gerührt, gewährte Odowakar sie ihm und wies ihm ein schönes Landgut in Kampanien, die Villa des Lucullus, unfern Neapel, an, mit einem Jahrgehalt von 6000 Solidi (ungefähr 72 000 Mark). Daß er dies nicht nur aus Menschlichkeit that, sondern aus weitsehenden politischen Absichten, wird sich später zeigen.

So bestand denn nun kein weströmisches Kaisertum mehr, und doch machte das große Ereignis nicht überall den gewaltigen Eindruck, den man erwarten sollte. Hatte man sich doch schon seit Rikimer daran gewöhnt, Söldnerfeldherren ohne Kaiser regieren zu sehen, und konnte man sich doch damit trösten, daß der Aufstand in Italien vielleicht nur ein vorübergehendes Zwischenspiel sei. Es war eben kein plötzlicher Sturz des Kaisertums; das Hervortreten der Söldner war nichts Unerwartetes, sondern etwas Notwendiges, in den Verhältnissen Begründetes.

Odowakar ging nach der Einnahme Ravennas geradeswegs auf Rom los, das sich, ebenso wie das übrige Italien, gefügig erwies und dem heranrückenden Söldnerkönige eine demütige Gesandtschaft in feierlichem Aufzug entgegenschickte. Die eitlen Römer waren vollkommen zufrieden, als Odowakar ihnen die Wiederherstellung des seit einigen Jahren abgeschafften Konsulats versprach, ein Versprechen, das er wenige Jahre später auch wirklich eingelöst hat. Als er Italien völlig unterworfen hatte, nahm er die Teilung des Landes vor, die er seinen Getreuen gelobt hatte. Es war gewiß ein schwieriges Geschäft, das die größte Besonnenheit erforderte. Sein Hauptaugenmerk mußte ja darauf gerichtet sein, ein gutes Ein-

*) Odowakar konnte sie offenbar seinen Kriegern nicht weigern. Es macht ihm Ehre, daß er später der schwergeprüften Stadt fünfjährige Steuerfreiheit bewilligte.

**) Das Folgende nach Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung 2, S. 298 ff.

Digitized by Google

vernehmen mit der römischen Bevölkerung Italiens herzustellen. Er durfte sich ihr gegenüber nicht als Eroberer, seine Herrschaft nicht als eine gewaltsame einführen; seine Aufgabe war es vielmehr, die neuen Zustände in den alten zu begründen und als Vertreter, womöglich als berechtigter Träger der Kaisergewalt zu erscheinen. Daß er diese Aufgabe klar erkannt und nach Kräften durchgeführt hat, beweist seinen sicheren, staatsmännischen Blick.

Die Landteilung knüpfte unzweifelhaft an eine seit dem Ende des vierten Jahrhunderts im ganzen Reich bestehende Einrichtung an, nämlich an das Gesetz über Einquartierung. Nach diesem Gesetz mußte der Eigentümer eines Hauses dem Einquartierten (hospes, d. i. Gast genannt) ein Drittel seines Hauses zum Gebrauch überlassen. Es war im Grunde nur eine Erneuerung dieser Bestimmung, wenn nun der Grundbesitzer genötigt wurde, auch von seinem Grund und Boden den dritten Teil den Söldnern abzutreten, die ja auch jetzt noch Söldner blieben und mit ihren Waffen das Leben und Eigentum der italischen Bevölkerung schützten. Anzuerkennen ist, daß sich diese Germanen, die doch thatsächlich Herren im Lande waren, mit einem Drittel begnügten, da das Beispiel der Westgoten, Burgunden und Franken, die überall zwei Drittel beanspruchten, sie leicht zu einer gleichen Forderung verleiten konnte. Sie waren zuerst als Bittende vor Orestes getreten, hatten die Erfüllung ihrer Bitte für möglich gehalten und schon aus Klugheit keine übermäßige Forderung stellen dürfen. Jetzt blieben die Sieger bei ihrem ersten bescheidenen Verlangen stehen, und das macht ihrem Gerechtigkeitsgefühl Ehre. Die Teilung selbst wurde meist durch eine Zerlegung aller italischen Ländereien in drei Teile ausgeführt, von denen die Söldner einen erhielten. Es muß angenommen werden, daß dies schwierige Geschäft gerecht, ohne Gewaltthätigkeit gegen die Römer abgemacht wurde; wie sie im einzelnen ausgeführt ward, läßt sich nicht angeben. Dem Söldner wurde wohl, wenn es anging, der seinem Quartier am nächsten liegende Boden zugewiesen; in Gegenden, wo keine Söldner standen, mögen die Lose an die höheren Offiziere vergeben worden sein. Wahrscheinlich erhielten die Söldner mit dem Lande die dazu gehörigen und entsprechend abgeschätzten Gebäude und wurden, wo die nötigen Gebäude nicht vorhanden waren, durch mehr Land oder auf andere Weise entschädigt.

Die Landteilung war in volkswirtschaftlicher Beziehung für Italien ein großer Segen. „Aus den großen als Kapital oft ganz tot liegenden Gütern waren verhältnismäßig viel mehr kleinere geworden. Schon das war bei den Landbauzuständen Italiens eine Wohlthat. Außerdem wurden augenblicklich viel kräftige deutsche Hände für den Landbau gewonnen und damit auch viele dauernd für Italien überhaupt; denn nicht alle Söldner

Digitized by Google

gingen unter, ebensowenig wie später alle Goten. Viele Deutsche waren in das römische Leben enger hineingezogen worden und erneuerten mit ihrem frischen Blute die entkräftete römische Welt. Das erklärt uns viele Züge von Tapferkeit und Mut der Italiener seit dem sechsten Jahrhundert in den Städten, Züge, die nicht denkbar sind, wenn der germanische Einfluß auf die Familie, auf die Nachkommenschaft nicht gewirkt hätte. Die Söldner ihrerseits sahen sich im Besitze des Landes jedenfalls für berechtigt an. Freilich nahmen sie sich selbst, wenn man ihnen nicht gab," bewiesen aber doch, wie gesagt, eine lobenswerte Enthaltsamkeit, indem sie bei ihren anfänglichen Forderungen stehen blieben. Der Gedanke, mit dem sie sich unzweifelhaft vor sich selbst rechtfertigten, daß sie das Land nicht umsonst besaßen, daß sie Verpflichtungen dafür übernommen hatten, war ja auch gewiß nicht unberechtigt.

Während Odowakar Gallien aufgab, weil ihm hier ein befreundeter Nachbar mehr wert sein mußte als ein ganz unsicherer Besitz, suchte er Sicilien zu gewinnen. Diese Insel war eben noch im Besitz der Wandalen gewesen. Schon Orestes hatte, weil er die Wichtigkeit der Insel erkannte, mit König Geiserich Verhandlungen angeknüpft, die aber erst mit Odowakar zum Abschluß kamen (Ende 476). Odowakar erhielt vor der Hand nicht das ganze Sicilien, sondern ließ die Ecke von Lilybäum (den Westen) in Geiserichs Besitz; als aber nach dem Tode dieses gewaltigen Herrschers die Wandalenmacht zu zerfallen begann, scheint sich Odowakar auch dieses Restes noch bemächtigt zu haben. Seine Herrschaft war so milde, geordnet und gerecht, daß die Sicilianer bald unter seine treusten Unterthanen gehörten. Deshalb waren sie später, als der Ostgote Theoderich Odowakars Reich gestürzt hatte und die Insel besetzen wollte, zu hartnäckigem Widerstand entschlossen. Nur die Vorstellungen des älteren Cassiodor bewogen sie, sich in das Unvermeidliche zu fügen, da alle Anstrengungen nutzlos gewesen wären.

Von den übrigen Außenländern des ehemaligen Römerreiches kamen für Odowakars Herrschaft nur noch Dalmatien, Rätien und Noricum in Betracht. Dalmatien befand sich damals in der Gewalt des von Orestes entthronten Kaisers Julius Nepos und wurde durch Odowakar erst nach dessen Tode besetzt, wie weiter unten berichtet werden wird. Rätien (etwa das heutige Tirol nebst Oberbayern und dem bayrischen Schwaben) war schon in den letzten Zeiten des westlichen Kaiserreichs ein sehr zweifelhaftes, besonders durch die Alamannen gefährdetes Besitztum. Nur der südliche Teil (das Alpenland) scheint von Odowakar völlig gesichert gewesen zu sein. Von Noricum wird später noch die Rede sein; hier nur soviel, daß es dem Namen nach zu dem Söldnerkönigtum gehörte und von Odowakar mit bewaffneter Hand geschützt, aber nachher nur in seiner südlichen Hälfte

Digitized by Google

behauptet wurde. Das Kernland und der Schwerpunkt seines Reiches war natürlich Italien; Ravenna wurde seine Residenz. Diese Stadt war im Lauf des Jahrhunderts als Sitz des Kaiserhofes die bedeutendste nach Rom geworden. Einen großartigen Palast, den nun Odowakar bewohnte, hatte Valentinian der Dritte erbauen lassen. Hier ereilte den Germanenkönig später der Tod von Mörderhand. Daß Odowakar mancherlei für Erweiterung und Verschönerung der Stadt gethan hat, ist deshalb wahrscheinlich, weil sein Andenken von den Bürgern noch lange nachher in Ehren gehalten wurde.

Die römische Bevölkerung Italiens fügte sich ohne Widerstand in die neuen Verhältnisse, die, bis auf die Landteilung, im Grunde nicht einmal neu waren. Rikimer hatte nach Willkür Kaiser ab- und eingesetzt; jetzt konnte man ja nicht wissen, ob nicht auch Odowakar noch einen Kaiser würde ausrufen lassen. In seinen bürgerlichen Rechten wurde niemand beeinträchtigt. Unterschiede, die schon früher nur mit größter Anstrengung aufrecht erhalten werden konnten, wie z. B. das Verbot von Eheschließungen zwischen Germanen und Römerinnen, fielen jetzt. In Rechtssachen von Römern gegen Römer entschied römisches Recht, ebenso wenn Römer gegen Germanen im Streit lagen. In staatsrechtlicher Beziehung standen die Italiener den Söldnern völlig gleich; sogar in das Heer durften jene eintreten, was unter Theoderichs Herrschaft, die der Odowakars folgte, nicht mehr gestattet war. Mehrere hohe Stellen im Heerwesen waren mit Römern besetzt, unter denen Liberius besonders zu erwähnen ist. Ihm hatte Odowakar sein volles Vertrauen geschenkt, und er war einer der wenigen, der bis zuletzt treu zu ihm hielt. Von echter Vaterlandsliebe erfüllt, hat er dann dem König Theoderich mit gleicher Treue gedient. Er stand unter Odowakar an der Spitze der Geschäfte und hatte alle Fäden der Verwaltung in seinen Händen. Mit welcher Achtung muß der deutsche Söldnerkönig von den Nationen betrachtet worden sein, wie muß er es verstanden haben, das römische Gefühl zu schonen, und das Wohl auch seiner italischen Unterthanen zu fördern, wenn Männer wie Liberius treu bis zum Tode bei ihm ausharrten. Daß man seine milde und weise Herrschaft zu würdigen wußte, beweist auch ein deutliches Lob, welches dem heiligen Severin gegenüber viele vornehme Männer aus Noricum dem König spendeten. Auch mit dem eben genannten würdigen Priester selbst stand er in den besten Beziehungen. In der Lebensbeschreibung des Heiligen wird erzählt, daß Odowakar einst an ihn einen freundlichen Brief richtete und ihm „in aller Demut" Erfüllung alles dessen verhieß, was er sich von ihm wünschen würde. Auf diese gütige Aufforderung erbat sich der Heilige die Begnadigung eines gewissen Ambrosius, der in der Verbannung lebte, und Odowakar erfüllte mit Freuden diese Bitte. Auch Ennodius muß den neuen Herrscher preisen wegen der Achtung und Güte, mit der

Digitized by Google

er den heiligen Epiphanius behandelte, ja er bemerkt sogar, daß er (der Arianer!) darin die früheren (katholischen!) Herrscher übertroffen habe. Daß der König der Stadt Pavia auf Fürbitte dieses Heiligen bereitwillig einen fünfjährigen Steuererlaß gewährte, ist oben schon erwähnt worden. Auch die Tugend der strengen Gerechtigkeit besaß Odowakar. Ein Statthalter von Ligurien, Namens Pelagius, einer der höchsten Beamten des Reichs, hatte die kleineren Bürger seiner Provinz durch ungerechte Steuerlasten hart bedrückt. Die Gequälten wandten sich nach Pavia an den Bischof Epiphanius, und dieser ergriff die Gelegenheit ihnen Hilfe und Recht zu schaffen. Odowakar ließ dem eigennützigen Beamten den Prozeß machen und verhängte über ihn die gerechte Strafe. Auch in seinem Verhältnis zu der mächtigen katholischen Geistlichkeit zeigte sich Odowakar — wie man schon aus seiner Wertschätzung des Severinus und des Epiphanius entnehmen kann — als ein ruhiger, kluger und bei aller Entschiedenheit wohlwollender Herrscher; obgleich Arianer trat er doch der orthodoxen Kirche niemals schroff in den Weg. Daß der Bischof von Rom den arianischen Herrn soweit als irgend möglich zu ignorieren suchte, ist erklärlich; ihm war natürlich der katholische Kaiser in Byzanz, Zeno, Vertreter und Erhalter des römischen Reiches, der eigentliche Herrscher, um den sich die römische Welt gruppierte, der allerchristlichste Fürst, dem auch er, der Papst, sich gedrungen fühlte zur Rückkehr auf den geraubten Thron Glück zu wünschen. Dieses Beispiel wirkte auch auf die weltliche Bevölkerung Roms; der Senat und das Volk errichteten — ohne Zweifel, um Odowakar zu ärgern — dem Kaiser Zeno Bildsäulen, und Odowakar — duldete es.

Hatte Odowakar den Italienern gegenüber eine in jeder Hinsicht schwierige Stellung und erfüllt es mit Bewunderung für den Herrscher, daß so wenig oder im Grunde keine Klagen von jenen über ihn laut wurden, so verdient sein Verhalten gegenüber der Regierung von Byzanz nicht minder das Lob, daß er unter den ungünstigsten Verhältnissen wenigstens äußerlich ein gutes Einvernehmen aufrecht zu erhalten verstand. Hier müssen wir noch einmal des abgesetzten Kaisers Romulus gedenken. Es ist schon oben darauf hingedeutet worden, daß Odowakar noch andere als rein menschliche Gründe gehabt haben muß, den jungen Kaiser nicht nur am Leben zu schonen, sondern ihm auch anständige Einkünfte und ein schönes Landgut zum freien Aufenthalt anzuweisen. Wahrscheinlich wollte er ihn für eintretende Fälle „als Schatten im Hintergrund" behalten, zumal Julius Nepos, der „rechtmäßige" Kaiser nach byzantinischer Auffassung, noch am Leben war. Merkwürdig nun ist es, daß Romulus noch im Jahr 477 einmal als Scheinkaiser hervortritt, und doch im Grunde nicht geradezu widersinnig, da Odowakar — nach oströmischer Anschauung ein Anmaßer — sich aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht „König von Italien", sondern nur

Digitized by Google

„König", der Söldner nämlich, nannte, ohne den Purpur und die übrigen königlichen Abzeichen anzulegen. Offenbar freilich ein unklares, unsicheres Verhältnis, aus dem sich zum Teil auch der schnelle Sturz von Odowakars Herrschaft erklärt. Daß trotz dieser rechtlichen Ungewißheit das Volk ohne Widerspruch und Murren seine Herrschaft duldete und das Söldnervolk des „Königs" so treu zu diesem hielt, ist wiederum ein Beweis, daß Odowakar den germanischen Elementen ebenso wie den römischen gerecht geworden ist.*) Die Gelegenheit aber, bei der Romulus in ganz seltsamer Weise noch einmal als Kaiser figuriert ist folgende.

Ein Jahr, nachdem Zeno den oströmischen Kaiserthron bestiegen hatte, mußte er vor dem Anmaßer Basiliscus fliehen und schien verloren. Aber als im folgenden Jahre das Heer zu Zeno übertrat und der Ostgote Theoderich seine Sache unterstützte, sah sich Basiliscus von allen verlassen und mußte dem Throne entsagen. Im Juli 477 zog Zeno wieder in Konstantinopel als Kaiser ein. Zwei Monate später erschienen nun neben Gesandten des Exkaisers Nepos und der Gallier in der Provence auch solche des — Romulus. Über diese merkwürdige Gesandtschaft ist uns der nachstehende Bericht des byzantinischen Geschichtschreibers Malchus erhalten. „Als Romulus, der Sohn des Orestes, vernommen hatte, daß Zeno nach der Vertreibung des Basiliscus wieder auf den Thron im Osten zurückgekehrt sei, nötigte er den Senat von Rom, an Zeno eine Gesandtschaft zu schicken, welche folgende Vorstellungen machen sollte: man bedürfe im Westen einen eigenen Kaiser nicht mehr, ein Kaiser (nämlich Zeno) genüge, die Herrschaft über beide Reiche auszuüben. An Odowakar habe man einen Mann gefunden, der wohl geeignet sei, den Staat zu leiten; denn er zeichne sich ebenso durch Geschick in der Verwaltung als durch Feldherrnbegabung aus. Daher bitte man, daß ihm Zeno den Titel eines römischen Patricius erteilen und die Verwaltung Italiens überlassen möge. — Die Abgeordneten des Senates, die dieses Schreiben überreichen sollten, langten zugleich mit den Gesandten des Kaisers Julius Nepos in Konstantinopel an, welche dem Zeno zu seiner Rückkehr auf den Kaiserthron Glück wünschen und ihn zugleich bitten sollten, ihrem Gebieter, der ebenso wie er (Zeno) durch Unglück und Mißgeschick verfolgt sei, durch Geld und Truppen zur Wiedererlangung des Kaiserthrones in Italien behilflich zu sein. — Zeno antwortete den beiden Gesandtschaften ziemlich zweideutig. Den Abgeordneten des Senates gab er zu verstehen, daß die Römer von den beiden Kaisern, die sie von Ostrom erhalten, den

*) Wohlthätige Wiedereinführung eines abgekommenen Gebrauchs war es, daß Odowakar, der auch das Münzrecht in seinem Reiche ausübte, auf den Kupfermünzen zuerst wieder die Wertbezeichnung anbringen ließ; Ostrom nahm Odowakars Neuerung an.

Digitized by Google

einen — Anthemius — getötet, den andern aber — Nepos — vertrieben hätten; sie würden selbst einsehen, was ihre Pflicht sei; solange der rechtmäßige Kaiser noch lebe, bleibe ihnen weiter nichts übrig, als den Nepos bei seiner Rückkehr wohl aufzunehmen; Odowakar werde recht und billig handeln, wenn er den Kaiser Nepos um den Patriciertitel ersuche; doch werde er (Zeno) ihm denselben erteilen, wenn ihm Nepos nicht zuvorkomme. Zugleich lobte der Kaiser die Art und Weise, mit der Odowakar bei seiner Regierung die hergebrachte römische Sitte bewahrt habe (ein gewichtiges Lob!); er glaube daher, daß er den Kaiser Nepos, der ihm den gewünschten Titel erteilen möge, nach Billigkeit sobald als möglich in seinem Reiche wieder aufnehmen werde. — In dem kaiserlichen Schreiben, das diese Eröffnungen Zenos enthielt, war aber Odowakar schon Patricius genannt. So suchte Zeno für Nepos, dessen Mißgeschick er wegen seines eigenen um so mehr bedauerte, zu wirken."

Man sieht, Romulus ist nur eine vorgeschobene Strohpuppe; in Wahrheit richtete die senatorische Gesandtschaft nur Odowakars Befehle aus. Romulus, der „Kaiser", mußte erklären, es sei kein Kaiser mehr vonnöten. Die Antwort Zenos hat man*) mit Recht eines der gewandtesten diplomatischen Aktenstücke der ganzen älteren Geschichte genannt, da es unter den schwierigsten Verhältnissen so recht den Zweck erfüllt, etwas und nichts zu sagen. Zeno behandelt den Nepos als den einzig rechtmäßigen Herrscher von Italien und wünschte ihn offenbar wieder auf den Thron zu bringen; da er aber die Macht dazu nicht besitzt, so macht er Odowakar nur in zartester Weise auf seine eigentliche Pflicht gegen Nepos aufmerksam und erteilt ihm unter ausgesuchten Wendungen den Patriciertitel selbst, indem er ihn ersucht, sich denselben von Nepos erbitten zu lassen. Auch die Gallier, die zu gleicher Zeit Gesandte in Konstantinopel hatten und in einem Odowakar feindlichen Sinn zu wirken suchten, wurden aus Rücksicht auf den Machthaber Italiens abschläglich beschieden. Und doch bei aller „Geneigtheit" für Odowakar umgeht er dessen Anerkennung, um die es ja eigentlich nur dem — Romulus zu thun war. Gern hätte nämlich Odowakar, wie alle Usurpatoren, den „Schein der Legitimität" zu retten gesucht, das konnte nur durch Anerkennung von seiten Ostroms geschehen und diese war — wenn überhaupt — nur dann zu erlangen, wenn der „Kaiser" Romulus selbst sie befürwortete. Es war sehr klug von Zeno, daß er dieſen Kaiser in seiner Antwort auch nicht mit einer Silbe erwähnte und ihn als nicht vorhanden ansah, obgleich die Gesandtschaft vorgeblich in dieses Kaisers Namen redete. So fand der kluge Germane in dem schlauen By-

*) Pallmann (Gesch. der Völkerwanderung 2, S. 366), dem wir hier fast ausschließlich folgen, da er alle, auch die kleinsten Quellenberichte zur Geschichte Odowakars mit musterhafter Sorgfalt zusammengestellt und verarbeitet hat.

Digitized by Google

zantiner seinen Meister in diplomatischen Künsten. Das Vorschieben des Romulus hatte seinen Zweck verfehlt, und so tritt denn dieser spurlos wieder in sein Dunkel zurück, aus dem er sicherlich nur gezwungen hervorgetreten war.

Sehr beachtenswert ist es, wie bei Odowakar, ähnlich wie bei Athawulf und vielen andern germanischen Fürsten bis auf den Franken Pippin, der Gedanke an die alte Kaisergewalt und die Ehrfurcht vor einer noch in Trümmern großartigen Kultur und Staatsform sich in dem Wunsche äußert, neben seinem Königsnamen noch den eines „römischen Patricius“ *) zu führen. Daß gerade dieser Titel trotz seiner Leere von Germanenfürsten so gesucht war, beweist, wie lebhaft die Institutionen der alten Welt damals noch nachwirkten.

Die Fesseln, die Byzanz dem Söldnerkönig so höflich auferlegte, schienen sich zu lösen, als der legitime Kaiser Nepos starb. Dieser, der Neffe Marcellins, der wie sein Oheim vor seiner Berufung auf den Thron eine fast selbständige Machtstellung in Dalmatien eingenommen hatte, hatte sich nach seiner Vertreibung 475 wieder in dieses „Erbreich“ zurückgezogen, wo er auf einem Landgut bei Salona residierte. Die Bemühungen sich wieder auf den Thron zu schwingen waren an der Ohnmacht Zenos gescheitert. Kaum drei Jahre später ward er (480) durch Mörderhände getötet; zwei Männer aus seiner nächsten Umgebung, Viator und Odiva, wurden als die Schuldigen bezeichnet. Wahrscheinlich hofften sie an des Ermordeten Stelle Dalmatien zu beherrschen. Aber sie sollten die Frucht ihrer That nicht genießen. Odowakar überzog sie im nächsten Jahre mit Krieg, besiegte sie, tötete den Odiva — das Schicksal Viators ist unbekannt — und besetzte das Land als einen Teil seines Reiches (481). Er erkannte so gleichsam den bisher nicht beachteten ehemaligen Kaiser wenigstens im Tode noch an, indem er seine Mörder bestrafte, und gewann zugleich eine wohlhabende Provinz. Sein Verhältnis zu Ostrom änderte sich da-

*) Der Name „Patricius“ kam erst durch die Hofordnung Konstantins des Großen zu hoher Bedeutung. „Der neue Titel, anfangs nur dem Konsulate nachstehend, erhob seinen Inhaber im Range über die ganze Beamtenwelt. Die Kaiser nach Konstantin benutzten ihn, um Günstlinge, hohe Beamte und Feldherrn damit auszuzeichnen. Das, was die Würde zu einer so auszeichnenden machte, war der Umstand, daß sie nicht auf ein Jahr, sondern auf Lebenszeit erteilt wurde; amtliche Pflichten waren mit ihr nicht verbunden. Die Insignien bezeichneten gerade mit der Größe der Auszeichnung freilich zugleich die innere Leere derselben. Der Dekorierte hatte Sitz im Senate und trug ein Chlamys und seidene Schuhe; dazu als Symbol ausübender Gewalt (!) ein Wehrgehenk. Als Ausgeburt des lebenslosen Absolutismus ist er mit Recht eine ‚geschmückte Staatspuppe‘ genannt worden. Es dauerte übrigens nicht lange, so wurde durch Zeno der Ehrentitel thatsächlich über das Konsulat gestellt, insofern der zu Dekorierende das Konsulat schon bekleidet haben mußte.“ (Pallmann.)

Digitized by Google

durch nicht unbedeutend. Zwar hatte er dem Kaiser Zeno zuerst Italien als eine oströmische Provinz, die er selbst in Zenos Namen verwalte, anbieten lassen, doch kümmerte er sich keineswegs um die weiteren Folgerungen aus diesem Verhältnis, das ganz unbestimmt war und nur auf gegenseitiger stillschweigender Duldung beruhte. Jetzt, wo der rechtmäßige Kaiser Nepos, zu dessen Gunsten gleichsam Zeno auf Italien verzichtet hatte, nicht mehr am Leben war, trat Odowakar eigenmächtig auf, indem er, ohne sich um Zeno zu kümmern, die Provinz des Getöteten besetzte. Daraus ergiebt sich, daß er vorher Nepos absichtlich geschont hatte, nun aber das wichtige Land dem byzantinischen Reich nicht überlassen wollte. Zeno, dem es an Macht fehlte, wagte auch nicht, es ihm streitig zu machen, obwohl er nicht ohne Bangen die Annäherung Odowakars an seine Grenzen mit ansehen konnte. Er erkannte sogar Odowakars Macht dadurch als berechtigt an, daß er die von diesem seit 482 wieder ernannten Konsuln*) bestätigte. Offenbar zeigte sich der Kaiser deshalb so gefügig, weil er gerade damals durch Theoderichs des Großen bedrohliche Haltung in ernster Verlegenheit war und froh sein mußte, wenn Odowakar sich ruhig und freundlich verhielt. In der That hätte dieser klug gethan, wenn er damals sich mit den Ostgoten verbündet und dem oströmischen Reiche mit einem Schlage ein Ende bereitet hätte. Dann wäre die Frage der „Legitimität", die ihm soviel Sorge verursachte, zugleich mit dem byzantinischen Kaisertum aus der Welt verschwunden und sein Reich hätte einen sichern Bestand gehabt. Es ist nicht auszudenken, welchen Lauf die Geschichte besonders der germanischen Völker dann genommen hätte. Sicher wären mindestens die Ostgoten nicht von der Erde verschwunden.

Nach dem Krieg in Dalmatien war es Odowakar sechs Jahre lang vergönnt, in Frieden für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen. Erst das Jahr 487 brachte einen neuen, unvermeidlichen Waffenkampf. Die Provinz Noricum war von Osten durch die Goten, im Westen durch die Alamannen bedroht. Am gefährdetsten aber war die Nordgrenze, welche die Donau von Passau bis vor Wien**) bildet. Nördlich von ihr hausten raublustige Germanen, ganz besonders die Rugen, die dort ein Königreich gegründet hatten. Sie setzten zahllose Male über den Strom, plünderten und sengten nach Herzenslust und konnten nur dadurch stellenweise und vorübergehend unschädlich gemacht werden, daß die unglücklichen Provinzialen einzelne Gewalthaufen als Besatzung ihrer Städte mieteten. Einen förmlichen Krieg gegen sie zu beginnen, fühlte man sich viel zu schwach,

*) Seit der Teilung des Reiches war jedes Jahr ein Konsul in Rom, der andere in Konstantinopel gewählt worden.

**) Dieses selbst (Vindobona) lag schon in Pannonien, das östlich an Noricum grenzte und damals den Ostgoten (und Herulern) gehörte.

Digitized by Google

Unterhandlungen wegen des Friedens führten niemals zum Schluß. Der heilige Severin allein, ein einfacher Mönch, (von dem der nächste Abschnitt genauer handelt) vermochte die wilden, obwohl äußerlich größtenteils zum (arianischen) Christentum bekehrten Rugen bisweilen zur Milde zu bewegen und erleichterte dadurch das harte Los des norischen Donauufer-landes, das von Rom her keine Hilfe erwarten durfte. Dennoch war die Provinz nicht aufgegeben worden, und auch Odowakar sah sie noch als einen Teil seines Reiches an. Freilich vermochte weder er noch einer der letzten Kaiser die ganze Provinz bis zur Donau wirklich zu schirmen und zu regieren. Der nördliche Teil, „Ufernoricum", war in jenem Übergangszustand, wo Selbsthilfe das einzige Rettungsmittel blieb; römische Beamte, wenn es deren überhaupt dort noch gab, konnten aus Mangel an Streitkräften nichts ausrichten. Der schlichte Einsiedler Severin vertrat, lediglich durch die Macht seiner Persönlichkeit, zum Teil die schützende Regierungsgewalt. Während das Gebirgsland in der südlichen Hälfte der Provinz durch die Natur gleichsam befestigt war und deshalb von den regelmäßigen Streifzügen der Barbaren meist verschont blieb, war die nördliche diesen Einfällen hilflos preisgegeben. Und als nun vollends im Jahre 482 der Tod den Heiligen hinwegraffte und die einzige Hand, die noch die Wunden des beklagenswerten Landes zu heilen bemüht war, verschwand, da wurden die Räubereien der Rugen frecher als je, so daß sie selbst die geringen Habseligkeiten des Heiligen nicht verschonten.

Odowakar, von dem man allein noch Rettung erhoffen konnte, scheute sich vor einem Kriege gegen die stammverwandten Räuber, deren Königsfamilie noch dazu mit der der mächtigen benachbarten Ostgoten verwandt war; nur die dringendste Not, das entsetzlichste Elend der Provinzialen, die Bedrohung Italiens durch die Rugen konnten ihn zu einem Kampfe bewegen, von dem er sich mit Recht keinen Vorteil versprach. Erst als er vor der Gefahr eines ostgotischen Einbruchs in sein Reich sicher sein durfte, zog er das Schwert. Die Hinterlist Ostroms gab den Anlaß dazu. Ein gewisser Illus hatte sich 484 gegen Zeno empört und den Odowakar um Beistand gebeten. Erst ein oder zwei Jahre später begann Odowakar zu rüsten; was ihn bis dahin verhinderte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Das erfuhr Zeno, der in einer verzweifelten Lage war, da auch die Ostgoten unter Theoderich wieder einmal Miene machten von dem römischen Födus abzufallen und Thracien zu verheeren. Um nun wenigstens vor Odowakar sicher zu sein und diesen zugleich in Verwicklungen mit Theoderich zu bringen, wiegelte der verschlagene Kaiser die Rugen zu einem großen allgemeinen Einfall in Noricum auf.

Der Rugenkönig Feletheus oder Feva war ein gutmütiger Mann und hörte anfangs öfter auf den Rat des heiligen Severin, den er hoch

Digitized by Google

verehrte. Von ihm hätte Noricum vielleicht nicht viel Schlimmes zu erdulden gehabt, wäre nicht seine Gemahlin Giso ein hartes und wildes Weib und von Haß gegen die Katholiken erfüllt gewesen. Sie war es, die ihren wohlwollenden Gatten zu kriegerischen Thaten anreizte und den Einfluß Severins bei ihm untergrub. Diesem König trat im Jahr 487 Odowakar Einhalt gebietend entgegen. Theoderich, der Ostgote, war gerade jetzt im Osten vollauf beschäftigt, auch die Söldner mußten die Notwendigkeit des Krieges einsehen; an ihrer Treue brauchte Odowakar nicht zu zweifeln. Freilich wäre es klüger gewesen, wenn er sich mit Theoderich, der im Streite mit Zeno lag, zum Sturze von Byzanz verbunden hätte; aber ein solcher Gedanke lag dem Denken und Fühlen der damaligen Zeit fern. Auch der große Theoderich war nicht weitblickend genug, den mächtigen Herrscher von Italien zum gemeinsamen Vorgehen aufzufordern. So günstig deshalb auch der Krieg für Odowakar ablief, so zog er doch für ihn verhängnisvolle Folgen nach sich. Das Heer des Königs setzte über die Donau und suchte die Rugen in ihrem eigenen Lande heim. Der Erfolg war vollständig, Feletheus wurde besiegt und nebst seiner Gemahlin gefangen genommen. Das Gebiet der Rugen erfuhr jetzt dasselbe Schicksal, das diese so oft den Ländern südlich der Donau bereitet hatten; es wurde geplündert und verheert. Viele Rugen fielen den Siegern in die Hände; der junge Königssohn Friderich mußte aus der Heimat fliehen. So war ganz Noricum wieder in Odowakars Besitz und, wenigstens fürs nächste, vor den Einfällen der Rugen gesichert. Schon am 15. November zog der Sieger mit den Gefangenen in Ravenna ein; König Feletheus und wahrscheinlich auch die Königin wurden hingerichtet, ein unkluger Schritt Odowakars, da er dadurch dem Ostgoten Theoderich einen Vorwand gab für seine getöteten Verwandten Genugthuung zu fordern. In der That schickte dieser mehrere Gesandtschaften in dieser Angelegenheit nach Ravenna, aber vergebens. So zog sich infolge dieses Krieges schon jetzt eine dunkle Wolke zusammen, die sich in wenigen Jahren über dem Haupte des Söldnerkönigs entladen sollte.

Wie richtig Odowakar geurteilt hatte, wenn er einen Krieg gegen die Rugen als erträgnislos möglichst zu vermeiden suchte, zeigte sich bereits im folgenden Jahre, wo der entflohene Friderich wieder in seines Vaters Reich erschien und die Provinz von neuem bedrohte. Odowakar sah sich genötigt zum zweitenmal gegen die Rugen zu kriegen, doch zog er diesmal nicht selbst zu Felde, sondern sandte seinen Bruder Onoulf mit einem starken Heere nach Noricum. Dieser brachte den Feinden eine so schwere Niederlage bei, daß sie fast völlig vernichtet wurden und Friderich mit den Trümmern seines Volkes zu Theoderich floh. Trotz diesem glänzenden Siege gab Odowakar jetzt die nördliche Hälfte der Provinz, das sogenannte

Digitized by Google

Ufernoricum, endgültig auf. Er hatte die Unmöglichkeit eingesehen, die Bewohner dauernd zu schützen. Deshalb erließ Piarius, ein vertrauter Ratgeber des Königs, in dessen Namen einen Aufruf an alle Römer in Ufernoricum, ihr Land zu verlassen und nach Italien überzusiedeln, wo so viele Gegenden unbebaut und schwach bevölkert waren. Fast alle folgten der Aufforderung, und so gewann Odowakar dem Kernland seiner Macht wieder viele fleißige Arme. Damals wurde auch der Leichnam des um Noricum so hochverdienten heiligen Severin durch seine Schüler nach Italien geführt und zuerst bei dem Berge Feles (Monte Feltre südlich von St. Marino), dann in Lucullanum (Pizzofalcone, jetzt ein Stadtteil von Neapel) beigesetzt (488).

Mit den Provinzialen schwand aus dieser einst wohl angebauten Gegend mit ihren Römerstädten zugleich die römische Bildung und das Christentum. In das verlassene Land drangen von Osten her die wilden Heruler ein, das Land der Rugen nördlich der Donau besetzten die Langobarden.

Die beiden rugischen Kriege waren rühmlich für Odowakar verlaufen; aber dennoch hätte er sie besser ganz unterlassen sollen. Daß er die ohnehin nicht zu haltende Provinz nicht sogleich den Rugen überließ und nicht dafür seine ganze Kraft zugleich mit Illus und Theoderich gegen Byzanz wandte, war ein verhängnisvoller Fehler. Zenos Lage hatte sich inzwischen bedeutend gebessert: der Aufstand des Illus war so gut wie erloschen, Theoderich, der 487 Konstantinopel belagert hatte, begann noch in demselben Jahre den Einflüsterungen des schlauen Kaisers Gehör zu schenken und beschloß demgemäß bereits im folgenden den Kampf mit Odowakar. So nahe war Byzanz noch nie dem Untergang gewesen; jetzt war die Gefahr vorüber, und die Wetterwolke, die zuerst über Konstantinopel gestanden hatte, zog sich über dem Haupte des Söldnerkönigs zusammen. Wie der tapfere Held in langem, rühmlichen Kampfe erlag, davon wird im nächsten Buch bei der Geschichte seines großen Überwinders berichtet werden.

10. Die Donaulande und der heilige Severin.

(Von ca. 454 bis 482.)

Der Gang der Geschichte hat uns schon im vorigen Abschnitt wiederholt die Uferlande der mittleren Donau und — wenn auch nur flüchtig — die Gestalt eines Mannes vorgeführt, der nur ein einfacher Mönch war und doch mitten unter den kriegerischen Helden einer waffenklirrenden Zeit als eine großartige, ja einzige Erscheinung dasteht, als ein Held des Friedens und der christlichen Liebe. Mit gutem Grunde unterbrechen wir hier die Erzählung der äußeren Begebenheiten durch die Darstellung eines be-

Digitized by Google

deutenden Geschichtsforschers unsrer Tage, die jene Länder und jenen Mann dem Leser mit schöner Klarheit vor die Augen stellt.*)

„Die Alpen und ihre Vorberge waren in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts noch in römischem Besitz. Mancher Sturm war freilich darüber hingegangen, aber Stilicho und später Aëtius hatten die Bergvölker im heutigen Tirol, Salzburg und Österreich wieder zur Ruhe gezwungen. Im Jahre 450 gebot hier Attila. Als er sich aus der Ebene zwischen Theiß und Donau erhob und den Strom aufwärts zog, da war niemand, der ihm Widerstand leistete. Höchstens könnten sich einige feste Städte behauptet haben. Nach seinem Tode gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen. Östlich von Wien, in dem von der Donau umflossenen Gebiet, das die Raab durchströmt, setzten sich die Ostgoten fest. Westlich von ihnen lag die römische Provinz Noricum, das Land zwischen der Donau (von Passau bis oberhalb Wien) im Norden und der oberen Save im Süden. Im Norden der Provinz, nur getrennt durch den Fluß, saßen die Rugier; westlich von diesen, in der ehemaligen Provinz Rätien, die Alamannen. Passau (damals Batavis, früher Castra Batava oder Batavorum) war die römische Grenzfestung im Nordwesten. Im Süden hatte Noricum freilich die Verbindung mit Italien, aber sie war schwierig. Die Gebirgswege waren im Winter nur mühsam zu benutzen, und häufig wurden sie durch Barbaren oder durch große Räuberbanden gesperrt. Die Bewohner der Städte waren Römer, die Bergbewohner waren von der römischen Kultur nur oberflächlich berührt, und in dieser Zeit der Auflösung traten sie leicht in ihren alten Zustand zurück und gesellten sich zu den Barbaren. Stilicho und Aëtius hatten mit ihnen kämpfen müssen. Die römische Verwaltung trat seit Attila nicht wieder in regelmäßige Thätigkeit. In einzelnen festen Plätzen standen noch Truppen, aber es waren verlorene Posten. Sie hatten keine regelmäßige Verbindung mit dem Oberfeldherrn in Italien, erhielten auch keinen Sold mehr. Es war ähnlich wie in Spanien: jede Stadt war auf sich angewiesen. Sie schlossen selbst Verträge mit den Barbaren über Handel und Wandel, sie warben Scharen derselben als Söldner an oder als eine Art Schutzwache, sie bewaffneten sich und kämpften auch im freien Feld mit Glück. Aber es war ein vergebliches Bemühen. Hatte man die Rugen beschwichtigt, so brachen die Ostgoten ein, oder die Alamannen, oder die Thüringe von Nordwesten oder die Heruler von Nordosten her, oder alle zugleich. Außerdem erschienen noch Haufen aus allerlei Volk gemischt. Manche Städte ergaben sich den Barbaren, zahlten ihnen Tribut, lieferten ihnen Waffen, Kleider und Ge-

*) Georg Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. 2. Bd. S. 23—27. Wir gestatten uns nur kleine Abweichungen und einige Erweiterungen.

Digitized by Google

rät; aber sie fristeten damit nur kümmerlich ihr Dasein; denn keine von diesen germanischen Völkerschaften war so stark und in sich gefestet, daß sie einen dauernden Zustand hätte herstellen können, wie es die Westgoten in Gallien thaten.

Die Ostgoten hätten wohl die Kraft dazu gehabt, aber ihr Blick war mehr nach dem Süden und Osten gerichtet. Die Alamannen dagegen hatten ihre Hauptkraft dem Rheine zugewendet. Sie durchstreiften diese Gegenden mehr, als daß sie darin siedelten. So blieben nur die Rugen übrig, und diese haben auch einen Versuch gemacht die Römer in ihren Staat aufzunehmen, aber er mißlang. Sie gehörten zur gotischen Völkergruppe und waren arianische Christen. Aber das Christentum hatte ihnen bis dahin nur eine Summe von neuen Formen und Formeln gegeben, in denen ihre alten heidnischen Vorstellungen von Gott und Welt fortlebten, und allenfalls auch noch den Haß gegen die orthodoxen Römer. Mit Scheu betrachteten sie das Kreuz, zitternd standen sie vor einem heiligen Manne, und die böse Königin Giso quälte die Römer auch damit, daß sie sie noch einmal (nämlich arianisch) taufen ließ. Der Kulturzustand der Rugen war im wesentlichen noch derselbe wie in der Urzeit. Sie hatten zwar allerlei neue Bedürfnisse, aber befriedigen konnten sie solche nur durch den Raub, oder dadurch, daß sie Römer fortschleppten aus den Städten und auf ihren Höfen als Knechte ihre Kunst üben ließen. Die alten Lebensordnungen waren erschüttert, die Leidenschaften gesteigert, der Blick zwar unendlich erweitert, aber auch zerstreut; es war das Elend der Gärung, aus der neue Ordnungen hervorgehen konnten, aber es bedurfte großer Männer und schwerer Ereignisse, um das Volk in sie hinüber zu führen.

In diesem Zustande waren die Germanen den Römern furchtbare Nachbarn, und mit jedem Jahre schwanden einige Städte vom Boden. Die einen wurden erstürmt, die andern wurden von den Einwohnern vorher verlassen. Die Flüchtlinge zogen sich dann in die nächste Stadt, aber bald kam diese in die gleiche Gefahr, und die Flucht ging weiter. Zuerst fielen die westlichen Städte, erst die kleineren Orte, dann Passau, dann Lorch (Lauriacum) u. s. w., bis Odowakar 488 die Rugier schlug und diesen Sieg benutzte, um die Römer aus der ganzen nördlichen Landschaft wegzuführen.*) Wie Aurelian einst Dacien aufgab, so wurde jetzt Österreich und Salzburg den Germanen überlassen.

Die Kunde von dem Elend dieser Lande lief durch die Welt. Auch die Einsiedler in den Wüsten Ägyptens und Syriens erfuhren davon. Es waren unter ihnen viele feingebildete Männer, die es nicht unterlassen konnten, den Lauf der Welt zu betrachten, um ihrem Nachsinnen über die

*) Vergl. unsern vorigen Abschnitt.

Digitized by Google

ewigen Rätsel neue Aufgaben zuzuführen. Einen von ihnen ergriff bei dieser Kunde der Gedanke, daß es mehr wert sei, diese Bedrängten zu trösten, als hier der Betrachtung obzuliegen. Der Gedanke gestaltete sich ihm zur Stimme des lebendigen Gottes, und er machte sich auf und kam bald nach Attilas Tode — also wahrscheinlich 454 — an die Donau. Das war der heilige Severin. Latein war seine Muttersprache, und sein Wesen verkündete den vornehmen und gebildeten Mann; aber auch seinen vertrautesten Schülern sagte er nicht, woher er sei, und wie er heiße. „Das fördert nur den Hochmut," antwortete er ernst; „haltet ihr mich für einen Bürger des himmlischen Reiches, wie ihr sagt, so habt ihr ja nicht nötig, zu forschen, wie ich als Kind dieser Welt heiße." Er ging in schlechtem Kleide und auch bei der bittersten Kälte in bloßen Füßen. Tagelang fastete er, und wenn er aß, so war es die einfachste Speise. Seine Wohnung war ein Zelt, oft auch eine Höhle. Sein Herz war den ewigen Dingen zugewendet; er legte keinen Wert auf Geld und Gut; Verfolgung und Marter erschienen ihm als willkommene Mahnungen, als eine Unterstützung im Kampfe mit den sündigen Trieben des Herzens. Aber diese mystische Stimmung steigerte nur seine Kraft; sein Urteil trübte sie nicht. Er war überzeugt, daß Gott durch seine Hand Wunder thue; aber unermüdlich arbeitete er, um die Not zu lindern mit den irdischen Mitteln, die ihm noch geblieben. Bald war sein Ruf so groß, daß er von einem Ort zum andern gerufen wurde. Wo die Not am schlimmsten war, da trat er auf. Von Wien bis Passau war sein Gebiet. Er ersetzte in gewisser Weise die fehlenden Behörden. Sein Beispiel lehrte die Armen ihren Mangel leichter tragen, und seine rückhaltlose Strafrede zwang die Wohlhabenden, ihre Vorräte mit den Armen zu teilen, und von denjenigen Städten, die weniger bedrängt waren, konnte er geradezu einen Zehnten einfordern, um die Unglücklichen zu verpflegen, die aus den verwüsteten Orten mittellos umherirrten. Wenn eine Stadt nicht mehr zu halten war und die Bewohner sich doch nicht trennen konnten von dem Boden, der ihre Erinnerungen, ihre Habe und ihre Arbeit trug, dann sprach er mit der Gewalt eines Propheten. Er bedrohte die Hartnäckigen, er verkündigte Tag und Stunde des Untergangs. Mehrmals war es so eingetroffen, und bald wagten nur die ganz Halsstarrigen seinem Rate zu widerstreben."

Wir unterbrechen hier die Darstellung des trefflichen Forschers, um ein Stück aus der von Eugippius verfaßten Lebensbeschreibung des Heiligen*) einzuschalten, wo im 27. Kapitel in der schlichten und treuherzigen Weise

*) Nach der Ausgabe der „Monumenta Germaniae" übersetzt von K. Rodenberg (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit; Urzeit, Bd. 4), S. 54 f. Über Eugippius s. weiter unten.

Digitized by Google

des Verfassers Folgendes berichtet wird: „Zu derselben Zeit (etwa um das Jahr 460) verließen die Bewohner der Stadt Quintanis (an der Stelle des heutigen Osterhofen zwischen Passau und Straubing an der Donau), erschöpft durch die unaufhörlichen Einfälle der Alamannen, ihre heimatlichen Sitze und wanderten aus in die Stadt Batavis (Passau). Aber es blieb den Barbaren nicht verborgen, wohin sie ihre Zuflucht genommen hatten, vielmehr wurden sie noch mehr zur Habsucht angespornt, weil sie glaubten, sie könnten jetzt die Bevölkerung zweier Städte durch einen Überfall ausplündern. Aber der heilige Severin, unermüdlich dem Gebete obliegend, ermahnte vielfach die Römer, indem er ihnen Beispiele des Heils vorführte, und verkündete ihnen, sie würden wohl jetzt die Feinde mit Gottes Hilfe überwinden; wer aber nach dem Siege seine Worte verachte, werde sterben. Durch die Weissagung des heiligen Mannes gestärkt, stellten sich alle Römer (d. h. die Bürger von Quintanis und Batavis), voll Hoffnung auf den verheißenen Sieg, gegen die Alamannen in Schlachtordnung auf, nicht so sehr mit irdischen Waffen ausgerüstet als mit den Gebeten des heiligen Mannes. Bei dem Zusammenstoße wurden die Alamannen besiegt und flohen. Aber der Mann Gottes sprach die Sieger also an: ‚Liebe Söhne! schreibt nicht euren Kräften die Palme dieses Sieges zu, sondern wisset, daß Gott darum eure Freiheit beschützt hat, daß ihr innerhalb einer kurzen Spanne Zeit, die euch gleichsam als eine Waffenruhe gewährt ist, von hier fortziehet. Wandert also mit mir allesamt nach der Stadt Lauriacum (Lorch) hinab.‘ Hierzu ermahnte der Mann Gottes in frommer Einfalt. Als aber die Bataviner zauderten, ihren heimatlichen Boden zu verlassen, fügte er hinzu: ‚Obwohl wir auch die Stadt, in die wir ziehen, vor den hereinbrechenden Barbaren gar bald werden aufgeben müssen, so müssen wir doch jetzt von hier ebenfalls unweigerlich fort.‘ Wie er sie nun antrieb, folgten die meisten; einige jedoch erwiesen sich als halsstarrig, aber diese Verächter entgingen dem Schwerte der Feinde nicht. Denn alle, die gegen das Verbot des heiligen Mannes dort zurückblieben, wurden von Thüringen, die in derselben Woche noch von Nordwesten hereinbrachen, teils niedergehauen, teils in die Gefangenschaft geschleppt und mußten so für ihre Verachtung büßen. Alles Volk aber, das sich die Warnungen des frommen Severin zu Herzen nahm, wanderte nach der Vernichtung der Städte am oberen Donauufer in die Stadt Lauriacum. Hier hörte er nicht auf, sie durch eindringliche Ermahnungen zu stärken, daß sie nicht auf eigene Kraft vertrauten, sondern auf Beten, Fasten und gute Werke bedacht sich lieber mit geistlichen Waffen ausrüsteten. Auch beschloß er, an einem Tage die sämtlichen Armen in einer Kirche zu versammeln, um ihnen Öl zu spenden, da selbiges in jener Gegend sehr kostbar und selten war.“

Digitized by Google

Soweit Eugippius.*) Mit Vorliebe schickten die bedrohten Städte den Heiligen als Unterhändler zu den Barbaren. Ruhig trat er unter sie, ruhig fügte er sich aber auch in das Unvermeidliche, und so erreichte er oft, was keiner zu hoffen wagte. Selbst wilde Räuberbanden haben ihm ihre Gefangenen frei gegeben. Barbaren sahen scheu zu ihm auf wie zu einem übernatürlichen Wesen. Sie trugen Kranke zu ihm, daß sein Gebet sie heile, und die wilden Gesellen, die aus der Heimat fortstürmten, um in der Fremde Beute und Ehren zu finden, erbaten sich erst seinen Segen, ehe sie gingen. Er segnete sie auch, obschon sie entweder Heiden oder Arianer waren und obschon sie das wilde Handwerk des Söldners trieben. Er wies niemanden zurück, der sich auch nur in einer einzigen Stunde vor Gott beugte. So hat auch Odowakar seinen Segen empfangen, der dann als König über Italien gebieten sollte. Freilich erfuhr der fromme Mann oft auch Hohn und Spott oder mußte mit hoffnungsloser Antwort zu den Armen zurückkehren, die ihn gesendet hatten. Den Fortgang der Zerstörung konnte er nicht aufhalten. Aber er blieb immer ruhig, während die Barbaren nicht selten nachträglich in Sorge gerieten, daß der Gott des Heiligen sie strafe für ihre Härte. Der Alamannenkönig Gibold wollte in Passau eindringen; Severin ermahnte ihn, davon abzustehen, und der wilde Heide begann zu zittern unter seinen Worten, kehrte um und sagte zu seinen Leuten: ‚Niemals habe ich im grimmigsten Kampfe soviel Angst ausgestanden als in diesem Gespräche.‘ — Der großartigste Sieg aber, den die waffenlose Frömmigkeit und der Zauber einer glaubensstarken Persönlichkeit über die unbändige, auf ihre Übermacht trotzende Wildheit errang, darf wohl in einer Begebenheit erkannt werden, die wir im folgenden wieder mit den Worten des wackeren Eugippius**) mitteilen:

„Als sich die schlimme Königin Giso eines Tages in einem Dorfe in der Nähe von Favianis (an der Stelle des heutigen Mauer bei Öling, oberhalb Pöchlarn, rechts an der Donau) aufhielt und einige Römer zu sich über die Donau fortschleppen ließ, um sie zur elendesten Knechtschaft zu verdammen, schickte der Mann Gottes zu ihr und forderte die Freilassung der Gefangenen. Aber jene, entflammt durch den Feuerbrand weiblicher Wut, ließ ihm höhnisch diese Worte zurückmelden: ‚Bete für dich selbst, du Knecht Gottes, verborgen in deiner Zelle! Uns aber gestatte, mit unsern Knechten zu schalten, wie wir wollen!‘ Als dies der Mann Gottes vernahm, sprach er: ‚Ich vertraue auf den Herrn Jesus Christus, daß er sie zwingen wird zu thun, wessen sie sich in ihrem bösen Sinne geweigert hat.‘ Und schnell folgte der Schlag, der ihren hochfahrenden

*) Das Folgende wieder nach G. Kaufmann.

**) Bei Rodenberg S. 36 f. Die Geschichte ist schon im ersten Bande, aber zu anderm Zweck und deshalb unvollständig, angeführt worden.

Digitized by Google

Sinn zu Boden streckte. Sie hielt nämlich damals unter ihren Sklaven einige Männer barbarischer Herkunft, welche Gold künstlich zu schmieden verstanden, in strengem Gewahrsam, damit sie ihr königlichen Schmuck verfertigten. Zu ihnen kam nun in kindlicher Neugier der noch sehr kleine Sohn des Königs Feletheus und der genannten Königin, Namens Friderich, und zwar an demselben Tage, an welchem die Königin den Knecht Gottes verachtet hatte. Da setzten die Goldschmiede dem Knaben ein Schwert auf die Brust und riefen: wenn jemand es wage, bei ihnen einzutreten, ohne ihnen eidlich Sicherheit und Freiheit zu geloben, so würden sie zuerst den kleinen Königssohn durchbohren und dann sich selber ermorden, weil sie, durch die lange Gefangenschaft zum Tode erschöpft, ja doch nichts mehr zu hoffen hätten. Da das die grausame und gottlose Königin hörte, zerriß sie vor Schmerz ihre Kleider und schrie laut: ‚O Severin, du Knecht des Herrn, so werden von deinem Gotte Beleidigungen gestraft? Diese Rache hast du für meine Verachtung in unablässigem Gebete erfleht, daß du an meinem Fleisch und Blut Vergeltung übst?' In tiefer Zerknirschung und mit klagendem Geschrei umherlaufend bekannte sie, sie sei zur Strafe für die verbrecherische Verachtung, die sie dem Knecht Gottes bewiesen, jetzt von diesem rächenden Schlage getroffen. Sogleich entsandte sie etliche Reiter, um Severins Verzeihung zu erflehen, und gab die Römer frei, die sie an demselben Tage ergriffen und für die der Heilige vergebens Fürsprache eingelegt hatte. Die Goldschmiede aber erhielten alsbald das eidliche Gelöbnis ihrer Sicherheit und Freiheit und wurden, nachdem sie den Knaben herausgegeben hatten, ebenfalls freigelassen. Wie dies der ehrwürdige Diener Christi vernahm, dankte er dem Schöpfer in heißem Gebet, welcher deshalb bisweilen den Bittenden die Erfüllung verzögert, damit er nachher, wenn Glaube, Hoffnung und Liebe gewachsen sind, statt des kleineren Wunsches den größeren gewährt. Denn das vollbrachte die Allmacht des Heilandes, daß das schreckliche Weib, da es freie Männer knechtete, gezwungen wurde, Knechten die Freiheit wiederzugeben. Nachdem sich dies so wunderbar erfüllt hatte, eilte die Königin sogleich mit ihrem Gatten zu dem Knechte Gottes, und indem sie ihm ihren Sohn zeigte, bekannte sie, daß er durch die Gebete des Heiligen der Schwelle des Todes entrissen sei. Auch gelobte sie, in Zukunft niemals wieder gegen seine Befehle zu handeln." —

Bald darauf konnte der Heilige sogar einen förmlichen Vertrag mit dem Könige abschließen über die Sicherung der Römer. Aber auch solche Gelübde halfen wenig; die rohe Begierde und der Drang der Verhältnisse überwogen; nur der persönliche Einfluß des heiligen Mannes gewährte Schutz. „Endlich," so erzählt Eugippius im 40. Kapitel,*) „endlich nach

*) Bei Rodenberg S. 65 f.

Digitized by Google

vielem Streit und langem Kampfe, da der heilige Severin, von Gott erleuchtet, erkannt hatte, daß er aus dieser Welt hinübergehen sollte, bat er den öfter erwähnten Rugenkönig Feva (oder Feletheus), daß er mit seinem Weibe Giso zu ihm käme. Und sie kamen. Er legte dem Könige mit heilsamen Worten ans Herz, so gegen seine Unterthanen zu handeln, daß er immer an die Rechenschaft denke, die er einst dem Herrn über den Stand seines Reiches werde geben müssen, und fügte unerschrocken andere Ermahnungen hinzu. Dann streckte er die Hand aus, und auf die Brust des Königs zeigend, fragte er die Königin vorwurfsvoll: ‚Liebst du, Giso, diese Seele mehr als Gold und Silber?‘ Da jene sagte, sie ziehe ihren Gatten allen Schätzen vor, fuhr der Mann Gottes, der Weisheit voll, fort: ‚Wohlan, so laß ab, Unschuldige zu bedrücken, auf daß nicht ihre Betrübnis eure Herrschaft zerstöre! Denn oftmals machst du die Milde des Königs zu nichte.‘ Sie aber erwiderte: ‚Warum empfängst du uns also, Knecht Gottes?‘ Da antwortete er: ‚Ich beschwöre euch, ich der niedrigste Knecht, der bald vor dem Herrn erscheinen wird, daß ihr von den bösen Handlungen ablasset und auf Werke der Frömmigkeit bedacht seid. Bis jetzt hat euer Reich durch Gottes Huld geblüht; von nun an sehet euch wohl vor!‘ Da der König und sein Weib durch diese Worte gebührend ermahnt waren, nahmen sie Abschied und gingen von dannen.“ So redete der schlichte Mönch dem Königspaare ins Gewissen. Seinen geistlichen Brüdern aber sagte er, daß bald die Zeit kommen werde, wo sie alle das Land verlassen müßten. „Nach einer zum Herzen gehenden Ansprache hieß er alle der Reihe nach zum Kuß zu sich herantreten und empfing das Sakrament des Abendmahls. Er verbot allen zu weinen, und nachdem er die Hand ausgestreckt und über seinen ganzen Körper das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, befahl er einen Psalm zu singen. Da sie aber im Übermaß ihres Schmerzes schwiegen, stimmte er selbst an: ‚Lobet den Herrn in seinen Heiligen! Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!‘ Kaum vermochten sie auf diesen Vers zu antworten. Dann verschied er ruhig im Herrn am 8. Januar des Jahres 482.“

Fast dreißig Jahre lang hatte er „als ein Seelsorger und oft wie ein König hier gewirkt. Er war ein gewaltiger Mann, und was er war, das war er durch Liebe und Glauben. Neben ihm standen noch viele, die ihm nacheiferten. Die untergehende Römerwelt war reicher an bedeutenden Männern als manche glücklichere Zeit; aber die Gewalt ist zu furchtbar, mit der ein verfallener Staat dem Abgrund zurollt. Auch Helden können ihn nicht aufhalten. Das Bild des Elends aber, das diese Lande zeigen, lehrt den Wert der staatlichen Ordnung schätzen, welche damals von Goten, Burgunden, Wandalen und Franken in anderen Provinzen aufgerichtet wurde.“

Digitized by Google

Mit wenigen Worten haben wir noch des Mannes zu gedenken, der uns das Leben des Heiligen beschrieben hat. Eugippius war noch in Noricum ein Schüler Severins gewesen, 488 mit den übrigen und der Leiche seines Meisters nach Italien ausgewandert und in Lucullanum, wo die Überreste des Heiligen später beigesetzt wurden, zweiter Vorsteher des Klosters geworden. Ohne große wissenschaftliche Bildung zu besitzen, war er wohl bewandert in den heiligen Schriften und wegen seines Charakters von bedeutenden Zeitgenossen hoch geachtet.*) Diesen Eugippius forderte ein Laie, dessen Name unbekannt ist, auf, ihm Beiträge zu einer Lebensbeschreibung Severins zu geben; er zeichnete darauf auch wirklich seine Erinnerungen auf (511), sandte sie aber nicht an jenen Laien, denn das erschien ihm unpassend, sondern an den gelehrten Diakonus Paschasius, mit der Bitte, sie zu einer förmlichen Lebensbeschreibung umzuarbeiten. Zugleich schickte er ihm in dem Boten einen Mann, der als Augenzeuge über die Wunder berichten sollte, die auf dem Zuge durch Italien an Severins Sarge geschehen sein sollten. Glücklicherweise lehnte Paschasius jede Änderung an Eugippius Aufzeichnungen ab; so blieben die Leser mit der Überfülle gesuchter Gegensätze und dem Wortschwall der „kunstgerechten" Bücher jener Zeit verschont, und gerade die einfache Schmucklosigkeit ist es, die dem Werkchen des Eugippius einen hohen Reiz verleiht. „Indem er aber einfach und treuherzig die Wunderthaten und Reden seines geliebten Meisters erzählt, entrollt er mehr, als er beabsichtigt hat. Ohne es zu wollen, giebt er uns ein Bild von Noricum in der Zeit, als daselbst die römische Herrschaft in Todeszuckungen lag, und eben weil die Schilderungen gar nicht in seinem ursprünglichen Plane lagen, gewinnen sie um so mehr an Glaubwürdigkeit." Er hatte ja selbst den Heiligen und den Schauplatz seiner Wirksamkeit gekannt und war allem Anschein nach in Noricum geboren. Ein italienischer Legendenschreiber hätte wahrscheinlich die für uns wichtigsten Züge verwischt. Das Leben des großen Mannes wurde viel gelesen und abgeschrieben; aber in dem Lande, wo er so Großes gewirkt hatte, vergaß man ihn in den nächsten Jahrhunderten gänzlich. Nach dem Abzug der römischen Bevölkerung schwand, wie schon bemerkt wurde, auch das Christentum in Noricum, das Land verfiel der Barbarei; zunächst hausten die Heruler darin; hundert Jahre später finden wir es von heidnischen Baiern (Bajuwaren, Abkömmlingen der Markomannen), Avaren und Slaven besetzt, die erst von neuem bekehrt werden mußten. Die neubegründeten Bischofssitze Passau und Salzburg (zur Zeit Severins Iuvao, noch früher Iuvavum genannt) wurden im achten Jahrhundert die Ausgangspunkte der christlichen Mission für diese Länder.

*) Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 4. Aufl., 1. Bd. S. 42 f., und Rodenberg a. O. Einleitung.

Digitized by Google

11. Die Erneuerung der Gesellschaft durch das Christentum.

Der wichtigste Schauplatz der von Germanen ausgehenden staatlichen Neubildung war Gallien. Da die Zustände, unter denen die Germanen ihre Staaten auf römischem Boden gründen mußten, in allen Provinzen im großen und ganzen dieselben waren, so wird ein Blick auf die Gesellschaft jenes Landes auch zur Erhellung der so vielfach schwierigen und dunklen inneren Verhältnisse aller der Länder, von denen Germanen Besitz ergriffen, beitragen. „Das römische Gallien," sagt der Geschichtsforscher Kaufmann,*) „entspricht im ganzen dem heutigen Frankreich. Die Alpen und die Pyrenäen, der Rhein und die Nordsee bildeten seine Grenzen. Auch die heutigen Städte waren zum großen Teil schon damals vorhanden, nur war ihre Bedeutung nicht dieselbe. Paris bedeutete wenig neben Arles, Lyon, Vienne, Trier, Bordeaux und vielen anderen. Und auch ihre Verfassung war nicht dieselbe. . . . Die Bevölkerung bestand der Masse nach aus Kelten, die in den unteren Ständen oberflächlich, in den höheren Schichten dagegen fast vollständig romanisiert waren. . . . Im ganzen genommen war das Keltische damals noch eine Bauernsprache. Und auch die Bauern verstanden Lateinisch, wenigstens in den meisten Teilen des Landes. Latein war die Geschäftssprache im privaten wie im öffentlichen Verkehr und die einzige Schriftsprache. Sie fand in Gallien sogar eine ausgezeichnete Pflege. Kein größerer Ort entbehrte der Schule, und in größeren Städten waren zahlreiche Lehrer mit hohem Gehalte angestellt, deren Unterricht zu genießen die Schüler weit herkamen und deren kunstvolle Reden und Gedichte von der gebildeten Welt des ganzen Reiches gepriesen wurden. Gallische Redner, gallische Beredsamkeit waren Ehrennamen, und es gab eine große Anzahl von Dichtern und Schriftstellern. Niemals aber nahmen sie ihre Stoffe oder ihre Bilder aus der keltischen Geschichte und dem keltischen Leben. Ihre Bildung war ganz römisch, ihre Schriften bildeten einen Teil der römischen Litteratur. . . . Um 400 hatte dieser Romanisierungsprozeß seinen Höhepunkt erreicht; aber eben um diese Zeit begann das Band sich zu lockern, das den römischen Staat zusammenhielt.

In den Wirren, die im Abendlande auf den Einbruch der Barbaren in Gallien (406) folgten, verjagten mehrere Landschaften und Städte die römischen Beamten, um sich unter selbstgewählten Führern der Not zu er-

*) Dieser Abschnitt ist ein zum größten Teil wörtlicher Auszug aus dem oben genannten, vorzüglichen Werke „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen" von G. Kaufmann, 2. Bd. S. 28—45. Auslassungen sind durch Punkte kenntlich gemacht.

Digitized by Google

wehren. Dabei kam in Aremorica, dem Küstenstrich zwischen der unteren Loire und Seine, das keltische Element wieder zum Durchbruch, zumal es verstärkt wurde durch die Scharen, die um die Mitte des Jahrhunderts vor den Angeln und Sachsen aus Britannien auf das Festland flohen und den westlichen Teil von Aremorica besetzten, der nach ihnen dann die Bretagne genannt wurde. In dem übrigen Gallien und ähnlich in Spanien haben dagegen die maßgebenden Kreise der Gesellschaft auch in der Auflösung des fünften Jahrhunderts in Rom ihr Vaterland gesehen, bis sie in einem der germanischen Staaten heimisch wurden. Diese maßgebenden Kreise der Gesellschaft bildeten nur einen kleinen Teil der Bevölkerung. Die Masse war in einem elenden, dürftigen Zustand. Sie hatten kein Brot und kein Recht, ihr war es gleich, wer in Gallien regierte. . . . Im vierten und fünften Jahrhundert wurden die kleinen Grundbesitzer massenhaft gezwungen, ihr Land dem großen Herrn zu überlassen, der ihr Nachbar war und dessen Hilfe sie nicht entbehren oder dessen Gewaltthätigkeit sie nicht widerstehen konnten. Der Hauptgrund lag in dem fürchterlichen Druck des Staates. Die Großen des Reiches wußten das Schlimmste von sich abzuwälzen, und so lastete zuletzt alles und jedes auf den Schultern des Bauern. Es muß hart kommen, ehe ein Bauer sein Gut im Stich läßt, aber im vierten und fünften Jahrhundert haben sie es scharenweise gethan. In Italien, Gallien und Spanien bildeten diese ausgetretenen Bauern Räuberbanden, die wiederholt zu großen Heeren anwuchsen und nur mit großen Anstrengungen auseinander gesprengt werden konnten. Nicht viel besser sah es in den Städten aus.

In den beiden ersten Jahrhunderten war es eine hohe Ehre, mit einem städtischen Amte betraut und in den städtischen Rat, oder wie es damals hieß, unter die Decurionen aufgenommen zu werden. Aber im dritten Jahrhundert fand sich niemand mehr freiwillig bereit, die Ämter zu übernehmen; es mußte den Decurionen als Pflicht auferlegt werden, die Ämter aus ihrer Mitte zu besetzen, und da jeder sich nun auch dem Decurionat entzog, so wurden diese Ratsherrnstellen erblich gemacht und derjenige mit den schwersten Strafen bedroht, der sich der Würde zu entziehen suchte. Es ist ein Anblick ohne gleichen. Die Decurionen und die Magistrate hatten den höchsten Rang unter allen Bürgern und genossen ins Auge fallende und von den eiteln Galliern viel begehrte Auszeichnungen, aber dennoch wollten sie gern ihr Amt und oft ihr Vermögen dazu verlieren, wenn sie nur der unberechenbaren Verantwortlichkeit ledig wurden, die sie in jedem Augenblick der Laune und Willkürjustiz der Provinzialstatthalter preisgab. Entflohen sie aber, so wurden sie aufgesucht und in ihr Amt zurückgebracht, wie entsprungene Verbrecher ins Zuchthaus. . . Wie sie jedoch vor dem Statthalter zitterten, so zitterten vor ihnen die Bürger.

Digitized by Google

So viele Ratsherren, so viele Tyrannen, sagte der Presbyter Salvian in Massilia; und gegen das Ende des vierten Jahrhunderts ward ein neuer Beamter ernannt, der Defensor (Verteidiger), der das Volk vor den Decurionen und die Decurionen vor dem Statthalter schützen sollte; aber gar bald hatte man in ihm nur einen Tyrannen mehr. Die Lage dieses ersten Standes zeigt das Los der übrigen. . . . Kraft und Wohlstand war nur noch bei den wenigen Familien, in deren Händen die große Masse des Grundbesitzes vereinigt war.

Allein auch diese bevorzugte Klasse litt schwer unter dem Zustand des Staates. Die Kraft, die noch in ihr lebte, hatte keinen Raum sich zu entwickeln. Sie wuchsen auf mit dem Gedanken, daß es sich für sie zieme, nicht bloß ihre Güter zu bewirtschaften und ihre Schätze zu mehren, es galt als selbstverständlich, daß sie sich am öffentlichen Leben beteiligten. Aber diese Beteiligung war schließlich nur ein Wettlauf nach den Ehren, die der Staat zu verteilen hatte, und auf der Versammlung der Großen, die jährlich zu Lyon zusammentrat, konnte selten ein anderes Wort laut werden als die Schmeichelei. Um so eifriger bethätigten sie sich auf dem Gebiete der Litteratur. Als Knaben wurden sie in die Schule des Grammatikers geschickt, und hier wurden sie hart angehalten. Vor der Schule machte die Weichlichkeit dieser sonst so verwöhnten Menschen halt. Nicht bloß der einfache Stock, sondern auch die Lederpeitsche bändigte den flüchtigen Sinn der hochgeborenen Jugend. Von dem Grammatiker kamen sie zum Rhetor und lernten die Kunst viel zu sagen über nichts. Bald versuchten die halbreifen Knaben, öffentlich als Redner aufzutreten. . . . Was sie sagten, war gleichgiltig, wenn die Worte nur klangen. Die gewandte Beherrschung der Sprache, ihrer Tonmittel und des von früheren Schriftstellern geschaffenen Vorrates von Wortverbindungen — weiter sollte nichts gezeigt werden. . . .

An Worten und Phrasen hatten die Dichter und Redner Überfluß, aber das Leben bot ihnen keine Aufgabe, die sie etwas erwärmen und ihnen wirklich poetischen Schwung hätte verleihen können. Auch den besten Autoren fehlte es deshalb beständig an Stoff, oder vielmehr jeder Stoff war ihnen gleich recht. Die Gans, die auf dem Tische stand, das Handtuch, an dem der Freund sich abgetrocknet, der Regen ward besungen, der den Fußweg schmutzig machte. Diese Produkte galten auch nicht etwa als unbedeutender Scherz, sondern bildeten einen Teil der Litteratur. . . . Ausonius war vielleicht der begabteste unter den Schriftstellern dieser Zeit. Sein Lobgedicht auf die Mosel und noch mehr vielleicht das Idyll vom Rosengarten wird auch heute noch den Leser erfreuen, der sich über die Schwächen der Manier hinwegzusetzen vermag. Ausonius war der Mittelpunkt eines großen litterarischen Kreises, dem Symmachus, Paulinus von Nola und

Digitized by Google

andere berühmte Autoren angehörten, und zu denen auch die Kaiser Valentinian, Gratian und Theodosius gezählt zu werden wünschten. Der große Theodosius bat den Ausonius, ihm nicht als Kaiser, sondern aus privater Zuneigung ein Briefchen zu senden. . . . Dergleichen litterarische Kreise gab es mehrere, und unter ihnen herrschten dann oft allerlei Koterie-kämpfe; aber sie waren doch auch wieder die eigentlichen Träger dieses litterarischen Lebens. Die Genossen verschafften sich gegenseitig Hand-schriften, reizten sich zur Produktion und vermittelten die Veröffentlichung. . . . Sie schrieben einander viel Briefe, und diese wurden sorgfältig stilisiert und galten mehr als litterarische Erzeugnisse denn als Mittel, sich dem Freunde mitzuteilen. . . .

Die vornehmen Kreise waren von diesen Interessen ganz beherrscht, und wer nicht wirklich Gefallen daran fand, der mußte doch die Mode mitmachen. Und diese Mode hielt die vornehmen Herren, die kein andres Feld zu fruchtbringender Thätigkeit vor sich sahen, doch wenigstens von den endlosen Gelagen und anderem wüsten Treiben fern, und was noch wichtiger war, es erhielt sich so ein gewisser idealer Sinn, das Bewußtsein, daß der gebildete Mann nicht bloß sich selbst leben dürfe, und es erhielt sich die Bekanntschaft mit der älteren römischen Litteratur. Denn das war die erste Forderung, daß man gehörig belesen war; und in den Häusern der Vornehmen gab es ansehnliche Bibliotheken und geübte Schreiber, die von neuen Erscheinungen wie von den großen alten Autoren Abschriften an-fertigten. Auch die Herren selbst waren dabei thätig, verglichen die Hand-schriften und verbesserten sie. Griechisch verstanden nur wenige, und schon darin offenbart sich, daß das Treiben ohne Kraft und Tiefe war. Es war die Litteratur einer erschöpften Zeit, in der weder das Leben noch eine wahrhaft wissenschaftliche Thätigkeit dem Geiste neue Stoffe zuführte. „Den vergangenen Jahrhunderten," klagte einer der Gefeiertsten dieser Poeten, „gab der Herr der Welt Kraft und Gaben zu echter Kunst, jetzt ist der Same verdorrt und der Saft vertrocknet."

In diesen Zustand brachte das Christentum eine ungeheure Ver-änderung, es brachte eine Fülle von neuen Gedanken, Gefühlen und Auf-gaben, und ferner eine Reihe von Institutionen und Ämtern, die das Leben beherrschten und stützten. In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts fanden sich in allen bedeutenderen Städten Galliens Bischöfe, aber das Landvolk war selbst um 400 noch größtenteils heidnisch. Auch das Christen-tum sehr vieler Bekenner war nur eine etwas andere Form ihres alten Heidentums. Einige neue Namen und neue Gebräuche waren eingeführt, aber statt des erhabenen Schöpfers aller Dinge verehrten sie einen mäch-tigen Zauberer. Ein Gedicht, das um 400 von einem Gallier, Namens Severus Sanctus, geschrieben ist, führt uns in diesen Prozeß mitten hinein.

Digitized by Google

Der Hirt Bubulcus klagt einem Freunde, daß seine Herde von der Seuche hart mitgenommen sei. Da kommt ein anderer Hirt, Namens Tityrus, vorbei, der ist lustig und guter Dinge, denn seine Herde ist gesund geblieben. „Wie hast du das erreicht?“ fragte Bubulcus. „Ich habe den Ochsen das Zeichen des Kreuzes an die Stirn gemacht; das soll das Zeichen des großen Gottes sein, der jetzt in den großen Städten ganz allein verehrt wird, und keiner neben ihm. Christus ist sein Name, der einzige Sohn des ewigen Gottes. Willst du etwas von ihm erbitten, so brauchst du nur zu glauben. Opfer sind unnötig, das reine Herz erhält ohne das alles, was es wünscht.“ Da entschließen sich die beiden andern, auch Christen zu werden. „Denn warum sollte das den Menschen nicht gut sein,“ meint Agon, „was die Tiere vor der Pest beschützte?“

Der Verfasser des Gedichtes war ein feingebildeter Rhetor, und er schrieb nicht in der Absicht, die Motive zu verhöhnen, die den gemeinen Mann dem Christentum zuführten; sondern in diesen vornehmen Kreisen herrschte die gleiche materialistische Auffassung der Religion. Der vielgefeierte Dichter Apollinaris Sidonius*) wurde in seinen späteren Jahren Bischof und zählt zu den Heiligen der Kirche, aber seine Auffassung des Christentums war nicht eben tiefer. „Ihr Jungen,“ schrieb er als Bischof, „nutzt eure Zeit und schwelgt in Horaz und Cicero; wenn das Alter kommt, dann müßt ihr an das ewige Leben denken und die alten Heiden ruhen lassen; jetzt aber nützt eure Zeit.“ Die Kirche war ihm nur ein Ersatz für die seit dem Sturz des Reiches verschlossene Karriere im Dienst des Kaisers und ein Mittel, die Schrecken des Todes zu überwinden. Köstlich ist es mit anzusehen, wie er sich hinter einem nichtssagenden Wortschwall versteckte, als zwei seiner litterarischen Freunde in einen dogmatischen Streit gerieten. Er hatte für die ganze Sache kein Verständnis. So standen viele; andere aber wurden im Innersten ergriffen. Hilarius von Poitiers, Martin von Tours, Cassian, Sulpicius Severus, Salvian und Tausende mit ihnen hatten all ihr Sinnen und Denken in den Dienst der Kirche gestellt.

Mit kräftigem Entschluß hatten sie ihre glänzenden Stellungen und ihren Reichtum verlassen, um fortan in Niedrigkeit zu leben; aber schwerer wurde es ihnen, den Geist von der Beschäftigung mit der alten Litteratur abzulenken und auf die christlichen Stoffe hinüberzuführen. Der heilige Hieronymus hat das in seiner geistreichen Weise beschrieben, und seine Schilderung hat auch für die gallischen Kreise des fünften Jahrhunderts ihre vorbildliche Wahrheit. „Ich hatte gefastet und las dann wieder den Cicero. Ich hatte die Nacht in Thränen und Gebet zugebracht, und am

*) Vgl. oben S. 145.

Digitized by Google

Morgen nahm ich wieder den Plautus zur Hand. Kam ich dann zur Besinnung über mein Thun und wollte die Propheten lesen, so widerte mich ihre rauhe und ungebildete Sprache an." Da erkrankte er auf den Tod, und im Fiebertraum fühlte er sich vor den Thron Gottes geführt. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er: „Ein Christ." Aber der Richter sprach: „Du lügst, ein Ciceronianer bist du, nicht ein Christ. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz." Da baten die Umstehenden für ihn, seiner Jugend wegen, und er ward entlassen, nachdem er geschworen hatte: „Herr, wenn ich je wieder heidnische Bücher lese, so will ich dich verleugnet haben." Von ähnlichen Kämpfen und Visionen erzählen andere, und auch ihre Schriften legen Zeugnis ab von diesem Kampfe. Sie nahmen sich oftmals vor, nicht länger in Worten zu lernen, sondern auf die Sache zu sehen; in scharfen Antithesen prägten sie den Gedanken aus, daß die Predigt der Fischer der Beredsamkeit Ciceros überlegen sei; aber der Satz selbst, in dem sie das sagten, verriet, daß ihnen der Ruhm der Rede immer noch unendlich wichtig war. . . .

Da waren die gemeinen Leute besser daran, und in der Unruhe über solchen Rückfall in die alten Gedankenkreise erwachte die Neigung, jede Bildung für einen Feind des Glaubens zu erachten. Es waren Erzählungen in Umlauf, wie ein ungelehrter Mönch die schwierigsten theologischen Fragen löste, nachdem er eine Zeit lang im Gebet verharrt hatte, und auch jene altheidnische materialistische Auffassung der Religion führte zu solch dumpfer Schwärmerei. Die Askese (Entsagung) war das greifbare Mittel, das bleiche Gesicht das Siegel der Erlösung. Wer sein Hemd trug, ohne es zu waschen, bis es sich in Schmutz und Fetzen auflöste, der ward als Heiliger verehrt, und auch die Gebildeten krankten an einer Wundersucht, die selbst durch die schlimmsten Erfahrungen nicht geheilt ward. Sulpicius Severus z. B. war ein ungewöhnlich begabter Mann; inmitten der verwilderten Rhetorik jener Tage schrieb er ein fast klassisches Latein . . . und er war auch ein tüchtiger Geschichtschreiber. . . . Und dieser feine Geist erzählte von dem heiligen Martin, mit dem er doch persönlich verkehrt hatte, ganz kindische Wundergeschichten. Nach Severus' Meinung gab es nichts, was dem heiligen Martin unmöglich war. Das Wunder galt als ein notwendiges Werkzeug im göttlichen Weltregiment, und die Kraft, Wunder zu thun, als ein natürliches Attribut des wahrhaft Frommen. . . .

Die Ungebildeten und die unklaren Köpfe gaben sich vollends ganz wüsten Vorstellungen hin, Betrüger und Schwärmer trieben mit dem frommen Glauben ein schauderhaftes Spiel. Man sollte glauben, das Christentum hätte hier zu Grunde gehen müssen zwischen dem halben Wesen auf der einen Seite und dem trüben Mysticismus auf der andern.

Digitized by Google

Aber einmal hielten sich doch die beiden Gegensätze ein gewisses Gleichgewicht, und der Freund der Kirche muß jenen lauen Geistern danken, daß ihre vornehmen Bedürfnisse sie zurückhielten, den Anhang der Schwärmer zu mehren. Recht wirksam warnten vor ihnen auch die bösen Erfahrungen, die der Orient mit solchen jede Kultur verschmähenden Heiligen gemacht hatte, und dann die stets erneuten theologischen Streitigkeiten. So wenig erfreulich sie an sich waren, sie zeigten doch, daß man sich der wissenschaftlichen Bildung nicht enthalten könne. Das Entscheidende aber war, daß sich unter all den Dornen und Disteln der Tändelei und Schwärmerei manches Korn echter Religiosität barg, und diese überdauerte denn auch alle Stürme. In einzelnen Männern fand sie einen geradezu idealen Ausdruck. Ein solcher Mann war der heilige Martin von Tours.*) Als Sohn eines Veteranen mußte er ebenfalls Soldat werden und trat mit fünfzehn Jahren in die Legion ein. Seine Eltern waren noch Heiden, aber ihm war das Christentum nahe gekommen, und er lebte als Soldat wie ein Asket und handelte wie ein Heiliger. Man kennt die Erzählung, wie er in Amiens seinen Mantel zerschnitt, um die Blöße des Armen zu decken; so war er in all seinem Thun. Einst ward er von Räubern überfallen, sie banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und der eine schleppte ihn fort. „Was bist du?" fragte ihn dieser unterwegs. „Ein Christ." „Ist dir nicht angst?" „Nie fühlte ich mich sicherer," antwortete Martinus, „ist doch Gottes Gnade gerade in den Versuchungen uns am nächsten. Aber um dich fühle ich Schmerz, der du durch dein Räuberhandwerk die Gnade verscherzest, die in Christo allen Menschen erschienen ist." Immer begeisterter predigte er so, bis der Räuber sich bekehrte, seine Bande löste und um seine Fürbitte bat. Noch großartiger offenbarte sich diese alles überwältigende Liebe des Mannes in einem Traum. Er hatte gegen die Regel der Kirche einige Mönche wieder in seine Gemeinschaft aufgenommen, die sich schwer vergangen hatten. Und wie seine Zweifel und Seelenkämpfe gewöhnlich diesen Verlauf nahmen, so hatte Martinus auch hier eine Vision, in welcher der Teufel ihm vorhielt, daß er unrecht gethan habe, die Mönche aufzunehmen; denn wer einmal gefallen sei, der sei für immer von Gottes Gnade verstoßen. Martinus sprach dagegen von der erbarmenden Liebe, die den reuigen Sünder nicht verschmähe, und erhob sich zuletzt zu den Worten: „O, auch dir ist die Gnade nicht versperrt. Wenn du von der Verfolgung der Menschen ablassen wolltest und deine Sünden bereuen, o, so verspreche ich dir die Gnade Christi, obschon der Tag des Gerichts nahe bevorsteht. Solches

*) Geboren 317 in der Stadt Sabaria (jetzt Stein-am-Anger) in Pannonien, 371 Bischof von Tours, gestorben 397 in Candes, einem Dorf seiner Diöcese.

Digitized by Google

wage ich im Vertrauen auf den Herrn.“ Wer sich in die namenlosen Leiden versetzen kann, die Martinus von dem Teufel erduldet zu haben glaubte, der muß gestehen, daß in seinem Herzen ein Quell wahrhaft göttlicher Liebe strömte. Und dabei dies Zutrauen zu der Leitung des Herrn, diese unbedingte, durch kein Schicksal zu erschütternde Zuversicht, daß nichts ihn treffe, was nicht seinem Frieden diene. Er ging durchs Leben, als habe er es bereits überwunden, keine Furcht wandelte ihn an, und wo er sorgte, da geschah es um ewige Güter, und diese Sorge selbst machte ihn nur stärker.

Gern hätte er sich aller Gemeinschaft mit den irdischen Dingen entzogen, aber die Pflicht rief ihn mitten in ihr Getriebe hinein in die Umtriebe eines Usurpators und seines Hofes und in die Gemeinheiten der ersten Ketzergerichte. Vergebens kämpfte er dagegen an, es waren die traurigsten Tage seines Lebens; aber auch in dieser schweren Zeit war er für Tausende ein Halt und Hort. Not bereitete ihm ferner das Treiben der nicht geringen Zahl von Bischöfen, die in der Kirche nur den Glanz der Würde suchten, noch mehr aber die Betrüger, die aus der Heiligkeit ein Geschäft machten, und die Schwärmer, welche durch übermäßiges Fasten und Kasteien die Herrschaft über ihre Sinne verloren hatten und nun, von Eitelkeit aufgebläht, sich als auserwählte Werkzeuge der göttlichen Gnade bewundern lassen wollten. Nicht selten fanden sie zahlreichen Anhang, und auch die nächsten Kreise des Martinus wurden dadurch gestört. Aber sein einfältiges Auge durchschaute regelmäßig die täuschende Maske, und selbst die frechsten Gesellen beugten sich vor dem doch so freundlichen Manne. — Diese Einfalt und Hoheit zeigte den Vornehmen und Gelehrten, wonach sie dürsteten, und konnten sie nicht werden, wie er war, so scharten sie sich doch um ihn, und seine Glaubenskraft weckte Keime neuen Lebens in ihren verödeten Herzen. Und nun vollendeten sie die Aufgaben, die Martinus selbst nicht hätte lösen können. So kindliche urkräftige Naturen waren nötig, um die Hindernisse wegzuräumen, die der großen Bewegung im Wege standen, aber der Aufbau der Kirche und der Ausbau der Lehre forderten zahlreiche Arbeiter und auch weniger einseitige, wenn auch deshalb zugleich weniger starke Naturen. Sie fanden sich in Gallien im fünften Jahrhundert in großer Zahl. Das Christentum wirkte auf die Zeit wie ein Quell, der in einer verdorrten Landschaft erschlossen wird. Der Quell bleibt nicht ungetrübt, aber wohin er dringt, erwacht neues Leben.

So war unter der Litteratur die christliche bald die reichste und kräftigste. Dem verkommenen städtischen Wesen erstand in dem Bischof eine feste Stütze, die man ihm in dem Defensor vergeblich zu verschaffen versucht hatte. Das locker werdende Band der staatlichen Gemeinschaft in dem weiten Reich ward ersetzt durch die kirchliche Gemeinschaft. . . . In die

Digitized by Google

zur Kriecherei ausgeartete Verehrung der Kaiser schallte das Wort hinein: Vor Gott sind alle gleich, auch der Kaiser ist nur ein Mensch. Sulpicius Severus, der Schüler des heiligen Martin, war es, der die göttliche Verehrung der Kaiser nachdrücklich bekämpfte. Vornehme Männer entsagten dem Glanz ihres Reichtums und lebten in Niedrigkeit. Ihr Wort schreckte den ungerechten Richter, ihre Hand verteilte Almosen, auf ihren Gütern bauten sie Krankenhäuser, und ihre freiwillige Dürftigkeit ließ dem Armen sein Los erträglicher erscheinen. Endlich — und das war nicht das Geringste — Tausende von Menschen gewannen neue Lebensideale und neue Lebenskraft.

Es war ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Kreise, der den heiligen Martin umgab, und jenen litterarischen Koterieen, zwischen einer andächtigen Gemeinde und dem lässigen Haufen, der den Rhetor umstand und auf einen Wortwitz oder eine Anspielung wartete. Kraft und Zuversicht zog in das Herz hinein mit dem himmelaufsteigenden Gesange. Diese Menschen dünkten sich dem Höchsten gleich, wenn sie sich in Demut vor Gott beugten. Freilich waren sie der Masse nach nur in den vereinzelten Stunden besonderer Sammlung und Erhebung so stolz und stark, im gewöhnlichen Treiben des Tages herrschte meist noch das alte Wesen. Aber rein ergiebt sich die Menge dem Ideal immer nur auf Augenblicke, und was so in den einzelnen zerstreut und oft verdunkelt lebte, das fand einen dauernden Ausdruck in den Gemeinden. Diese Gemeinden mit dem Bischof an der Spitze, die Bischöfe der Provinz unter Leitung des Bischofs der Hauptstadt, die Bischöfe des Landes oder gar aller Lande zur Synode vereinigt: das waren große Gewalten, wahrhafte Felsen in dem Meere der Unordnung, in welches das römische Reich sich auflöste. Wo die Beamten flohen oder keinen Gehorsam mehr fanden, wo die Bauern in wildem Aufruhr die Magazine plünderten und die Städte brandschatzten, da handelten die Bischöfe als die geborenen Lenker der Stadt, und auch mit den einbrechenden Barbaren führten sie die Unterhandlungen. Während das Reich zerfiel, erstand so in der Kirche eine Verfassung, welche den Römern einen Ersatz gewährte, bis sie ihn in den germanischen Staaten finden lernten, und welche zugleich die Arbeitsergebnisse der alten Kultur für die Zukunft bewahrte."

Über die Verfassung der Kirche bemerkt unser Gewährsmann unter anderem folgendes. „Schon längst schied sich der Priesterstand von den Laien, und die Scheidung wurde immer schroffer. Im vierten Jahrhundert hatte man hochgestellten Laien noch wesentlichen Einfluß auf kirchliche Dinge gestattet; das galt gegen Ende des Jahrhunderts als ein Unrecht. Nur bei der Wahl des Bischofs bewahrte die Gemeinde noch einen gewissen Anteil an der Verwaltung der Kirche. Auch ward es verboten,

Digitized by Google

Laien zu Äbten oder Bischöfen zu machen, im fünften Jahrhundert kam es in Gallien indes noch mehrfach vor. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hatte sich dagegen bereits durchgesetzt, und im wesentlichen auch die Herabdrückung der Presbyter. Der Bischof hatte eine fast unbeschränkte Dienstaufsicht über alle Geistlichen, auch ihr Lebensunterhalt und ihre Lebensstellung hingen von ihm ab. Die Macht der Kirche war in der Hand der Bischöfe vereinigt, und diese Macht war sehr groß. Sie ruhte zunächst auf dem Vermögen der Kirche, das im vierten und fünften Jahrhundert ungeheuer anwuchs. Einmal zwang die Kirche teils durch Gesetz teils durch Sitte die Geistlichen, ihr Vermögen testamentarisch der Kirche zu hinterlassen, wenigstens in dem Falle, daß sie nicht ganz nahe Verwandte hatten. Da nun gerade aus den reichen Familien viele zu Bischöfen gewählt wurden, so kam durch diese Sitte ein großer Teil des Grundbesitzes in die Hand der Kirche. Noch reicheren Ertrag brachte die herrschende materialistische Auffassung der christlichen Lehre: „Wenn du der Kirche dein Gut schenkst, so trägt es dir in alle Ewigkeit reiche Zinsen. Wie thöricht ist es also, statt dessen lieber die wenigen Jahre deines Lebens kärgliche Zinsen genießen zu wollen!“ So argumentierten selbst hervorragende Männer, wie Salvian, und vielfach artete dies aus in gemeine Erbschleicherei und Erpressung. Die Geistlichen genossen ferner eine Reihe nutzbarer Vorrechte. Sie waren frei von drückenden Naturalleistungen, lange Zeit auch frei von der Grundsteuer und, falls sie Handel trieben, auch von der Gewerbesteuer. Im fünften Jahrhundert kam dies noch vor als ein Rest jener Zeit, da das Kirchenvermögen zu klein war, den Bischof zu ernähren. Indes, was der Staat den Geistlichen erließ, das mußten die Bauern mehr leisten, und im fünften Jahrhundert mußten deshalb diese Vergünstigungen zum größten Teil zurückgenommen werden. Dauernd genossen die Priester dagegen eine Reihe gerichtlicher Vorrechte, und aus dem Schiedsgericht, das die Kirche von jeher gepflegt hatte, erwuchs ein vom Staate anerkanntes Gericht, dem alle Streitigkeiten zwischen Geistlichen unterlagen und an das auch die Laien ihre Sache ziehen konnten. Der Bischof war ferner der Schutzherr aller Sklaven, Freigelassenen, Armen und Gefangenen, und mancher verwendete die Einkünfte der Kirche, um das Elend zu lindern, dem damals die Masse des Volkes erlag, namentlich um die Unglücklichen freizukaufen, die nach dem Kriegsrecht der Zeit scharenweise in Knechtschaft geschleppt wurden. Die Kirchen galten als Asyle, aus denen kein Verfolgter mit Gewalt gerissen werden durfte. . . . Der Bischof durfte ferner jederzeit die Gefangenen besuchen und prüfen, ob sie die nötige Pflege erhielten. Überzeugte er sich dabei, daß sie unschuldig verurteilt seien, so konnte er bei dem Richter Fürbitte einlegen, die Sache noch einmal untersuchen und die ungerecht verhängte Strafe wieder aufheben. . . . Im ganzen war diese Thätigkeit der Bi-

Digitized by Google

schöfe bei der Willkür und Roheit der damaligen römischen Justiz ein großer Segen und zugleich für die Bischöfe eine Quelle immer neuer Macht. Dazu kam der Einfluß, den ihnen die Beichte gab. . . . Als Schlußstein dieses Machtgebäudes diente endlich jene magische Kraft, die den meisten Bischöfen und vielen andern Priestern und Mönchen zugeschrieben ward, und die furchtbare Gewalt, die Menschen auszuschließen aus der Kirche, in der allein sie der Gnade Gottes teilhaftig werden zu können glaubten.

Einen weiteren Zuwachs an Macht gewann die Kirche in diesem Jahrhundert durch die Ausbreitung des Klosterwesens in Gallien. Freilich erlebten wohl alle Klöster von Zeit zu Zeit starke Unordnungen . . ., aber dann fanden sich immer gewaltige Naturen, welche das Ideal erneuten, und im ganzen waren die Klöster eine wahre Blüte des kirchlichen Lebens und ein Mittel, die frische Kraft, die in der Kirche lebte, zu sammeln und zu steigern.

Wo Leben ist, da ist Kampf, und so war denn auch die gallische Kirche dieses Jahrhunderts von mannigfaltigen Kämpfen bewegt, Kämpfen um Verfassungsfragen wie um Lehrfragen. Unter den ersteren hatte weitaus die größte Bedeutung der Streit, der daraus entsprang, daß Arles den Primat über die gallische Kirche erstrebte, unter den dogmatischen Fragen der Streit über die Prädestinationslehre (Lehre von der Vorherbestimmung oder Gnadenwahl). „Wenn Gott von anbeginn vorher bestimmt hat, wer selig werden soll und wer nicht, wenn der Mensch durch sein Bemühen gar nichts dazu thun kann, zur Gnade zu gelangen — was soll dann noch Tugend und Frömmigkeit? Wird man nicht dahin leben, wie man mag? Ist man erwählt, nun so wird man doch selig, und einige Sünden mehr oder weniger tragen nichts aus. Ist man nicht erwählt, nun so wird man doch verdammt, und wollte man auch alle seine Habe den Armen geben und die Nächte hinbringen in Gebet und Flehen. Das ist eine furchtbare Lehre, und die Stellen, auf die sich Augustin beruft, sind von den angesehensten Kirchenlehrern bisher nicht so verstanden worden." So dachten viele tüchtige Männer. Andere überboten dagegen noch die Lehren des Augustinus, und daraus entstand ein Kampf, der die besten Männer Galliens jahrzehntelang beschäftigte. Und die Art, wie er geführt wurde, giebt Zeugnis von dem Ernst und der Kraft des kirchlichen Lebens. Wußten sich doch die Gegner der Lehre so zu mäßigen, daß sie Augustin nicht persönlich angriffen. Er sollte der Lehrer bleiben, der er war; nur dem Umsichgreifen dieses Irrtums sollte vorgebeugt werden. . . .

Umgewandelt war das geistige Leben der Zeit. Ehedem wußten die Leute nicht, was sie schreiben sollten, jetzt drängten sich die Stoffe in Fülle herzu, und zwar Stoffe, die ihr ganzes Sinnen und Denken erfüllten. Was thuts, wenn die alte Manier hier und da über die Bewegung Herr

Digitized by Google

wird und der Gedanke im Wortgeräusch erstirbt? Es war doch Leben da und starkes Leben. Wenn man dies bedenkt und dabei zugleich die großartige Organisation der Kirche betrachtet und sich dann weiter erinnert, daß es vorzugsweise Männer der großen Familien waren, welche diese Organisation leiteten und die Kämpfe um diese schweren Fragen durchfochten, so erhält man einen ganz anderen Eindruck von der gallischen Aristokratie, als wenn man ihren politischen Jammer betrachtet und ihre rhetorischen Spielereien. Neue Kraft war in ihr geweckt, und in der Kirche war eine großartige Form geschaffen, in der diese Kraft sich sammeln und wirken konnte. Das geschah aber in derselben Zeit, in welcher die Germanen sich in Gallien niederließen. Die Aufgabe der Staatengründung wurde den germanischen Eroberern dadurch wohl erschwert, aber die Lösung derselben wurde auch um so wertvoller. Es ward ihnen schwerer gemacht, ihr germanisches Wesen zu behaupten und die Römer in die Formen ihres Staates einzufügen; aber ihren Staaten wurde auch eine größere Kraft zugeführt. Es erhöhte sich die Aussicht, daß diese Staaten wirkliche Kulturstaaten würden."

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die Ostgoten vom Sturz des Hunnenreiches bis zu ihrem Untergange.

(Von 454 bis 555.)

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Die Ostgoten unter Walamir und Theodemir.

(Von 454 bis 474.)

Zu dem edelsten und begabtesten Volk der Ostgermanen, von dem die Erzählung in diesem Bande ausgegangen ist, zu den Goten, kehrt sie jetzt zurück. Wir haben die Geschicke des noch nicht endgültig getrennten Volkes seit seiner Wanderung von der Ostsee her bis zum Zusammenbruch des großen Reiches, das der Amaler Ermanarich unter seiner Herrschaft vereinigte, betrachtet; wir sind den Therwingen oder Westgoten aus Dacien nach der Balkanhalbinsel, nach Italien und nach Gallien und Spanien gefolgt und haben sie das mächtigste Reich im westlichen Europa gründen sehen. Von den Ostgoten oder Greutungen aber nach Ermanarichs Untergang ist nur vorübergehend bei der Schilderung von Attilas Reiche die Rede gewesen. Nach dem Sturz der Hunnenherrschaft, unter der sich auch jenes einst so gewaltige Volk achtzig Jahre lang beugen mußte, waren es zuerst die Gepiden unter dem König Ardarich, die die Fahne der Freiheit schwangen. Hinter diesen, sonst nur als ein Anhängsel des gotischen Völkerzugs, der vom baltischen nach dem schwarzen Meere sich bewegte, angesehen, müssen also damals die Ostgoten zurückgestanden haben an Macht und Ansehen. Wir haben zwar früher gehört, daß sie unter einheimischen Fürsten standen: der Amaler Walamir, Wandalars Sohn, teilte die Herrschaft in schöner Eintracht mit seinen jüngern Brüdern Theodemir und Widemir. Aber so schwer lastete doch des Hunnenkönigs Joch auf ihnen, daß sie ihm Heeresfolge leisten mußten gegen ihre nächsten Stammesvettern, die Westgoten. Der Westgote Theoderich fiel in der katalaunischen Schlacht durch den Speer eines Ostgoten. In hellem Glanze war der Stern des Gepidenvolkes aufgegangen, doch er hob sich nicht höher und blieb bis zu seinem Verbleichen ein Gestirn zweiter Größe. Der Ostgoten Stern aber, der aus dunklem Morgengewölk sich hervorrang, ward bald zur strahlenden Sonne, die ihren Glanz mild wärmend über die ganze germanische Welt ausbreitete, bis sie nach raschem Niedergange in blutigem Abendrot versank, noch im Verschwinden schön und gewaltig, einen Anblick bietend, der zur Bewunderung und Rührung hinreißt. Denn

Digitized by Google

größeres hat kein Germane vor Karl dem Großen vollbracht als der Ostgote Theoderich, und Erschütternderes hat die Welt nicht gesehen, als den Todeskampf, in dem dieses Volk von Helden verblutete. Kaum ein Jahrhundert umfassen die Geschichten, die wir im folgenden unsern Lesern vorführen; nur etwa sechs Jahrzehnte dauerte die Herrschaft der Ostgoten über Italien. Von diesem ruhmvollen Volke verwehte nur allzubald die letzte Spur. Aber diese schnell aufleuchtende und ebenso schnell erlöschende Erscheinung ermangelt, nach den Worten eines wackern Geschichtschreibers*), weder der anziehenden Mannigfaltigkeit noch der lehrreichen Bedeutsamkeit. „Durch einen Mann, der alle Eroberer jener Tage an Einsicht und Milde übertraf und, obgleich Barbar genannt, in gar mancher Rücksicht mit dem Gebildetsten der Römer wetteiferte, fassen die Ostgoten in dem von den Deutschen so oft versuchten und immer wieder aufgegebenen Italien festen Fuß und behaupten dreiunddreißig Jahre hindurch ein Ansehen, dem alles weicht. Kaum übergegangen in die Hände der Tochter dieses Mannes, hören sie nicht nur auf, sich in ihren bestehenden Verhältnissen zu erhalten, sondern reizen sogar die Ansprüche und Begierden desselben Oströmerreiches, das sie einst so sehr fürchtete und, von dieser Furcht überwältigt, zum Aufbruch über die Alpen vermochte. Noch unsicherer wird ihre Stellung unter dem nächsten Verwandten und Nachfolger der Königin, oder vielmehr so bedenklich, daß sie sich von dem alten gefeierten Fürstenhause losreißen und freie Wahl üben. Jetzt, in einem Zeitraum weniger Jahre besteigen drei Könige nacheinander den Thron, durch den allgemeinen Volkswillen erhoben, alle in der Hoffnung, den befehdeten, zerfallenden Staat zu retten, ohne daß es wirklich einem gelingt. Die Stunde des Verderbens scheint vielmehr geschlagen zu haben und eine augenblickliche Auflösung unabwendbar. Da erhält das getäuschte, fast verzweifelnde Volk zweimal hintereinander, was es bedarf: hochherzige, entschlossene, an Hilfsmitteln reiche Führer und ermannt sich, wenn nicht um rühmlich zu stehen, so doch, um nicht ruhmlos zu fallen. Man kann zweifeln, ob seine friedlichen, oder ob seine kriegerischen Tage die schöneren, ob sein Auftritt oder sein Ausgang denkwürdiger ist, so viel Achtung hat es während seiner Blüte genossen, so viel Kraft und Mut im Untergehen bewiesen. Darüber aber erhebt sich kein Zweifel, daß die Darstellung seines Lebens auf Italiens Boden nach allen wechselnden Beziehungen und Ereignissen schon darum lohnend ist, weil aus wenigen Geschichten überzeugender hervorgehen dürfte, wie bei der Lenkung der Staaten einiges zwar allerdings vom Glück abhänge und anderes der Richtung der Masse angehöre, das meiste aber immer der

*) Des alten Manso, des ersten, der eine wissenschaftlich gediegene und fesselnd geschriebene Geschichte der Ostgotenherrschaft in Italien verfaßt hat (1824).

Digitized by Google

Persönlichkeit des Einzelnen, des Mannes, der das Ganze leitet, anheimfalle."

Nach der Schlacht am Flusse Nedao (454)*) überließ Rom den Ostgoten die ohnehin nicht mehr zu behauptende Provinz Pannonien, östlich von Norikum. Die nördliche und östliche Grenze dieses Landes bildete die Donau in ihrem Laufe von Wien bis Belgrad (genauer Semlin); die Südgrenze lief von Belgrad nach Westen zuerst am Ufer der Save, dann in geringer Entfernung südlich derselben, mit diesem Flusse ungefähr parallel, bis zum Karst und zu der Savequelle. Hier begann die Westgrenze, die sich zuerst in scharfer Biegung nach Osten zurückzog, so daß ein südwestlicher Gebietswinkel entstand, dessen Mittelpunkt die Stadt Emona (das heutige Laibach in Krain) bildete. Südöstlich von der norischen Stadt Celeja (jetzt Cilli in Steiermark) wandte sie sich dann von der Save aus direkt nach Norden, bis sie im Wienerwald (im Altertum Cetius Mons genannt) die Donau erreichte. Das auf diese Weise umgrenzte Gebiet zerfiel durch den Lauf der Drau naturgemäß in einen größeren nördlichen und einen kleineren südlichen Hauptteil. Diesen nahm König Walamir für sich in Besitz; von jenem erhielt Theodemir den Nordwesten um den Neusiedler See, Widemir den Südosten, so daß er in der Mitte zwischen den beiden andern Brüdern saß. Den Königsnamen führte Walamir allein. Er erhielt vom römischen Reiche bedeutende Jahrgelder und versprach dafür, das Land mit seinen Brüdern für das Reich gegen andere Barbaren zu schirmen und Hülfsmannschaften zu stellen. „Diese Aufnahme in römisches Bündnis und Land erleichterte die Losreißung von den Hunnen, und statt der drückenden Herrschaft der tief unter den Goten stehenden Mongolen war die nur formale Oberhoheit Roms eingetauscht, die noch immer im gewissen Sinne für ehrenvoll galt." (Dahn.)

Diejenigen Söhne Attilas, welche die Niederlage am Flusse Nedao überlebt und von Ostrom ein Stück Land in Mösien, rechts an der untern Donau, als Gebiet erhalten hatten, versuchten noch einmal, wenigstens die abgefallenen Ostgoten ihrer Herrschaft wieder zu unterwerfen. Sie betrachteten sie als „flüchtige Knechte", und da Walamirs Gebiet dem ihrigen benachbart war, so fielen sie, wahrscheinlich noch im Jahre 454, in dieses ein und zwar so unerwartet, daß Walamir nicht einmal seine Brüder um Hilfe beschicken konnte. Aber er war auch allein stark und kriegskundig genug, um den Kampf mit denen aufzunehmen, für die die Seinen so oft ihr Blut geopfert hatten. Mit einer kleinen, aber streitmutigen Schar stellte er sich zur Schlacht und schlug nach heißem, langem Ringen die Hunnen so gewaltig aufs Haupt, daß nur ein geringer Rest von ihnen übrig blieb, der

*) Siehe oben S. 137.

Digitized by Google

sich über die Donau zurückzog. Die frohe Nachricht von seinem Siege sandte Walamir durch einen Boten an seinen Bruder Theodemir; als der Bote aber in Theodemirs Burg kam, fand er sie schon von Freude erfüllt. Denn an demselben Tage hatte eine Nebenfrau des Fürsten, Namens Erelieva, einem Knäblein das Leben geschenkt, an das sich große Hoffnungen knüpften. Der Vater nannte sein Söhnchen Theoderich; und dieser Theoderich hat späterhin seinen und seines Volkes Namen vor aller Welt berühmt gemacht.

Sieben Jahre vergehen, ohne daß eine Kunde von den Goten in Pannonien zu uns dringt. Im Jahre 462 aber kam eine Gesandtschaft der drei Brüder nach Konstantinopel, um Beschwerde über das Ausbleiben der vom Kaiser Marcian versprochenen Jahrgelder zu führen. Der Kaiser Leo nämlich, der 457 auf Marcian folgte, hatte die gewöhnlichen Gaben, die den Goten unter dem Namen von Geschenken zuteil wurden und für welche sie Frieden und Waffenhülfe versprochen hatten, nicht zugeschickt. Die Boten fanden in Konstantinopel einen Landsmann, der Theoderich hieß und von einem körperlichen Fehler den Übernamen des Schielers (Strabo) erhalten hatte. Dieser war auch ein vornehmer Gote, aber nicht aus dem königlichen Blute der Amaler, und hatte am Kaiserhof, wo er Macht, Ehre und Reichtum genoß, aus Neid und Eifersucht gegen die Amaler gewühlt. So sahen sich die rechtmäßigen Herrscher um eines Emporkömmlings willen zurückgesetzt. Da griffen sie zornig zu den Waffen und brachen plündernd und verheerend in Illyrien ein. Der Kaiser erschrak und änderte schleunigst seinen Sinn. Er schickte eine Gesandtschaft an König Walamir, versicherte Freundschaft und zahlte die rückständigen Gelder nebst denen für das nächste Jahr aus, versprach auch in alle Zukunft ohne Weigerung den Tribut an Gold und Getreide zu entrichten. Als Geisel und Bürgschaft dafür, daß auch die Goten dem Vertrage nachkämen, bat sich Leo das Söhnlein Theodemirs aus, den obenerwähnten Theoderich, der damals eben sein siebentes Lebensjahr erreicht hatte. Der Vater fügte sich nur ungern den Bitten Walamirs, der den Bruder anflehte, um des Friedens willen sein liebes Kind aus dem Vaterhause nach dem üppigen Byzanz zu lassen. Doch er that es, und so kam Theoderich nach Konstantinopel. Er war „ein feiner Knabe“ (Jordanes) und gewann durch seine herrlichen Geistesgaben wie durch sein anmutiges Wesen bald die Zuneigung des Kaisers. Nicht nur für Theoderich selbst, sondern auch für sein Volk wurde diese Erziehung des Kindes und Jünglings — er blieb zehn Jahre am Kaiserhofe — von der höchsten Bedeutung; denn während seine Seele rein blieb und sein Körper allen Versuchungen und Verführungen standhielt, nahm sein lebhafter Geist die griechisch-römische Kultur in sich auf; auf wunderbare Weise vereinigte sich in diesem Jünglinge germanische Kraft

Digitized by Google

und Tüchtigkeit mit dem Verständnis antiker Bildung. Er sog in sich eine innige Verehrung für alles Hohe und Herrliche, was das klassische Altertum erzeugt hatte, er lernte alle Staatskünste und Listen des oströmischen Hofes kennen und wurde, obwohl er es verschmähte schreiben zu lernen,*) feiner gebildet als irgend ein andrer germanischer Fürst jener Zeit; aber seine frische, biedere Natur wurde nicht angesteckt von der Verderbnis der damaligen Kulturwelt, die doch nirgends grauenhafter als in Byzanz zu Tage trat. Gerade die nichtswürdige Schamlosigkeit und Frechheit, mit der sich seinem hellen Auge die Verderbnis unverhüllt darbot, mag diesen durch und durch deutschen Knaben angeekelt und vor Ansteckung bewahrt haben.

Nachdem so ein dauernder Friede zwischen Goten und Oströmern befestigt worden war, begannen jene die umwohnenden Barbaren zu bekriegen, teils um ihre Waffentüchtigkeit zu bewahren, teils auch, um die Bedürfnisse des stark anwachsenden Volkes zu befriedigen, da die Gaben des Kaisers und was das eigne Land bot, dazu nicht völlig ausreichten. Zuerst wandten sie ihre Waffen gegen ein wahrscheinlich slavisches Volk, das sich noch in einem Winkel Pannoniens aufhielt, die Sadagen. Als dies der Hunnenkönig Dhenzik, ein Sohn Attilas, der die kümmerlichen Reste der westlichen Hunnenstämme unter seinem Zepter vereinigt hatte, erfuhr, brach er sogleich in das Gotenland ein und rückte vor die zu Walamirs Reich gehörende Festung Bassiana an der untern Save, ließ sie mit einem Belagerungswall umgeben und verwüstete ringsum das offene Land. Aber die Goten brachen auf die Kunde hiervon den Feldzug gegen die Sadagen ab, zogen gegen die Hunnen und jagten sie so schmählich zum Lande hinaus, das sie von da an in alle Zukunft es mieden, mit gotischen Waffen zusammen zu stoßen.

Kurze Zeit darnach kam von Westen her durch Norikum ein junger Alamannenkönig, Namens Hunimund, mit einer Raubschar in Theodemirs Gebiet gestürmt und trieb die Herden der Goten von den Weidetriften hinweg. Theodemir war auf diesen Überfall nicht vorbereitet; als aber die Räuber, die noch weiter gezogen waren, mit Beute beladen zurückkehrten, lauerte ihnen der Fürst mit den Seinigen auf. In einer stürmischen Nacht, als die Alamannen schliefen, überfiel er sie in der Nähe des Pelso-Sees (Neusiedlersees), und brachte sie in solche Bedrängnis, daß Hunimund selbst gefangen genommen wurde und sich mit seinem ganzen Gewalthaufen, so weit er dem Schwert entronnen war, den Goten unterwerfen mußte. Aber Theodemir war ein Freund des Erbarmens und stets zur Milde ge-

*) Selbst als König soll er seine Namensunterschrift mit Hilfe einer goldenen Schablone bewerkstelligt haben, durch die er mit der Feder die eingeschnittenen Schriftzüge nachzeichnete.

Digitized by Google

neigt. Er hatte sich gerächt und war damit befriedigt; jetzt ließ er Gnade walten, söhnte sich mit den Alamannen aus, nahm den gefangenen Hunimund an Sohnes Statt an und ließ ihn dann mit seinen Mannen in Frieden nach Schwaben zurückziehen. Leider zeigte sich Hunimund so väterlicher Behandlung nicht wert, sondern hetzte vielmehr nach einiger Zeit das kleine Volk der Skiren auf, die damals an der Donau saßen und mit den stammverwandten Goten in Frieden lebten. Sie brachen das Bündnis und ergriffen die Waffen. Im Einverständnis mit Hunimund und einem andern Alamannenkönig, Namens Alarich, brachen sie von Süden her in Walamirs Gebiet ein. Ohne Ankündigung des Kampfes sahen sich die Goten plötzlich von denen angegriffen, die sie für ihre zuverlässigsten Freunde hielten. Doch schnell waren sie gerüstet, und es kam zu einer heißen Schlacht. Als in diesem Kampfe König Walamir vor den Reihen der Seinigen einherritt und sie zu tapfrer Gegenwehr anfeuerte, scheute plötzlich sein Roß, stürzte und warf seinen Reiter ab. Die Feinde aber sahen den König fallen und sandten einen solchen Hagel von Wurfgeschossen nach ihm, daß er von Speeren durchbohrt sein Leben aushauchte. Nun hatten die Goten nicht nur den frechen Friedensbruch, sondern auch den Tod des geliebten Königs zu rächen. Mit unbezähmbarer Wut stürzten sie sich auf die Feinde und verrichteten das Werk der Rache so furchtbar, daß von dem ganzen Heer der Skiren fast niemand übrig blieb und das Volk seinen Namen nicht mehr in Ehren tragen konnte.

Die Alamannenkönige Hunimund und Alarich erschraken sehr über die Nachricht von der Niederlage der Skiren; denn sie fürchteten, daß ihre Arglist an den Tag kommen und sie ein gleiches Los treffen werde. Um dem zuvorzukommen, reizten sie zwei slavische Stämme unter den Königen Beuka und Babai, die Überreste der Skiren unter den Führer Edika — wahrscheinlich dem Vater Odowakars, sonst Ediko genannt — und Hunwulf zu gemeinsamem Kampf gegen die Goten, und da auch viele Gepiden und Rugen zu ihnen stießen, so brachten sie eine gewaltige Menge Streiter zusammen. Am Flusse Bolia (jetzt Ipoly) schlugen sie ihr Lager auf.

Inzwischen hatten die Goten nach dem Tode ihres Königs einmütig ihre Zuflucht zu Theodemir genommen und ihn gebeten, sie als Herrscher zu leiten. Theodemir nahm deshalb jetzt erst den Königsnamen an, rief seinen jüngeren Bruder Widemir herbei, teilte mit ihm die Sorgen der Kriegsführung und ergriff gemeinsam mit ihm die Waffen gegen die Feinde der Goten. Eine Schlacht wurde geschlagen, von der noch spät die Heldenlieder sangen. Die Goten erfochten einen glänzenden Sieg. Einem roten Meere glich die Walstatt, die vom Blut der getöteten Feinde überströmt war; Waffen und Leichen lagen auf mehr denn 10 000 Schritt hin zerstreut und waren an vielen Stellen wie Berge aufgetürmt. Unaussprech-

Digitized by Google

liche Wonne erfüllte der Goten Herzen, als sie auf diese Weise das Blut ihres Königs Walamir und den Frevel der Feinde gerächt sahen. Die Menge der Gegner war unzählig gewesen, jetzt flüchteten nur elende Reste des glänzenden Heeres mit Mühe und Not nach ihren heimischen Gegenden. Den besiegten Völkern legten sie Jahresgaben auf; auch erweiterten sie durch solche Kämpfe ihre Grenzen nach Norden und Osten (Norikum im Westen war noch römische Provinz). Überall wichen die Nachbarn vor dem tapfern siegreichen Volke scheu zurück. Damals ungefähr mögen wohl auch die Markomannen, die, längst herabgekommen, noch in Böhmen und Mähren saßen, sich über den südlichen Böhmerwald nach dem heutigen Bayern übergesiedelt haben, wo sie als Bajuwaren (Männer aus Baja, d. h. Böhmen) späterhin mit neu gesammelter Volkskraft erschienen, während die Alamannen, durch die Gotenkämpfe sehr geschwächt, sich vor ihnen von Donau und Inn wieder nach dem Lech zurückzogen.

Zehn Jahre lang hatten die Goten den Frieden mit Ostrom treu gehalten. Zum Danke dafür sandte jetzt (472 oder 473) Kaiser Leo den Sohn Theodemirs, den nun achtzehnjährigen Theoderich, mit reichen Geschenken aus Byzanz wieder in die Heimat. Theodemir kehrte soeben von einem siegreichen Feldzug zurück, als er mit inniger Freude seinen Sohn empfing. Dieser lenkte die Geschicke des Gotenvolkes alsbald in neue Bahnen des Ruhmes und Glanzes.

Gleich nach seiner Rückkehr sammelte Theoderich ein starkes Gefolge und andre treue Mannen um sich, im ganzen gegen 6000 Streiter; mit ihnen setzte er eines Tages ohne Vorwissen des Vaters über die Donau und überfiel den übermütigen Sarmatenkönig Babai, der kurz vorher den römischen Feldherrn Camundus besiegt hatte. Babai wurde nun nicht nur geschlagen, sondern auch selbst getötet. Theoderich ließ seine Königsburg verheeren, bemächtigte sich des Königsschatzes und kehrte sieggekrönt zu seinem Vater zurück. Darauf entriß er den Sarmaten die feste Stadt Singidunum (Belgrad), die sie vor kurzem den Oströmern genommen hatten, gab sie aber nicht diesen zurück, sondern schlug sie zu dem Reich seines Vaters.

Trotz dieser Siege war doch der Ertrag Pannoniens selber zu gering und die unterworfenen Grenznachbarn zu arm, um das zahlreiche Volk hinreichend zu nähren. In trägem Frieden aber als brave Bauern den Acker zu bestellen, das wäre den siegesstolzen Männern hart angekommen. Deshalb zogen sie eines Tages in hellen Haufen vor Theodemirs Burg und baten ihn mit lautem Geschrei, er möge sie irgendwohin in den Kampf führen, es sei wohin es wolle. Da rief der weise König seinen Bruder Widemir herbei, und nachdem sie sich beraten und des Volkes Klage berechtigt gefunden hatten, beschlossen sie das Los darüber zu werfen, wer

Digitized by Google

von ihnen mit seinem Teil des Volkes aus der Heimat ziehen und sein Gebiet den Zurückbleibenden überlassen solle. Und das Los entschied, daß Widemir mit den Seinigen die heimatlichen Gefilde verließ. Er zog, wie schon früher berichtet worden ist, nach Italien, wo damals Glycerius Kaiser war (473). Erschrocken über solche Gäste bewog Glycerius sie durch reiche Geschenke, sich lieber nach Gallien zu wenden, wo ihre Stammesgenossen, die Westgoten, sie freudig willkommen heißen würden.*) Die Hauptmasse des Ostgotenvolkes, die sich nun in Pannonien ausbreitete, fand dennoch kein Genügen in dem armen öden Lande und war fest entschlossen, sich bessere Wohnsitze zu erzwingen. Diese aber waren nur innerhalb des oströmischen Reiches zu finden, und deshalb sagte Theodemir — vielleicht auf das Drängen seines thatendurstigen Sohnes hörend — dem Kaiser in Byzanz den Frieden auf. Denn der wohlwollende Leo lebte nicht mehr, und an seiner Statt hatte der feige, aber schlaue und listige Zeno der Isaurier den Thron gewonnen. Durch Palastintriguen bedrängt, vermochte er den von den Goten gefährdeten Gebieten seines Reiches keinen Schutz zu gewähren.

Deshalb brach Theodemir (474) — fast ein Jahrhundert nach dem Übergang der Westgoten über die Donau — über die Save in Mösien ein, schlug die sarmatischen und römischen Heerhaufen, die sich ihm hie und da entgegenstellten, entriß dem Römerreich die bedeutende Stadt Naissus (Nissa) in Illyrien, während Ulgiana (Kostendil) ihm freiwillig die Thore öffnete. Selbst nach Macedonien unternahm er einen Streifzug und drang bis unter die Mauern von Thessalonike (Saloniki) vor. Der kaiserliche Befehlshaber bewog ihn aber durch Bitten und Geschenke, von der Belagerung abzustehen und nach Mösien zurückzukehren. Hier legten die Goten die Waffen nieder und lebten kurze Zeit in Frieden. Bald darauf ward König Theodemir von einer tödlichen Krankheit ergriffen und starb, nachdem er vor allem Volke seinen Sohn Theoderich als Erben bezeichnet und zum König empfohlen hatte (474).

2. Theoderich der Große im Kampfe mit Ostrom und Odowakar.

(Von 474 bis 493.)

Als Theodemir, dessen Bild die Sage in der Gestalt des weisen, mächtigen und milden Dietmar verewigt hat, gestorben war, erhoben die Ostgoten nach des Vaters und ihrem eigenen Wunsche den herrlichen Heldenjüngling Theoderich auf den Schild. Der erst Einundzwanzig-

*) Das Weitere vgl. oben S. 154 f.

Digitized by Google

jährige, in dem das edle Blut der Amaler wallte, hatte bereits Ausgezeichnetes geleistet; aber das war wenig im Vergleich mit dem, was er noch leisten sollte. „Die nächsten dreizehn Jahre," sagt Felix Dahn,*) „waren für Theoderich eine schwere Lehrzeit: sein Volk hatte auch in den neuen Sitzen keine gesicherte Existenz; er war immerhin auf Byzanz angewiesen, wenn er nicht wieder auf das Nordufer der Save oder der Donau und in den Kampf mit all den dortigen Barbaren treten wollte; die Politik von Byzanz aber mußte darauf gerichtet sein, die gotischen Waffen gegen geringsten Entgelt möglichst für den kaiserlichen Dienst auszubeuten, bis man sie entbehren oder gar vernichten konnte. Dabei wurde die Stellung des Königs in diesem Schachspiel sehr verschlimmert durch die Nebenbuhlerschaft jenes früher genannten gotischen Häuptlings Theoderich Strabo (Schieler) der, in ganz ähnlicher Lage, vom Kaiser bei jeder Gelegenheit gegen die Amaler verwertet werden konnte. Strabos Vater, Triarius, mochte in der Schar der Ostgoten, die unter Alatheus und Saphrax vor den Hunnen über die Donau geflüchtet waren (s. oben S. 37), als Edler und Gefolgsherr hervorgeragt haben, den Königsnamen aber führte weder er noch sein Sohn; dieser forderte vom Kaiser Erbschaft und Amt seines jüngst ermordeten Verwandten, des oströmischen Kriegsmeisters Aspar, dazu Aufnahme seiner Scharen in Thracien, ein Jahrgeld von 1000 Pfund Gold und Verleihung des Namens eines „Königs der Goten", hierin sehr verschieden von Theoderich dem Großen, der, unzweifelhafter König seines Volkes, zwar römische Würden vom Kaiser verlangte, aber Anerkennung oder gar Verleihung des Königtums natürlich von Byzanz nicht zu fordern brauchte. In den Jahren bis zum Tode Strabos trachtet nun Kaiser Zeno danach, die beiden gotischen Häuptlinge gegeneinander ins Spiel zu bringen,**) der „Schieler" danach, was ihm an Glanz und Macht gegenüber dem Volkskönig, dem Amaler, gebricht, durch künstliche Mittel zu ersetzen, endlich Theoderich, der König, stark, aber auch gebunden dadurch, daß er ein Volk vertritt, danach, dies Volk zugleich so unabhängig und so begünstigt von Byzanz hinzustellen als erreichbar."

Wie früher erzählt worden ist, wurde der Kaiser Zeno 475 durch den Empörer Basiliscus vom Thron und aus Konstantinopel getrieben. Der Schieler erklärte sich damals für den Anmaßer, bei dem er großen

*) Urgeschichte 1. Bd., S. 235. Dahn und Wietersheim (Geschichte der Völkerwanderung) sind durch die Geschichte dieser schwierigen und dunkeln Zeit unsre Hauptführer.

**) Die Gegnerschaft der beiden Theoderiche klingt in der Sage seltsam nach in der Erzählung von den beiden Dietrichen, wo Theoderich der Schieler der Sohn eines Reußenkönigs Waldemar geworden ist. S. meine Heldensagen S. 255 ff.

Digitized by Google

Einfluß erlangte, König Theoderich dagegen für den rechtmäßigen Kaiser, der ihn um Hilfe bat und sie auch erhielt. Durch Mithilfe des Amalers wurde Zeno 477 auf den Thron zurückgeführt, entsetzte natürlich den Schieler aller Ehren und Einkünfte und wandte diese dem Amaler zu, den er sogar seinen Freund und Sohn nannte. Als eine Gesandtschaft der Goten des Schielers, die als Föderaten in Thracien einquartiert waren, den Kaiser um Versöhnung mit ihrem Herrn bat, und Zeno dem Senat von Byzanz anheimstellte, mit welchem der beiden Gotenfürsten er Freundschaft pflegen sollte (denn beide zugleich konnte die Staatskasse nicht erhalten), erklärte der Senat und die Versammlung der Kriegsobersten den Schieler in den bittersten Ausdrücken für einen Staatsfeind. Darauf forderte man sogar den Amaler auf, gegen den Schieler zu Felde zu ziehen, mit der Versicherung, man werde ihm ein römisches Hilfsheer senden. Theoderich ließ sich von Kaiser und Senat das eidliche Versprechen geben, mit dem Schieler nicht einseitig Frieden zu schließen. Dann brach er (zu Anfang des Jahres 478) von Marcianopolis (Schumla) mit seinem Heere auf, überschritt das Hämusgebirge, fand aber keine römische Hülfe, sondern nur den Feind in voller Kampfbereitschaft. Die Treulosigkeit des Kaisers verstimmte ihn und sein Volk schon aufs tiefste, als nun vollends der schlaue Schieler an die Vorposten Theoderichs heranritt und die Verblendung des Königs schalt, der die byzantinischen Ränke und Kniffe nicht durchschaue, deren Ziel nur sei, die Goten durch sich selbst aufzureiben, um ohne Mühe über beide Herr zu werden: da schlug auch Theoderichs Stimmung um. Gern folgte er dem Rate seiner Fürsten, die Frieden mit Strabo und einmütiges Handeln gegen die arglistigen Römer verlangten.

Beide, der Amaler und der Schieler, schickten Gesandte nach Byzanz. Die Boten des Königs klagten den Kaiser des Wortbruchs an, da er die versprochene Hilfe nicht geleistet habe, forderten Abtretung der Gegend, wo Theoderich mit seinem Heere stehe, samt den Steuern, welche die Bevölkerung der Gegend bis jetzt nach Byzanz abgeliefert hatte, und endlich Getreidelieferung, wodurch allein er sein Volk von Räubereien abhalten könne. Strabo verlangte die Erfüllung aller seiner früheren Forderungen samt Nachzahlung der rückständigen Jahrgelder oder Besoldungen. Der Kaiser versuchte zuerst den Amaler seinem neuen Bündnis untreu zu machen, indem er ihm für die Besiegung des Schielers ungeheure Summen versprach und dazu die Hand einer Enkelin Kaiser Valentinians des Dritten anbot. Leider — so muß man sagen — war der junge Heldenkönig zu bieder, diese Vorschläge anzunehmen. Da wußte Zeno sich nicht anders zu helfen, als daß er gegen beide Fürsten zu Felde zog, und wirklich errang er auch anfangs einige kleine Vorteile; aber seine angeborne Feigheit ließ ihn bald wieder ermatten, und sein Heer wurde unter dem untüchtigen

Digitized by Google

Führer so erbittert, daß er es aus Furcht vor einer Meuterei auflösen mußte. Dafür aber gelang es dem ränkevollen Kaiser, das gefährliche Bündnis der beiden Theoderiche zu lösen; denn der Schieler erwies sich seinen Versprechungen zugänglicher. Dieser schloß seinen Frieden mit Byzanz und erhielt seine früheren Ämter und Gehälter wieder, während der Amaler aller seiner Würden entsetzt wurde.

So sah sich König Theoderich verraten und in eine sehr schwierige Lage versetzt. Nach schweren Verlusten, die ihm die römischen Feldherrn beibrachten, zog er sich in das Innere von Macedonien zurück, zerstörte hier die Stadt Stobi und setzte Thessalonike durch das Gerücht seines Heranrückens in Schrecken. Die Friedensanerbietungen des Kaisers waren ihm jetzt willkommen, und er war eben im Begriff darauf einzugehen, da erhielt er eine frohe Nachricht, die seinen Sinn änderte: ein Stammgenosse des Königs, der römische Heerführer Sidimund, vielleicht ein Amaler, hatte der Aufforderung Theoderichs, ihm zur Eroberung von Epirus behilflich zu sein, aus Liebe zu seinen Volksbrüdern Gehör geschenkt; er wußte die Hauptstadt Epidamnus (jetzt Durazzo) am ionischen Meere für die Amaler zu gewinnen und die Besatzung so zu schrecken, daß sie freiwillig abzog. Die Kunde von diesem Ereignis traf den König mitten in den Friedensunterhandlungen mit Zenos Gesandten Adamantius. Sofort brach er sie ab und eilte mit erstaunlicher Schnelligkeit über die unwegsamen Gebirge nach Epirus, wo er sich der wichtigen Hafenstadt Epidamnus im Fluge bemächtigte. Von hier aus ließ er nun dem Adamantius erklären, er sei noch immer zum Frieden bereit. Nach mancherlei Zwischenereignissen kam eine Zusammenkunft zwischen Theoderich und Adamantius zustande. Der König versprach, im nächsten Frühjahr (480) Epirus zu verlassen und sich nach Dardanien (einen Teil von Illyrien) zu begeben; von dort aus wolle er einem römischen Heere gegen den Schieler zu Hülfe ziehen. Dafür verlangte er für sein Volk ausreichende Wohnsitze, wo es ruhig das Land bauen könne, für sich die von dem Schieler bekleideten Würden, das römische Bürgerrecht und eine bleibende Stellung im Reichsverbande; auch sei er bereit, den vertriebenen Kaiser Julius Nepos (den Zeno begünstigte) in Zenos Auftrag auf seinen Thron nach Rom zurückzuführen. Während dieser Unterhandlungen aber überfiel der kaiserliche Feldherr Sabinianus verräterisch und treulos — denn es war Waffenstillstand — die Nachhut Theoderichs unter dessen Bruder Theodemund, erbeutete von dem ungeheuren Troß zweitausend Wagen und machte 5000 Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen. Kaum konnte sich der Fürst mit seiner Mutter durch rasche Flucht und Abbruch einer Brücke retten.

Auf diesen schmachvollen „Sieg“ pochend verwarf nun Zeno Theoderichs

Digitized by Google

maßvolle Vorschläge und befahl nachdrückliche Fortsetzung des Kampfes. Aber kurz darauf erhoben sich gegen ihn zwei Aufrührer, er mußte mit großen Opfern des Schielers Beistand erkaufen und konnte es nicht hindern, daß der zweideutige Mann einen der Rebellen bei sich aufnahm und bald darnach sogar in feindlicher Haltung vor Byzanz erschien. Zum Glück scheinbar für den Kaiser, in Wahrheit für Theoderich fand indes der Schieler noch in demselben Jahre (481) durch einen Zufall seinen Tod. Seine führerlosen Scharen, den Römern grimmig verhaßt, waren fast gezwungen, sich dem Amaler anzuschließen, der sie mit Freuden aufnahm. Mit frischem Mut und verstärkter Macht ging nun Theoderich zum Angriff über und war überall siegreich, zumal auch Sabinian, Zenos tüchtigster Feldherr, gestorben war. Um 483 mußte sich der Kaiser zu einem demütigenden Frieden bequemen: Theoderich erhielt die Würde eines Magister Militum (Oberfeldherrn, Heermeisters) und eines Konsuls für das folgende Jahr; das südliche Dacien nebst einem Teil von Niedermösien wurde seinem Volke zur Ansiedelung überlassen. Der Kaiser war jetzt in Freundschaftsbeweisen und Schmeicheleien unerschöpflich: Theoderich mußte das Jahr 484 auf Zenos Einladung und als dessen Gast in Konstantinopel verleben, brachte auch in den zwei nächsten Jahren mehrere Monate daselbst zu, mit Ehren aller Art überschüttet und von Zeno als Waffensohn adoptiert. Als er 486 die Empörung des Illus und Leontius gegen den Kaiser mit Waffengewalt unterdrückte, bewilligte ihm Zeno die seltene Ehre eines Triumphes auf kaiserliche Kosten und ließ sein ehernes Denkbild zu Roß vor seinem Palaste aufstellen.

Aber trotz dieses glänzenden Blendwerkes drang der Gotenkönig schon im folgenden Jahre (487), wir wissen nicht aus welchem Anlaß, verheerend bis in die Nähe von Konstantinopel. Mit Zeno war unter den obwaltenden Verhältnissen offenbar kein dauernder Friede möglich; der Zustand der Unsicherheit und Abhängigkeit mißfiel dem tapferen Volke, das zwar Frieden, aber keine ruhmlose Ruhe wollte. Ein Ende erreichten diese wirren, wechselvollen Zustände erst, als es dem Kaiser gelang, „den Amaler in die Ferne abzulenken", indem er ihm — ein rechtes Danaergeschenk! — Italien überließ, das erst dem tapferen Odowakar entrungen werden mußte. Der schlaue, zweizüngige Zeno hatte trotz höflicher Worte doch stets den alten Haß gegen Odowakar, den „Tyrannen" Italiens, gehegt und seine Verdrängung niemals aus den Augen verloren. Jetzt erkannte er in Theoderich das Werkzeug seiner Pläne. Der Kaiser, „ein Meister in der Benützung politischer Verhältnisse, forderte Theoderich auf, lieber nach Italien zu ziehen, um nach Niederwerfung Odowakars für sich und seine Goten das ganze Abendland zu gewinnen; für ihn, der als gewesener Konsul dem römischen Senat angehöre, sei es doch würdiger, einen Gewaltherrscher zu

Digitized by Google

stürzen und dann über Rom und Italien zu gebieten, als sich in den gefährlichen Kampf mit dem Kaiser einzulassen." *) Daß Theoderich über diesen Vorschlag erfreut war, ist natürlich. Gerade weil er ein großer Held war, reizte ihn die Schwierigkeit des Unternehmens. Einen Mann, wie Odowakar, den noch keiner zu besiegen vermocht hatte, anzugreifen und zu überwinden, dabei als Bluträcher für ein verwandtes Königshaus aufzutreten (S. 169), das schönste, mit allen Reizen der Natur und allem Glanz der Vergangenheit geschmückteste Land zu gewinnen, dort sein Volk anzusiedeln, wo die alten großen Kaiser, von denen alle Welt mit Ehrfurcht sagte und sang, geherrscht hatten, dort ein Reich zu gründen, von wo aus einst das hohe Rom den Völkern geboten hatte, die Goten so gleichsam an die Stelle der weltbeherrschenden Römer als deren Erben zu setzen, das war in der That ein Ziel, so glänzend und hehr, daß es einen hochstrebenden Geist locken mußte, wenn auch der Weg dahin steil und gefährlich war. Aber auch Zeno erreichte durch den Abzug der Goten nach Italien ein wünschenswertes Ziel, ohne die Hand oder den Fuß zu rühren, und noch dazu in jedem Falle, mochte nun Theoderich oder Odowakar Sieger bleiben. Einer von beiden mußte ja unterliegen, und da beide gefährlich und dem „legitimen" Herrscher ein Dorn im Auge waren, so war das schon ein Vorteil, wenn der eine den andern vernichtete. Auf jeden Fall wurde er eines lästigen und gefährlichen Nachbars entledigt. Und selbst wenn das große Wagnis Theoderichs gelang und er in den italischen Auen ein gotisches Reich errichtete, so nahm sich das vor dem Richterstuhl der Legitimität viel besser aus; denn Odowakar hatte eigenmächtig seine Herrschaft begründet, ohne Auftrag des oströmischen Kaisers, und konnte deshalb auch nie von Byzanz aus anerkannt werden; anders Theoderich. Dieser kam ja gewissermaßen im Namen des Kaisers, in dessen Auftrag und mit dessen Einwilligung; als kaiserlicher Feldherr eroberte er dem Reiche eine verlorene Provinz zurück, als kaiserlicher Statthalter mochte er sie dann verwalten und seinem Volke als Föderaten und Soldtruppen des Kaisers Wohnsitze gewähren. So dachte Zeno, und unstreitig war sein Plan „echt byzantinisch schlau". Nur zweierlei übersah er dabei: „die große Herrschernatur Theoderichs und den Rückhalt, den ihm als Sieger sein Volkskönigtum gewähren mußte."

Als Theoderich in großem Thing den folgenschweren Plan seinem Volke mitteilte und es um seinen Willen befragte, da erscholl lauter Jubel. Und noch in demselben Jahre (488) brachen die Ostgoten auf mit all ihrer beweglichen Habe, mit Weibern und Kindern, die sie auf Tausenden von Wagen mit sich führten, mit Knechten und Mägden, Rossen und

*) So erzählt kurz, aber gewiß richtig Prokop, während Jordanes den Vorschlag von Theoderich ausgehen läßt.

Digitized by Google

Rindern. Der Abschied von dem treulosen Lande fiel nicht schwer, und das Wandern waren sie seit dreizehn Jahren wieder gewohnt worden. War doch ihr ganzer Aufenthalt südlich der Donau nichts anderes als ein beständiges, ruheloses Hin- und Herziehen gewesen. Die Masse des wandernden Volkes war gewaltig genug, doch darf man sie sich — durch moderne Zustände irre geführt — nicht zu zahlreich denken: es mögen etwa 300 000 Menschen gewesen sein. Einige wenige blieben zurück, dafür schlossen sich unterwegs Scharen von Rugen, Gepiden und andern germanischen Stämmen an die Wanderer an; auch einige Byzantiner zogen mit, vielleicht als Vertreter des Kaisers.

Langsam und schwerfällig bewegte sich der Zug von Novä, dem Hauptlager Theoderichs in den letzten Jahren, durch Niedermösien am rechten Donauufer aufwärts. Oft mußte man sich mit dem Schwert den Weg durch die räuberischen Bulgaren und andere Slavenhorden bahnen; auch die Gepiden beunruhigten die Wanderer, und es kostete große, blutige Arbeit sie zurückzuwerfen. Von Singidunum an ging es dem Laufe der Save entgegen. Der Winter, wo man rasten mußte, brach herein, der Hunger gähnte aus den unwirtlichen Gebirgsschluchten; Krankheiten, die Kälte und Mangel nach sich zogen, rafften viele Zarte, Jugendliche, Gebrechliche dahin. Dabei die unausgesetzten Angriffe der aus sicheren Hinterhalten hervorbrechenden Bergbewohner, es war wahrlich ein harter, dornenvoller Weg, der zu dem lockenden Ziele führte.

Fast ein Jahr dauerte die Wanderung. Da endlich neigte der Gebirgspfad sich abwärts, die tosenden Bäche strömten in anderer Richtung, nicht mehr drohend den Wandrern entgegen, sondern vor ihnen her, als ob sie ihnen den Weg weisen wollten, und zu den Füßen der Reisemüden lag das gelobte Land. Von Amona (Laibach) aus hatten sie den südöstlichsten Kamm der Alpen erklommen und stiegen nun, südlich vom Triglav, auf steilen Wegen hinab zum Isonzo, der Italiens Grenze bezeichnete. Hier aber „an der Schwelle seines Hauses" trat ihnen Odowakar mit Heeresmacht entgegen. Es war am 28. August des Jahres 489, als die Ostgoten in unwiderstehlichem Ansturm den tapferen Söldnerkönig mit seinen unbesiegten Scharen in die Flucht schlugen und sich den Eintritt in Italien erzwangen. Durch Venetien bis nach Verona zog sich Odowakar vor den unwillkommenen Gästen zurück. Vor dieser Stadt, welche die Deutschen später Bern (Welsch-Bern) nannten, wurde am 30. September eine zweite Schlacht geschlagen, die noch weit blutiger war als die am Isonzo. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her. Aber Theoderich, der hoch zu Roß, in königlichem Waffenschmuck in der vordersten Reihe der Seinen kämpfte und Wunder der Tapferkeit verrichtete, hielt den Sieg fest. Und von diesem Siege und weil er später gern in Verona weilte, führt er in der Sage den Namen

Digitized by Google

Dietrich von Bern. Nach furchtbaren Verlusten gab Odowakar seine Sache verloren und floh nach Süden. Verona und Mailand ließen den Sieger, der im Namen des Kaisers kam, ein. Der Söldnerkönig wendete sich nach Rom; aber treulos verschloß die Hauptstadt, der er so manche Wohlthat erzeigt hatte, dem vom Glück verlassenen Herrscher die Thore. Jetzt zeigte es sich, wie schlimm bestellt es ist um das Regiment eines Anmaßers, dessen Würde nicht durch Herkommen und Volkswillen begründet ist. Noch nie seit einem Jahrhundert hatte sich die italische Bevölkerung so dauernd wohl gefühlt als unter Odowakars milder, friedlicher Regierung; unermüdlich war der König bemüht gewesen, die Wunden zu heilen, welche die Unbilden der verflossenen Jahrzehnte dem gequälten Land geschlagen hatten, und durch solche preiswürdige Herrscherthätigkeit es in Vergessenheit zu bringen, daß er den Thron durch einen Gewaltstreich errungen hatte. Alle seine Mühen und redlichen Bestrebungen waren umsonst gewesen. Er erntete keinen Dank. Fast überall fiel das Volk von ihm ab, dem Sendling des Kaisers zu. Nur seine Söldner hielten treu bei ihm aus, hie und da eine Gegend oder ein Kastell und einige Männer, die ihm persönlich nahestanden und seine ganze Güte und Größe zu würdigen wußten. Auch die Bürgerschaft seiner Königsstadt Ravenna, wohin jetzt der von Rom Verratene eilte. Eine That der List und der Treue zugleich schien noch einmal seinen Stern vor dem Untergang bewahren zu sollen. Sein bester Feldherr, der Heermeister Tufa, trat mit einem großen Teil des Heeres zu Theoderich über. Mit Freuden nahm der Gotenkönig den tüchtigen Mann bei sich auf und vertraute ihm den Oberbefehl über eine beträchtliche Schar der Seinigen an. Aber er hatte sehr bald Ursache, seine Vertrauensseligkeit zu bereuen. Denn Tufas Übertritt war nur eine That kühner Schlauheit gewesen; im Herzen war er seinem Herrn treu geblieben. Das zeigte sich, als er nach kurzer Zeit, von Theoderich gegen Odowakar ausgesandt, mit seinen und den ihm unterstellten Scharen wieder zu Odowakar überging und diesem eine Anzahl gotischer Heerführer gefangen auslieferte.

Jetzt konnte der Söldnerkönig sogar wieder zum Angriff übergehen, während Theoderich in schwere Bedrängnis geriet. Die abgefallenen Städte Cremona und Mailand mußten sich Odowakar ergeben, die Goten wurden auf Pavia zurückgedrängt, und Theoderichs Lage wurde bedenklich. Da erschien unerwartete Hilfe. Die stammverwandten Westgoten sandten ein starkes Heer zum Entsatz. Theoderich konnte wieder im offenen Felde erscheinen und bot dem Gegner eine Schlacht an. Am 11. August 490 errang er an der Adda den dritten Sieg über den tapfern Skiren, und dieser, der in der Schlacht auch einen seiner treusten Berater und Freunde, den Feldherrn Pierius, verloren hatte, mußte sich abermals in das feste Ravenna werfen. Ravenna war „eine für die Belagerungsmittel jener Zeit

Digitized by Google

durch Sturm nicht bezwingbare Festung der Sümpfe; und da der Kriegshafen Classis die Verproviantierung der Stadt von der Seeseite sicherte, blieb, solange der Belagerer die Schiffe für eine Blockade entbehrte, auch Aushungerung ausgeschlossen; Ravenna war, gleich Venedig in unsern Tagen, eine Wasserstadt, in deren Lagunen Gondeln den Verkehr vermittelten; ein kunstvolles System von Kanälen des Po machte auf den drei Landseiten den Gewaltangriff fast unmöglich.“*) In diese Stadt also warf sich Odowakar nach der verlorenen Schlacht an der Adda. Theoderich folgte ihm und schloß ihn in Ravenna ein. Und nun beginnt jene denkwürdige Belagerung, die vom September 490 bis zum März des Jahres 493, also ungefähr zwei und ein halbes Jahr dauerte.

Inzwischen wurde die Besitzergreifung Italiens rasch und ohne viele Mühe vollendet. Nur hie und da hielt sich eine dem Odowakar treue Besatzung, so in Ariminum (Rimini) und in Cesena (etwa 5 Kilometer südlich von Ravenna), wo wahrscheinlich der treffliche Liberius die Verteidigung leitete. Auch Sicilien wollte sich nicht gutwillig unterwerfen, mußte sich aber doch von der Nutzlosigkeit eines Widerstandes überzeugen lassen. Schon war Theoderich vom römischen Senat, wie vom westgotischen und wandalischen Könige als rechtmäßiger Herrscher Italiens anerkannt, und dem vielgeprüften Lande wäre ein ferneres Kriegsgetümmel erspart geblieben, wenn nicht der Burgundenkönig Gundobad (s. S. 152), angeblich zur Verteidigung der Sache Odowakars, in Wirklichkeit nur aus Beutegier mit einer Raubschar in Ligurien eingebrochen wäre und diese Landschaft arg verwüstet, auch zahlreiche Römer in die Gefangenschaft fortgeschleppt hätte. Erst nach Beendigung des Kampfes mit Odowakar knüpfte Theoderich mit Gundobad Unterhandlungen an und löste durch Zahlung einer bedeutenden Summe seine gefangenen Unterthanen aus burgundischer Knechtschaft.

Nach der Schlacht an der Adda und der Einschließung Ravennas glaubte Theoderich Herr der Lage zu sein und schickte deshalb jetzt eine Gesandtschaft an Zeno, teils um den Erfolg seiner Thaten zu verkünden, teils um Anerkennung seiner Herrscherrechte in Italien und die von Odowakar einst nach Byzanz gesandten Insignien der weströmischen Kaiser zu erlangen — was freilich nicht in Zenos Plan gelegen hatte,**) der Theoderich nur als seinen Statthalter, Italien

*) Dahn, Urgeschichte 1, S. 239.

**) Zeno starb am 9. April 491. Die Unterhandlungen mit seinem Nachfolger Anastasius blieben erfolglos; erst 508 lieferte, wie es scheint infolge kriegerischer Drohungen, Byzanz die eigentlich wertlosen Abzeichen aus. Denn wertlos waren sie insofern, als die Gesinnung Ostroms sich natürlich nicht änderte. „Man wich nur der Gewalt, als man sie ihm schickte, und behielt immer freie Hand; denn Ostrom war am allerwenigsten geneigt, den Germanen gegenüber sich an die Konsequenzen gewaltsam abgerungener Zugeständnisse für gebunden zu halten.“ (Pallmann.) Das Folgende zum Teil wörtlich nach Pallmann 2, S. 460 ff.

Digitized by Google

als eine oströmische Provinz ansah. Dennoch stand Odowakar noch nicht ganz ohne Hoffnung in Ravenna. Theoderich mußte doch recht beträchtliche Teile seiner Scharen in die noch zu Odowakar haltenden Gegenden Italiens senden, wenn die letzteren auch nur wenige und vereinzelte sein mochten. Er konnte die weitläufigen Werke der Stadt noch nicht vollständig einschließen, zumal auch von Ostrom keine Hilfe erschien. Und doch hätte eine kleine byzantinische Flotte zur Sperrung des Hafens hingereicht und dem Belagerer unverhältnismäßigen Nutzen gebracht. Aber das war eben die Staatskunst der Byzantiner: Theoderich sollte ganz allein die Kohlen für sie aus dem Feuer holen; verbrannte er sich dabei die Finger, um so besser! — Die Belagerung von Ravenna ist eine der denkwürdigsten in der deutschen Geschichte, nicht nur wegen ihrer Länge, sondern weil sie die erste kunstmäßige zwischen zwei germanischen Fürsten war. Theoderichs Aufgabe war es zunächst, die Stadt zu Lande einzuschließen, Odowakar von seinen Hilfsquellen so sehr als möglich abzuschneiden und jeden Zugang zu versperren, ein Plan, der freilich nicht sogleich, sondern erst dann ausgeführt werden konnte, als auch der Hafen verschlossen wurde.

Die Verbindung, welche Odowakar von der Seeseite und nach allen Richtungen hin unterhielt, um sich Truppen und Zufuhr zu verschaffen, erschwerte in der ersten Zeit die Fortschritte der Goten in hohem Maße. Dazu wird von zahlreichen Ausfällen berichtet. Der großartigste, der eigentlich eine Schlacht war, geschah am 10. oder 15. Juli 491. Odowakar brach in der Nacht aus den Thoren hervor und bedrohte die beiden Hauptpunkte der gotischen Stellung, am Pons Candidianus und bei Pineta (beide wohl nordwestlich von Ravenna) ernstlich. Die Goten wandten sich da, wo Odowakars Scharen am ingrimmigsten eindrangen, bereits zur Flucht und Theoderich selbst ward mit fortgerissen. Da soll ihm seine Mutter entgegengetreten sein und zürnend gesprochen haben: „Du willst fliehen?“ Das Wort genügte, um Theoderich zur Umkehr zu bewegen, und es gelang ihm, die anstürmenden Feinde aufzuhalten und zurückzuschlagen. So furchtbar war der Kampf, daß die Sage sein Andenken bewahrte und verherrlichte; denn dieser Ausfall ist wohl besonders das geschichtliche Ereignis, aus dem die Volksphantasie die ergreifende Mär von der Rabenschlacht, d. h. der Schlacht von Ravenna*) gedichtet hat. Anfangs siegte Odowakar (an dessen Stelle die Sage seltsamerweise den alten Gotenkönig Ermanarich gesetzt hat), endlich aber ward er zurückgeschlagen. Auf der Flucht ertrank Levila, einer der hervorragenden Führer des Söldnerheeres. Man sieht, daß Odowakar doch noch über beträchtliche Streitkräfte in Ravenna gebot, wenn er es mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen konnte, die Ostgoten anzugreifen.

*) Siehe meine Heldensagen S. 263 ff.

Digitized by Google

Während die Sache Odowakars nach der Ravennaschlacht immer hoffnungsloser wurde (denn was jetzt nicht gelungen war, mußte mit jedem Tag bei den Verlusten an Menschen und der schwindenden Aussicht auf Erfolg immer mehr unmöglich werden), nahmen Theoderichs Angelegenheiten in Oberitalien durch den Verrat des Rugenkönigs Friderich, der wie wir früher gehört haben (S. 169), zu ihm geflohen und jetzt mit ihm nach Italien gezogen war, auf kurze Zeit eine ungünstige Wendung. Theoderich hatte die Rugen als Besatzung in Pavia zurückgelassen. Diese lagen dort zwei volle Jahre im Quartier und erwiesen sich als rohe zügellose Menschen, so daß dem Bischof Epiphanius oft nur mit Mühe gelang, die Ausbrüche ihres frechen Übermuts zurückzuhalten. Theoderich begab sich deshalb Ende August 491 nach Pavia und befahl den Rugen strengere Zucht an. Sie gaben seinen Vorstellungen Gehör und blieben ihm treu ergeben. Nicht so der Rugenkönig selbst mit einem andern Teil seines Volkes, der auch mit nach Italien gekommen war. Vielleicht glaubte er sich von Theoderich zurückgesetzt, vielleicht konnte er auch nur der Versuchung nicht widerstehen, die schwierige Lage und Gebundenheit des Ostgoten vor Ravenna zu benutzen und sich selbständig ein eigenes Reich zu gründen. Kurz, er sann auf Verrat, sagte sich von Theoderich los und trat offen als Verräter auf, so daß der König eine Heerschar zu seiner Bekämpfung absenden mußte. Theoderichs Unterfeldherr Eufa schlug den Treulosen in einem Treffen zwischen Verona und Trident, in welchem dieser seinen Untergang fand.

Für Odowakar hatte dieser Zwischenfall keine Bedeutung; auch der Einfall Gundobads und der Zuzug von Herulerscharen, die wahrscheinlich von Anhängern des Söldnerkönigs nördlich der Alpen geworben worden waren, schafften keine Erleichterung. Die heranziehenden Hilfstruppen wurden, wie es scheint, in Oberitalien zersprengt, und das Schicksal des bedrängten Helden ging seiner Erfüllung entgegen, als es nun Theoderich auch gelang ihn von der Seeseite her einzuschließen. Das am adriatischen Meer gelegene Ariminum nämlich war gefallen, und hier ließ der Gotenkönig eine Flotte leichter Kriegsschiffe bauen, die Ende August 492 ausliefen und vor Ravenna an der südlicheren Insel, wo Theoderich später einen Palast bauen ließ, ihre Stellung nahmen. So wichtig erschien die Unternehmung dem Könige, daß er sie persönlich leitete, und mit Recht; denn der Hafen Ravennas war nun gesperrt und damit der letzte Akt in dem blutigen Drama herangekommen. Odowakars Sache war verloren. Bald stellte sich in der Stadt bitterer Mangel ein; die Preise der Lebensmittel stiegen ins Unerschwingliche; ein Scheffel Weizen z. B. kam auf sechs Goldstücke (etwa 72 Mark) zu stehen.

Dennoch hielt sich der zähe Held in der völlig eingeschlossenen Stadt noch ein volles Halbjahr. Erst im Februar 493 begann er mit

Digitized by Google

den Goten ernstlich zu unterhandeln. Er sandte den ihm treu ergebenen Bischof Johannes von Ravenna als Unterhändler und seinen Sohn Thela als Unterpfand seiner Aufrichtigkeit an Theoderich. Dieser zeigte sich zum Frieden geneigt. Seine Goten waren des langen Liegens vor der Stadt mitten zwischen ungesunden Sümpfen müde. Er gestand also Odowakar nicht nur Sicherung seines Lebens zu, sondern bewilligte ihm auch, daß er in Ravenna ungekränkt, ja unter gleichen Ehren wie Theoderich und gemeinschaftlich mit ihm leben solle. Odowakar blieb demnach mit seinen allerdings sehr zusammengeschmolzenen Söldnern frei, d. h. trat zu den Goten in Heerverband, überließ dem Theoderich die Herrschaft über Italien, behielt aber die über seine Söldner und wohl auch den Königsnamen. Das waren gewiß ehrenvolle Bedingungen, mehr ein Bündnis als eine Unterwerfung. Der Friede ward am 27. Februar beschworen, zu Anfang März besetzte Theoderich die Hafenstadt Classis, am 5. März rückte er in Ravenna selbst ein. So endete diese merkwürdige, dritthalbjährige Belagerung. Mit der Übergabe der Stadt nahm auch das Reich der Söldner sein Ende, und das der Ostgoten trat an seine Stelle.

Gern möchte man nun von Odowakar, dem damals sechzigjährigen Helden, mit der Vorstellung scheiden, wie die beiden großen Männer, die sich so blutig bekämpft hatten, friedlich und einträchtig bis zum Ende des Einen von ihnen nebeneinander lebten. Aber leider wehrt das der Lauf der Geschichte, und es ist Theoderichs Schuld, daß es anders kam. Ein blutiger Fleck, ein dunkler Schatten fällt auf des Ostgotenkönigs herrliches Bild. Mochte er Verrat des überwundenen Gegners fürchten,*) oder hielt er es für seine Pflicht Blutrache an ihm zu üben für das von Odowakar getötete rugische Königspaar Feletheus und Giso — wir wissen es nicht. Beides berechtigte ihn nicht, einen Mord an dem Manne zu begehen, dem er soeben erst die Hand zum Frieden gereicht hatte und der ihm vertraute. Und er selbst befleckte die eigene Hand mit dem Blute des Unglücklichen. Noch war der zehnte Tag seit dem Einzug der Goten in Ravenna nicht verflossen, als Odowakar ohne Arg in Theoderichs Palast trat, wo er wie ein Freund und Bruder aus- und einging und wohin ihn der König zum Gastmahl geladen hatte. Da kamen in der Halle zwei Goten auf ihn zu und faßten seine Hände, wie Flehende zu thun pflegten. Das war das Zeichen, auf das Bewaffnete aus den an die Halle anstoßenden Zimmern mit gezückten Schwertern hereinstürzten. Doch stutzten sie, und keiner wagte den ersten Streich zu thun. Da aber trat Theoderich selbst herein und

*) Wenn er dies that, so that er es gewiß mit Unrecht. Es ist gar nicht abzusehen, wie Odowakar nach Erlangung so über Hoffen und Erwarten günstiger Bedingungen, von der gotischen Übermacht auf allen Seiten umgeben, eine Verschwörung gegen Theoderich hätte ins Werk setzen sollen.

Digitized by Google

Einfluß erlangte, König Theoderich dagegen für den rechtmäßigen Kaiser, der ihn um Hilfe bat und sie auch erhielt. Durch Mithilfe des Amalers wurde Zeno 477 auf den Thron zurückgeführt, entsetzte natürlich den Schieler aller Ehren und Einkünfte und wandte diese dem Amaler zu, den er sogar seinen Freund und Sohn nannte. Als eine Gesandtschaft der Goten des Schielers, die als Föderaten in Thracien einquartiert waren, den Kaiser um Versöhnung mit ihrem Herrn bat, und Zeno dem Senat von Byzanz anheimstellte, mit welchem der beiden Gotenfürsten er Freundschaft pflegen sollte (denn beide zugleich konnte die Staatskasse nicht erhalten), erklärte der Senat und die Versammlung der Kriegsobersten den Schieler in den bittersten Ausdrücken für einen Staatsfeind. Darauf forderte man sogar den Amaler auf, gegen den Schieler zu Felde zu ziehen, mit der Versicherung, man werde ihm ein römisches Hilfsheer senden. Theoderich ließ sich von Kaiser und Senat das eidliche Versprechen geben, mit dem Schieler nicht einseitig Frieden zu schließen. Dann brach er (zu Anfang des Jahres 478) von Marcianopolis (Schumla) mit seinem Heere auf, überschritt das Hämusgebirge, fand aber keine römische Hülfe, sondern nur den Feind in voller Kampfbereitschaft. Die Treulosigkeit des Kaisers verstimmte ihn und sein Volk schon aufs tiefste, als nun vollends der schlaue Schieler an die Vorposten Theoderichs heranritt und die Verblendung des Königs schalt, der die byzantinischen Ränke und Kniffe nicht durchschaue, deren Ziel nur sei, die Goten durch sich selbst aufzureiben, um ohne Mühe über beide Herr zu werden: da schlug auch Theoderichs Stimmung um. Gern folgte er dem Rate seiner Fürsten, die Frieden mit Strabo und einmütiges Handeln gegen die arglistigen Römer verlangten.

Beide, der Amaler und der Schieler, schickten Gesandte nach Byzanz. Die Boten des Königs klagten den Kaiser des Wortbruchs an, da er die versprochene Hilfe nicht geleistet habe, forderten Abtretung der Gegend, wo Theoderich mit seinem Heere stehe, samt den Steuern, welche die Bevölkerung der Gegend bis jetzt nach Byzanz abgeliefert hatte, und endlich Getreidelieferung, wodurch allein er sein Volk von Räubereien abhalten könne. Strabo verlangte die Erfüllung aller seiner früheren Forderungen samt Nachzahlung der rückständigen Jahrgelder oder Besoldungen. Der Kaiser versuchte zuerst den Amaler seinem neuen Bündnis untreu zu machen, indem er ihm für die Besiegung des Schielers ungeheure Summen versprach und dazu die Hand einer Enkelin Kaiser Valentinians des Dritten anbot. Leider — so muß man sagen — war der junge Heldenkönig zu bieder, diese Vorschläge anzunehmen. Da wußte Zeno sich nicht anders zu helfen, als daß er gegen beide Fürsten zu Felde zog, und wirklich errang er auch anfangs einige kleine Vorteile; aber seine angeborne Feigheit ließ ihn bald wieder ermatten, und sein Heer wurde unter dem untüchtigen

Digitized by Google

Führer so erbittert, daß er es aus Furcht vor einer Meuterei auflösen mußte. Dafür aber gelang es dem ränkevollen Kaiser, das gefährliche Bündnis der beiden Theoderiche zu lösen; denn der Schieler erwies sich seinen Versprechungen zugänglicher. Dieser schloß seinen Frieden mit Byzanz und erhielt seine früheren Ämter und Gehälter wieder, während der Amaler aller seiner Würden entsetzt wurde.

So sah sich König Theoderich verraten und in eine sehr schwierige Lage versetzt. Nach schweren Verlusten, die ihm die römischen Feldherrn beibrachten, zog er sich in das Innere von Macedonien zurück, zerstörte hier die Stadt Stobi und setzte Thessalonike durch das Gerücht seines Heranrückens in Schrecken. Die Friedensanerbietungen des Kaisers waren ihm jetzt willkommen, und er war eben im Begriff darauf einzugehen, da erhielt er eine frohe Nachricht, die seinen Sinn änderte: ein Stammgenosse des Königs, der römische Heerführer Sidimund, vielleicht ein Amaler, hatte der Aufforderung Theoderichs, ihm zur Eroberung von Epirus behilflich zu sein, aus Liebe zu seinen Volksbrüdern Gehör geschenkt; er wußte die Hauptstadt Epidamnus (jetzt Durazzo) am ionischen Meere für die Amaler zu gewinnen und die Besatzung so zu schrecken, daß sie freiwillig abzog. Die Kunde von diesem Ereignis traf den König mitten in den Friedensunterhandlungen mit Zenos Gesandten Adamantius. Sofort brach er sie ab und eilte mit erstaunlicher Schnelligkeit über die unwegsamen Gebirge nach Epirus, wo er sich der wichtigen Hafenstadt Epidamnus im Fluge bemächtigte. Von hier aus ließ er nun dem Adamantius erklären, er sei noch immer zum Frieden bereit. Nach mancherlei Zwischenereignissen kam eine Zusammenkunft zwischen Theoderich und Adamantius zustande. Der König versprach, im nächsten Frühjahr (480) Epirus zu verlassen und sich nach Dardanien (einen Teil von Illyrien) zu begeben; von dort aus wolle er einem römischen Heere gegen den Schieler zu Hülfe ziehen. Dafür verlangte er für sein Volk ausreichende Wohnsitze, wo es ruhig das Land bauen könne, für sich die von dem Schieler bekleideten Würden, das römische Bürgerrecht und eine bleibende Stellung im Reichsverbande; auch sei er bereit, den vertriebenen Kaiser Julius Nepos (den Zeno begünstigte) in Zenos Auftrag auf seinen Thron nach Rom zurückzuführen. Während dieser Unterhandlungen aber überfiel der kaiserliche Feldherr Sabinianus verräterisch und treulos — denn es war Waffenstillstand — die Nachhut Theoderichs unter dessen Bruder Theodemund, erbeutete von dem ungeheuren Troß zweitausend Wagen und machte 5000 Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen. Kaum konnte sich der Fürst mit seiner Mutter durch rasche Flucht und Abbruch einer Brücke retten.

Auf diesen schmachvollen „Sieg“ pochend verwarf nun Zeno Theoderichs

Digitized by Google

maßvolle Vorschläge und befahl nachdrückliche Fortsetzung des Kampfes. Aber kurz darauf erhoben sich gegen ihn zwei Aufrührer, er mußte mit großen Opfern des Schielers Beistand erkaufen und konnte es nicht hindern, daß der zweideutige Mann einen der Rebellen bei sich aufnahm und bald darnach sogar in feindlicher Haltung vor Byzanz erschien. Zum Glück scheinbar für den Kaiser, in Wahrheit für Theoderich fand indes der Schieler noch in demselben Jahre (481) durch einen Zufall seinen Tod. Seine führerlosen Scharen, den Römern grimmig verhaßt, waren fast gezwungen, sich dem Amaler anzuschließen, der sie mit Freuden aufnahm. Mit frischem Mut und verstärkter Macht ging nun Theoderich zum Angriff über und war überall siegreich, zumal auch Sabinian, Zenos tüchtigster Feldherr, gestorben war. Um 483 mußte sich der Kaiser zu einem demütigenden Frieden bequemen: Theoderich erhielt die Würde eines Magister Militum (Oberfeldherrn, Heermeisters) und eines Konsuls für das folgende Jahr; das südliche Dacien nebst einem Teil von Niedermösien wurde seinem Volke zur Ansiedelung überlassen. Der Kaiser war jetzt in Freundschaftsbeweisen und Schmeicheleien unerschöpflich: Theoderich mußte das Jahr 484 auf Zenos Einladung und als dessen Gast in Konstantinopel verleben, brachte auch in den zwei nächsten Jahren mehrere Monate daselbst zu, mit Ehren aller Art überschüttet und von Zeno als Waffensohn adoptiert. Als er 486 die Empörung des Illus und Leontius gegen den Kaiser mit Waffengewalt unterdrückte, bewilligte ihm Zeno die seltene Ehre eines Triumphes auf kaiserliche Kosten und ließ sein ehernes Denkbild zu Roß vor seinem Palaste aufstellen.

Aber trotz dieses glänzenden Blendwerkes drang der Gotenkönig schon im folgenden Jahre (487), wir wissen nicht aus welchem Anlaß, verheerend bis in die Nähe von Konstantinopel. Mit Zeno war unter den obwaltenden Verhältnissen offenbar kein dauernder Friede möglich; der Zustand der Unsicherheit und Abhängigkeit mißfiel dem tapferen Volke, das zwar Frieden, aber keine ruhmlose Ruhe wollte. Ein Ende erreichten diese wirren, wechselvollen Zustände erst, als es dem Kaiser gelang, „den Amaler in die Ferne abzulenken", indem er ihm — ein rechtes Danaergeschenk! — Italien überließ, das erst dem tapferen Odowakar entrungen werden mußte. Der schlaue, zweizüngige Zeno hatte trotz höflicher Worte doch stets den alten Haß gegen Odowakar, den „Tyrannen" Italiens, gehegt und seine Verdrängung niemals aus den Augen verloren. Jetzt erkannte er in Theoderich das Werkzeug seiner Pläne. Der Kaiser, „ein Meister in der Benützung politischer Verhältnisse, forderte Theoderich auf, lieber nach Italien zu ziehen, um nach Niederwerfung Odowakars für sich und seine Goten das ganze Abendland zu gewinnen; für ihn, der als gewesener Konsul dem römischen Senat angehöre, sei es doch würdiger, einen Gewaltherrscher zu

Digitized by Google

stürzen und dann über Rom und Italien zu gebieten, als sich in den gefährlichen Kampf mit dem Kaiser einzulassen." *) Daß Theoderich über diesen Vorschlag erfreut war, ist natürlich. Gerade weil er ein großer Held war, reizte ihn die Schwierigkeit des Unternehmens. Einen Mann, wie Odowakar, den noch keiner zu besiegen vermocht hatte, anzugreifen und zu überwinden, dabei als Bluträcher für ein verwandtes Königshaus aufzutreten (S. 169), das schönste, mit allen Reizen der Natur und allem Glanz der Vergangenheit geschmückteste Land zu gewinnen, dort sein Volk anzusiedeln, wo die alten großen Kaiser, von denen alle Welt mit Ehrfurcht sagte und sang, geherrscht hatten, dort ein Reich zu gründen, von wo aus einst das hohe Rom den Völkern geboten hatte, die Goten so gleichsam an die Stelle der weltbeherrschenden Römer als deren Erben zu setzen, das war in der That ein Ziel, so glänzend und hehr, daß es einen hochstrebenden Geist locken mußte, wenn auch der Weg dahin steil und gefährlich war. Aber auch Zeno erreichte durch den Abzug der Goten nach Italien ein wünschenswertes Ziel, ohne die Hand oder den Fuß zu rühren, und noch dazu in jedem Falle, mochte nun Theoderich oder Odowakar Sieger bleiben. Einer von beiden mußte ja unterliegen, und da beide gefährlich und dem „legitimen" Herrscher ein Dorn im Auge waren, so war das schon ein Vorteil, wenn der eine den andern vernichtete. Auf jeden Fall wurde er eines lästigen und gefährlichen Nachbars entledigt. Und selbst wenn das große Wagnis Theoderichs gelang und er in den italischen Auen ein gotisches Reich errichtete, so nahm sich das vor dem Richterstuhl der Legitimität viel besser aus; denn Odowakar hatte eigenmächtig seine Herrschaft begründet, ohne Auftrag des oströmischen Kaisers, und konnte deshalb auch nie von Byzanz aus anerkannt werden; anders Theoderich. Dieser kam ja gewissermaßen im Namen des Kaisers, in dessen Auftrag und mit dessen Einwilligung; als kaiserlicher Feldherr eroberte er dem Reiche eine verlorene Provinz zurück, als kaiserlicher Statthalter mochte er sie dann verwalten und seinem Volke als Förderaten und Soldtruppen des Kaisers Wohnsitze gewähren. So dachte Zeno, und unstreitig war sein Plan „echt byzantinisch schlau". Nur zweierlei übersah er dabei: „die große Herrschernatur Theoderichs und den Rückhalt, den ihm als Sieger sein Volkskönigtum gewähren mußte."

Als Theoderich in großem Thing den folgenschweren Plan seinem Volke mitteilte und es um seinen Willen befragte, da erscholl lauter Jubel. Und noch in demselben Jahre (488) brachen die Ostgoten auf mit all ihrer beweglichen Habe, mit Weibern und Kindern, die sie auf Tausenden von Wagen mit sich führten, mit Knechten und Mägden, Rossen und

*) So erzählt kurz, aber gewiß richtig Prokop, während Jordanes den Vorschlag von Theoderich ausgehen läßt.

Digitized by Google

maßvolle Vorschläge und befahl nachdrückliche Fortsetzung des Kampfes. Aber kurz darauf erhoben sich gegen ihn zwei Aufrührer, er mußte mit großen Opfern des Schielers Beistand erkaufen und konnte es nicht hindern, daß der zweideutige Mann einen der Rebellen bei sich aufnahm und bald darnach sogar in feindlicher Haltung vor Byzanz erschien. Zum Glück scheinbar für den Kaiser, in Wahrheit für Theoderich fand indes der Schieler noch in demselben Jahre (481) durch einen Zufall seinen Tod. Seine führerlosen Scharen, den Römern grimmig verhaßt, waren fast gezwungen, sich dem Amaler anzuschließen, der sie mit Freuden aufnahm. Mit frischem Mut und verstärkter Macht ging nun Theoderich zum Angriff über und war überall siegreich, zumal auch Sabinian, Zenos tüchtigster Feldherr, gestorben war. Um 483 mußte sich der Kaiser zu einem demütigenden Frieden bequemen: Theoderich erhielt die Würde eines Magister Militum (Oberfeldherrn, Heermeisters) und eines Konsuls für das folgende Jahr; das südliche Dacien nebst einem Teil von Niedermösien wurde seinem Volke zur Ansiedelung überlassen. Der Kaiser war jetzt in Freundschaftsbeweisen und Schmeicheleien unerschöpflich: Theoderich mußte das Jahr 484 auf Zenos Einladung und als dessen Gast in Konstantinopel verleben, brachte auch in den zwei nächsten Jahren mehrere Monate daselbst zu, mit Ehren aller Art überschüttet und von Zeno als Waffensohn adoptiert. Als er 486 die Empörung des Illus und Leontius gegen den Kaiser mit Waffengewalt unterdrückte, bewilligte ihm Zeno die seltene Ehre eines Triumphes auf kaiserliche Kosten und ließ sein ehernes Denkbild zu Roß vor seinem Palaste aufstellen.

Aber trotz dieses glänzenden Blendwerkes drang der Gotenkönig schon im folgenden Jahre (487), wir wissen nicht aus welchem Anlaß, verheerend bis in die Nähe von Konstantinopel. Mit Zeno war unter den obwaltenden Verhältnissen offenbar kein dauernder Friede möglich; der Zustand der Unsicherheit und Abhängigkeit mißfiel dem tapferen Volke, das zwar Frieden, aber keine ruhmlose Ruhe wollte. Ein Ende erreichten diese wirren, wechselvollen Zustände erst, als es dem Kaiser gelang, „den Amaler in die Ferne abzulenken", indem er ihm — ein rechtes Danaergeschenk! — Italien überließ, das erst dem tapferen Odowakar entrungen werden mußte. Der schlaue, zweizüngige Zeno hatte trotz höflicher Worte doch stets den alten Haß gegen Odowakar, den „Tyrannen" Italiens, gehegt und seine Verdrängung niemals aus den Augen verloren. Jetzt erkannte er in Theoderich das Werkzeug seiner Pläne. Der Kaiser, „ein Meister in der Benützung politischer Verhältnisse, forderte Theoderich auf, lieber nach Italien zu ziehen, um nach Niederwerfung Odowakars für sich und seine Goten das ganze Abendland zu gewinnen; für ihn, der als gewesener Konsul dem römischen Senat angehöre, sei es doch würdiger, einen Gewaltherrscher zu

Digitized by Google

stürzen und dann über Rom und Italien zu gebieten, als sich in den gefährlichen Kampf mit dem Kaiser einzulassen." *) Daß Theoderich über diesen Vorschlag erfreut war, ist natürlich. Gerade weil er ein großer Held war, reizte ihn die Schwierigkeit des Unternehmens. Einen Mann, wie Odowakar, den noch keiner zu besiegen vermocht hatte, anzugreifen und zu überwinden, dabei als Bluträcher für ein verwandtes Königshaus aufzutreten (S. 169), das schönste, mit allen Reizen der Natur und allem Glanz der Vergangenheit geschmückteste Land zu gewinnen, dort sein Volk anzusiedeln, wo die alten großen Kaiser, von denen alle Welt mit Ehrfurcht sagte und sang, geherrscht hatten, dort ein Reich zu gründen, von wo aus einst das hohe Rom den Völkern geboten hatte, die Goten so gleichsam an die Stelle der weltbeherrschenden Römer als deren Erben zu setzen, das war in der That ein Ziel, so glänzend und hehr, daß es einen hochstrebenden Geist locken mußte, wenn auch der Weg dahin steil und gefährlich war. Aber auch Zeno erreichte durch den Abzug der Goten nach Italien ein wünschenswertes Ziel, ohne die Hand oder den Fuß zu rühren, und noch dazu in jedem Falle, mochte nun Theoderich oder Odowakar Sieger bleiben. Einer von beiden mußte ja unterliegen, und da beide gefährlich und dem „legitimen" Herrscher ein Dorn im Auge waren, so war das schon ein Vorteil, wenn der eine den andern vernichtete. Auf jeden Fall wurde er eines lästigen und gefährlichen Nachbars entledigt. Und selbst wenn das große Wagnis Theoderichs gelang und er in den italischen Auen ein gotisches Reich errichtete, so nahm sich das vor dem Richterstuhl der Legitimität viel besser aus; denn Odowakar hatte eigenmächtig seine Herrschaft begründet, ohne Auftrag des oströmischen Kaisers, und konnte deshalb auch nie von Byzanz aus anerkannt werden; anders Theoderich. Dieser kam ja gewissermaßen im Namen des Kaisers, in dessen Auftrag und mit dessen Einwilligung; als kaiserlicher Feldherr eroberte er dem Reiche eine verlorene Provinz zurück, als kaiserlicher Statthalter mochte er sie dann verwalten und seinem Volke als Föderaten und Soldtruppen des Kaisers Wohnsitze gewähren. So dachte Zeno, und unstreitig war sein Plan „echt byzantinisch schlau". Nur zweierlei übersah er dabei: „die große Herrschernatur Theoderichs und den Rückhalt, den ihm als Sieger sein Volkskönigtum gewähren mußte."

Als Theoderich in großem Thing den folgenschweren Plan seinem Volke mitteilte und es um seinen Willen befragte, da erscholl lauter Jubel. Und noch in demselben Jahre (488) brachen die Ostgoten auf mit all ihrer beweglichen Habe, mit Weibern und Kindern, die sie auf Tausenden von Wagen mit sich führten, mit Knechten und Mägden, Rossen und

*) So erzählt kurz, aber gewiß richtig Prokop, während Jordanes den Vorschlag von Theoderich ausgehen läßt.

Digitized by Google

Rindern. Der Abschied von dem treulosen Lande fiel nicht schwer, und das Wandern waren sie seit dreizehn Jahren wieder gewohnt worden. War doch ihr ganzer Aufenthalt südlich der Donau nichts anderes als ein beständiges, ruheloses Hin- und Herziehen gewesen. Die Masse des wandernden Volkes war gewaltig genug, doch darf man sie sich — durch moderne Zustände irre geführt — nicht zu zahlreich denken: es mögen etwa 300000 Menschen gewesen sein. Einige wenige blieben zurück, dafür schlossen sich unterwegs Scharen von Rugen, Gepiden und andern germanischen Stämmen an die Wanderer an; auch einige Byzantiner zogen mit, vielleicht als Vertreter des Kaisers.

Langsam und schwerfällig bewegte sich der Zug von Novä, dem Hauptlager Theoderichs in den letzten Jahren, durch Niedermösien am rechten Donauufer aufwärts. Oft mußte man sich mit dem Schwert den Weg durch die räuberischen Bulgaren und andere Slavenhorden bahnen; auch die Gepiden beunruhigten die Wanderer, und es kostete große, blutige Arbeit sie zurückzuwerfen. Von Singidunum an ging es dem Laufe der Save entgegen. Der Winter, wo man rasten mußte, brach herein, der Hunger gähnte aus den unwirtlichen Gebirgsschluchten; Krankheiten, die Kälte und Mangel nach sich zogen, rafften viele Zarte, Jugendliche, Gebrechliche dahin. Dabei die unausgesetzten Angriffe der aus sicheren Hinterhalten hervorbrechenden Bergbewohner, es war wahrlich ein harter, dornenvoller Weg, der zu dem lockenden Ziele führte.

Fast ein Jahr dauerte die Wanderung. Da endlich neigte der Gebirgspfad sich abwärts, die tosenden Bäche strömten in anderer Richtung, nicht mehr drohend den Wandrern entgegen, sondern vor ihnen her, als ob sie ihnen den Weg weisen wollten, und zu den Füßen der Reisemüden lag das gelobte Land. Von Ämona (Laibach) aus hatten sie den südöstlichsten Kamm der Alpen erklommen und stiegen nun, südlich vom Triglav, auf steilen Wegen hinab zum Isonzo, der Italiens Grenze bezeichnete. Hier aber „an der Schwelle seines Hauses" trat ihnen Odowakar mit Heeresmacht entgegen. Es war am 28. August des Jahres 489, als die Ostgoten in unwiderstehlichem Ansturm den tapferen Söldnerkönig mit seinen unbesiegten Scharen in die Flucht schlugen und sich den Eintritt in Italien erzwangen. Durch Venetien bis nach Verona zog sich Odowakar vor den unwillkommenen Gästen zurück. Vor dieser Stadt, welche die Deutschen später Bern (Welsch-Bern) nannten, wurde am 30. September eine zweite Schlacht geschlagen, die noch weit blutiger war als die am Isonzo. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her. Aber Theoderich, der hoch zu Roß, in königlichem Waffenschmuck in der vordersten Reihe der Seinen kämpfte und Wunder der Tapferkeit verrichtete, hielt den Sieg fest. Und von diesem Siege und weil er später gern in Verona weilte, führt er in der Sage den Namen

Digitized by Google

Dietrich von Bern. Nach furchtbaren Verlusten gab Odowakar seine Sache verloren und floh nach Süden. Verona und Mailand ließen den Sieger, der im Namen des Kaisers kam, ein. Der Söldnerkönig wendete sich nach Rom; aber treulos verschloß die Hauptstadt, der er so manche Wohlthat erzeigt hatte, dem vom Glück verlassenen Herrscher die Thore. Jetzt zeigte es sich, wie schlimm bestellt es ist um das Regiment eines Anmaßers, dessen Würde nicht durch Herkommen und Volkswillen begründet ist. Noch nie seit einem Jahrhundert hatte sich die italische Bevölkerung so dauernd wohl gefühlt als unter Odowakars milder, friedlicher Regierung; unermüdlich war der König bemüht gewesen, die Wunden zu heilen, welche die Unbilden der verflossenen Jahrzehnte dem gequälten Land geschlagen hatten, und durch solche preiswürdige Herrscherthätigkeit es in Vergessenheit zu bringen, daß er den Thron durch einen Gewaltstreich errungen hatte. Alle seine Mühen und redlichen Bestrebungen waren umsonst gewesen. Er erntete keinen Dank. Fast überall fiel das Volk von ihm ab, dem Sendling des Kaisers zu. Nur seine Söldner hielten treu bei ihm aus, hie und da eine Gegend oder ein Kastell und einige Männer, die ihm persönlich nahestanden und seine ganze Güte und Größe zu würdigen wußten. Auch die Bürgerschaft seiner Königsstadt Ravenna, wohin jetzt der von Rom Verratene eilte. Eine That der List und der Treue zugleich schien noch einmal seinen Stern vor dem Untergang bewahren zu sollen. Sein bester Feldherr, der Heermeister Tufa, trat mit einem großen Teil des Heeres zu Theoderich über. Mit Freuden nahm der Gotenkönig den tüchtigen Mann bei sich auf und vertraute ihm den Oberbefehl über eine beträchtliche Schar der Seinigen an. Aber er hatte sehr bald Ursache, seine Vertrauensseligkeit zu bereuen. Denn Tufas Übertritt war nur eine That kühner Schlauheit gewesen; im Herzen war er seinem Herrn treu geblieben. Das zeigte sich, als er nach kurzer Zeit, von Theoderich gegen Odowakar ausgesandt, mit seinen und den ihm unterstellten Scharen wieder zu Odowakar überging und diesem eine Anzahl gotischer Heerführer gefangen auslieferte.

Jetzt konnte der Söldnerkönig sogar wieder zum Angriff übergehen, während Theoderich in schwere Bedrängnis geriet. Die abgefallenen Städte Cremona und Mailand mußten sich Odowakar ergeben, die Goten wurden auf Pavia zurückgedrängt, und Theoderichs Lage wurde bedenklich. Da erschien unerwartete Hilfe. Die stammverwandten Westgoten sandten ein starkes Heer zum Entsatz. Theoderich konnte wieder im offenen Felde erscheinen und bot dem Gegner eine Schlacht an. Am 11. August 490 errang er an der Adda den dritten Sieg über den tapfern Skiren, und dieser, der in der Schlacht auch einen seiner treusten Berater und Freunde, den Feldherrn Pierius, verloren hatte, mußte sich abermals in das feste Ravenna werfen. Ravenna war „eine für die Belagerungsmittel jener Zeit

Digitized by Google

durch Sturm nicht bezwingbare Festung der Sümpfe; und da der Kriegshafen Classis die Verproviantierung der Stadt von der Seeseite sicherte, blieb, solange der Belagerer die Schiffe für eine Blockade entbehrte, auch Aushungerung ausgeschlossen; Ravenna war, gleich Venedig in unsern Tagen, eine Wasserstadt, in deren Lagunen Gondeln den Verkehr vermittelten; ein kunstvolles System von Kanälen des Po machte auf den drei Landseiten den Gewaltangriff fast unmöglich."*) In diese Stadt also warf sich Odowakar nach der verlorenen Schlacht an der Adda. Theoderich folgte ihm und schloß ihn in Ravenna ein. Und nun beginnt jene denkwürdige Belagerung, die vom September 490 bis zum März des Jahres 493, also ungefähr zwei und ein halbes Jahr dauerte.

Inzwischen wurde die Besitzergreifung Italiens rasch und ohne viele Mühe vollendet. Nur hie und da hielt sich eine dem Odowakar treue Besatzung, so in Ariminum (Rimini) und in Cesena (etwa 5 Kilometer südlich von Ravenna), wo wahrscheinlich der treffliche Liberius die Verteidigung leitete. Auch Sicilien wollte sich nicht gutwillig unterwerfen, mußte sich aber doch von der Nutzlosigkeit eines Widerstandes überzeugen lassen. Schon war Theoderich vom römischen Senat, wie vom westgotischen und wandalischen Könige als rechtmäßiger Herrscher Italiens anerkannt, und dem vielgeprüften Lande wäre ein ferneres Kriegsgetümmel erspart geblieben, wenn nicht der Burgundenkönig Gundobad (s. S. 152), angeblich zur Verteidigung der Sache Odowakars, in Wirklichkeit nur aus Beutegier mit einer Raubschar in Ligurien eingebrochen wäre und diese Landschaft arg verwüstet, auch zahlreiche Römer in die Gefangenschaft fortgeschleppt hätte. Erst nach Beendigung des Kampfes mit Odowakar knüpfte Theoderich mit Gundobad Unterhandlungen an und löste durch Zahlung einer bedeutenden Summe seine gefangenen Unterthanen aus burgundischer Knechtschaft.

Nach der Schlacht an der Adda und der Einschließung Ravennas glaubte Theoderich Herr der Lage zu sein und schickte deshalb jetzt eine Gesandtschaft an Zeno, teils um den Erfolg seiner Thaten zu verkünden, teils um Anerkennung seiner Herrscherrechte in Italien und die von Odowakar einst nach Byzanz gesandten Insignien der weströmischen Kaiser zu erlangen — was freilich nicht in Zenos Plan gelegen hatte,**) der Theoderich nur als seinen Statthalter, Italien

*) Dahn, Urgeschichte 1, S. 239.

**) Zeno starb am 9. April 491. Die Unterhandlungen mit seinem Nachfolger Anastasius blieben erfolglos; erst 508 lieferte, wie es scheint infolge kriegerischer Drohungen, Byzanz die eigentlich wertlosen Abzeichen aus. Denn wertlos waren sie insofern, als die Gesinnung Ostroms sich natürlich nicht änderte. „Man wich nur der Gewalt, als man sie ihm schickte, und behielt immer freie Hand; denn Ostrom war am allerwenigsten geneigt, den Germanen gegenüber sich an die Konsequenzen gewaltsam abgerungener Zugeständnisse für gebunden zu halten." (Pallmann.) Das Folgende zum Teil wörtlich nach Pallmann 2, S. 460 ff.

Digitized by Google

als eine oströmische Provinz ansah. Dennoch stand Odowakar noch nicht ganz ohne Hoffnung in Ravenna. Theoderich mußte doch recht beträchtliche Teile seiner Scharen in die noch zu Odowakar haltenden Gegenden Italiens senden, wenn die letzteren auch nur wenige und vereinzelte sein mochten. Er konnte die weitläufigen Werke der Stadt noch nicht vollständig einschließen, zumal auch von Ostrom keine Hilfe erschien. Und doch hätte eine kleine byzantinische Flotte zur Sperrung des Hafens hingereicht und dem Belagerer unverhältnismäßigen Nutzen gebracht. Aber das war eben die Staatskunst der Byzantiner: Theoderich sollte ganz allein die Kohlen für sie aus dem Feuer holen; verbrannte er sich dabei die Finger, um so besser! — Die Belagerung von Ravenna ist eine der denkwürdigsten in der deutschen Geschichte, nicht nur wegen ihrer Länge, sondern weil sie die erste kunstmäßige zwischen zwei germanischen Fürsten war. Theoderichs Aufgabe war es zunächst, die Stadt zu Lande einzuschließen, Odowakar von seinen Hilfsquellen so sehr als möglich abzuschneiden und jeden Zugang zu versperren, ein Plan, der freilich nicht sogleich, sondern erst dann ausgeführt werden konnte, als auch der Hafen verschlossen wurde.

Die Verbindung, welche Odowakar von der Seeseite und nach allen Richtungen hin unterhielt, um sich Truppen und Zufuhr zu verschaffen, erschwerte in der ersten Zeit die Fortschritte der Goten in hohem Maße. Dazu wird von zahlreichen Ausfällen berichtet. Der großartigste, der eigentlich eine Schlacht war, geschah am 10. oder 15. Juli 491. Odowakar brach in der Nacht aus den Thoren hervor und bedrohte die beiden Hauptpunkte der gotischen Stellung, am Pons Candidianus und bei Pineta (beide wohl nordwestlich von Ravenna) ernstlich. Die Goten wandten sich da, wo Odowakars Scharen am ingrimmigsten eindrangen, bereits zur Flucht und Theoderich selbst ward mit fortgerissen. Da soll ihm seine Mutter entgegengetreten sein und zürnend gesprochen haben: „Du willst fliehen?“ Das Wort genügte, um Theoderich zur Umkehr zu bewegen, und es gelang ihm, die anstürmenden Feinde aufzuhalten und zurückzuschlagen. So furchtbar war der Kampf, daß die Sage sein Andenken bewahrte und verherrlichte; denn dieser Ausfall ist wohl besonders das geschichtliche Ereignis, aus dem die Volksphantasie die ergreifende Mär von der Rabenschlacht, d. h. der Schlacht von Ravenna*) gedichtet hat. Anfangs siegte Odowakar (an dessen Stelle die Sage seltsamerweise den alten Gotenkönig Ermanarich gesetzt hat), endlich aber ward er zurückgeschlagen. Auf der Flucht ertrank Levila, einer der hervorragenden Führer des Söldnerheeres. Man sieht, daß Odowakar doch noch über beträchtliche Streitkräfte in Ravenna gebot, wenn er es mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen konnte, die Ostgoten anzugreifen.

*) Siehe meine Heldensagen S. 263 ff.

Digitized by Google

Während die Sache Odowakars nach der Ravennaschlacht immer hoffnungsloser wurde (denn was jetzt nicht gelungen war, mußte mit jedem Tag bei den Verlusten an Menschen und der schwindenden Aussicht auf Erfolg immer mehr unmöglich werden), nahmen Theoderichs Angelegenheiten in Oberitalien durch den Verrat des Rugenkönigs Friderich, der wie wir früher gehört haben (S. 169), zu ihm geflohen und jetzt mit ihm nach Italien gezogen war, auf kurze Zeit eine ungünstige Wendung. Theoderich hatte die Rugen als Besatzung in Pavia zurückgelassen. Diese lagen dort zwei volle Jahre im Quartier und erwiesen sich als rohe zügellose Menschen, so daß dem Bischof Epiphanius oft nur mit Mühe gelang, die Ausbrüche ihres frechen Übermuts zurückzuhalten. Theoderich begab sich deshalb Ende August 491 nach Pavia und befahl den Rugen strengere Zucht an. Sie gaben seinen Vorstellungen Gehör und blieben ihm treu ergeben. Nicht so der Rugenkönig selbst mit einem andern Teil seines Volkes, der auch mit nach Italien gekommen war. Vielleicht glaubte er sich von Theoderich zurückgesetzt, vielleicht konnte er auch nur der Versuchung nicht widerstehen, die schwierige Lage und Gebundenheit des Ostgoten vor Ravenna zu benutzen und sich selbständig ein eigenes Reich zu gründen. Kurz, er sann auf Verrat, sagte sich von Theoderich los und trat offen als Verräter auf, so daß der König eine Heerschar zu seiner Bekämpfung absenden mußte. Theoderichs Unterfeldherr Eufa schlug den Treulosen in einem Treffen zwischen Verona und Trident, in welchem dieser seinen Untergang fand.

Für Odowakar hatte dieser Zwischenfall keine Bedeutung; auch der Einfall Gundobads und der Zuzug von Herulerscharen, die wahrscheinlich von Anhängern des Söldnerkönigs nördlich der Alpen geworben worden waren, schafften keine Erleichterung. Die heranziehenden Hilfstruppen wurden, wie es scheint, in Oberitalien zersprengt, und das Schicksal des bedrängten Helden ging seiner Erfüllung entgegen, als es nun Theoderich auch gelang ihn von der Seeseite her einzuschließen. Das am adriatischen Meer gelegene Ariminum nämlich war gefallen, und hier ließ der Gotenkönig eine Flotte leichter Kriegsschiffe bauen, die Ende August 492 ausliefen und vor Ravenna an der südlicheren Insel, wo Theoderich später einen Palast bauen ließ, ihre Stellung nahmen. So wichtig erschien die Unternehmung dem Könige, daß er sie persönlich leitete, und mit Recht; denn der Hafen Ravennas war nun gesperrt und damit der letzte Akt in dem blutigen Drama herangekommen. Odowakars Sache war verloren. Bald stellte sich in der Stadt bitterer Mangel ein; die Preise der Lebensmittel stiegen ins Unerschwingliche; ein Scheffel Weizen z. B. kam auf sechs Goldstücke (etwa 72 Mark) zu stehen.

Dennoch hielt sich der zähe Held in der völlig eingeschlossenen Stadt noch ein volles Halbjahr. Erst im Februar 493 begann er mit

Digitized by Google

den Goten ernstlich zu unterhandeln. Er sandte den ihm treu ergebenen Bischof Johannes von Ravenna als Unterhändler und seinen Sohn Thela als Unterpfand seiner Aufrichtigkeit an Theoderich. Dieser zeigte sich zum Frieden geneigt. Seine Goten waren des langen Liegens vor der Stadt mitten zwischen ungesunden Sümpfen müde. Er gestand also Odowakar nicht nur Sicherung seines Lebens zu, sondern bewilligte ihm auch, daß er in Ravenna ungekränkt, ja unter gleichen Ehren wie Theoderich und gemeinschaftlich mit ihm leben solle. Odowakar blieb demnach mit seinen allerdings sehr zusammengeschmolzenen Söldnern frei, d. h. trat zu den Goten in Heerverband, überließ dem Theoderich die Herrschaft über Italien, behielt aber die über seine Söldner und wohl auch den Königsnamen. Das waren gewiß ehrenvolle Bedingungen, mehr ein Bündnis als eine Unterwerfung. Der Friede ward am 27. Februar beschworen, zu Anfang März besetzte Theoderich die Hafenstadt Classis, am 5. März rückte er in Ravenna selbst ein. So endete diese merkwürdige, dritthalbjährige Belagerung. Mit der Übergabe der Stadt nahm auch das Reich der Söldner sein Ende, und das der Ostgoten trat an seine Stelle.

Gern möchte man nun von Odowakar, dem damals sechzigjährigen Helden, mit der Vorstellung scheiden, wie die beiden großen Männer, die sich so blutig bekämpft hatten, friedlich und einträchtig bis zum Ende des Einen von ihnen nebeneinander lebten. Aber leider wehrt das der Lauf der Geschichte, und es ist Theoderichs Schuld, daß es anders kam. Ein blutiger Fleck, ein dunkler Schatten fällt auf des Ostgotenkönigs herrliches Bild. Mochte er Verrat des überwundenen Gegners fürchten,*) oder hielt er es für seine Pflicht Blutrache an ihm zu üben für das von Odowakar getötete rugische Königspaar Feletheus und Giso — wir wissen es nicht. Beides berechtigte ihn nicht, einen Mord an dem Manne zu begehen, dem er soeben erst die Hand zum Frieden gereicht hatte und der ihm vertraute. Und er selbst befleckte die eigene Hand mit dem Blute des Unglücklichen. Noch war der zehnte Tag seit dem Einzug der Goten in Ravenna nicht verflossen, als Odowakar ohne Arg in Theoderichs Palast trat, wo er wie ein Freund und Bruder aus- und einging und wohin ihn der König zum Gastmahl geladen hatte. Da kamen in der Halle zwei Goten auf ihn zu und faßten seine Hände, wie Flehende zu thun pflegten. Das war das Zeichen, auf das Bewaffnete aus den an die Halle anstoßenden Zimmern mit gezückten Schwertern hereinstürzten. Doch stutzten sie, und keiner wagte den ersten Streich zu thun. Da aber trat Theoderich selbst herein und

*) Wenn er dies that, so that er es gewiß mit Unrecht. Es ist gar nicht abzusehen, wie Odowakar nach Erlangung so über Hoffen und Erwarten günstiger Bedingungen, von der gotischen Übermacht auf allen Seiten umgeben, eine Verschwörung gegen Theoderich hätte ins Werk setzen sollen.

Digitized by Google

stieß dem Helden das Schwert in die Brust. „Wo ist Gott?“ rief der Sterbende. Theoderich erwiderte: „Ich that dir, wie du den Meinen gethan hast.“ Als Onoulf, der Bruder des Ermordeten, die Schreckenskunde erfuhr, suchte er sich durch die Flucht zu retten, wurde aber in dem Fichtenhain von Pineta*) durch Pfeilschüsse erlegt. Auch Odowakars Gattin Sunigilda und sein Sohn Thela entgingen dem Tode nicht: jene starb im Gefängnis, dieser ward in die Verbannung nach Gallien geschickt und, als er es wagte, heimlich nach Italien zurückzukehren, getötet. Das treue Gefolge des Söldnerkönigs erlag den Schwertern der Goten; die übrigen Mannen unterwarfen sich dem Sieger.

Theoderich war sonst ein milder und gerechter Mann, ein weiser Herrscher, ein wahrer Wohlthäter seiner Unterthanen. Seine ganze lange Regierung ist alles Tadels bar und höchster Bewunderung würdig. Aber ein Makel haftet seinem edlen, glorreichen Namen an, den keine Entschuldigung tilgt, auch nicht der Hinweis auf Alexander und Klitus oder auf Karl den Großen und die viertausendfünfhundert Sachsen, und wenn es wahr ist, was von seinem Ende berichtet wird, daß bittere Reue seine letzten Tage verdüstert habe, so war es sicherlich nicht Reue über das unanfechtbare Todesurteil, das er über zwei von ihm hochgeachtete Männer fällen mußte, wie die Überlieferung behauptet, sondern dem greisen Herrscher klang nach dreiunddreißig Jahren noch im Ohre wieder der klagende, drohende, rührende Wehruf des gemordeten Odowakar: „Wo ist Gott?“ Und wenn etwas den blutigen Fleck auf Theoderichs Gestalt abwaschen und mit dem großen Mann völlig versöhnen kann, so ist es nächst seiner bewundernswürdigen, segensreichen Regierung diese dreiunddreißigjährige Reue.

3. Theoderich der Große als Friedensfürst.

(Von 493 bis 526.)

Ein Menschenalter hindurch ist Theoderich unermüdet thätig gewesen, den Ländern, die zu seinem Reiche gehörten, die Segnungen des Friedens zuteil werden zu lassen. Er hat nicht wie andere Eroberer in unersättlicher Ehrbegier und Ländersucht die Welt mit dem Schrecken seines Namens erfüllt; sogar andre Völker als das seine erblickten in ihm einen Hort des Friedens. Der große Kriegsheld stieß das Schwert in die Scheide, nachdem das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erreicht war, und selbst die Römer, obgleich sie in ihm nur einen Barbaren und „Tyrannen“ sehen konnten, priesen ihn als einen zweiten Trajan, als einen der besten Fürsten, der jemals über Italien waltete. Ein ungenannter römischer Chronist des sechsten

*) Der Name selbst bedeutet: Fichtenhain.

Digitized by Google

Jahrhunderts*) bezeugt in seiner schlichten, unbeholfenen Weise so deutlich, wie noch lange nach dem Hinscheiden des großen Königs sein Andenken geehrt wurde, und so unwiderleglich, wie unendlich Vieles die sonst gegen alle „Barbaren" und Arianer so ungerechten und undankbaren Römer ihm schuldig zu sein bekannten, wie sie mit Sehnsucht an ihn zurückdachten, daß wir die Worte des Unbekannten hier einschalten.

„Theoderich war ein tapferer Mann, im Kriege wohl erfahren. Er war auch sonst ein vortrefflicher Herrscher, von leutseliger Gesinnung gegen jedermann und regierte dreiunddreißig Jahre. Zu seiner Zeit genoß Italien die Segnungen des Friedens, der auch unter seinem nächsten Nachfolger noch dauerte.**) Keine Unternehmung mißlang ihm. In dieser Weise herrschte er über die Goten sowohl als über die Römer, und während er selber sich zur arianischen Sekte bekannte, ließ er doch den Römern, wie zu den Zeiten der Kaiser, ihre Gesetze. Er verteilte freigebig Geld- und Getreidespenden und füllte den Staatsschatz, den er völlig leer vorgefunden, durch seine tüchtige Verwaltung. Er unternahm nichts gegen die katholische Religion, gab auch dem Volke in Rom seine alten Spiele und war überhaupt den besten Kaisern so ähnlich, daß ihn selbst die Römer Trajan oder Valentinian nannten. Die Goten aber nannten ihn wegen des Gesetzbuches, das er ihnen gegeben, den größten König, den sie je gehabt hätten.

Obgleich er eigentlich ungebildet war,***) so war doch seine Weisheit so groß, daß heute noch im Volke gar manche Worte seines Mundes sprichwörtlich gebraucht werden, und es freut mich von vielen wenigstens einige mitteilen zu können. So sagte er: „Wo Gold oder ein böser Geist wohnt, das läßt sich nicht verbergen." Ebenso: „Wer ein schlechter Römer ist, der will gern Gote sein, und ein schlechter Gote gern Römer." Einst war ein Mann gestorben, der hinterließ seine Gattin mit einem Knaben, so klein, daß er seine Mutter noch nicht kennen konnte. Das Knäblein wurde geraubt und in ein anderes Land gebracht, wo es aufwuchs. Als es nun ein Jüngling geworden war, kam er wieder an den Ort, wo seine Mutter lebte, die sich eben einem andern Manne verlobt hatte. Kaum sah ihn die Mutter, da umarmte sie ihn und pries Gott, daß er ihr den verloren geglaubten Sohn wieder geschenkt hätte, und lebte mit ihm zusammen dreißig Tage. Da kehrte ihr Bräutigam zurück, sah den Jüngling und

*) Der sogenannte Anonymus Valesianus. Das Folgende nach der Übersetzung von D. Coste in den Geschichtschreiben der deutschen Vorzeit, 6. Jahrhundert, 3. Bd. S. 377.

**) Freilich nicht länger als zehn Jahre!

***) Wir wissen, daß er das nicht war, obgleich er nicht schreiben konnte. Auch Karl der Große, der sich geradezu eine gelehrte Bildung angeeignet hatte, lernte erst spät und mit geringem Erfolg die Schreibekunst. Einer der größten Dichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, konnte weder schreiben noch lesen.

Digitized by Google

fragte, wer er wäre. Sie sagte: „Das ist mein Sohn.“ Kaum hatte er das gehört, da fing er an, den Mahlschatz zurückzufordern, und sprach: „Entweder sagst du, daß dieser nicht dein Sohn ist, oder ich hebe mich weg von dir.“ Das Weib, hart bedrängt, fing an, den Sohn zu verleugnen, den sie doch selbst erst anerkannt hatte, und sprach: „Jüngling, verlasse mein Haus! Du bist ein Fremdling; nur Gastfreundschaft habe ich dir als einem Fremdling gewährt, den ich für meinen Sohn gehalten.“ Und dabei beharrte sie. Da solches geschah, führte der Jüngling wider seine Mutter Klage beim König Theoderich. Der befahl sie vor sich zu führen und sprach: „Weib, dein Sohn klagt wider dich. Was sagest du? Ist das dein Sohn oder nicht?“ Sie aber sprach: „Es ist nicht mein Sohn, sondern ein Fremdling, dem ich Gastfreundschaft gewährte, da ich ihn für meinen Sohn hielt.“ Als nun der Sohn alles der Wahrheit gemäß in der Halle des Königs berichtet hatte, sprach dieser nochmals zu dem Weibe: „Ist das dein Sohn oder nicht?“ Sie aber sprach: „Es ist nicht mein Sohn.“ Da sprach der König zu ihr: „Und wie hoch beläuft sich dein Vermögen, Weib?“ Sie antwortete: „An tausend Goldstücke.“ Und nun gelobte der König mit einem Eidschwur, wenn es so sei, wie sie sage, dann solle der Jüngling selbst und kein anderer ihr Ehgemahl werden. Da wurde das Weib ganz bestürzt und bekannte, es sei ihr Sohn. Solche Geschichten erzählt man noch viele von dem Könige. (Eine andere, die den König als strengen Schirmherrn der Gerechtigkeit zeigt, ist anderswo berichtet und lautet also: Eines Tages kam eine Witwe zu Theoderich und flehte ihn um Schutz an; seit dreißig Jahren führe sie Klage gegen einen hochgestellten Römer, und die Richter sprächen ihr kein Recht, sondern verschleppten die Sache. Da ließ der König die schlechten Richter vor sich kommen und fuhr sie an mit seiner mächtigen Stimme: „Ich lasse euch den Kopf abschlagen, wenn ihr nicht binnen zwei Tagen die Sache zu Ende bringt.“ Die Richter erblaßten, versprachen das Gebot des Königs zu erfüllen und thaten es auch. Aber als sie nach dem Richterspruch wieder vor den König traten, rief dieser: „Wie? also in zweien Tagen konntet ihr der Frau ihr Recht verschaffen, und dreißig Jahre habt ihr es verschleppt. Ihr habt selbst bewiesen, daß ihr des Todes schuldig seid.“ Darauf befahl er die Rechtsverderber zu enthaupten.)

Nach einem kirchlichen Streit kam einst der König nach Rom, wo er dem heiligen Petrus mit so großer Ehrfurcht begegnete, als ob er Katholik wäre. Der Papst Symmachus, der ganze Senat, ja das ganze Volk zogen ihm unter vielen Freudenbezeugungen vor die Stadt entgegen. Er betrat darauf die Stadt, ging in den Senat und hielt eine Rede an das Volk, in der er versprach, mit Gottes Hilfe alles das unversehrt beizubehalten, was vor ihm die Herrscher über Rom angeordnet hatten. Die

Digitized by Google

Worte dieses feierlichen Versprechens, das er dem Volke gegeben, ließ er auf dessen Bitten in Erz graben und öffentlich aufstellen. Sechs Monate blieb er in Rom, dann kehrte er nach Ravenna zurück.

Bei allen Völkern ringsum stand der König in hohem Ansehen. Er liebte es, zu bauen und Städte wiederaufzurichten. Zu Ravenna erneuerte er die Wasserleitung, die einst Kaiser Hadrian angelegt hatte, und führte so der Stadt das lang entbehrte Wasser wieder zu. Den Palast brachte er der Vollendung nahe. Zu Verona baute er Bäder und einen Palast, den er durch eine Säulenhalle mit dem Thore verband. Die Wasserleitung, die lange Zeit in Trümmern gelegen hatte, besserte er wieder aus und sorgte für das nötige Wasser. Die Stadt selbst umgab er mit neuen Mauern. Zu Pavia führte er einen Palast, Bäder, ein Amphitheater und neue Stadtmauern auf. Dem armen Volke in Rom schenkte er jährlich 120 000 Scheffel Getreide und wies für die Herstellung eines Palastes und die Wiederaufrichtung der Stadtmauer jährlich zweihundert Pfund Gold aus dem Ertrag der Weinsteuer an. Auch andern Städten erwies er große Wohlthaten.

Er stand so hoch in der Meinung der benachbarten Völker, daß sie sich unter seine Oberhoheit begaben und ihn baten, er möge über sie herrschen. Geschäftsleute aus allen Gegenden strömten bei ihm zusammen. Denn so streng war seine Rechtspflege, daß, wenn jemand auf seinem Landgute Gold oder Silber liegen lassen wollte, es für ebenso sicher gehalten wurde, als ob es innerhalb der Stadtmauern wäre. Er führte die Sitte in ganz Italien ein, daß er keiner Stadt Thore machen ließ, und da, wo sie schon waren, wurden sie nicht geschlossen. Jeder ging seiner Beschäftigung nach, zu so später Stunde er wollte, ganz wie am Tage. Brot und Wein waren zu seiner Zeit wohlfeil; denn man zahlte für sechzig Scheffel Weizen ein Goldstück und ebenso ein Goldstück für dreißig Krüge Wein."

Soweit der Anonymus. Wenn er rühmt, daß der König Katholiken und Arianer mit gleicher Gerechtigkeit behandelt habe, so kann als ein Beweis für diese religiöse Unbefangenheit eine Anekdote gelten, die anderwärts erzählt wird. „Es war, so heißt es, ein angesehener Mann an seinem Hofe und auch bei dem Könige sehr beliebt. Er war Katholik, und da Theoderich Arianer war, so meinte dieser Römer, es müsse dem Könige gefallen, wenn er zur arianischen Lehre übertrete. So geschah dies denn. Aber als Theoderich es erfuhr, ward er zornig und nun an Stelle dieser Mensch seinem Glauben an Gott nicht treu, in deren Anteile an er denn einem Menschen wie mir getreu sein

r Regierung nach Byzanz ge-

von seinem Hofe."

sie alsbald wieder zurück zu

Aus diesen Zügen ist zu erkennen, wie d'

Digitized by Google

im Herzen seines Volkes wie der Römer fortlebte, und ein glänzenderes Zeugnis für seine unvergleichlichen Herrschertugenden ließe sich nicht denken. Was uns die vollbeglaubigte Geschichte meldet, stimmt durchaus zu diesem schönen Bilde. Der Geschichtschreiber Prokopius sagt in wenigen Worten viel, wenn er dem König folgendes gewichtige Lob erteilt: „In Wirklichkeit war das Verhältnis seiner Unterthanen zu ihm ganz wie zu einem Kaiser. Seine gewaltige Hand sorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein starker Schirm für Recht und Gesetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er sein Land. Seine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in die Runde. Weder ließ er sich irgend ein Unrecht gegen seine Unterthanen zu schulden kommen, noch ließ er einem andern derartiges durchgehen. Nur den Teil der Ländereien, die Odowakar seinen Söldnern zugewiesen hatte, überließ er seinen Goten. So war Theoderich dem Namen nach ein Gewaltherrscher, in Wirklichkeit aber ein echter Kaiser, nicht um Haaresbreite geringer als irgend einer von denen, die sonst diese Würde bekleidet haben. Und obgleich dies dem menschlichen Charakter zu widersprechen scheint, so liebten und verehrten ihn doch thatsächlich Goten und Italiker ohne jeglichen Unterschied, und als er nach einer Regierung von dreiunddreißig Jahren starb, wurde er — der Schrecken seiner Feinde — von seinen Unterthanen aufs tiefste betrauert."

Diesen der Lebenszeit des großen Königs nahestehenden Zeugenaussagen reihen wir die meisterhafte Darstellung eines neueren Schriftstellers an, der sich die höchst schwierige Erforschung der Zeit Theoderichs zur besonderen Aufgabe gemacht hat.*) „Die Darstellung dieses Reiches", (mit diesem Bekenntnis beginnt selbst der kundige Mann), „ist deshalb schwierig, weil nicht nur die modernen Auffassungen der Zustände, nicht bloß die alten Quellen, vielmehr die Verhältnisse selbst reich an Widersprüchen sind. Einerseits ein Barbarenvolk, ein Barbarenkönig, durch Eroberung thatsächlich Herren Italiens und der Nebenländer, und so wenig abhängig von Byzanz, daß es zum offenen Kampfe zwischen beiden kommen kann, der als Krieg, nicht als Empörung gilt. Dabei aber andrerseits in der Form die größte Schonung nicht nur der Italiener, auch der Beziehungen Italiens zum Kaiserreich, feierliche Erklärungen, wonach das Land als zum Kaiserreich gehörig, das Gotenvolk als Teil des Imperiums bezeichnet wird, in ausdrücklichem Gegensatz zu den Königen und Völkern der Barbaren; denn freilich, im Auftrag des Kaisers war ja Theoderich wäre. Der Pa[illegible]

zogen ihm unter vielen [illegible] war geben wir diese Darstellung nach der „Urgeschichte betrat darauf die Stadt, [illegible]hen Völker" (1, S. 240 ff.), die uns in mancher Volk, in der er versprach, [illegible]in den „Königen der Germanen" (2, S. 123—175) behalten, was vor ihm d[illegible]ine Änderungen waren für unsre Zwecke unum- [illegible] Punkte angedeutet.

Digitized by Google

ausgezogen, Italien von einem Anmaßer zu befreien, nicht, um es für sich zu erobern und kraft eigenen Rechtes zu beherrschen. Der letzte Grund dieser Widersprüche lag darin, daß der schlaue byzantinische Kaiser die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte, das heißt, man hatte die Herrschernatur Theoderichs nicht erwogen und nicht die vom Kaiser und von Italien unabhängige Macht, die ihm sein altnationales Königtum an der Spitze seines Volkes sichern mußte.

Alsbald nach Odowakars Untergang ward Theoderich durch sein Volk zum König ausgerufen, natürlich nicht der Goten, was er bereits war, sondern Italiens; d. h. kraft eigenen Rechts, kraft der Eroberung, nicht als Beamter des Kaisers, sollte und wollte er herrschen in dem bemeisterten Lande. Das war freilich gegen Zenos Plan, wohl auch gegen die Abrede, und dies meinen später die Byzantiner, wenn sie das Recht der Goten im Lande bestreiten, wenn sie sagen, Theoderich habe nur einen Anmaßer — Odowakar — durch den andern — sich selbst — ersetzt, er habe das Land für sich, statt für den Kaiser erobert. Denn daß sein Volk im Lande sollte wohnen dürfen, war ja selbstverständlich und vorbedungen, nur die Herrschaft kraft eigenen Rechts statt als kaiserlicher Statthalter enthielt die angebliche Anmaßung. — Schon während des Kampfes mit Odowakar, nach dem Siege an der Adda, hatte Theoderich das Haupt des Senates nach Byzanz geschickt, von Kaiser Zeno die weströmischen Kaiserinsignien*) zu erbitten . . . als Zeichen der von Ostrom anerkannten Herrschaft über Italien . . . Bevor aber diese Anerkennung erfolgte, war Odowakar vernichtet, und nun riefen die Goten, ohne die Antwort von Byzanz abzuwarten, ihren König zum König von Italien aus. Dies nahm der Kaiser Anastasius, Zenos Nachfolger, gewaltig übel, und erst nach mehreren Jahren erfolgte die Aussöhnung; Anastasius schickte die Kleinodien an Theoderich zurück. Daher die „kaiserliche" Würde, welche der Gote andern Germanenkönigen gegenüber in Anspruch nahm.

Von der Stellung eines Stilicho oder Rikimer, die auch an der Spitze ihrer Scharen in Italien in des Kaisers Namen gewaltet hatten, unterschied sich Theoderichs Stellung sehr wesentlich dadurch, daß hinter ihm nicht bloße Söldnerhaufen, sondern ein mit Weibern und Kindern, Unfreien und Herden eingewandertes und neu angesiedeltes Volk stand. Diese Ansiedelung geschah wahrscheinlich nach der alten Gliederung in Sippen, so daß die nächsten Verwandten auch die nächsten Nachbarn wurden, und sie geschah ohne Landteilung. Vielmehr rückten die Goten nun an Stelle der im Kampfe gefallenen Anhänger Odowakars in deren Anteile an

*) Sie waren von Odowakar zu Anfang seiner Regierung nach Byzanz gesandt worden, in der stillschweigenden Voraussetzung, sie alsbald wieder zurück zu erhalten.

Digitized by Google

italienischem Grundbesitz, die sogenannten Herulerlose,*) ein . . . Das Land war entvölkert, die weitgestreckten Ländereien boten Raum genug für die neuen Ankömmlinge, obgleich deren Kopfzahl viel bedeutender sein mußte als die der Söldner . . . Den Ostgoten hatten sich auf dem Zuge vereinzelte Byzantiner, auch Gepiden, zumal aber mehrere Gaue der Rugen angeschlossen, die auch in Italien sich zwei Menschenalter hindurch unvermischt mit Goten erhielten. Gerade dieser Umstand beweist, daß die Ansiedelung nach Sippschaften erfolgt war; was man den geringen Splittern eines Nebenvölkleins verstattet hatte, war gewiß von dem Hauptvolk sorgfältig gewahrt worden. . . .

In dem Reiche Theoderichs sind die beiden nationalen Gruppen, aus denen es sich zusammensetzte, zu unterscheiden: die Römer einerseits, die Goten andrerseits. Was jene betrifft, so ward die ganze bisherige Verfassung, das System der Staatsämter und die Gemeindeverfassung der Städte, mit allen Rechten der Magistrate, der Körperschaften und der Einzelnen aufrecht erhalten, selbstverständlich auch mit den bisherigen Pflichten, zumal der Steuerlasten; nur war an die Stelle des Kaisers nunmehr der König als Träger der entsprechenden Forderungen und staatsrechtlichen Befugnisse getreten . . . Für die Goten bestand ebenfalls die bisherige Verfassung fort, also die, welche sie mit nach Italien gebracht hatten: Theoderich blieb an ihrer Spitze als Träger des nationalen Königtums. Eine Erinnerung der alten Zustände und ein bedeutsames Zeichen des Verhältnisses zu den Italikern bildete das ausschließlich aus Goten bestehende Heer. Nur ausnahmsweise wurden einzelne Byzantiner und Römer durch besonderes Vertrauen des Königs als Offiziere zugelassen. Indes, die bisherige Verfassung hatte doch sehr wesentliche Veränderungen erfahren müssen, schon durch das Nebeneinander der römischen Einrichtungen, zumal der römischen Ämter. Der König versuchte die Rechte, die er als Nachfolger des Kaisers über die Römer hatte, auch auf seine germanischen Unterthanen auszudehnen, vor allem das Besteuerungsrecht; und in diesem Trachten, das nicht als Ausfluß von Herrschsucht, sondern als ein Streben nach Herstellung mehr ausgebildeter Staatszustände, besonders einer stärkeren Staatsgewalt gegenüber dem ungebändigten Selbständigkeitstrieb des germanischen Geistes aufzufassen ist, war der König erfolgreich. Ein Hauptgrund seiner Erfolge war, daß das Volk das wichtigste Organ der alten Verfassung, die große Volksversammlung, einbüßte . . . . An die Stelle der alten Volksversammlung, die, bei der Zersplitterung der Heermänner über ein so weites Gebiet, schon aus räumlichen Gründen in der alten

*) Weil unter Odowakars Söldnern die Heruler durch Zahl und Bedeutung sich auszeichneten.

Digitized by Google

Weise nicht mehr möglich war, trat nun das königliche Hofgericht (palatium regis) und die Person des Königs. Von ihm strahlte nun alle Ehre, alle Bedeutung im Staate aus. Damals konnte der Minister Theoderichs schreiben: ‚Eher könnte die Natur irre gehen, als daß der Staat nicht das Gepräge seines Fürsten trüge', und: ‚Fast einem Toten ist gleich, wer seinem Könige nicht bekannt ist; ohne alle Ehre lebt, auf wen des Königs Auge nicht leuchtet.'

Die äußere Politik des Reiches ward bestimmt durch die wechselnden Beziehungen zu den beiden mächtigsten Staaten der Zeit, dem Kaiserreich im Osten und dem Frankenreich im Norden. So eifrig Theoderich auch gutes Vernehmen mit Byzanz hielt, schon um seiner römischen Unterthanen willen, so höflich er in Briefen an den Kaiser sich als seinen Statthalter und sein Reich als „Teil des Imperiums" bezeichnete, er besann sich doch nicht, der Festsetzung der byzantinischen Macht an seiner übel gedeckten Ostgrenze sofort mit den Waffen entgegenzutreten. Kaiser Anastasius hatte einen angeblichen Abkömmling Attilas, Mundo, der in jenen Grenzlanden einen kleinen Räuberstaat errichtet hatte, angreifen und in einer alten Feste als letzten Zufluchtsort hart bedrängen lassen. Da eilte Theoderichs Feldherr Pitza, der in der Nähe gegen die Gepiden focht, herbei (504), erklärte den Abenteurer für einen Schützling seines Königs, und da die Byzantiner hierauf keine Rücksicht nahmen, griff sie Pitza an, schlug sie samt ihren bulgarischen Hilfsscharen und befreite die Belagerten. Drei Jahre währte hierauf offener Kriegszustand zwischen dem Kaiser und seinem angeblichen Statthalter. Anastasius brauchte seine Überlegenheit zur See und ließ, als die Goten in Gallien alle Hände voll zu thun hatten, durch seine Flotte die gotischen Küstenstädte von Kalabrien ausplündern. Daraufhin rüstete Theoderich mit Kraft und Eile eine Flotte . . . Doch wurde der Streit ohne weitere Feindseligkeiten beigelegt, wie denn der König nach der Vernichtung Odowakars eine höchst friedliebende Politik verfolgte und nur notgedrungen zum Schwerte griff — ein Zug, den die Heldensage in Dietrich von Bern mit Nachdruck hervorhebt.

Der Krieg ward ihm aufgezwungen durch seine bitterbösen Nachbarn im Norden, die gefährlich aufstrebende, jugendliche Macht der Franken, seit diese in dem Merowing Chlodowech einen kühnen, listigen und gewissenlosen Führer zu gewaltthätigem, schonungslosem Angriff gewonnen hatten. Theoderich hatte des Stammes und seines Königs bedrohliche Art klar durchschaut; er hatte sie neben Byzanz als den lauernden Feind seines Reiches erkannt. Wider Chlodowech war daher eigentlich die mit größter Sorgfalt getriebene Politik des Friedens gerichtet, die er allen kleineren Fürsten gegenüber einhielt, indem er diese in einem nur auf sein väterliches Ansehen und seine kaiserliche Würde gestützten Protektorat zu ver-

Digitized by Google

sammeln trachtete. Außer Geschenken und Gesandtschaften bediente er sich zu diesem Zweck besonders des Mittels der Verschwägerung ... Er selbst hatte Chlodowechs Schwester Audefleda nach dem Tode seiner ersten Gemahlin zur Ehe genommen; von seinen Töchtern vermählte er Theodegoto mit Alarich dem Zweiten, dem König der Westgoten, Ostrogoto mit dem Burgundenkönig Sigismund. Da ihm leider kein Sohn geboren wurde, suchte er seiner Tochter Amalaswintha die Krone dadurch zu sichern, daß er sie mit einem Angehörigen des Amalerhauses Eutharich verheiratete .... Seine schöne und geistvolle Schwester Amalafrida gab er dem glänzenden Wandalenkönig Thrasamund in Afrika, seine Nichte Amalaberga dem König der Thüringe Hermanfried im Herzen Deutschlands zur Ehe, und den König der Heruler nahm er durch Waffenleihe zum Waffensohn an .....

Chlodowech ließ sich jedoch weder durch die Schwägerschaft noch durch die Furcht vor dem Goten von seinen Eroberungsgedanken abbringen.*) Er hatte 486 dem Syagrius, der noch nach dem Untergange des weströmischen Reiches den Nordwesten Galliens (außer der Bretagne) von der Stadt Soissons aus als römischer Statthalter regiert hatte, besiegt und sein Gebiet dem fränkischen Reiche einverleibt. So war er Grenznachbar der Westgoten geworden, deren König Alarich der Zweite, zwar persönlich ein kühner, hochherziger Mann, aber als Herrscher seinem Vater Eurich nicht ebenbürtig war. Schon damals hatte er die schmähliche Forderung Chlodowechs, ihm den zu ihm geflohenen Syagrius auszuliefern, erfüllen müssen. Und bald darauf brachen Zwistigkeiten zwischen beiden aus, meist durch Chlodowechs Gelüste nach dem Westgotengebiet veranlaßt. Mit Mühe gelang es Theoderich den Frieden noch aufrecht zu erhalten. Doch konnte er nicht hindern, daß Chlodowech die Alamannen am linken Rheinufer angriff und besiegte (496). Als nun die Geschlagenen in ihrer Bedrängnis des Ostgotenkönigs mächtigen Schutz anriefen, und viele von ihnen in seinem Reiche (im heutigen Graubünden) Aufnahme fanden, Chlodowech aber Miene machte, auch die unabhängigen Reste des Volkes zu unterjochen, da streckte Theoderich wie ein Vater über ein verfolgtes Kind seine Hände über die Schutzflehenden aus. Gesandte an den Frankenkönig gingen ab und überbrachten ihm einen Brief des großen Königs, in welchem es hieß: „Ich wünsche dir Glück zu deinem ruhmvollen Siege über das Volk der Alamannen; aber ich bitte dich auch, denen Gnade widerfahren zu lassen, die als Flehende zu mir gekommen sind, um meine Fürbitte bei dir zu erlangen. Wenn du diese meine Bitte erfüllst, so brauchst du auch nicht darüber in Sorgen zu sein, inwiefern ich mich etwa

*) Das Folgende bis S. 222 nicht nach Dahn.

Digitized by Google

sonst in diese Sache mischen könnte." Die Bitte klang höflich und verbindlich, aber die Drohung war doch deutlich genug, daß er ein weiteres Vorgehen gegen die Alamannen nicht dulden würde. Chlodowech verstand die Warnung und schrieb Folgendes an Theoderich zurück: „Es freut mich, daß mein Sieg über die Alamannen dir nicht nur glücklich, sondern auch verdienstlich erscheint, und ich erkenne gern dein Wohlwollen und deine Menschlichkeit, mit der du meine Schonung für die Alamannen erbittest. Ich wollte sie ihnen schon aus freiem Willen gewähren, thue es aber nun um deiner Ehre willen. Um deinetwillen mögen sie ihre väterlichen Wohnsitze behalten und dort mir friedlich gesinnt sein. Sollte aber in Zukunft wieder ihre alte Wildheit sie fortreißen und mehr vermögen als meine Milde, so wirst du selbst es billigen, wenn ich dann an ihnen ein blutiges Beispiel aufstelle." Die letzten Worte klangen dem Gotenkönig und den Alamannen doch wohl unheilverkündend. Sie wußten, daß Chlodowech keine andre Richtschnur seines Handelns kenne als den Vorteil. Darum hielten sie es für besser, sich ganz unter Theoderichs Schirm zu begeben, so daß ihr Land am Oberrhein künftighin einen Teil des Gotenreiches bildete, den Chlodowech nicht anzugreifen wagte.

Wenige Jahre später trat der große König noch einmal mit Erfolg als Anwalt des Friedens auf. Es drohte wieder der Krieg zwischen Chlodowech und den Westgoten. Da schrieb Theoderich an den westgotischen König Alarich, seinen Schwiegersohn: „Zwar gebührt den Westgoten als den Besiegern des Hunnenkönigs Attila ewiger Ruhm und Preis. Aber dein Volk ist durch den langewährenden Frieden der Waffen entwöhnt worden. Darum warne ich dich, laß dich nicht durch deinen Unmut fortreißen, dein Volk auf einmal einem solchen Kriege auszusetzen. Denn denen, die nicht mehr des Kampfes gewöhnt sind, ist es schrecklich, Blut zu vergießen. Zürne mir nicht ob diesen Worten; denn nur weise Mäßigung dient den Völkern zum Heil; aufbrausender Jähzorn bringt gewöhnlich nur Verderben, und es ist nur dann erlaubt zu den Waffen zu greifen, wenn gerechte Vorstellungen kein Ohr beim Gegner mehr finden. Deshalb warte einstweilen noch, bis meine Gesandten auch zum Frankenkönige gegangen sind. Noch reizt euch kein vergossenes Blut, keine verlorene Provinz zur Rache; nur harte Worte sind auf beiden Seiten gefallen. Laßt es dabei bewenden und die Waffen ruhen." Und an Chlodowech, seinen Schwager, richtete er die Worte: „Das versöhnliche Herz der Könige erhält die ersehnte Ruhe der Völker aufrecht. Darum wundere ich mich, daß dein Gemüt durch geringfügige Ursachen so erregt ist, daß du mit meinem Sohne Alarich einen schweren Krieg führen willst, über den sich alle, die euch zu fürchten Ursache haben, nur freuen werden. Ihr seid beide Könige großer Völker, beide im blühenden Mannesalter, und nun wollt ihr eure

Digitized by Google

Völker gegeneinander führen zu blutigem Streit? Wahrlich, ich muß es frei herausſagen: mein Herz iſt zornig darüber, daß ihr auf die erſte Geſandtſchaft, die ihr einander geſchickt habt, ſogleich beide zu den Waffen greifen wollt. Kraft meines Rechtes als Vater und Freund warne ich euch und bitte euch: ſtecket noch jetzt das Schwert wieder in die Scheide!"

Freilich, wenn ſchon es dem weiſen Könige auch diesmal noch gelang durch ſein machtvolles Wort die Schwerter in die Scheide zu bannen, der Länderdurſt des Merowingen ließ ſich auf die Dauer nicht bändigen. Sein langgeplanter Angriff auf die Weſtgoten in Südgallien kam einige Jahre ſpäter doch zur Ausführung. Der jüngſt erſt katholiſch gewordene Franke nahm die arianiſche „Ketzerei" der Weſtgoten zum Vorwand. Alle Warnungen Theoderichs verhallten ungehört. Chlodowech zog die Burgunden auf ſeine Seite und auf den vokladiſchen Feldern (bei Vouglé) verlor Alarich der Zweite (507) Schlacht und Leben. Sein Söhnchen Amalarich, Theoderichs Enkel, wurde von einem Halbbruder, Namens Geſalich, in der Thronfolge bedroht, Franken und Burgunden eroberten den größten Teil der weſtgotiſchen Beſitzungen in Gallien.

„Notgedrungen mußte da der friedfertige König mit den Waffen einſchreiten, ſeinen Enkel zu ſchützen und Gallien nicht völlig den Siegern preiszugeben. Spät, aber mit Nachdruck und Erfolg griffen die oſtgotiſchen Heere ein. Vermutlich war die drohende Bewegung der oſtrömiſchen Seemacht gegen die Küſten Italiens (507) im Einvernehmen mit den Franken und Burgunden erfolgt und hatte die oſtgotiſchen Truppen einige Zeit lang in der Heimat feſtgehalten. Zur Sommerſonnenwende 508 ward nun das gotiſche Heer verſammelt. Graf Ibba führte es über die Seealpen, entſetzte das belagerte Arles, welches Thulun, ein Verſchwägerter des Amalerhauſes, glänzend verteidigt hatte, ſchlug die verbündeten Franken und Burgunden, drang über die Rhone und brachte auch hier den belagerten Städten Entſatz. Es war die einzige völlige Bezwingung, welche die gegen alle anderen Feinde ſieghafte Frankenmacht erlitt.*) In dem hierauf 509 geſchloſſenen Frieden bewährte Theoderich wieder ſeine friedliebende und weiſe Mäßigung; er verfolgte die errungenen Vorteile nicht weiter, übernahm aber nunmehr ſelber die Aufgabe, den Franken und Burgunden in Südgallien Widerpart zu leiſten. Er verleibte das Land zwiſchen Rhone,

*) „Vielleicht ſpiegelt ſich dies in der (fränkiſchen) Siegfriedſage darin, daß nur Dietrich von Bern den unbezwingbaren Helden von Niederland beſiegen kann; denn die ſaliſchen Franken waren die Helden von Niederland." (Dahn.) Die beiden Sagen freilich, in denen Siegfried vor Dietrich erliegt, die vom großen Roſengarten in Worms und die von Dietrichs Zug nach Bertangenland (ſiehe meine Heldenſagen S. 213 ff. u. S. 198 ff.), ſind verhältnismäßig ſpäteren Urſprungs und ſtimmen nicht zu der älteren Sage, die keine feindliche Begegnung der beiden großen Helden kennt.

Digitized by Google

Durance und dem Meere, mit den wichtigen Städten Marseille, Arles und Avignon, seinem Reiche ein und schloß damit die Franken von den Seealpen ab, während er von dieser vorgeschobenen Stellung aus stets einen höchst gefährlichen Stoß in das Herz ihrer Macht führen konnte. Zugleich ordnete der König das tieferschütterte Westgotenreich auch in Spanien: Ibba ging über die Pyrenäen, vertrieb zuerst, vernichtete dann nach seiner Rückkehr aus Afrika den Anmaßer Gesalich (511) und befestigte Amalarichs unbestrittene Herrschaft. Für diesen übernahm Theoderich selbst die Regierung des Westgotenreichs, wobei sich freilich sein Statthalter, der Ostgote Theudis, allmählich zum thatsächlichen Gebieter des Landes aufschwang.*)

Nur einmal noch griff Theoderich zu den Waffen, abermals in aufgezwungener Abwehr der Franken. Blutige Frevel im Königshaus der Burgunden gaben den Söhnen Chlodowechs Vorwand zur Einmischung in die burgundischen Dinge; und diese Einmischung wie die Ermordung seines Enkels (von der verstorbenen Ostrogoto) durch den eignen Vater, König Sigismund, nötigte auch Theoderich einzuschreiten. Graf Thulun rückte 523 in das Land, und der Nachfolger Sigismunds entledigte sich dieses neuen Feindes durch bedeutende Abtretungen im Südwesten des Reichs ... So hatte Theoderich seine Verteidigungslinie wieder eine Strecke weiter in das Herz von Gallien vorgeschoben. — Mit diesen Erfolgen war der Scheitelpunkt von Theoderichs Machtstellung nach außen gekrönt.“ In der That stand er auf einer Höhe der Macht und des Ruhmes, wie sie noch kein germanischer Fürst besessen hatte und bis auf Karl den Großen auch keiner wiedergewann.

„Groß war Ruhm und Glanz seines Reiches, die inneren Schäden und Gefahren desselben blieben damals noch verhüllt, kaum etwa dem Kaiser und den Merowingen erkennbar. Alle anderen Stämme bewunderten den Beherrscher Italiens, den Nachfolger der Imperatoren in dem Lande der Weltherrschaft und Weltkultur.**) Er selbst unterschied sich mit Selbstgefühl von den übrigen ‚Barbarenkönigen‘ und suchte seine Ehre darin,

*) Es ist ein herrlicher Zug in Theoderichs Charakterbild, daß er auch hier vor allem bemüht war die Wunden zu heilen, die der — doch unvermeidliche — Krieg geschlagen hatte. So gewissenhaft und väterlich sorgsam er sich auch allen seinen Unterthanen gegenüber zeigte, so ist doch seine Fürsorge für Gallien und Spanien fast rührend zu nennen. Der Stadt Arles z. B. erließ er alle Steuern auf ein Jahr, vielen andern Orten einen Teil; als Teuerung in Gallien ausbrach, schickte er Kaufleute aus Italien mit Getreide dahin, und da sie unterwegs Schiffbruch erlitten, ersetzte er aus eignen Mitteln den Schaden u. s. w.

**) Bis zu den fernen Esthen an der Ostsee drang der Ruf seiner Herrlichkeit; durch Gesandte schickten sie Bernstein dem großen König und Imperator zum Ehrengeschenk.

Digitized by Google

diese mit der römischen Kultur bekannt zu machen, die er, soweit sein Einfluß irgend reichte, hochverehrend und liebend in ihren Überresten schützte und seinen Goten wenigstens in der praktisch und politisch wichtigsten Seite, in der Staatsverfassung und im Rechtsleben, anzueignen trachtete; sein Volk und Reich sollte zwischen Byzanz und der Germanenwelt eine vermittelnde Brücke bilden." Seine Stellung glich thatsächlich der der alten Cäsaren, das römische Kaisertum war in neuen Formen wieder hergestellt. Das sollte auch sein Volk empfinden; deshalb schrieb er an die gallischen Provinzialen, sie sollten sich freuen wieder „dem römischen Regiment" zu gehorchen, dem sie nach langer Zeit zurückgegeben seien; und der Papst pries 521 in einem Schreiben an die spanischen Bischöfe die Gnade Gottes, der „allen Teilen des römischen Reiches" den Frieden verliehen habe. Anderen Völkern die Überlegenheit der römischen Kultur vor Augen zu stellen, versäumte er nicht. Als er seine Nichte dem Könige der Thüringe als Braut zusandte, schrieb er: „Das glückliche Thüringen wird fortan mit dem Mädchen sich schmücken, welches das reiche Italien zu Wissenschaft und feiner Art herangebildet hat." Dem König der Burgunden schickte er auf dessen Wunsch kunstvolle Uhren samt den Werkmeistern, mit den Worten: „In deiner Heimat sollst du fortan besitzen, was du zu Rom angestaunt hast; Burgund soll nun die feinsten Wunderdinge kennen und die Erfindungen der Alten preisen lernen; durch seinen König lege sein Volk die barbarische Lebenssitte ab, und was uns Goten alltäglich, möge den Burgunden als Wunder nahe treten." Dem gelehrten Boëthius trug er diese Sendung auf und ebenso die Sendung eines Sängers an den Frankenkönig; hierbei sagte er, Boëthius werde dem Orpheus gleich durch holde Weisen den Sinn der Barbaren sänftigen . . . ."

In der Rechtspflege des Königs treten neben germanischen auch römische Elemente bedeutsam hervor. Er erkannte die Gefahr, die es seinem auf Eintracht beider Nationen begründeten Reiche bringen mußte, wenn seine Goten gegen die Italiener ihr altes Waffenrecht, die Fehde, anwendeten. Mit aller Strenge untersagte er deshalb den Fehdegang; Richterspruch sollte entscheiden. Und die Goten zeigten auch soviel Verständnis für diese Weisheit ihres Königs, daß er sagen konnte: „Der Ruhm der Goten ist die Erhaltung des Rechtsfriedens," und ein andermal: „Das fehlt den übrigen Barbarenvölkern und darin seid ihr einzig, daß ihr kampfrüstig seid und doch nach Gesetzen lebt." Andrerseits schilt er diejenigen Römer, die durch die langen Unruhen verwildert selbst zu den Waffen griffen, wenn sie sich Recht schaffen wollten: „Nehmt doch nicht Unsitten an, die ihr andere (d. h. meine Goten) ablegen sehet!" Und seinen gepidischen Unterthanen in Pannonien ruft er zu: „Was greift ihr zum Zweikampf, da ihr doch unbestechliche Gerichte habt? Woran soll man

Digitized by Google

erkennen, daß Friede waltet, wenn unter der Herrschaft der Gesetze doch gefochten wird? Ahmt meinen Goten nach, die im Kriege den Mannesmut, daheim aber den friedlichen Gehorsam gegen das Gesetz beweisen!" Und an alle, Römer wie Goten, wendet er sich mit den Worten: „Das Recht, nicht der Arm entscheide den Streit. Warum zur Gewalt greifen, da ihr Gerichte habt? Geratet ihr in einen Rechtsstreit, so nehmet nie zur Gewalt eure Zuflucht, gebt euch mit der Entscheidung des Rechts zufrieden!"

So schöne Worte konnten freilich nur dann Gehör finden, wenn die Wirklichkeit ihnen entsprach, wenn nicht eine langsame und bestechliche Justiz zu der Ausrede berechtigte, man müsse sich sein Recht mit Gewalt schaffen und auf eigene Faust, da es auf gerichtlichem, friedlichem Wege nicht zu erlangen sei. Und das ist eben das Große in diesen Bemühungen des Königs, daß die That vollkommen dem Worte entsprach. Die Römer selbst waren der Bewunderung voll für die Strenge und Milde des Königs, für seine salomonische Weisheit und seine rastlose Thätigkeit zur Aufrechterhaltung der Rechtspflege. Das königliche Hofgericht (comitatus oder palatium regis) bildete die höchste Gerichtsbehörde, an die man sich wenden konnte. Der König selbst wachte mit unerbittlicher Strenge darüber, daß jedem rasch und rein sein Recht werde. Wie die Sage schon sehr früh diesen edlen Eifer des Königs verherrlichte, davon hat uns oben der Anonymus Valesianus einige Beispiele gegeben. Behauptete man doch später, in Theoderichs Lande habe man Gold und Silber auf des Königs Heerstraße legen und nach Jahr und Tag sicher an derselben Stelle wieder auffinden können; niemand habe gewagt es zu berühren, aus Scheu vor dem König.

Im Ostgotenreich galt der Rechtsgrundsatz, daß jeder nach seinem angebornen, heimischen Rechte gerichtet werden solle, der Römer also nach römischem, der Germane nach germanischem Recht. In vielen einzelnen Fällen aber bedurfte es bestimmter, für alle geltender Satzungen, eines allgemeinen Landrechts, und dieses erteilte der König seinem Volke in einem sogenannten Edikt*) von knappem Umfang, etwa im Jahre 503, wobei er im wesentlichen das römische Recht zur Grundlage seiner Bestimmungen nahm. Die gesetzgebende Gewalt übte er über Goten wie über Römer ohne jede Einschränkung wie ein Imperator.

Wie drei Jahrhunderte später Karl der Große den Grundsatz befolgte, die kleinen Freien, die Schwachen und Hilflosen stets zu schützen gegen die mächtigen Bedränger, so auch Theoderich der Große. Der König war der

*) Darauf beziehen sich die Worte des Anonymus, daß Theoderich seinen Goten ein Gesetzbuch gegeben habe (siehe oben S. 213). Unter seinem Nachfolger Athalarich wurde ein zweites Edikt als Ergänzung zum ersten erlassen (etwa 530).

Digitized by Google

allgemeine Schirmherr der Schwachen, und dieses schönste Vorrecht hat vielleicht nie ein Fürst mit so bewundernswerter Strenge, Gerechtigkeit, Milde und Ausdauer geübt, wie Theoderich. — Und dabei umfaßte er doch alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe und erscheint wirklich als ein Vater seiner Völker. Unablässig ist er bemüht durch musterhafte Verwaltung Kultur und Wohlstand seiner Länder zu heben, und gerade so wie Karl der Große hat er auch für das Kleinste und Einzelnste ein scharfes Auge; selbst die Marmorstücke, die er bei seinen Reisen unverwertet im Felde liegen sieht, entgehen ihm nicht. Einem solchen Herrscher konnten die Erfolge seiner friedlichen Weisheit nicht ausbleiben. Und in der That war sie trotz der langen Zeiten der Verwüstung und des Elends, die über die Gefilde Italiens hingegangen waren, „von schönen Erfolgen gekrönt und begründete des großen Königs wohlverdienten Ruhm, der zu seinen Lebzeiten zu allen Völkern drang und bald nach seinem Tode in Sage, Sprichwort und Volksglauben gefeiert wurde."

Seinen Goten mochte eine solche Allseitigkeit der Regierung zuweilen als Bevormundung erscheinen, und es fehlt nicht an einzelnen Spuren von Widersetzlichkeit. Aber „Segensreiches ward geleistet dadurch, daß Theoderich die Idee des römischen Staats, das allgemeine Wohl (die salus publica), mit den Mitteln dieses Staates überall durchführte.*) Der König richtete sein Auge auf jede Art der Urproduktion, vom Bergbau bis zum Fischfang, zumal aber auf den Ackerbau. Am Trockenlegen der pontinischen und umbrischen Sümpfe ward gearbeitet, die für Italien so wichtigen Wasserleitungen wurden aus tiefem Verfall gehoben, der Getreideertrag des Landes stieg. Freilich konnten die Folgen jahrhundertelanger Schäden — der Vereinigung des Grundbesitzes in den Händen Weniger und der Sklavenwirtschaft — nicht in einem Menschenalter beseitigt werden .... Für den Handel sorgte der König durch Ausbesserung der Straßen, Schutz der Messen und Märkte, Herabsetzung der Hafenzölle ..., durch Hebung der Flußschifffahrt auf dem Tiber, Mincio, Arno, Allia; diese sollte auch den Postdienst erleichtern, der, wie im Römerreich überhaupt, ausschließlich vom Staat, nicht auch von Privatpersonen in Anspruch genommen wurde .... Die tief gesunkene Wissenschaft jener Zeit des Verfalls vermochte kein Eingreifen der Staatsgewalt zu heben; doch begünstigte die Regierung bei allen Anstellungen die durch Bildung in Rechtsgelehrsamkeit und Rhetorik ausgezeichneten Bewerber, sie sorgte, daß den Lehrern der Beredsamkeit und den Professoren der gelehrten Schulen zu Rom die vielfach verkürzten oder ganz vorenthaltenen Bezüge wieder voll ausgezahlt wurden, mit der ausdrücklichen Begründung: wenn man so viel Geld auf

*) Dahns Urgeschichte 1. Bd., S. 302 ff.

Digitized by Google

Cirkusspiele verwende,*) dürfe man doch die Wissenschaft nicht darben lassen; sie suchte Verbauerung der Knaben des Provinzialadels zu verhüten." Die bedeutendsten Gelehrten der Zeit zog der König an seinen Hof und bewies ihnen alle erdenklichen Ehren, so den hochgebildeten und feinsinnigen Boëthius (geb. um 480), dem er 510 das Konsulat verlieh und gern allerlei ehrende Aufträge anvertraute, und vor allem den gelehrten und vielseitig thätigen Cassiodorius Senator (um 477 geboren), den er an die Spitze der Verwaltung stellte. Dieser bedeutende Mann „ergriff Theoderichs ideale Ziele (Verschmelzung gotischer Kraft und römischer Kultur) mit solcher Begeisterung und gab in zahlreichen (uns erhaltenen) amtlichen Erlassen jenen Plänen des Königs so beredten Ausdruck, daß er die Hauptquelle unserer Kenntnis jener Bestrebungen und der gesamten Rechtszustände im italisch-gotischen Reiche geworden ist." Er lieh dem Willen des Königs das Wort und hat auch nach Theoderichs Tode seine Kraft dem Streben nach dem großen Ziele gewidmet, beide Nationen miteinander zu verschmelzen und zu versöhnen (bis 540), bis er die Unmöglichkeit einsah, es zu erreichen. Er verfaßte auch eine ausführliche Geschichte der Goten, die uns leider verloren gegangen ist und für die der dürftige Auszug des Jordanes (s. S. 7) nur einen sehr unvollkommenen Ersatz bietet.

„Außerordentliches leistete Theoderich, offenbar dabei auch persönlicher Neigung folgend, für Erhaltung und Wiederherstellung der Werke antiker Kunst in ganz Italien, zumal in Rom, Ravenna und den andern größeren Städten. Es ist ergreifend, den Germanenkönig, der offenbar in den zehn Jugendjahren zu Byzanz gerade für die klassische Kunst besondere Begeisterung eingesogen hatte, unablässig und in jeder Weise für die Rettung der von den Römern bedrohten und vernachlässigten Monumente wachen und wirken zu sehen; so wenig ist es wahr, daß die Goten oder andere Germanen die klassischen Denkmäler zerstörten, soweit dies Sturm und Eroberung oder Abwehr nicht mit sich brachten, daß man vielmehr Theoderich für Erhaltung derselben zu danken hat. Ein besonderer Beamter, der Palastwart (custos palatii) zu Ravenna, hatte diese gesamte Thätigkeit der Regierung in Erhaltung, Pflege, Wiederherstellung der antiken Werke und die Aufführung von Neubauten zu leiten; er sollte letztere so schön ausführen, daß sie von den klassischen nicht zu unterscheiden sind — eine freilich unerschwingliche Leistung. Zunächst sollte

*) Gegen weisere Einsicht machte der König der Leidenschaft des römischen Volkes das Zugeständnis, große Summen auf die altbekannten Cirkusspiele zu verwenden. Die Römer betrachteten die Veranstaltung solcher Spiele „als die wahren Zeichen und die Ehrenpflicht" eines echten Beherrschers von Rom.

Digitized by Google

italienischem Grundbesitz, die sogenannten Herulerlose,*) ein . . . Das Land war entvölkert, die weitgestreckten Ländereien boten Raum genug für die neuen Ankömmlinge, obgleich deren Kopfzahl viel bedeutender sein mußte als die der Söldner . . . Den Ostgoten hatten sich auf dem Zuge vereinzelte Byzantiner, auch Gepiden, zumal aber mehrere Gaue der Rugen angeschlossen, die auch in Italien sich zwei Menschenalter hindurch unvermischt mit Goten erhielten. Gerade dieser Umstand beweist, daß die Ansiedelung nach Sippschaften erfolgt war; was man den geringen Splittern eines Nebenvölkleins verstattet hatte, war gewiß von dem Hauptvolk sorgfältig gewahrt worden. . . .

In dem Reiche Theoderichs sind die beiden nationalen Gruppen, aus denen es sich zusammensetzte, zu unterscheiden: die Römer einerseits, die Goten andrerseits. Was jene betrifft, so ward die ganze bisherige Verfassung, das System der Staatsämter und die Gemeindeverfassung der Städte, mit allen Rechten der Magistrate, der Körperschaften und der Einzelnen aufrecht erhalten, selbstverständlich auch mit den bisherigen Pflichten, zumal der Steuerlasten; nur war an die Stelle des Kaisers nunmehr der König als Träger der entsprechenden Forderungen und staatsrechtlichen Befugnisse getreten . . . Für die Goten bestand ebenfalls die bisherige Verfassung fort, also die, welche sie mit nach Italien gebracht hatten: Theoderich blieb an ihrer Spitze als Träger des nationalen Königtums. Eine Erinnerung der alten Zustände und ein bedeutsames Zeichen des Verhältnisses zu den Italikern bildete das ausschließlich aus Goten bestehende Heer. Nur ausnahmsweise wurden einzelne Byzantiner und Römer durch besonderes Vertrauen des Königs als Offiziere zugelassen. Indes, die bisherige Verfassung hatte doch sehr wesentliche Veränderungen erfahren müssen, schon durch das Nebeneinander der römischen Einrichtungen, zumal der römischen Ämter. Der König versuchte die Rechte, die er als Nachfolger des Kaisers über die Römer hatte, auch auf seine germanischen Unterthanen auszudehnen, vor allem das Besteuerungsrecht; und in diesem Trachten, das nicht als Ausfluß von Herrschsucht, sondern als ein Streben nach Herstellung mehr ausgebildeter Staatszustände, besonders einer stärkeren Staatsgewalt gegenüber dem ungebändigten Selbständigkeitstrieb des germanischen Geistes aufzufassen ist, war der König erfolgreich. Ein Hauptgrund seiner Erfolge war, daß das Volk das wichtigste Organ der alten Verfassung, die große Volksversammlung, einbüßte . . . . An die Stelle der alten Volksversammlung, die, bei der Zersplitterung der Heermänner über ein so weites Gebiet, schon aus räumlichen Gründen in der alten

*) Weil unter Odowakars Söldnern die Heruler durch Zahl und Bedeutung sich auszeichneten.

Digitized by Google

Weise nicht mehr möglich war, trat nun das königliche Hofgericht (palatium regis) und die Person des Königs. Von ihm strahlte nun alle Ehre, alle Bedeutung im Staate aus. Damals konnte der Minister Theoderichs schreiben: ‚Eher könnte die Natur irre gehen, als daß der Staat nicht das Gepräge seines Fürsten trüge', und: ‚Fast einem Toten ist gleich, wer seinem Könige nicht bekannt ist; ohne alle Ehre lebt, auf wen des Königs Auge nicht leuchtet.'

Die äußere Politik des Reiches ward bestimmt durch die wechselnden Beziehungen zu den beiden mächtigsten Staaten der Zeit, dem Kaiserreich im Osten und dem Frankenreich im Norden. So eifrig Theoderich auch gutes Vernehmen mit Byzanz hielt, schon um seiner römischen Unterthanen willen, so höflich er in Briefen an den Kaiser sich als seinen Statthalter und sein Reich als „Teil des Imperiums" bezeichnete, er besann sich doch nicht, der Festsetzung der byzantinischen Macht an seiner übel gedeckten Ostgrenze sofort mit den Waffen entgegenzutreten. Kaiser Anastasius hatte einen angeblichen Abkömmling Attilas, Mundo, der in jenen Grenzlanden einen kleinen Räuberstaat errichtet hatte, angreifen und in einer alten Feste als letzten Zufluchtsort hart bedrängen lassen. Da eilte Theoderichs Feldherr Pitza, der in der Nähe gegen die Gepiden focht, herbei (504), erklärte den Abenteurer für einen Schützling seines Königs, und da die Byzantiner hierauf keine Rücksicht nahmen, griff sie Pitza an, schlug sie samt ihren bulgarischen Hilfsscharen und befreite die Belagerten. Drei Jahre währte hierauf offener Kriegszustand zwischen dem Kaiser und seinem angeblichen Statthalter. Anastasius brauchte seine Überlegenheit zur See und ließ, als die Goten in Gallien alle Hände voll zu thun hatten, durch seine Flotte die gotischen Küstenstädte von Kalabrien ausplündern. Daraufhin rüstete Theoderich mit Kraft und Eile eine Flotte . . . Doch wurde der Streit ohne weitere Feindseligkeiten beigelegt, wie denn der König nach der Vernichtung Odowakars eine höchst friedliebende Politik verfolgte und nur notgedrungen zum Schwerte griff — ein Zug, den die Heldensage in Dietrich von Bern mit Nachdruck hervorhebt.

Der Krieg ward ihm aufgezwungen durch seine bitterbösen Nachbarn im Norden, die gefährlich aufstrebende, jugendliche Macht der Franken, seit diese in dem Merowing Chlodowech einen kühnen, listigen und gewissenlosen Führer zu gewaltthätigem, schonungslosem Angriff gewonnen hatten. Theoderich hatte des Stammes und seines Königs bedrohliche Art klar durchschaut; er hatte sie neben Byzanz als den lauernden Feind seines Reiches erkannt. Wider Chlodowech war daher eigentlich die mit größter Sorgfalt getriebene Politik des Friedens gerichtet, die er allen kleineren Fürsten gegenüber einhielt, indem er diese in einem nur auf sein väterliches Ansehen und seine kaiserliche Würde gestützten Protektorat zu ver-

Digitized by Google

sammeln trachtete. Außer Geschenken und Gesandtschaften bediente er sich zu diesem Zweck besonders des Mittels der Verschwägerung ... Er selbst hatte Chlodowechs Schwester Audefleda nach dem Tode seiner ersten Gemahlin zur Ehe genommen; von seinen Töchtern vermählte er Theodegoto mit Alarich dem Zweiten, dem König der Westgoten, Ostrogoto mit dem Burgundenkönig Sigismund. Da ihm leider kein Sohn geboren wurde, suchte er seiner Tochter Amalaswintha die Krone dadurch zu sichern, daß er sie mit einem Angehörigen des Amalerhauses Eutharich verheiratete .... Seine schöne und geistvolle Schwester Amalafrida gab er dem glänzenden Wandalenkönig Thrasamund in Afrika, seine Nichte Amalaberga dem König der Thüringe Hermanfried im Herzen Deutschlands zur Ehe, und den König der Heruler nahm er durch Waffenleihe zum Waffensohn an .....

Chlodowech ließ sich jedoch weder durch die Schwägerschaft noch durch die Furcht vor dem Goten von seinen Eroberungsgedanken abbringen.*) Er hatte 486 dem Syagrius, der noch nach dem Untergange des weströmischen Reiches den Nordwesten Galliens (außer der Bretagne) von der Stadt Soissons aus als römischer Statthalter regiert hatte, besiegt und sein Gebiet dem fränkischen Reiche einverleibt. So war er Grenznachbar der Westgoten geworden, deren König Alarich der Zweite, zwar persönlich ein kühner, hochherziger Mann, aber als Herrscher seinem Vater Eurich nicht ebenbürtig war. Schon damals hatte er die schmähliche Forderung Chlodowechs, ihm den zu ihm geflohenen Syagrius auszuliefern, erfüllen müssen. Und bald darauf brachen Zwistigkeiten zwischen beiden aus, meist durch Chlodowechs Gelüste nach dem Westgotengebiet veranlaßt. Mit Mühe gelang es Theoderich den Frieden noch aufrecht zu erhalten. Doch konnte er nicht hindern, daß Chlodowech die Alamannen am linken Rheinufer angriff und besiegte (496). Als nun die Geschlagenen in ihrer Bedrängnis des Ostgotenkönigs mächtigen Schutz anriefen, und viele von ihnen in seinem Reiche (im heutigen Graubünden) Aufnahme fanden, Chlodowech aber Miene machte, auch die unabhängigen Reste des Volkes zu unterjochen, da streckte Theoderich wie ein Vater über ein verfolgtes Kind seine Hände über die Schutzflehenden aus. Gesandte an den Frankenkönig gingen ab und überbrachten ihm einen Brief des großen Königs, in welchem es hieß: „Ich wünsche dir Glück zu deinem ruhmvollen Siege über das Volk der Alamannen; aber ich bitte dich auch, denen Gnade widerfahren zu lassen, die als Flehende zu mir gekommen sind, um meine Fürbitte bei dir zu erlangen. Wenn du diese meine Bitte erfüllst, so brauchst du auch nicht darüber in Sorgen zu sein, inwiefern ich mich etwa

*) Das Folgende bis S. 222 nicht nach Dahn.

Digitized by Google

sonst in diese Sache mischen könnte." Die Bitte klang höflich und verbindlich, aber die Drohung war doch deutlich genug, daß er ein weiteres Vorgehen gegen die Alamannen nicht dulden würde. Chlodowech verstand die Warnung und schrieb Folgendes an Theoderich zurück: „Es freut mich, daß mein Sieg über die Alamannen dir nicht nur glücklich, sondern auch verdienstlich erscheint, und ich erkenne gern dein Wohlwollen und deine Menschlichkeit, mit der du meine Schonung für die Alamannen erbittest. Ich wollte sie ihnen schon aus freiem Willen gewähren, thue es aber nun um deiner Ehre willen. Um deinetwillen mögen sie ihre väterlichen Wohnsitze behalten und dort mir friedlich gesinnt sein. Sollte aber in Zukunft wieder ihre alte Wildheit sie fortreißen und mehr vermögen als meine Milde, so wirst du selbst es billigen, wenn ich dann an ihnen ein blutiges Beispiel aufstelle." Die letzten Worte klangen dem Gotenkönig und den Alamannen doch wohl unheilverkündend. Sie wußten, daß Chlodowech keine andre Richtschnur seines Handelns kenne als den Vorteil. Darum hielten sie es für besser, sich ganz unter Theoderichs Schirm zu begeben, so daß ihr Land am Oberrhein künftighin einen Teil des Gotenreiches bildete, den Chlodowech nicht anzugreifen wagte.

Wenige Jahre später trat der große König noch einmal mit Erfolg als Anwalt des Friedens auf. Es drohte wieder der Krieg zwischen Chlodowech und den Westgoten. Da schrieb Theoderich an den westgotischen König Alarich, seinen Schwiegersohn: „Zwar gebührt den Westgoten als den Besiegern des Hunnenkönigs Attila ewiger Ruhm und Preis. Aber dein Volk ist durch den langewährenden Frieden der Waffen entwöhnt worden. Darum warne ich dich, laß dich nicht durch deinen Unmut fortreißen, dein Volk auf einmal einem solchen Kriege auszusetzen. Denn denen, die nicht mehr des Kampfes gewöhnt sind, ist es schrecklich, Blut zu vergießen. Zürne mir nicht ob diesen Worten; denn nur weise Mäßigung dient den Völkern zum Heil; aufbrausender Jähzorn bringt gewöhnlich nur Verderben, und es ist nur dann erlaubt zu den Waffen zu greifen, wenn gerechte Vorstellungen kein Ohr beim Gegner mehr finden. Deshalb warte einstweilen noch, bis meine Gesandten auch zum Frankenkönige gegangen sind. Noch reizt euch kein vergossenes Blut, keine verlorene Provinz zur Rache; nur harte Worte sind auf beiden Seiten gefallen. Laßt es dabei bewenden und die Waffen ruhen." Und an Chlodowech, seinen Schwager, richtete er die Worte: „Das versöhnliche Herz der Könige erhält die ersehnte Ruhe der Völker aufrecht. Darum wundere ich mich, daß dein Gemüt durch geringfügige Ursachen so erregt ist, daß du mit meinem Sohne Alarich einen schweren Krieg führen willst, über den sich alle, die euch zu fürchten Ursache haben, nur freuen werden. Ihr seid beide Könige großer Völker, beide im blühenden Mannesalter, und nun wollt ihr eure

Digitized by Google

Völker gegeneinander führen zu blutigem Streit? Wahrlich, ich muß es frei heraussagen: mein Herz ist zornig darüber, daß ihr auf die erste Gesandtschaft, die ihr einander geschickt habt, sogleich beide zu den Waffen greifen wollt. Kraft meines Rechtes als Vater und Freund warne ich euch und bitte euch: stecket noch jetzt das Schwert wieder in die Scheide!"

Freilich, wenn schon es dem weisen Könige auch diesmal noch gelang durch sein machtvolles Wort die Schwerter in die Scheide zu bannen, der Länderdurst des Merowingen ließ sich auf die Dauer nicht bändigen. Sein langgeplanter Angriff auf die Westgoten in Südgallien kam einige Jahre später doch zur Ausführung. Der jüngst erst katholisch gewordene Franke nahm die arianische „Ketzerei" der Westgoten zum Vorwand. Alle Warnungen Theoderichs verhallten ungehört. Chlodowech zog die Burgunden auf seine Seite und auf den vokladischen Feldern (bei Vouglé) verlor Alarich der Zweite (507) Schlacht und Leben. Sein Söhnchen Amalarich, Theoderichs Enkel, wurde von einem Halbbruder, Namens Gesalich, in der Thronfolge bedroht, Franken und Burgunden eroberten den größten Teil der westgotischen Besitzungen in Gallien.

„Notgedrungen mußte da der friedfertige König mit den Waffen einschreiten, seinen Enkel zu schützen und Gallien nicht völlig den Siegern preiszugeben. Spät, aber mit Nachdruck und Erfolg griffen die ostgotischen Heere ein. Vermutlich war die drohende Bewegung der oströmischen Seemacht gegen die Küsten Italiens (507) im Einvernehmen mit den Franken und Burgunden erfolgt und hatte die ostgotischen Truppen einige Zeit lang in der Heimat festgehalten. Zur Sommersonnenwende 508 ward nun das gotische Heer versammelt. Graf Ibba führte es über die Seealpen, entsetzte das belagerte Arles, welches Thulun, ein Verschwägerter des Amalerhauses, glänzend verteidigt hatte, schlug die verbündeten Franken und Burgunden, drang über die Rhone und brachte auch hier den belagerten Städten Entsatz. Es war die einzige völlige Bezwingung, welche die gegen alle anderen Feinde sieghafte Frankenmacht erlitt.*) In dem hierauf 509 geschlossenen Frieden bewährte Theoderich wieder seine friedliebende und weise Mäßigung; er verfolgte die errungenen Vorteile nicht weiter, übernahm aber nunmehr selber die Aufgabe, den Franken und Burgunden in Südgallien Widerpart zu leisten. Er verleibte das Land zwischen Rhone,

*) „Vielleicht spiegelt sich dies in der (fränkischen) Siegfriedsage darin, daß nur Dietrich von Bern den unbezwingbaren Helden von Niederland besiegen kann; denn die salischen Franken waren die Helden von Niederland." (Dahn.) Die beiden Sagen freilich, in denen Siegfried vor Dietrich erliegt, die vom großen Rosengarten in Worms und die von Dietrichs Zug nach Bertangenland (siehe meine Heldensagen S. 213 ff. u. S. 198 ff.), sind verhältnismäßig späteren Ursprungs und stimmen nicht zu der älteren Sage, die keine feindliche Begegnung der beiden großen Helden kennt.

Digitized by Google

Durance und dem Meere, mit den wichtigen Städten Marseille, Arles und Avignon, seinem Reiche ein und schloß damit die Franken von den Seealpen ab, während er von dieser vorgeschobenen Stellung aus stets einen höchst gefährlichen Stoß in das Herz ihrer Macht führen konnte. Zugleich ordnete der König das tiefererschütterte Westgotenreich auch in Spanien: Ibba ging über die Pyrenäen, vertrieb zuerst, vernichtete dann nach seiner Rückkehr aus Afrika den Anmaßer Gesalich (511) und befestigte Amalarichs unbestrittene Herrschaft. Für diesen übernahm Theoderich selbst die Regierung des Westgotenreichs, wobei sich freilich sein Statthalter, der Ostgote Theudis, allmählich zum thatsächlichen Gebieter des Landes aufschwang.*)

Nur einmal noch griff Theoderich zu den Waffen, abermals in aufgezwungener Abwehr der Franken. Blutige Frevel im Königshaus der Burgunden gaben den Söhnen Chlodowechs Vorwand zur Einmischung in die burgundischen Dinge; und diese Einmischung wie die Ermordung seines Enkels (von der verstorbenen Ostrogoto) durch den eignen Vater, König Sigismund, nötigte auch Theoderich einzuschreiten. Graf Thulun rückte 523 in das Land, und der Nachfolger Sigismunds entledigte sich dieses neuen Feindes durch bedeutende Abtretungen im Südwesten des Reichs ... So hatte Theoderich seine Verteidigungslinie wieder eine Strecke weiter in das Herz von Gallien vorgeschoben. — Mit diesen Erfolgen war der Scheitelpunkt von Theoderichs Machtstellung nach außen gekrönt.“ In der That stand er auf einer Höhe der Macht und des Ruhmes, wie sie noch kein germanischer Fürst besessen hatte und bis auf Karl den Großen auch keiner wiedergewann.

„Groß war Ruhm und Glanz seines Reiches, die inneren Schäden und Gefahren desselben blieben damals noch verhüllt, kaum etwa dem Kaiser und den Merowingen erkennbar. Alle anderen Stämme bewunderten den Beherrscher Italiens, den Nachfolger der Imperatoren in dem Lande der Weltherrschaft und Weltkultur.**) Er selbst unterschied sich mit Selbstgefühl von den übrigen ‚Barbarenkönigen‘ und suchte seine Ehre darin,

*) Es ist ein herrlicher Zug in Theoderichs Charakterbild, daß er auch hier vor allem bemüht war die Wunden zu heilen, die der — doch unvermeidliche — Krieg geschlagen hatte. So gewissenhaft und väterlich sorgsam er sich auch allen seinen Unterthanen gegenüber zeigte, so ist doch seine Fürsorge für Gallien und Spanien fast rührend zu nennen. Der Stadt Arles z. B. erließ er alle Steuern auf ein Jahr, vielen andern Orten einen Teil; als Teuerung in Gallien ausbrach, schickte er Kaufleute aus Italien mit Getreide dahin, und da sie unterwegs Schiffbruch erlitten, ersetzte er aus eignen Mitteln den Schaden u. s. w.

**) Bis zu den fernen Esthen an der Ostsee drang der Ruf seiner Herrlichkeit; durch Gesandte schickten sie Bernstein dem großen König und Imperator zum Ehrengeschenk.

Digitized by Google

diese mit der römischen Kultur bekannt zu machen, die er, soweit sein Einfluß irgend reichte, hochverehrend und liebend in ihren Überresten schützte und seinen Goten wenigstens in der praktisch und politisch wichtigsten Seite, in der Staatsverfassung und im Rechtsleben, anzueignen trachtete; sein Volk und Reich sollte zwischen Byzanz und der Germanenwelt eine vermittelnde Brücke bilden." Seine Stellung glich thatsächlich der der alten Cäsaren, das römische Kaisertum war in neuen Formen wieder hergestellt. Das sollte auch sein Volk empfinden; deshalb schrieb er an die gallischen Provinzialen, sie sollten sich freuen wieder „dem römischen Regiment" zu gehorchen, dem sie nach langer Zeit zurückgegeben seien; und der Papst pries 521 in einem Schreiben an die spanischen Bischöfe die Gnade Gottes, der „allen Teilen des römischen Reiches" den Frieden verliehen habe. Anderen Völkern die Überlegenheit der römischen Kultur vor Augen zu stellen, versäumte er nicht. Als er seine Nichte dem Könige der Thüringe als Braut zusandte, schrieb er: „Das glückliche Thüringen wird fortan mit dem Mädchen sich schmücken, welches das reiche Italien zu Wissenschaft und feiner Art herangebildet hat." Dem König der Burgunden schickte er auf dessen Wunsch kunstvolle Uhren samt den Werkmeistern, mit den Worten: „In deiner Heimat sollst du fortan besitzen, was du zu Rom angestaunt hast; Burgund soll nun die feinsten Wunderdinge kennen und die Erfindungen der Alten preisen lernen; durch seinen König lege sein Volk die barbarische Lebenssitte ab, und was uns Goten alltäglich, möge den Burgunden als Wunder nahe treten." Dem gelehrten Boëthius trug er diese Sendung auf und ebenso die Sendung eines Sängers an den Frankenkönig; hierbei sagte er, Boëthius werde dem Orpheus gleich durch holde Weisen den Sinn der Barbaren sänftigen . . . ."

In der Rechtspflege des Königs treten neben germanischen auch römische Elemente bedeutsam hervor. Er erkannte die Gefahr, die es seinem auf Eintracht beider Nationen begründeten Reiche bringen mußte, wenn seine Goten gegen die Italiener ihr altes Waffenrecht, die Fehde, anwendeten. Mit aller Strenge untersagte er deshalb den Fehdegang; Richterspruch sollte entscheiden. Und die Goten zeigten auch soviel Verständnis für diese Weisheit ihres Königs, daß er sagen konnte: „Der Ruhm der Goten ist die Erhaltung des Rechtsfriedens," und ein andermal: „Das fehlt den übrigen Barbarenvölkern und darin seid ihr einzig, daß ihr kampfrüstig seid und doch nach Gesetzen lebt." Andrerseits schilt er diejenigen Römer, die durch die langen Unruhen verwildert selbst zu den Waffen griffen, wenn sie sich Recht schaffen wollten: „Nehmt doch nicht Unsitten an, die ihr andere (d. h. meine Goten) ablegen sehet!" Und seinen gepidischen Unterthanen in Pannonien ruft er zu: „Was greift ihr zum Zweikampf, da ihr doch unbestechliche Gerichte habt? Woran soll man

Digitized by Google

erkennen, daß Friede waltet, wenn unter der Herrschaft der Gesetze doch gefochten wird? Ahmt meinen Goten nach, die im Kriege den Mannesmut, daheim aber den friedlichen Gehorsam gegen das Gesetz beweisen!" Und an alle, Römer wie Goten, wendet er sich mit den Worten: „Das Recht, nicht der Arm entscheide den Streit. Warum zur Gewalt greifen, da ihr Gerichte habt? Geratet ihr in einen Rechtsstreit, so nehmet nie zur Gewalt eure Zuflucht, gebt euch mit der Entscheidung des Rechts zufrieden!"

So schöne Worte konnten freilich nur dann Gehör finden, wenn die Wirklichkeit ihnen entsprach, wenn nicht eine langsame und bestechliche Justiz zu der Ausrede berechtigte, man müsse sich sein Recht mit Gewalt schaffen und auf eigene Faust, da es auf gerichtlichem, friedlichem Wege nicht zu erlangen sei. Und das ist eben das Große in diesen Bemühungen des Königs, daß die That vollkommen dem Worte entsprach. Die Römer selbst waren der Bewunderung voll für die Strenge und Milde des Königs, für seine salomonische Weisheit und seine rastlose Thätigkeit zur Aufrechterhaltung der Rechtspflege. Das königliche Hofgericht (comitatus oder palatium regis) bildete die höchste Gerichtsbehörde, an die man sich wenden konnte. Der König selbst wachte mit unerbittlicher Strenge darüber, daß jedem rasch und rein sein Recht werde. Wie die Sage schon sehr früh diesen edlen Eifer des Königs verherrlichte, davon hat uns oben der Anonymus Valesianus einige Beispiele gegeben. Behauptete man doch später, in Theoderichs Lande habe man Gold und Silber auf des Königs Heerstraße legen und nach Jahr und Tag sicher an derselben Stelle wieder auffinden können; niemand habe gewagt es zu berühren, aus Scheu vor dem König.

Im Ostgotenreich galt der Rechtsgrundsatz, daß jeder nach seinem angebornen, heimischen Rechte gerichtet werden solle, der Römer also nach römischem, der Germane nach germanischem Recht. In vielen einzelnen Fällen aber bedurfte es bestimmter, für alle geltender Satzungen, eines allgemeinen Landrechts, und dieses erteilte der König seinem Volke in einem sogenannten Edikt*) von knappem Umfang, etwa im Jahre 503, wobei er im wesentlichen das römische Recht zur Grundlage seiner Bestimmungen nahm. Die gesetzgebende Gewalt übte er über Goten wie über Römer ohne jede Einschränkung wie ein Imperator.

Wie drei Jahrhunderte später Karl der Große den Grundsatz befolgte, die kleinen Freien, die Schwachen und Hilflosen stets zu schützen gegen die mächtigen Bedränger, so auch Theoderich der Große. Der König war der

*) Darauf beziehen sich die Worte des Anonymus, daß Theoderich seinen Goten ein Gesetzbuch gegeben habe (siehe oben S. 213). Unter seinem Nachfolger Athalarich wurde ein zweites Edikt als Ergänzung zum ersten erlassen (etwa 530).

Digitized by Google

allgemeine Schirmherr der Schwachen, und dieses schönste Vorrecht hat vielleicht nie ein Fürst mit so bewundernswerter Strenge, Gerechtigkeit, Milde und Ausdauer geübt, wie Theoderich. — Und dabei umfaßte er doch alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe und erscheint wirklich als ein Vater seiner Völker. Unablässig ist er bemüht durch musterhafte Verwaltung Kultur und Wohlstand seiner Länder zu heben, und gerade so wie Karl der Große hat er auch für das Kleinste und Einzelnste ein scharfes Auge; selbst die Marmorstücke, die er bei seinen Reisen unverwertet im Felde liegen sieht, entgehen ihm nicht. Einem solchen Herrscher konnten die Erfolge seiner friedlichen Weisheit nicht ausbleiben. Und in der That war sie trotz der langen Zeiten der Verwüstung und des Elends, die über die Gefilde Italiens hingegangen waren, „von schönen Erfolgen gekrönt und begründete des großen Königs wohlverdienten Ruhm, der zu seinen Lebzeiten zu allen Völkern drang und bald nach seinem Tode in Sage, Sprichwort und Volksglauben gefeiert wurde."

Seinen Goten mochte eine solche Allseitigkeit der Regierung zuweilen als Bevormundung erscheinen, und es fehlt nicht an einzelnen Spuren von Widersetzlichkeit. Aber „Segensreiches ward geleistet dadurch, daß Theoderich die Idee des römischen Staats, das allgemeine Wohl (die salus publica), mit den Mitteln dieses Staates überall durchführte.*) Der König richtete sein Auge auf jede Art der Urproduktion, vom Bergbau bis zum Fischfang, zumal aber auf den Ackerbau. Am Trockenlegen der pontinischen und umbrischen Sümpfe ward gearbeitet, die für Italien so wichtigen Wasserleitungen wurden aus tiefem Verfall gehoben, der Getreideertrag des Landes stieg. Freilich konnten die Folgen jahrhundertelanger Schäden — der Vereinigung des Grundbesitzes in den Händen Weniger und der Sklavenwirtschaft — nicht in einem Menschenalter beseitigt werden .... Für den Handel sorgte der König durch Ausbesserung der Straßen, Schutz der Messen und Märkte, Herabsetzung der Hafenzölle ..., durch Hebung der Flußschifffahrt auf dem Tiber, Mincio, Arno, Allia; diese sollte auch den Postdienst erleichtern, der, wie im Römerreich überhaupt, ausschließlich vom Staat, nicht auch von Privatpersonen in Anspruch genommen wurde .... Die tief gesunkene Wissenschaft jener Zeit des Verfalls vermochte kein Eingreifen der Staatsgewalt zu heben; doch begünstigte die Regierung bei allen Anstellungen die durch Bildung in Rechtsgelehrsamkeit und Rhetorik ausgezeichneten Bewerber, sie sorgte, daß den Lehrern der Beredsamkeit und den Professoren der gelehrten Schulen zu Rom die vielfach verkürzten oder ganz vorenthaltenen Bezüge wieder voll ausgezahlt wurden, mit der ausdrücklichen Begründung: wenn man so viel Geld auf

*) Dahns Urgeschichte 1. Bd., S. 302 ff.

Digitized by Google

Cirkusspiele verwende,*) dürfe man doch die Wissenschaft nicht darben lassen; sie suchte Verbauerung der Knaben des Provinzialadels zu verhüten." Die bedeutendsten Gelehrten der Zeit zog der König an seinen Hof und bewies ihnen alle erdenklichen Ehren, so den hochgebildeten und feinsinnigen Boëthius (geb. um 480), dem er 510 das Konsulat verlieh und gern allerlei ehrende Aufträge anvertraute, und vor allem den gelehrten und vielseitig thätigen Cassiodorius Senator (um 477 geboren), den er an die Spitze der Verwaltung stellte. Dieser bedeutende Mann „ergriff Theoderichs ideale Ziele (Verschmelzung gotischer Kraft und römischer Kultur) mit solcher Begeisterung und gab in zahlreichen (uns erhaltenen) amtlichen Erlassen jenen Plänen des Königs so beredten Ausdruck, daß er die Hauptquelle unserer Kenntnis jener Bestrebungen und der gesamten Rechtszustände im italisch-gotischen Reiche geworden ist." Er lieh dem Willen des Königs das Wort und hat auch nach Theoderichs Tode seine Kraft dem Streben nach dem großen Ziele gewidmet, beide Nationen miteinander zu verschmelzen und zu versöhnen (bis 540), bis er die Unmöglichkeit einsah, es zu erreichen. Er verfaßte auch eine ausführliche Geschichte der Goten, die uns leider verloren gegangen ist und für die der dürftige Auszug des Jordanes (s. S. 7) nur einen sehr unvollkommenen Ersatz bietet.

„Außerordentliches leistete Theoderich, offenbar dabei auch persönlicher Neigung folgend, für Erhaltung und Wiederherstellung der Werke antiker Kunst in ganz Italien, zumal in Rom, Ravenna und den andern größeren Städten. Es ist ergreifend, den Germanenkönig, der offenbar in den zehn Jugendjahren zu Byzanz gerade für die klassische Kunst besondere Begeisterung eingesogen hatte, unabläßig und in jeder Weise für die Rettung der von den Römern bedrohten und vernachläßigten Monumente wachen und wirken zu sehen; so wenig ist es wahr, daß die Goten oder andere Germanen die klassischen Denkmäler zerstörten, soweit dies Sturm und Eroberung oder Abwehr nicht mit sich brachten, daß man vielmehr Theoderich für Erhaltung derselben zu danken hat. Ein besonderer Beamter, der Palastwart (custos palatii) zu Ravenna, hatte diese gesamte Thätigkeit der Regierung in Erhaltung, Pflege, Wiederherstellung der antiken Werke und die Aufführung von Neubauten zu leiten; er sollte letztere so schön ausführen, daß sie von den klassischen nicht zu unterscheiden sind — eine freilich unerschwingliche Leistung. Zunächst sollte

*) Gegen weisere Einsicht machte der König der Leidenschaft des römischen Volkes das Zugeständnis, große Summen auf die altbekannten Cirkusspiele zu verwenden. Die Römer betrachteten die Veranstaltung solcher Spiele „als die wahren Zeichen und die Ehrenpflicht" eines echten Beherrschers von Rom.

Digitized by Google

er den Palast zu Ravenna in stand halten, schmücken und verschönern;*) aber er sollte auch unter treuer Verwendung der vom König dafür ausgeworfenen Summen das ganze große Heer von Baumeistern, Bildhauern, Erzgießern, Mosaikarbeitern überwachen und beschäftigen, dem Könige die Pläne für alle Bauten zu Kriegs- und Friedenszwecken vorlegen. Neben der persönlichen Neigung leitete den „Freund der Bauten, den Wiederhersteller der Städte", wie ihn Zeitgenossen nannten, eine staatsmännische Absicht. Glück und Glanz seiner Regierung sollte sich seinen römischen Unterthanen in der Pracht seiner Neubauten, seine Verehrung für die Größe Roms in seinen Bemühungen um Erhaltung der antiken Werke darstellen. ‚Es ist eines großen Königs würdig,' sagt er, ‚seine Paläste durch Bauten zu schmücken. In unserer Ära sollen die Werke der Alten nicht zerfallen, unsere Zeit soll der Herrlichkeit der Alten nicht nachstehen, da sie ihnen an Glück nicht nachsteht. Das Glück der durch uns befreiten Städte stelle sich in ihren Bauten dar. Das Altertum lebe unter unserm Zepter wieder auf. Zu Dank und Lob wollen wir die Manen der alten Kaiser verpflichten, deren Bauten wir der Jugend wiedergeben; die Wunderwerke der Alten sollen, durch uns der Zerstörung entrissen, unsern Ruhm erhöhen.'

So muß der „Barbarenkönig" vor allem die römischen Kunstwerke beschützen gegen die Barbarei der — Römer selbst, welche schon seit Konstantin die schönen alten Bauten zu zerstören pflegten, um geschmacklose neue daraus zu machen, oder auch um das Material zu Privatzwecken zu verwenden. Cassiodors Wunsch: die Schönheit Roms sollte vor Zerstörung nicht erst durch Nachtwachen geschirmt werden müssen, durch die Aufsicht der Römer allein sollte sie hinreichend behütet sein — blieb unerfüllt. Der König bedroht Raub und Zerstörung der Kunstwerke mit Strafe, zahlt dem Stadtpräfekten von Rom jährlich hohe Summen für Wiederherstellung der Gebäude, unterstützt Privatpersonen in solchem Thun; „denn hier müssen alle Häuser prangen, auf daß nicht neben herrlichen Kunstwerken häßliche Schutthaufen den Genuß des Beschauers stören; denn unvergleichlich sind die Bauten Roms von den höchsten Kuppeln bis zu den tiefsten Kloaken." Die Stadt sollte glänzen durch wieder erstandene Prachtwerke; Patricier, welche wie Symmachus hierzu beitrugen, bewährten sich auch durch echten Patriotismus würdig, inmitten solcher Herrlichkeit zu wohnen. Diese Herrlichkeit zu preisen ermüdete der König so wenig als sie zu erhalten. „Ganz Rom ist ein Wunderwerk," rief er aus. Ein besonderer Baumeister ward für die Erhaltung der römischen Monumente

*) Das Bild desselben aus dieser Zeit hat das Mosaik in der Basilica San Apollinare nuovo zu Ravenna erhalten.

Digitized by Google

bestellt, mehr als für alle anderen Befehle forderte der König für diese Anordnungen Gehorsam. So frohlockte ein Zeitgenosse: „Rom, der Städte ehrwürdige Mutter, ist wieder jung geworden und mag zum andernmal das Fest der Gründung feiern.“ Als der Fanatismus des christlichen Pöbels eine Synagoge zu Rom niedergebrannt hatte, schalt der König tief ergrimmt: „Wisset! heftig hat uns geschmerzt, daß in jener Stadt, in der wir alles aufs herrlichste prangend wünschen, des Volkes blinde Wut sich bis zur Zerstörung von Bauten vergangen hat.“ Eine vergoldete Bildsäule, die der Senat dem König errichten ließ, soll ihm besonders für seine Verdienste um die Bauten Roms dekretiert worden sein. Übrigens waren ihm mehrere Standbilder in Rom errichtet, welche später die Witwe des Boëthius hat umstürzen lassen. Auch in Neapel stand sein Bild, nach dem Ungeschmack der Zeit aus mehrfarbigen Marmorstücken zusammengesetzt, das stückweise zerbröckelte. Noch immer werden zu Rom Ziegel mit dem Monogramm Theoderichs gefunden. Er verwendete für die Stadt allein deren 25000 Stück und 200 Pfund Goldes. Da einmal diese Summe unterschlagen worden war, zahlte sie der König nochmals. Zu Rom ließ er bauen oder wiederherstellen ein Theater, die Wasserleitungen, die Kloaken, die Stadtmauer und andere Gebäude; zu Ravenna den Aquädukt Trajans und andere Wasserleitungen, den Hauptpalast und einen kleineren, einen Säulengang, Bäder, das Baptisterium der Arianer, die Basilika des Herkules und zahlreiche andere Kirchen. . . . Unter und nach Theoderich führten auch arianische Bischöfe zu Ravenna mehrere Bauten aus, so das Kloster Mariens zum Andenken des Königs Theoderich. Außer dem großen, unten nochmals zu erwähnenden Grabmal Theoderichs werden noch ein anderes Ehren-Grabmonument mit einer Reiterstatue erwähnt und noch zwei Standbilder.“ Erhalten sind von diesen ravennatischen Bauwerken mehrere ursprünglich arianische Basiliken,*) so die Basilika San Teodoro oder Santo Spirito, die (sogenannte) Basilika des Herkules,**) das Baptisterium Santa Maria in Cosmedin; sodann (im Todesjahr Theoderichs 526 begonnen, unter Witichis 539 vollendet, nach Einnahme der Stadt 547 dem katholischen Kult geweiht) die berühmte Kirche San Vitale; ferner sei erwähnt (obwohl nicht in Ravenna selbst, sondern in der Hafenvorstadt Classis [Classe] errichtet, auch erst 8 Jahre nach Theoderichs Tod begonnen) die herrliche Basilika San Apollinare. Von dem Palast

*) „Wollte man für den Gottesdienst der Goten sorgen, ohne, wie von Wandalen und Westgoten geschah, die Katholiken ihrer Kirchen zu berauben, so mußte man Neubauten unternehmen, zu denen die kunstsinnigen Amaler, Theoderich und seine Tochter Amalaswintha, ohnehin eifrig neigten.“ (Dahn.)

**) Eine Statue dieses griechischen Heros steht auf einem Brunnen vor der Kirche.

Digitized by Google

Theoderichs ist nur eine Seite als Vorderbau eines Klosters erhalten; die oben erwähnten Mosaiken in San Apollinare nuovo zeigen, daß das Vorhandene nur ein höchst ärmlicher Rest des Ganzen ist. Das merkwürdigste aller ravennatischen Bauwerke ist das noch bei Lebzeiten Theoderichs erbaute Grabmal des Königs (heute als Kirche Santa Maria della Rotonda genannt), „eine runde, nach außen zehneckige Kapelle mit flacher Kuppel, auf mächtigem zehneckigem Unterbau; die vortretende Terrasse dieses Unterbaues, welcher das Gruftgewölbe enthält, trug ehemals einen Säulengang, der die Kapelle von außen umgab. Die Behandlung der architektonischen Gliederungen wird als eine höchst merkwürdige, den römischen Gewölbebau eigenartig fortbildende gerühmt, die — von byzantinischem Einfluß frei — bereits an den späteren romanischen Stil erinnert und auf die großartig frische Belebung des schon fast erstorbenen römischen Wesens durch Theoderich zurückgeführt wird. Die Technik an diesen Bauten gilt noch als sehr gediegen, und eine hohe Leistung der Mechanik ist es, daß die ganze Kuppel des Grabmals aus einem von Thracien hergebrachten Felsblock von 34 Fuß Durchmesser gearbeitet ist.“*)

„Auch andere Städte seines Reiches schmückte der König durch Erhaltung und Neuerrichtung von Bauten jeder Art; so Pavia durch einen Palast, Bäder, ein Amphitheater, neue Wälle u. s. w.; auch hier stand eine Bildsäule Theoderichs. In Verona weilte er so häufig, daß er in der Heldensage Dietrich von Bern heißt (vielleicht auch wegen des Sieges über Odowakar, s. oben S. 206); auch dieser Lieblingsstadt, die zugleich als Beobachtungsposten wider die Barbaren im Norden der Alpen von großer Wichtigkeit war, verstärkte er die Mauern und verschönerte sie durch einen Palast, einen Säulengang von diesem bis zu einem Thor und durch Bäder, welche er auch zu Abano und Spoleto erbaute. Wasserleitungen und Kloaken gab er Parma, militärische Bauten führte er aus zum Schutz von Arles, Dertona, Terracina, Catania, Syrakus; im Gebiet von Trient ward ‚eine ganze Stadt‘ neu angelegt, vermutlich eine größere Befestigung. In fast allen größeren Städten Italiens erbaute er sich Paläste, z. B. in den kühler gelegenen Sommerpaläste.“

So bewährte sich allüberall der hohe, edle, weise Sinn des Königs, schöner aber vielleicht noch zeigte sich seine überlegene Weisheit und seine echte, milde Herzensgüte in seiner klugen und edlen Duldung gegen Andersgläubige. „Während im römischen Reich Arianer und andere Ketzer, im Wandalenreich die Katholiken, im Westgotenreich erst Katholiken, dann

*) Die Gebeine des großen Königs wurden nach dem Sturze seines Reiches ruchlos geraubt. Der in dem ravennatischen Palast eingemauerte Porphyrsarg soll derselbe sein, der ursprünglich den Leichnam Theoderichs in dem Grabmal vor der Stadt umschloß.

Digitized by Google

Arianer und Juden grausam verfolgt wurden, schützte Theoderich in seinem Reich die Katholiken und die Juden und zwang die Christen, welche die Synagogen verbrannt hatten, sie auf eigene Kosten wieder aufzubauen; ja, als bei zwiespältiger Papstwahl die Katholiken sich in den Straßen Roms bekämpften, waren es die ketzerischen Goten, die die Ordnung aufrecht erhielten."

So war Theoderich in allen Stücken das Muster eines weisen, kraftvollen Herrschers, und dennoch trübten auch seinen Lebensabend Erfahrungen jener schmerzlichsten Art, die so oft großen Männern beschieden ist, wenn sie sehen, wie das mühselige Werk ihres Lebens Risse bekommt. Das Schicksal hatte dem Glücklichen das ersehnteste Glück versagt: einen Sohn, der das Lebenswerk des Vaters erhalten und weiter ausbauen könnte; seiner hochsinnigen Tochter Amalaswintha gab er einen Gatten in dem tüchtigen Amaler Eutharich, dem er die Erbschaft des Reiches zudachte, bis beider Sohn Athalarich zu seinen Tagen käme. Aber der geliebte Schwiegersohn starb zu Theoderichs tiefem Schmerz (522) im frischesten Mannesalter, und so mußte der greise König bei seinem Tode den kühnen Bau seines weitläufigen Reiches den Händen eines Weibes und eines Knaben anvertrauen. Gewiß hat er oft mit trüber Sorge und schlimmer Ahnung an diese Zeit nach seinem Tode gedacht, wenn er auch nicht ahnen mochte, mit welcher furchtbaren Schnelligkeit Mißgeschick und innere Schäden das stolze Staatsgebäude in einen Trümmerhaufen verwandelten. Noch anderes kam hinzu, was diesen freudigen Geist in Kümmernis stürzte: in Spanien trat sein einstiger Waffenträger Theudis, den er zum Vormund seines Enkels Amalarich und zum Verwalter des Westgotenreichs bestellt hatte, fast wie ein selbständiger Herrscher auf; in Afrika zerriß der Wandalenkönig Hilderich, Thrasamunds Nachfolger, treulos das gotische Bündnis; 6000 Ostgoten, die nach einem zwischen Thrasamund und Theoderich geschlossenen Vertrag, in Afrika unter dem Namen einer Ehrenwache der Königin Amalafrida standen, ließ der Ruchlose niederhauen und Amalafrida selbst, Theoderichs Schwester, in den Kerker werfen. Und der König konnte diese Schmach nicht einmal rächen, da er nicht sicher war, ob die Westgoten seinem Befehl, die Wandalen anzugreifen, gehorchen würden.

Aber am schmerzlichsten traf ihn der Undank seiner Römer, die er seit dreißig Jahren mit allen erdenklichen Wohlthaten überhäuft hatte. An schönen Worten ließen es diese ja nicht fehlen, und viele von ihnen mögen von der Größe seiner Verdienste aufrichtig durchdrungen gewesen sein. Aber die Behaglichkeit und Sicherheit, die sie dem Könige zu verdanken hatten, nahmen die meisten allmählich für etwas Selbstverständliches hin; je wohler sie sich fühlten, desto stärker begann der römische Hochmut und die römische

Digitized by Google

Selbstsucht sich zu regen. Hervorragende Männer, Senatoren und Bischöfe, traten in geheime, verräterische Verbindungen mit Ostrom, wo der eifrige Katholik Justinus dem duldsamen Anastasius auf dem Thron gefolgt war und mit seinem gleichgesinnten Neffen Justinian gegen die arianischen Goten Intriguen spann. Es lag eine tiefe, beabsichtigte Kränkung des alten Königs darin, daß, trotz seiner Fürsprache, im oströmischen Reich eine wütende Verfolgung alles arianischen Wesens ins Werk gesetzt ward. Die Folge davon war zunächst die, daß auch in Italien die Katholiken mit Byzanz liebäugelten. Eine geheime Partei gab die Losung aus: „Weg mit den germanischen Barbaren und Ketzern! nicht Theoderich ist unser rechtmäßiger Herrscher, sondern der rechtgläubige Kaiser von Konstantinopel.“ Dies blieb dem Könige nicht verborgen, und er mußte es erfahren am Ende seines Lebens, nachdem er ein Menschenalter hindurch Tag und Nacht nur für das Wohl seiner Unterthanen — vor allem seiner lieben Römer — gearbeitet hatte. Nichts verwundet ein edles Herz tiefer als Undank. Ist es ein Wunder, daß der greise Gotenkönig in wildem Zorn auffuhr? Und doch mäßigte er sich: er, dessen ganze Herrschaft auf Duldung gegründet war, er konnte es den rechtgläubigen Fanatikern nicht gleichthun. Tugend und Weisheit waren zu tief eingewurzelt in seiner großen Seele. Aber ein Beispiel mußte aufgestellt werden; die Römer mußten es mit Schrecken gewahr werden, daß sie nicht ungestraft wider ihren Wohlthäter Ränke schmiedeten. Ein vornehmer Römer Albinus war hochverräterischen Briefwechsels mit Byzanz überführt worden. Cyprianus, ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und dem König treu ergeben, war sein Ankläger gewesen. Als nun Boëthius, den der König vor vielen liebte und ehrte, mit keckem Trotze öffentlich erklärte, wenn Albinus schuldig sei, so sei er und der ganze Senat es auch, stellte der König, aufs tiefste gekränkt, auch den abtrünnigen Liebling vor Gericht und ließ ihn nebst dem eben aus Byzanz zurückkehrenden Papste Johannes*) verhaften. Der Papst starb im Gefängnis. Boëthius wurde vor seinen verfassungsmäßigen Gerichtshof, den römischen Senat, gestellt; und dieser Senat, nicht der König, verurteilte — aus Furcht vor Theoderichs Zorn — sein eigenes Mitglied zum Tode. Aber der „Tyrann“ begnadigte ihn zur Verbannung. Erst als die Auflehnung in Italien immer weiter um sich griff, ließ er statt der Gnade die strenge Gerechtigkeit walten und das Todesurteil voll-

*) Er war von Theoderich im Interesse des Friedens und der Schonung nach Byzanz geschickt worden und hatte dort sicher die Sache des Königs sehr lässig geführt. Schon der Empfang, der dem Papste zu Byzanz ward, mußte das beunruhigte Gemüt des Königs noch mehr aufreizen und erbittern. Nicht nur die ganze Stadt ging dem Priester mit Kerzen in der Hand entgegen; der Kaiser selbst holte ihn ein, warf sich vor ihm nieder und huldigte in Demut.

Digitized by Google

strecken.*) Niemand wird dem Boëthius, der ein edler Mann war und in der Gefangenschaft das berühmte Buch über den Trost der Philosophie niederschrieb — ein schönes Zeugnis seines gefaßten Geistes —, niemand wird ihm, der vielleicht weniger schuldig war als viele andere, den Zoll aufrichtigen Mitgefühls weigern; und die Seelenruhe, mit der er dem Tode ins Auge sah, verdient Bewunderung. Aber der König, der einen solchen Mann dem Henker übergab, ist in noch weit höherem Maße des Mitleids und der Bewunderung wert. Seine letzten Tage waren ihm durch diese Vorgänge verdüstert, Trauer und Sorge umhüllte sein Haupt, als er kurze Zeit nach Boëthius Hinrichtung von einer Krankheit aufs Siechbett geworfen wurde, das sein Todesbett werden sollte. Reue über seine Strenge soll den zartfühlenden Mann gequält haben; wir müssen dies dahingestellt sein lassen. Der König aber, der am 26. August des Jahres 526 sein Auge für immer schloß, war wohl unglücklicher, doch auch größer als Boëthius. „Gewiß,**) er fiel den Leidenschaften zum Raube, die jener so klug überwand; aber er sorgte auch nicht allein für sich und seine persönliche Seelenruhe. Seine Kraft gehörte seinem Volke, Millionen hatte er Ruhe zu schaffen. Da bedurfte er des stürmischen Mutes und der rücksichtslosen Hand, die im Augenblicke der Gefahr mit eisernen Fingern die Ordnung sichert, gleichviel wen sie dabei zerdrückt. Auch fehlte es ihm nicht an Kraft den Schlägen des Schicksals gegenüber. Wohl brauste er auf, aber er sammelte sich auch wieder. Seine großen Pläne sah er scheitern, betrogen sah er sich von denen, die ihm alles dankten, und sein Reich wanken. Einem Enkel mußte er es hinterlassen, der noch ein Knabe war. Aber er hielt ruhig fest am Steuer, ordnete die Teilung des ostgotischen und westgotischen Reiches und ließ sich stolzen Sinnes noch bei Lebzeiten jenes Denkmal errichten aus gewaltigen Quadersteinen. Und die Welt konnte ihn auch nicht vergessen. Wie eine riesige Schonung inmitten des sturmzerschlagenen Waldes, so liegen die dreiunddreißig Jahre seines Regiments zwischen den endlosen Kriegen, die vor ihm und nach ihm Italien verheerten. Nur das Regiment Odowakars läßt sich ihm vergleichen, aber auch Odowakar erscheint nur als sein Vorläufer."

Nein, sein Bild kann in der Geschichte nicht vergehen; mochte auch Parteihaß ihm die Absicht anlügen, er habe just an dem Tage, wo er starb, die katholischen Kirchen den Arianern überantworten wollen, mochte man sich immerhin erzählen, er habe in eines Fisches Rachen auf seiner Tafel das Haupt des Symmachus zu erblicken geglaubt und sei, darüber

*) Auch des Boëthius Schwiegervater Symmachus, der laut über des Königs Härte klagte, wurde hingerichtet; beider Güter fielen nach römischem Gesetz dem Staatsschatz anheim.

**) Worte G. Kaufmanns in seiner Deutschen Geschichte 2, S. 82 f.

Digitized by Google

entsetzt, tödlich erkrankt, mochte die Dummheit immerhin behaupten, er müsse zur Strafe für seine Verfolgung der Rechtgläubigen in einem Feuerpfuhl unter den liparischen Inseln Höllenqualen erdulden: wer das Leben des großen Königs mit unparteilichen Blicken prüft, kann — trotz menschlicher Schwächen, die hie und da, wie bei jedem Sterblichen, zu Tage treten, doch nur mit der tiefsten Bewunderung von dem großherzigen, hochsinnigen Mann scheiden, der sein Leben an den edlen Wahn setzte, zwei Nationen zu beiderseitigem Heile miteinander zu verbinden, die ihrer innersten Natur nach sich abstießen und ausschlossen wie Wasser und Öl. Und nicht nur einem schönen Traumbild hat er nachgejagt, er hat auch Großes, Wunderwürdiges erreicht. Er hat in der That den Besten seiner Zeit genug gethan, und so hat er gelebt für alle Zeiten. Die undankbaren, vom Fanatismus verblendeten Römer würden sicherlich nicht trotz alledem von der Zeit des großen Königs wie von einem goldenen Zeitalter gesprochen haben, wenn er — der das Schwert so meisterlich zu führen wußte — nicht ein Friedensfürst gewesen wäre, wie die Welt nur wenige gesehen hat.

Von der Liebe, mit der die ganze germanische Welt das erhabene Bild des Königs bewahrte und in ihrem Heldensaal auf dem ersten und höchsten Platze aufstellte, hier ausführlich zu reden, müssen wir uns versagen. Nur das sei erwähnt, daß trotz der merkwürdigsten Verschiedenheiten in den Thatsachen die Sage doch im großen und ganzen den Charakter Theoderichs in ihrem Dietrich von Bern treu wiederspiegelt. Langsam im Entschluß, ungern zum Schwert greifend; aber stets sicher in der That; der letzte zum Kampfe, aber vollführend, was kein anderer vermag — so kennt ihn die Sage, und die Geschichte widerspricht ihr nicht.

Sein Andenken konnte nicht sterben; ja auch ihn selbst vermochte man sich nicht gestorben zu denken. So wie später das Volk einem Karl oder einem Friedrich dem Staufer ein geheimnisvolles zauberhaftes Fortleben zuschrieb, so auch dem großen Ostgoten. Wodans Roß — das alte Heidentum war noch unvergessen — sollte ihn abgeholt haben zum Heldensaale des himmlischen Königs, und wenn dem deutschen Volke Gefahr drohte, dann hieß es wohl, Dietrich von Bern habe sich gezeigt auf einem schwarzen Rosse, um vor kommendem Unheil zu warnen; so treu hielt das Volk im Gedächtnis, wie der König bei Lebzeiten um die Seinen gesorgt hatte, daß es ihn sich unwillkürlich noch nach dem Tode als fürsorglichen, väterlich warnenden und ratenden Geist vorstellte.*)

*) Die Sagen, die das Mittelalter von Dietrich von Bern erzählte, findet man zusammengestellt und ausführlich und treu wiedergegeben in meinen Heldensagen S. 125—302, auf die ich hier der Kürze halber verweisen muß.

Digitized by Google

4. Athalarich und Amalaswintha.

(Von 526 bis 535.)

Selbst einem Theoderich war es nicht gelungen, die unüberbrückbare Kluft zuzudecken, die zwischen gotischer und römischer Volksart gähnte und durch das verschiedene Glaubensbekenntnis der beiden Völker noch erweitert wurde. Fast nur die gewaltige Persönlichkeit des großen Königs hatte diesen innern Schaden, an dem das von ihm gegründete Reich krankte, unsichtbar gemacht. Man könnte leicht meinen, daß nach seinem Tode die weitläufige Herrschaft der Ostgoten sogleich hätte zerfallen müssen. Doch war dem nicht so, und daß noch ganz außergewöhnliche Verhältnisse, ein beispielloses Unglück nach dem andern, eine Kette von unseligen Verschuldungen einzelner und von widrigen Zufällen hinzukommen mußten, um dieses kühne Gebäude Theoderichs zu stürzen, beweist doch, daß sein Erbauer es fester begründet hatte, als es leicht scheinen könnte.

Wohl ist es für jeden Staat eine Gefahr, wenn seine Leitung in die Hände eines Unmündigen fällt; für einen jungen, neu gegründeten, von Gefahren aller Art umgebenen wie den ostgotischen war es ein schweres Unglück. Als Theoderich gestorben war, erkannten Goten und Römer zu Ravenna in seinem achtjährigen Enkel Athalarich den Erben des Thrones. Für ihn sprach die Geburt, für ihn sprach auch der ausdrückliche Wille des Großvaters, dessen Andenken man durch diese Wahl ehrte. Wir wissen, daß Athalarich seit dem Tode seines Vaters Eutharich (522) unter der Obhut seiner edlen Mutter Amalaswintha stand, und diese sollte nach Theoderichs, ihres Vaters, Wunsch und mit der Beistimmung des gotischen Adels und der vornehmen Römer für den Unmündigen die Zügel der Regierung lenken. Amalaswintha, demnach die wichtigste Person im gotischen Reiche, war in der That eine Frau, die auf die Würde, zu welcher sie die Verhältnisse riefen, und auf die Ehrfurcht des Volkes gerechten Anspruch erheben durfte. Diese hochbegabte Tochter Theoderichs war ihrem Vater in vielen Stücken ähnlich; mit einem edlen, achtunggebietenden Äußern verband sich in ihr ein durchdringender Verstand, hohe Mäßigung und vielseitige Bildung, und es ist bewundernswert, daß es einem Weibe gelang, mehrere Jahre hindurch eine im ganzen ruhige und glückliche Herrschaft zu führen über ein Reich, das aus so widerstreitenden Elementen zusammengesetzt und von Gefahren umringt war. Sie regierte gerecht und weise; ein Mann, so ruft ein alter Geschichtschreiber aus, hätte es nicht besser vermocht. Und doch waren die Schwierigkeiten ihrer eigentümlichen Lage zu groß, als daß sie ihnen auf die Dauer hätte gewachsen sein können.

Den Unruhen zwar, die der Thronwechsel nur gar zu leicht herauf-

Digitized by Google

beschwören konnte, begegnete Amalaswintha mit kluger Thatkraft: in allen Ländern des Reiches wurden Goten wie Römer für den jungen König vereidigt, der seinerseits schwur, in seines Großvaters Geist herrschen, insbesondere die Römer schützen zu wollen. Die katholischen Bischöfe leisteten das eidliche Versprechen, die Beilegung der konfessionellen Spannung zu fördern.

Es glückte Amalaswintha auch, drohende Bewegungen unter den Donauvölkern zu erdrücken und feindliche Versuche der Franken und Burgunden von den Grenzen des Reiches abzuweisen. Aber sie mußte gar manches geschehen lassen, was eine Schmälerung der Ostgotenmacht bedeutete, weil sie nicht die Mittel hatte, es zu hindern. Daß das Westgotenreich nach Theoderichs Tod wieder selbständig wurde, gehört nicht hieher. Freilich hatte der große König auch dieses seit 509 bis zu seinem Tode verwaltet und Steuern und Abgaben bezogen; aber durch sein Ableben erloschen seine Rechte, und Spanien samt den Gebietsteilen, die den Westgoten im Norden der Pyrenäen noch gehörten, kam — wie Italien — in die Hände eines unmündigen Enkels, Amalarichs, für den dem Namen nach Theoderich die Regierung geführt hatte. Diese Beschränkung des Herrscherkreises geschah also nach Recht und Vertrag und hatte für Amalaswintha nichts Kränkendes. Aber Ereignisse, die ihr folgten, schmälerten die Würde und bedrohten die Sicherheit der Königin wie des Reiches. Im Jahre 527 ließ der Wandalenkönig Hilderich, Thrasamunds Nachfolger, die schon bei Theoderichs Lebzeiten eingekerkerte Amalafrida, Thrasamunds Witwe, Theoderichs Schwester, ermorden, und die tief betrübte und beleidigte Amalaswintha mußte sich begnügen, dem Mörder zu schreiben, sie überlasse es Gott, die Missethat zu rächen. Und wenige Jahre später erhob sich wieder der Mord gegen Anverwandte des königlichen Amalerhauses. Im Jahre 530 ward das thüringische Königsgeschlecht vernichtet, indem der fränkische König Theuderich den König der Thüringe Herminfried, den Gatten Amalabergas, zu Zülpich von der Stadtmauer herabstieß. Auch diese Unthat konnte Amalaswintha nicht rächen. Ja, sie mußte es im folgenden Jahre geschehen lassen, daß der junge Westgotenkönig, Theoderichs Enkel Amalarich, infolge einer Meuterei, die von den katholischen Franken ausging, ermordet wurde und daß jener Theudis, der im Namen Theoderichs einst das Westgotenreich verwaltet hatte, die erledigte Krone an sich riß. Daß Amalaswintha auch hier keinen Widerspruch erhob und mit Waffengewalt oder mindestens mit ernster Drohung einschritt, läßt sich nur durch das Gefühl der Unsicherheit ihrer Stellung erklären.

Der ostgotische Adel ertrug nur ungern die Herrschaft eines Weibes über sich, und dazu kam, daß Amalaswintha für römische Kultur eine allzu-

Digitized by Google

große Vorliebe an den Tag legte. Wohl ging die Verwaltung im Innern ihren ruhigen, geregelten Gang weiter; der treffliche Cassiodorius erwies sich, wie unter Theoderich, als treuer Beamter, als zuverlässiger Ratgeber und Freund. Die Regierung war eifrig bestrebt, jedem im Reich strengste, unbestechliche Gerechtigkeit zu teil werden zu lassen, niemand sollte über Beeinträchtigung klagen dürfen. Sogar durch allgemeine Gesetze suchte man einreißenden Mißbräuchen zu begegnen. Das Edikt, das Cassiodorius im Namen Athalarichs und im Auftrag Amalaswinthas um 530 veröffentlichte (s. oben S. 225) ist ein in sittlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht wichtiges Schriftstück, und auch aus andern gesetzlichen Verfügungen ersieht man den redlichen Willen der Regierung, allen Übelständen zu steuern und die Lage der Unterthanen so glücklich als möglich zu gestalten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der ostgotische Staat in ruhig kräftiger Haltung nach außen und mit Gerechtigkeit und Weisheit im Innern verwaltet, ungeschwächt auf Athalarich übergehen und als wohl verbundenes Ganzes auf künftige Zeiten vererbt werden konnte. Aber auf der Tafel der Geschichte stand es anders geschrieben; und Amalaswintha selbst trug, ohne es zu wissen und zu wollen, einen Teil der Schuld daran, daß trotz aller ihrer Umsicht und Fürsorge der ihrer Obhut anvertraute Staat der Auflösung entgegeneilte.

Die übermäßige Vorliebe, welche die feingebildete Frau für römische Sitte und Wissenschaft trug, kränkte die biedern Goten, und mit grimmigem Unwillen sahen sie zu, wie sie ihrem Sohne eine ganz römische Erziehung gab. Der Knabe, der dazu bestimmt war, ein König der Goten zu werden, wurde gewöhnt wie ein römischer Patriciersohn. Statt der Waffen erhielt er Bücher in die Hand, mußte zur Schule gehen und die Ungebundenheit eines germanischen Knaben mit strenger Zucht und Ordnung vertauschen. Zur Erziehung gab ihm die Königin drei würdige Greise; aber obwohl diese selbst Goten waren, so mißfiel doch dem gotischen Adel die ganze römisch zugeschnittene Erziehung. Alle waren der Ansicht, durch eine solche Richtung müsse der Königssohn für seinen künftigen Beruf verzärtelt und untüchtig werden. Als nun einst die Mutter den Knaben wegen einer Unart körperlich züchtigte und Athalarich weinend und über Mißhandlung klagend in den Männersaal gelaufen kam, da brach der Unwille der vornehmen Goten offen aus. Sie sandten mehrere der Angesehensten an die Königin und machten ihr heftige Vorwürfe. „Schulmeister und alte Leute," sagten sie, „können keine Gotenprinzen ziehen. Wer sich vor der Rute fürchtet, wird kein tapferer Krieger werden; das ist auch des großen Theoderich Meinung gewesen. Theoderichs Erbe bedarf der Wissenschaft nicht. Darum entlaß die römischen Lehrmeister und die alten Erzieher und laß deinen Sohn mit Jünglingen seines Alters und seines Volkes aufwachsen, damit er ein rechter König werde." Amalaswintha blieb nichts

Digitized by Google

übrig, als gegen ihre bessere Einsicht dieses Ansinnen zu erfüllen, und der leichtsinnige Knabe, der sich der strengen Zucht der edlen Frau nur gar zu gern entrückt sah, überließ sich dem Laster der Trunkenheit und allen Arten von Ausschweifungen, und die Mutter mußte mit blutendem Herzen mit ansehen, wie der Sohn, an den sich so hohe Hoffnungen knüpften, an Leib und Seele verdarb.

Zu diesem Herzeleid kamen neue Kränkungen, die sie von den trotzigen Goten erfuhr. Verlangten sie doch sogar einmal von ihr, sie solle sich aus dem königlichen Palast zurückziehen und die Regierung ihrem Sohn und ihnen überlassen. Doch durch rohe Drohungen ließ sich Theoderichs Tochter nicht einschüchtern. Drei der unbändigsten Häuptlinge, deren aufrührerische und beleidigende Reden die übrigen am meisten gereizt hatten, beschloß sie vom Hofe zu entfernen. Sie gab ihnen Befehl, an die äußersten Grenzen Italiens und zwar nach entgegengesetzten Richtungen abzureisen, unter dem Vorwand, daß sie als Kriegsbefehlshaber die Marken des Reiches gegen feindliche Einfälle schützen sollten. Nichtsdestoweniger setzten sich diese drei Männer durch Vermittlung von Freunden und Verwandten von ihren weitentfernten Wohnorten aus ins Einvernehmen und sannen auf Rache gegen Amalaswintha. Wider solche und ähnliche Eigenmächtigkeiten blieb der bedrängten Königin, die sich im eigenen Reiche bloß auf die unzuverlässigen Römer stützen konnte, nur eine Hilfe. Selbst der ihrem Volke so bedauerlich entfremdeten, ganz durch die antike Kultur gefangenen Frau mag es nicht leicht angekommen sein, diese Hilfe anzurufen und damit einen ungeheuren politischen Fehler von den verhängnisvollsten Folgen zu begehen: die Tochter Theoderichs suchte Schutz bei Byzanz, bei dem Kaiser Justinian, der schon lange auf eine Gelegenheit lauerte, sich in die gotischen Dinge zu mischen, bei dem Manne, der seit seiner Thronbesteigung (527) sich als höchstes Ziel die Wiedervereinigung Afrikas und Italiens mit dem Kaiserreiche gesetzt hatte.

Amalaswintha fragte unter der Hand bei Justinian an, ob sie im Falle der Not bei ihm eine Zuflucht finden werde; zugleich suchte sie sich der Römer in ihrem Lande zu versichern, indem sie ihnen Steuern erließ, viele zu den höchsten Würden beförderte, Angeklagte in Freiheit setzte und die eingezogenen Güter des Boëthius und Symmachus an deren Erben zurückgeben ließ. Zugleich beschloß sie die Tötung der drei gefährlichsten Gegner, die sie durch die Entfernung vom Hofe nicht unschädlich machen konnte. Währenddes war Justinians Antwort eingelaufen, der ihr mit Freuden ein Asyl versprach und sie dringend einlud, in sein Reich zu kommen.*) Ein prachtvolles Haus in Epidamnus ließ er für die Königin

*) „Was konnte ihm erwünschter sein, als tief klaffende Parteiung im Volke der Goten, schroffe Trennung der Regentin von ihrer Nation durch blutige Thaten?“ (Dahn.)

Digitized by Google

in Bereitschaft setzen. Jetzt wählte sie einige beherzte Männer, die ihr treu ergeben waren, und sandte sie mit dem Auftrage ab, jene drei Häupter der Verschwörung umzubringen. Zu gleicher Zeit ließ sie ein Schiff, mit dem Königsschatze (400 Centnern Gold) beladen und mit zuverlässigen Leuten bemannt, nach Epidamnus vorausfegeln und dort ohne Landung vor Anker liegen, bis sie weiteren Auftrag erteile. Sie war entschlossen, dahin zu fliehen, falls der entworfene Plan mißlänge. Aber der dreifache Mordanschlag gelang, und nun konnte sie das Schiff zurückkommen lassen und in Ravenna bleiben. Ihre Herrschaft schien fester als jemals begründet.

Inzwischen hatte der Kaiser schon mit einem andern Glied des Amalergeschlechts geheime Verbindungen angeknüpft, durch die er einen beträchtlichen Teil Italiens zu gewinnen hoffte. Es lebte unter den Goten ein Mann im vorgerückten Alter, Namens Theodahad, ein Sohn jener Amalafrida, die später als Witwe dem Wandalenkönig Thrasamund vermählt wurde und so jammervoll ums Leben kam, ein Bruder der Thüringerkönigin Amalaberga. Aber in diesem Theodahad lebte nicht der hohe, männliche Geist des alten Heldengeschlechts, aus dem er stammte. In römischer Bildung nicht unbewandert, nannte er sich mit Stolz einen platonischen Philosophen und prahlte gern mit klassischer Wissenschaft, war aber dabei ein herzloser, habgieriger Mensch, feige und unzuverlässig und gänzlich unerfahren im Staats- und Kriegswesen. Er besaß die meisten Landgüter in Tuscien (Toskana), die er zum großen Teile durch gewaltsame Mittel ihren früheren Besitzern entrissen hatte, wie er denn auf Erwerb von Vermögen schamlos erpicht war. „Nachbarn zu haben," sagt der Geschichtschreiber Prokop,*) „schien ihm eine Art Unglück." Wiederholt hatte die Königin den habsüchtigen Mann gezwungen, widerrechtlich in Besitz genommene Ländereien herauszugeben, und er haßte sie deshalb mit der ganzen Kraft einer niederträchtigen Seele. Als nun Kaiser Justinian zwei katholische Bischöfe nach Italien schickte, um mit dem Papste über geistliche Angelegenheiten zu verhandeln, wendete sich Theodahad an sie und gab ihnen zu verstehen, er sei bereit, gegen eine angemessene Entschädigung

*) Prokopius aus Cäsarea in Palästina, seinem Beruf nach Rhetor und Sachwalter, begleitete seit 526 den berühmten Feldherrn Belisar, von dem wir unsern Lesern noch viel zu erzählen haben, als Geheimschreiber und Rechtsrat fast auf allen seinen Feldzügen. Später war er Senator und Präfekt in Konstantinopel, wurde aber 562 bei einer Verschwörung seiner Würde entsetzt und starb bald darauf. Wir besitzen von ihm eine Geschichte seiner Zeit, eine Lobschrift über die Bauten Justinians und eine Geheimgeschichte des byzantinischen Hofes. In dem erstgenannten Werke sind die Bücher, welche die Kriege Justinians gegen Wandalen und Ostgoten berichten, für uns vom höchsten Interesse. Seiner frischen, ausführlichen und anschaulichen Erzählung folgen wir im nachstehenden fast ausschließlich.

Digitized by Google

in barem Gelde und Erteilung der Senatorenwürde ganz Tuscien dem Kaiser in die Hände zu spielen und den Rest seiner Tage in Byzanz zu beschließen. Justinian, der sich das Verdienst erworben hat, durch die bedeutendsten Rechtsgelehrten seiner Zeit die römischen Gesetze in ein Buch, den berühmten Codex Justinianeus oder das Corpus Juris, zusammenzutragen und zu ordnen, war dennoch ein Mann ohne alles Gerechtigkeitsgefühl, er regierte — von seiner sittenlosen Gemahlin Theodora auf unwürdige Weise beeinflußt — nach Willkür und scheute weder Trug noch Verführung, um seine Macht zu erweitern. Eben hatte er unter nichtigem Vorwand das Wandalenreich in Afrika durch seinen Feldherrn Belisar angreifen lassen, das ihm im nächsten Jahre (534) zum Opfer fiel. Jetzt griff er mit beiden Händen zu, als die Erbärmlichkeit Theodahads ihm einen so leichten Ländererwerb auf ostgotische Kosten in Aussicht stellte. Mit Freuden sah er das Volk der Goten von zwei Mitgliedern des Königshauses seinen lauernden Ränken ausgesetzt. Er beschloß, alle seine byzantinische Verschmitztheit aufzubieten, um — wie er es gegen die Wandalen mit Glück versucht hatte — „auch das Gotenreich durch Spaltungen unter den Fürsten und geheimes Einverständnis mit diesen zu zerrütten" und es dann als leichte Beute an sich zu reißen. Aber die Herrschaft der Ostgoten stand doch auf festeren Füßen als die der Wandalen, und es kostete einen langen und schweren Krieg, bis der zähe Kaiser sein Ziel erreichte. Jetzt sandte er den verschlagenen Sachwalter Petrus, einen jener Menschen, denen die Sprache dazu dient, die Wahrheit zu verbergen, nach Italien, damit er im Namen des Kaisers mit Theodahad und Amalaswintha unterhandle.*) Aber inzwischen hatte sich die Lage der Dinge in Italien so plötzlich und gewaltig geändert, daß Justinian demgemäß auch seinen Plan völlig ändern mußte. Athalarich war, erst sechzehn Jahre alt, ruhmlos ins Grab gesunken, das er sich durch Sünden und Zuchtlosigkeit selbst gegraben hatte (534). Amalaswintha, die unglückliche Mutter, sah wohl ein, daß sie sich allein auf dem Throne nicht halten könne. Freilich wäre es unter so schwierigen Verhältnissen das beste gewesen, wenn sie ihren anfänglichen Entschluß, dem Thron zu entsagen, ausgeführt und den Goten die Wahl eines tüchtigen Königs aus ihrer Mitte verstattet hätte; aber sie hielt es für ihre Pflicht, auszuharren bis ans Ende, und

*) Prokop erzählt in seiner ‚Geheimgeschichte', daß Petrus auch von der Kaiserin Theodora heimliche Aufträge erhalten habe. Dieses Weib, das sich von einer gemeinen Dirne durch Reiz und Geist zur Kaiserin aufgeschwungen hatte, „fürchtete für ihre Gewalt über den Kaiser, wenn die schöne und hochgebildete Tochter Theoderichs am Hofe erscheine; sie beschloß deshalb, Amalaswintha vorher aus der Welt zu schaffen; sie war es gewesen, die die Wahl des Kaisers auf Petrus lenkte; durch große Versprechungen gewann sie diesen, ihren Willen zu thun." Doch ist die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht mit Grund angefochten worden.

Digitized by Google

wer wollte die hochsinnige Frau deshalb schelten? Wohl aber ist die Verblendung zu beklagen, in der befangen sie, in dem Wahne ihre Herrschaft dadurch zu befestigen, den unwürdigsten und untauglichsten Mann neben sich auf den Thron berief. Allerdings war Theodahad der einzige männliche Sproß, der von Theoderichs Geschlecht noch übrig war, aber auch dieser Umstand hätte sie nicht dazu bewegen dürfen, ihn an die Spitze des Reiches zu stellen. Der Erbärmliche schwur ihr mit heiligem Eide, was sie verlangte, nämlich daß er nur den Namen des Königs führen, ihr aber die ganze Herrschermacht überlassen wolle, und es gingen von ihm wie von der Königin Schreiben an den griechischen Kaiser, in denen Theodahads Thronbesteigung angezeigt und fast demütig um Fortdauer der alten Freundschaft gebeten wurde. Gleich darauf, nachdem Theodahad eben noch in einem Erlaß an den Senat die tiefste Achtung vor seiner Wohlthäterin geheuchelt hatte, verband er sich mit ihren erbittertsten Widersachern, ließ etliche ihrer besten Ratgeber und Freunde ermorden und beförderte mehrere Verwandte der gefährlichsten Gegner der Königin zu hohen Ämtern. Und als sie ihm hierüber heftige Vorwürfe machte, legte er sie in Fesseln und sandte sie auf ein Kastell, welches auf einer Insel mitten im Bolsener See lag, in strenge Haft. Da er aber fürchten mußte, daß der Kaiser solches Verfahren tadeln werde, schickte er Gesandte ab, die dem Kaiser die feierlichsten Versicherungen überbringen sollten, er werde der Königin, obgleich sie ihn selbst auf das schimpflichste behandelt habe, nichts zu leide thun; zugleich zwang er Amalaswintha, so sehr sie sich sträubte, in gleichem Sinne an den Kaiser zu schreiben. Noch hatte Justinian weder von Athalarichs Tod noch von Theodahads Erhöhung die Kunde erhalten, und sein Unterhändler Petrus war schon auf der Reise nach Ravenna begriffen, als dieser jene beiden früheren Ereignisse durch die ersten Boten des Königs und der Königin erfuhr und nun — bei seiner Ankunft in der Seestadt Aulon in Albanien — durch Theodahads zweite Gesandtschaft auch die Nachricht von der Einkerkerung Amalaswinthas erhielt. Er verschob deswegen die Fortsetzung seiner Reise und sandte Eilboten nach Byzanz, um neue Verhaltungsmaßregeln einzuholen. Der schlaue Justinian wußte die wirre Lage des gotischen Staates aufs beste zu nützen. Er überschickte dem Unterhändler ein Schreiben an Amalaswintha, in dem er ihr die nachdrücklichste Unterstützung versprach, und befahl zugleich dem Petrus diesen seinen kaiserlichen Entschluß dem Theodahad und dem ganzen Gotenvolke öffentlich bekannt zu machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade dies den Untergang der unglücklichen Frau beschleunigt hat. Die Anverwandten jener drei gotischen Edlen, die auf Amalaswinthas Befehl getötet worden waren, bewogen den von Haß und Furcht vor ihr erfüllten König leicht, die wehrlose Fürstin ihrer Rache zu überlassen. Sie eilten mit seiner Einwilligung

Digitized by Google

auf die einsame Seeinsel, wo Theoderichs Tochter gefangen saß, und erwürgten sie im Bade. So endete eine edle, wohlmeinende, hochsinnige Frau, deren ungewöhnliche Begabung, redlicher Wille, männliche Thatkraft und hohe Bildung eines besseren Schicksals wert gewesen wäre (535).

Dieser ruchlose Mord, von dem Petrus sogleich Bericht nach Byzanz sandte, gab dem Kaiser nun einen willkommenen Vorwand, als Rächer der Königin aufzutreten und dabei das Gotenreich zu stürzen, und er that dies mit um so berechtigterer Hoffnung auf Gelingen, als eben damals das Wandalenreich in seine Hände gefallen war. Er ließ daher durch Petrus dem Theodahad und den übrigen Goten ankündigen, daß er nach einer solchen Schandthat mit ihnen einen Krieg ohne Gnade und Erbarmen führen werde. Und so entspann sich jener zwanzigjährige furchtbare Kampf, der mit dem Untergang eines der edelsten deutschen Stämme endigte und in dem dieser Stamm ein fast übermenschliches Heldentum bewährte.

5. Theodahad und Belisar.

(Von 535 bis 536.)

Während Theodahad müßig und ratlos dem drohenden Unheil entgegensah, traf Justinian rasch und entschieden seine Anstalten. Nicht nur von zwei Seiten her gedachte er den Angriff auf das Ostgotenreich zu lenken; er suchte ihm auch andere gefährliche Feinde zu erwecken. Darum schrieb er an die katholischen Franken, die stets mit Eifersucht und Unwillen die ostgotische Macht angesehen hatten, und forderte sie als rechtgläubige Christen auf mit ihm gemeinsam den arianischen Ketzern Italien zu entreißen. Das eine seiner Heere unter dem Feldherrn Mundus entsandte er zu Lande nach Dalmatien an die Ostküste des adriatischen Meeres, um dieses Land den Ostgoten zu entreißen und dann von Norden her Ravenna zu bedrohen; das andere größere Heer aber segelte in einer Stärke von acht bis neuntausend Mann auf einer Flotte nach Sizilien. Der Anführer dieses Hauptheeres war Belisar, der Überwinder der Wandalen, der größte Feldherr seiner Zeit. Er war ein schöner, großer Mann von freundlichem Wesen, leutselig und wohlwollend auch gegen den Geringsten. Die Freigebigkeit, die er seinen Soldaten gegenüber bewies, war großartig und fesselte die Kriegsmänner an seine Fahnen; seine Gerechtigkeit aber und schonende Fürsorge und Mäßigung machten ihn auch bei den Landleuten beliebt. Man rühmte seine Sittenreinheit ebenso wie seine mit der ruhigsten Überlegung gepaarte Tapferkeit; er war kühn und bedächtig, je nachdem die Umstände es erforderten. Er war mäßig und nüchtern, in schwierigen Lagen standhaft und zuversichtlich, in guten Tagen frei von allem Übermut. Dazu kam ihm ein gewaltiges Vermögen vielfach zu statten, so daß er z. B.

Digitized by Google

im Verlauf des Krieges 7000 Reiter aus eigenen Mitteln ausrüsten konnte. Was aber in jener Zeit der greulichsten Selbstsucht dem Belisar zum höchsten Ruhm gereicht, das ist seine Uneigennützigkeit. Er verfolgte niemals persönliche Vorteile, auch den lockendsten Versuchungen gegenüber blieb er stets der treue Diener seines Herrn und begehrte keine höhere Ehre als dies zu sein. Gegen Feinde, zumal gegen „Barbaren", hielt freilich auch Belisar List und Trug für erlaubte Mittel. So war der Mann beschaffen, den Justinian gegen die Ostgoten aussandte, um ihnen Italien zu entreißen.

Belisar, der damals die Würde eines Konsuls bekleidete, landete zuerst auf Sizilien und unterwarf in wenigen Wochen die ganze große Insel, da sie von den Goten nur schwach besetzt war und die Eingebornen, die ihn als Katholiken und Römer mit Freuden willkommen hießen, ihm in Masse zufielen. Nur Panormus (Palermo) versuchte schwachen Widerstand. Es war am letzten Tage seines Konsulatsjahres (535), als Belisar siegreich in Siziliens Hauptstadt Syrakus unter dem Jubel der Einwohner einritt, Goldmünzen unter das Volk ausstreuend, wie ein Triumphator des alten Roms.

Während so ein kostbarer Besitz, Italiens Kornkammer, das reiche Sizilien den Goten verloren ging und der Feldherr Mundus in Dalmatien die Hauptstadt Salona einnahm, saß der klägliche Theodahad ratlos in seiner Residenzstadt Ravenna, wie betäubt von den raschen Erfolgen des mächtigen Feindes. Dies benutzte der verschmitzte Petrus, um den feigen König vollends in Furcht und Schrecken zu jagen. Theodahad berief denn auch in seiner Angst den oströmischen Agenten, der noch an seinem Hofe weilte, zu einer geheimen Unterredung und gebärdete sich gerade so, als ob er schon Justinians Kriegsgefangener wäre. Er erbot sich zu den erniedrigendsten Zugeständnissen: Sizilien wolle er dem Kaiser abtreten, ihm jedes Jahr eine goldene Krone von 300 Pfund Schwere senden und, sobald Justinian es verlange, ihm 3000 kampfgerüstete Goten als Hilfsvölker stellen; zu allen wichtigeren Regierungshandlungen wolle er die Genehmigung des Kaisers einholen, kein Todesurteil und keine Vermögenseinziehung ohne dessen Erlaubnis ausführen; bei allen öffentlichen Feierlichkeiten solle zuerst des Kaisers, dann erst sein eigener Name genannt werden; Standbilder von ihm sollten nur in Gemeinschaft mit solchen des Kaisers errichtet werden und zwar so, daß rechts das des Kaisers stände. Alles dies setzte Petrus schriftlich auf, und der König schrieb seinen Namen darunter. Aber kaum hatte er den Vertrag unterzeichnet und den Unterhändler entlassen, als ihn eine klägliche Seelenangst ergriff, die ihn zu den wahnsinnigsten Vorstellungen hinriß. In seiner Furcht vor einem Kriege bebte er vor dem Gedanken zurück, daß Justinian etwa mit dem aufgesetzten Vertrag sich nicht zufrieden geben und den Krieg wieder eröffnen könnte. Er ließ daher den Gesandten,

Digitized by Google

welcher bereits abgereist war, zurückrufen und nahm ihn ganz im geheimen nochmals vor. Nach Prokops Erzählung entwickelte sich bei dieser Zusammenkunft ein Gespräch, bei dem es schwer wäre ernsthaft zu bleiben, wenn nicht der Gedanke zur Wehmut stimmte, daß über die Geschicke eines so edlen Volkes ein so unedler verächtlicher Mann die Entscheidung hatte. „Sage mir," begann der verzagte König, „glaubst du wohl, daß der Vertrag dem Kaiser gefallen wird?" Petrus erwiederte, er vermute es. „Wenn nun aber", rief Theodahad, „Justinian dem Vertrag keinen Beifall schenkt? Was wird dann geschehen?" „Dann wirst du Krieg führen müssen, erlauchter Herr," versetzte Petrus. „Aber liebster, bester Gesandter," rief der Feigling, „ist das auch recht und billig?" „Wie sollte es das nicht sein?" sprach der Byzantiner, „recht und billig ist es für jeden, seiner Lebensanschauung treu zu bleiben." „Was willst du damit sagen?" fragte der König. „Sehr einfach," antwortete der Gesandte, „siehst du, Herr, dein höchster Eifer und Ehrgeiz ist es, ein Philosoph zu sein; Justinian dagegen will um jeden Preis ein thatkräftiger Herrscher sein. Daraus ergiebt sich nun folgender Unterschied: einen Mann, der sich wie du mit Philosophie beschäftigt, steht es übel an, Tod und Untergang über andere Menschen zu bringen und noch dazu über so viele. Plato, dessen Schüler du ja bist, lehrt wenigstens so, und so mußt du unter allen Umständen deine Hände von Menschenblut rein halten. Dem Kaiser aber, der von Philosophie durchaus nichts versteht, geziemt es sehr wohl, Ansprüche auf ein Land zu erheben, das ihm noch dazu von Rechts wegen gehört." Die Richtigkeit dieser Bemerkungen leuchtete dem Narren ein, und er fertigte alsbald einen zweiten Vertrag aus, in dem er dem Kaiser seine ganze Herrschaft abtrat; den Petrus aber ließ er schwören, diesen Vertrag dem Kaiser nicht eher mitzuteilen, als bis er merke, daß Justinian den ersten Vertrag nicht annehmen wolle. Auch sandte er den Römer Rusticus, einen Priester, der zu seinen ersten Vertrauten gehörte, mit einem Schreiben an den Kaiser mit.

Als Petrus und Rusticus in Byzanz ankamen, eröffneten sie dem Kaiser zuerst das frühere Übereinkommen, und da Petrus natürlich dem Kaiser vorher die nötigen Winke gegeben hatte, zeigte sich dieser von dem Anerbieten durchaus nicht befriedigt und wollte schlechterdings darauf nicht eingehen. Wie hätte er sich mit einem Teile begnügen sollen, da er wußte, er könne alles fordern? Nun überreichten die Gesandten den zweiten Brief Theodahads, der den späteren Vertrag enthielt und also lautete: „Ich bin, erhabener Kaiser, kein Neuling am Hof; es war mir beschieden in der Hofburg des Königs Theoderich, meines Oheims, geboren und meines Geschlechts würdig erzogen zu werden. Doch sind mir Krieg und Waffenlärm ungewohnte Dinge, da ich von jeher meine Vorliebe den Wissenschaften, ins-

Digitized by Google

besondere redneriſchen Künſten, zuwendete und ſie zu meinem Zeitvertreibe machte. Es paßt ſich daher für mich nicht, der Herrſchaft und des Kriegsruhms wegen mich in Gefahren zu ſtürzen; denn der Ruhm wird mit Überſättigung erkauft, und Herrſchaft bringt den, der ſie nicht gewöhnt iſt, in Ungemach. Demnach werde ich ſofort die Krone über Goten und Italiker in deine Hände legen, wofern mir nur Landgüter zuteil werden, die mir jährlich mindeſtens zwölfhundert Pfund Goldes einbringen. In der Eigenſchaft eines Landwirtes nämlich und aller Staatsgeſchäfte ledig würde ich mich behaglicher befinden, als wenn ich mein Leben in Königsſorgen zubringen müßte, die nur aus einer Gefahr in die andere ſtürzen. So ſchicke denn ſchleunigſt einen Mann, dem ich Italien und die Geſchäfte der Regierung übergeben kann." So ſchrieb der Neffe des großen Theoderich. Man kann ſich denken, in welche heitere Laune dieſer Brief den Kaiſer verſetzte; ſeine Antwort iſt voll feinſter Ironie. „Schon längſt," ſo lautete das kaiſerliche Schreiben, „iſt mir zu Ohren gekommen, daß du ein verſtändiger Mann ſeieſt; und jetzt halte ich den Beweis davon in Händen. Wie klug iſt es von dir, daß du dich entſchloſſen haſt, nicht erſt das Ende des Krieges abzuwarten! Denn ſchon manche, die es darauf ankommen ließen, ſind ſchließlich mitten in den großen Unternehmungen geſtürzt worden. Dein Entſchluß ſoll dich niemals gereuen, und du ſollſt auch das, was du begehrſt, von uns erhalten und noch dazu die höchſten römiſchen Würden. Gegenwärtig ſende ich zwei zuverläſſige Männer an dich ab, die den Vertrag in aller Form mit dir abzuſchließen bevollmächtigt ſind." Mit dieſem Schreiben reiſte Petrus und ein zweiter Geſandter Namens Athanaſius nach Ravenna ab. Sie fanden aber bei Theodahad eine ganz andere Aufnahme als ſie erwartet hatten.

Mittlerweile nämlich war ein gotiſches Heer in Dalmatien eingerückt, und als dieſe Truppen in die Nähe von Salona, das die Oſtrömer beſetzt hatten, kamen, ging ihnen der Befehlshaber Mauricius, des Mundus Sohn, mit einer kleinen Schar entgegen, nicht um ſich in ein Treffen einzulaſſen, ſondern um Kundſchaft einzuholen. Aber die Goten griffen die Schar des Mauricius unvermutet an und rieben ſie in einem ſiegreichen Gefecht gänzlich auf; Mauricius ſelbſt blieb im Kampfe. Als Mundus dieſe Kunde vernahm, ließ er ſich von ſeinem Vaterſchmerz und Ehrgeiz hinreißen, ſofort ohne ſtrenge Ordnung gegen den Feind aufzubrechen. Zwar erlitten die Goten ſchwere Verluſte und wandten ſich ſchon zur Flucht, da ſetzte ſich der leidenſchaftliche Mundus allzuſehr den Schwertern der Feinde aus, er wurde getötet, und beide Heere gingen ohne einen entſcheidenden Erfolg auseinander. Da aber die Römer aller ihrer Anführer beraubt waren, glaubten ſie ſich in Salona nicht halten zu können, ſondern zogen nach Hauſe zurück, Dalmatien den Goten überlaſſend, die ſogleich die dor-

Digitized by Google

tigen festen Plätze besetzten außer Salona, da sie die feindselig gesinnte Bürgerschaft der Stadt fürchteten. Von allen diesen Vorgängen erhielt nun Theodahad Kunde, und wie die kaiserlichen Gesandten zu ihm kamen, waren sie sehr verwundert den kürzlich so Zaghaften wieder gutes Muts zu finden. Der durchaus treulose und unzuverlässige Mann, im Glück ebenso frech und übermütig als im Unglück feige, überschüttete die kaiserlichen Boten mit rohen Hohnreden, und als Petrus ihm seine Wortbrüchigkeit vorwarf, ließ er die Gesandten gegen alles Völkerrecht ergreifen und in strengen Gewahrsam bringen.

Sein Übermut sollte ihm übel bekommen; denn der Winter war noch nicht um, als ein neues kaiserliches Heer unter dem Feldherrn Constantian in Dalmatien die Oberhand gewann und das ganze Land unter Justinians Herrschaft brachte (Anfang 536). Zugleich erließ der Kaiser an Belisar Befehl, ohne Zögern nach Italien überzusetzen. Dieser war zu jener Zeit von Sicilien nach Afrika hinübergefahren, um eine dort ausgebrochene Meuterei der Soldaten zu dämpfen, und hatte nach seiner Rückkehr die Zustände auf der Insel erst wieder ordnen und die hie und da sich regende Empörung niederschlagen müssen. Deshalb konnte dieser erst im Juni oder Juli 536 von Messina nach Rhegium (Reggio) übersetzen und eroberte nun in kurzer Zeit ohne Mühe die Landschaften Unteritaliens, weil die Einwohner aus Haß gegen die Goten freiwillig zu ihm übertraten und die meisten Städte ohne Mauern und Besatzung waren. Selbst aus dem Gotenvolke gingen einige aus Verachtung gegen Theodahad und aus jener verderblichen Vorliebe für römisches Wesen, an der manche der Gebildetsten unter den Goten krankten, zu Belisar über, so der Feldherr Ebrimut, des Königs eigener Eidam, der mit einer Schar nach Rhegium abgesandt worden war, um die Landung Belisars zu hindern. Er ging nach Byzanz, wo er mit hoher Auszeichnung aufgenommen und mit dem Patriciat belohnt wurde.

Ohne Widerstand zu finden, rückte Belisar mit seinem Heere an der Küste von Bruttium und Lucanien nach Norden, während die Flotte nahe am Ufer nebenherfuhr. In Campanien aber wurde der Feldherr längere Zeit durch das stark befestigte Neapel, das eine gotische Besatzung hatte, aufgehalten und mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Anfänglich zwar schien es, als sollte ihm dies erspart bleiben; denn nachdem er kaum sein Lager vor den Mauern aufgeschlagen und ein außerhalb der Stadt gelegenes Kastell durch gütliche Übereinkunft mit der Besatzung eingenommen hatte, erschien eine Gesandtschaft vornehmer Bürger vor ihm, die wegen der Übergabe mit ihm unterhandelten. Die Übereinkunft kam auch wirklich zustande, und die römisch gesinnte Mehrheit der Bürgerschaft beschloß schon, dem kaiserlichen Oberfeldherrn die Thore zu öffnen. Da

Digitized by Google

nun die kleine gotische Besatzung nicht wagen konnte, sich dem zu widersetzen, so stellten sich der lärmenden Menge, die unter Freudengeschrei dem Thore zulief, um die Strömer hereinzulassen, zwei hochangesehene Sachwalter Pastor und Asklepiodot entgegen und riefen das Volk und sämtliche Goten auf einen freien Platz zusammen. Hier redeten sie folgendermaßen: „Wir sehen die Menge des Volkes im Begriff, diese unsere Stadt dem Belisar zu übergeben, ohne daß nur einer der bewährtesten und verständigsten Bürger um seine Meinung darüber befragt worden wäre. Da wir nun allesamt am Rande des Verderbens stehen, so halten wir es für unsere Pflicht, unsrer Vaterstadt eine wohlgemeinte Warnung gleichsam als letzten Liebesdienst zu widmen. Ihr wollt, o Mitbürger, die Stadt dem kaiserlichen Feldherrn überliefern, weil er euch gütige Behandlung zugeschworen hat. Könnte er euch nur auch verbürgen, daß das Kriegsglück ihm treu bleiben wird! Dann handeltet ihr unzweifelhaft sehr verständig. Aber es ist noch völlig ungewiß, wer in dem bevorstehenden Kampfe die Oberhand gewinnen wird, und darum ist es unbesonnen so eilig vorzugehen. Wenn nun die Goten schließlich Sieger bleiben, wie werdet ihr dann ihnen, die ihr so schwer durch eure Treulosigkeit beleidigen wollt, begegnen, wenn sie euch zur Rechenschaft ziehen? Aber selbst wenn Belisar den Sieg erränge, so würde er euch doch, so froh er jetzt über eure Ergebenheit ist, später mit Recht als Verräter und unzuverlässige Menschen ansehn und der Kaiser aus Mißtrauen mindestens eine starke Besatzung für alle Zeiten in die Stadt legen. Denn so geht es allen Verrätern: man benutzt anfangs ihre Gefälligkeit, um sie später, wenn man sie nicht mehr braucht, zu verachten und mit Argwohn zu behandeln. Erfüllt ihr aber eure Pflicht, indem ihr die euch anvertraute Stadt wacker verteidigt, so werden die Goten euch dankbar sein und kein Mensch — auch der Kaiser nicht — kann euch daraus einen Vorwurf machen. Und wie kommt ihr denn überhaupt darauf, euch vor einer Belagerung zu fürchten? Haben wir nicht Vorräte in Fülle, starke Befestigungswerke und eine hinreichende Besatzung? Glaubt ihr, Belisar würde euch so vorteilhafte Bedingungen zugestanden haben, wenn er die geringste Hoffnung hegte, die Stadt mit Gewalt zu erobern?“ Darauf führten sie der Versammlung die reichen Juden vor, welche die Lieferung der Lebensmittel übernommen hatten. Diese gedachten dankbar der Duldung und Milde, mit der der edle Theoderich sie einst vor dem rohen Fanatismus geschützt hatte, und hatten außerdem allen Grund die Erpressungen und Mißhandlungen zu fürchten, denen ihre Glaubensgenossen im oströmischen Reiche ausgesetzt waren. Sie versicherten daher, es sei Proviant im Überfluß vorhanden, sodaß die Stadt nicht den geringsten Mangel leiden werde. Hierauf traten auch die Anführer der gotischen Besatzung auf und versicherten, sie würden die Mauern aufs beste verteidigen.

Digitized by Google

Durch alles dies ließen sich die Neapolitaner bereden, die Unterhandlungen mit Belisar rückgängig zu machen und ihm anzudeuten, er möge sich schleunigst von hinnen begeben. Belisar aber schritt unverweilt zur Belagerung, ohne doch etwas ausrichten zu können. Vielmehr wurden seine häufigen Versuche die Mauern zu erstürmen zurückgeschlagen, und viele seiner tapfersten Soldaten gingen dabei zu grunde; denn die Stadt war teils durch das Meer, teils durch steile Abhänge unzugänglich. Die Leitung, die vom Gebirge her die Stadt mit Wasser versorgte, ließ Belisar zerstören, doch setzte er die Bürger dadurch nur in geringe Verlegenheit, weil innerhalb der hohen Stadtmauern sich reichlich fließende Brunnen befanden.

Freilich schlug die Hoffnung auf baldigen Entsatz durch ein gotisches Heer fehl, dank der gänzlichen Unfähigkeit des Königs. Die Belagerten schickten heimlich Gesandte nach Rom, wo sich Theodahad aufhielt; sie kamen auch glücklich unbemerkt durch die feindlichen Wachtposten und baten dringend um schleunige Hilfe. Allein Theodahad traf nicht die geringsten Anstalten zum Kampfe, da er von Natur ein Feigling und noch dazu durch unheilverkündende Weissagungen vollends entmutigt war.

Belisar sah sich zu seinem großen Verdruß vor Neapel festgehalten; durch die langwierige Belagerung ging ihm kostbare Zeit verloren, und da er der ausgezeichneten Lage und Festigkeit der Stadt gegenüber nichts ausrichten konnte, so beschloß er die Belagerung aufzuheben und hatte seinem Heere bereits den Befehl zum Aufbruch erteilt, als ein unverhoffter Glückszufall ihn in den Besitz der Stadt setzte. Einen seiner Soldaten reizte die Neugier, sich das Innere der Wasserleitung, die jetzt trocken stand, anzuschauen. Deshalb stieg er fern von der Stadtmauer an der Stelle, wo Belisar das Bauwerk hatte durchbrechen lassen, in den bedeckten Kanal hinein und ging ohne Hindernis darin weiter, da natürlich infolge des Abbruchs kein Wasser darin war. Als er aber fast bis an die Stadtmauer vorgeschritten und gekrochen war, stieß er auf einen großen Felsen, der nicht durch Menschenhände, sondern von der Natur des Ortes dort aufgestellt war. Die alten Baumeister der Leitung hatten nämlich diese durch den Felsen gelegt, so daß das Wasser eben durch die eingehauene Öffnung hindurchfließen konnte. Deswegen hatte der Gang hier nicht die sonstige Breite, sondern es war hier nur ein Loch, das für einen bewaffneten Mann nicht zu passieren war. Der Soldat betrachtete sich die Stelle genau*), und es schien ihm nicht unmöglich, die Öffnung so zu erweitern, daß das Heer auf diesem Wege in die Stadt eindringen könnte. Er teilte also seine

*) Man hat anzunehmen, daß hie und da das Tageslicht durch Risse oder Luken im Gemäuer in den Kanal hereinfiel.

Digitized by Google

Entdeckung, da er selbst ein gemeiner Soldat war und keine Unterredung mit dem Feldherrn erlangen konnte, einem der Leibwächter Belisars mit, der die ganze Sache sogleich dem Feldherrn vortrug. Dieser war hocherfreut über den Bericht, versprach dem Manne eine hohe Belohnung, lobte ihn wegen seiner Klugheit und befahl ihm, einige andere Soldaten zu sich zu nehmen und mit ihnen in möglichster Eile die Öffnung zu erweitern, doch so heimlich, daß sonst kein Mensch etwas davon merke. Alsbald verfügten sich infolgedessen einige geschickte Leute unter Führung jenes Soldaten in die Wasserleitung und begannen mit scharfen Eisenwerkzeugen aufs emsigste zu feilen, — Hämmer und Äxte durften sie nicht benutzen, um nicht durch den Lärm die Feinde aufmerksam zu machen. In kurzer Zeit hatten sie das Werk soweit gefördert, daß ein Mann in voller Rüstung mitsamt dem Schilde hindurchgelangen konnte.

Es gereicht dem byzantinischen Feldherrn zur Ehre, daß er noch einen Versuch machte, der Stadt die Schrecken einer gewaltsamen Eroberung zu ersparen. Er berief einen angesehenen Bürger, Namens Stephanus, der die anfänglichen Unterhandlungen wegen der friedlichen Übergabe mit ihm gepflogen hatte, zu sich ins Lager und sprach zu ihm: „Oft sah ich Städte mit Sturm einnehmen, und ich weiß aus Erfahrung, wie es da hergeht. Die ergrimmten Krieger hauen alle rüstigen Männer nieder und mißhandeln die unglücklichen Frauen in entsetzlicher Weise, wenn sie auch noch so flehentlich den Tod begehren. Nicht weniger jammervoll ist das Los der Kinder, die, ihrer Pfleger und Schützer beraubt, in die Sklaverei geschleppt werden und denen dienen müssen, an deren Händen das Blut ihrer Eltern klebt. Ich will nicht von den Schrecken des Brandes reden, der die noch übrigen Reichtümer und Schönheiten der Stadt vernichtet. Wenn ich wie in einem Spiegel dieses herrliche Neapel nun ein gleiches Schicksal erleiden sehe wie früher eroberte Städte, so erfaßt mich ein tiefes Mitleid mit euch. Ich habe jetzt alle Anstalten zum Sturme vollendet, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mir der Sturm gelingen wird. Es liegt mir aber wahrlich nichts daran, daß eine Stadt, die Christen und Römer zu Einwohnern hat, solchen Jammer erleide, und ich als ein römischer und christlicher Oberfeldherr möchte ihr ihn am allerwenigsten bereiten, zumal in meinem Heere eine Menge Hunnen und andere rohe Barbaren sind, welche Brüder oder Verwandte vor diesen Mauern verloren haben und deren Wut ich nicht würde zügeln können, wenn sie die Stadt erstürmten. So überlegt denn, so lange ihr noch die Wahl habt, was für euch das Vorteilhaftere ist, und suchet dem Verderben zu entgehen, das ihr nicht dem Schicksal, sondern eurer eignen Schuld beizumessen habt.“ Nach diesen Worten entließ er den Stephanus. Dieser erzählte den Bürgern in der Stadt unter vielen Thränen, was er aus Belisars Munde vernommen hatte. Allein die Nea-

Digitized by Google

politaner waren unbesorgt und dachten gar nicht daran, einen gütlichen Vergleich mit Belisar zu suchen.

Nun beschloß der Feldherr den Sturm. Um Mitternacht ließ er vierhundert Auserlesene unter Anführung zweier Unterbefehlshaber, Magnus und Ennes, in voller Waffenrüstung, mit Fackeln versehen in den Gang hineinsteigen, gab ihnen auch zwei Posaunenbläser mit, die, wenn sie innerhalb der Mauern wären, die Bürger in Schrecken setzen und zugleich den Feldherrn im Lager von dem Gelingen des Unternehmens ein Zeichen geben sollten. Er selbst hielt eine außerordentliche Menge von Leitern in Bereitschaft, die er hatte verfertigen lassen. Während nun jene in die Wasserleitung stiegen, befahl er allen seinen Mannschaften im Lager, munter zu bleiben und sich schlagfertig zu halten. Die verwegensten seiner Leute versammelte er um sich. Nach einer Weile kam die größere Hälfte der Vierhundert, die er in die Wasserleitung geschickt hatte, wieder zurück; diesen war der Mut entfallen, und selbst die zornigen und höhnischen Scheltworte des Magnus konnten sie nicht bewegen umzukehren. Belisar schalt sie ob ihrer Feigheit tüchtig aus, wählte aus seiner Umgebung zweihundert Mann aus und befahl ihnen mit Magnus zu gehen. Der Unterfeldherr Photius sprang allen anderen voran in den Kanal, wurde aber von Belisar zurückgerufen. Da schämten sich die, welche sich eben noch vor der Gefahr gefürchtet hatten, gewaltig, ergriffen ihre Waffen und drängten sich mit in die Wasserleitung. Dem Oberfeldherrn kam jetzt die Sorge, die gotischen Wächter möchten in der Stadt das Waffengeklirr der Sechshundert vernehmen; denn eine kleine Schar der Goten hielt auf einem Turme nahe bei der Wasserleitung Wache. Deshalb begab er sich selbst mit seinem Unterfeldherrn Bessas, einem Abkömmling jener Goten, die in Thracien 488 zurückgeblieben waren, vor den Turm und befahl Bessas, mit den Wächtern eine Unterredung in ihrer Sprache anzuknüpfen. Bessas rief ihnen also mit gewaltiger Stimme zu und ermahnte sie, zu Belisar überzutreten, indem er ihnen große Belohnungen verhieß. Allein die auf dem Turme spotteten darüber und ließen allerlei übermütige Späße über Belisar und den Kaiser hören.

Die Wasserleitung von Neapel reichte nicht nur bis zur Stadtmauer, sondern lief noch ein ziemliches Stück, unter einem Backsteingewölbe hin, in die Stadt hinein, sodaß die Soldaten gar nicht wußten, wo in aller Welt sie wären. Endlich gelangten die Vordersten an eine Stelle, wo die Wölbung sich öffnete. Darüber stand ein einsames und völlig zerfallenes Haus, wo eine Frau ganz allein in bitterer Armut lebte. Über der Öffnung aber war ein Ölbaum gewachsen. Als nun jene den Sternenhimmel über sich erblickten und merkten, daß sie in der Stadt seien, bemühten sie sich herauszusteigen, sahen aber zu ihrer Bestürzung, daß ihnen dies mit

Digitized by Google

den Waffen in der Hand nicht möglich war; denn der Bau war hier sehr hoch und hatte steile Wände, und nirgends führte eine Treppe aufwärts. Als sie nun eine Weile unschlüssig stehen geblieben waren und in dem engen Raum sich drängten, kam einer von ihnen auf den Einfall, allein das Hinaufklettern zu versuchen. Er legte demnach sogleich seine Waffen ab, klomm mit Händen und Füßen mühsam hinauf und schlich sich in das Haus der armen Frau. Diese war zum Tod erschrocken, als sie den fremden Mann erblickte. Er aber that ihr nichts zuleide, sondern drohte ihr nur, sie augenblicklich niederzuhauen, wenn sie sich nicht ganz stille verhielte. Vor Schrecken und Angst blieb sie lautlos und wagte nicht einmal sich zu regen. Der Soldat schlang nun um den Stamm des Ölbaumes einen starken Riemen, dessen anderes Ende er in die Wasserleitung hinunterwarf. An diesem Riemen hielt sich jeder fest, und so kletterten sie, einer nach dem andern, mit großer Mühe herauf*). Als endlich alle oben waren, fehlten nur noch wenige Stunden bis zum Morgen. Nun eilten alle den Mauern zu nach der Seite, wo Belisar wartete. Die Wächter zweier Türme wurden, ehe sie zum Bewußtsein der Gefahr kamen, niedergehauen. Die beiden Posaunenbläser gaben dem in höchster Spannung harrenden Feldherrn das verabredete Zeichen.

Kaum ertönte der gewaltige Schall durch die Nacht, als Belisar die Sturmleitern anlegen ließ; da sie sich aber für die hohen Mauern zu kurz erwiesen, befahl er, je zwei aneinander zu binden, sodaß die Soldaten glücklich über die Brustwehr kamen. Während diese nun in einen heftigen Kampf mit der gotischen Besatzung gerieten, konnten die Stürmenden an dem nach dem Meere zu gelegenen Teil der Mauer, wo die Juden die Wache hatten**), die Leitern nicht benutzen, und allen ihren Bemühungen leisteten die Juden den tapfersten Widerstand. Gegen Morgen aber fielen etliche von denen, die durch die Wasserleitung in die Stadt gelangt waren, den Verteidigern in den Rücken, die nun die Flucht ergriffen, sodaß diese Seite der Mauer unbesetzt blieb und die Feinde ungehindert eindringen konnten. Bald waren durch die in die Stadt gedrungenen Soldaten alle Thore geöffnet, und das ganze Heer Belisars rückte ein. Ein fürchterliches

*) Neun Jahrhunderte später (1435) nahm der König Alfonso V. von Aragonien Neapel wiederum durch dieselbe List ein. Zwei Abteilungen seiner Soldaten stiegen in die trockene, halbverfallene Wasserleitung, drangen beim Ausgang des Kanals in ein Haus und fanden darin eine arme Frau, die sie mit dem Tode bedrohten, wenn sie Lärm anhebe. So wiederholte sich die Begebenheit vom Jahre 536 fast genau mit allen Nebenumständen, was unmöglich gewesen wäre, wenn die Neapolitaner ihre heimische Geschichte gekannt hätten; denn in diesem Falle würden sie den Überfall durch Verschüttung des Ganges leicht vereitelt haben.

**) Die 800 Goten, die in der Stadt lagen, reichten demnach zur Verteidigung der ganzen Mauer nicht aus.

Digitized by Google

Blutbad richteten die ergrimmten und beutegierigen Eroberer an. Am schlimmsten wüteten die, welche während der Belagerung einen Freund oder Verwandten verloren hatten. Jeden, der ihnen in die Hände fiel, hieben sie ohne Erbarmen, ohne Rücksicht auf das Alter nieder. Sie drangen in die Häuser ein, plünderten alles aus und machten Weiber und Kinder zu Sklaven. Ja die Hunnen, deren in Belisars Heer eine große Anzahl diente, brachen sogar in die Kirchen ein, wohin viele Menschen geflüchtet waren, und würgten und ermordeten an den heiligen Stätten. Der edle Feldherr eilte von einer Straße zur andern und that dem Gemetzel Einhalt, soviel er vermochte. Endlich gelang es ihm, alle Soldaten zusammen zu rufen; er redete sie also an: „Gott hat uns Sieg verliehen und unsterblichen Ruhm, indem er uns eine bisher unbezwungene Stadt in die Hände gab. Darum ist es jetzt auch unsere Pflicht, uns dieser Gnade würdig zu beweisen, und durch Menschlichkeit gegen die Überwundenen zu zeigen, daß wir verdienen, Sieger zu sein. Lasset jetzt ab vom Haß gegen die Bürger dieser Stadt; denn wenn ihr sie, da ihr schon den Sieg errungen habt, noch tötet, so schafft ihr damit keine Feinde aus der Welt, sondern ihr mordet Unterthanen des Kaisers und eure eignen Mitbürger. Thuet daher keinem mehr etwas zu leide. Die erbeuteten Schätze mögt ihr als Lohn für eure Tapferkeit behalten; die Weiber aber samt den Kindern gebt heraus!“ Die Seinigen gehorchten, und Belisar schenkte allen Frauen und Kindern, und wer sonst noch in Gefangenschaft gefallen war, die Freiheit; niemand erfuhr noch die mindeste Beschimpfung. „So fügte sichs“, sagte Prokop, „daß die Neapolitaner an jenem Tage Kriegsgefangene wurden und ihre Freiheit wiedererlangten, auch das Kostbarste von ihren Schätzen aufs neue in Besitz nahmen, weil alle, die etwa Gold oder andere Kostbarkeiten besaßen, begreiflicherweise das Wertvollste vorher in die Erde vergraben hatten, und es nun, da nicht mehr geplündert werden durfte, mit ihren Häusern zugleich ungestört besitzen konnten.“ Die tapfern gotischen Verteidiger behandelte Belisar mit der größten Achtung; er bot ihnen Dienste in seinem Heere an, was viele, wie es scheint, annahmen.

Hiermit endigte die Belagerung, die etwa zwanzig Tage gedauert hatte. Seltsam erging es jenen beiden Sachwaltern, Pastor und Asklepiodot, die den Bürgern von der Übergabe abgeraten hatten. Den ersteren rührte der Schlag, als er vernahm, die Stadt sei in Feindeshand, sodaß er auf der Stelle starb. Den andern, Asklepiodot, schleppte man gefangen vor Belisar. Dieser befahl zwar ihn frei zu lassen, aber der wütende Pöbel, der ihn für den Urheber des ganzen Unglücks ansah, fiel über ihn her und zerriß ihn in Stücke. Den verstümmelten Leichnam schlugen die Unmenschen vor der Stadt ans Kreuz. Darauf traten die angesehensten Bürger vor Belisar und flehten um Verzeihung, die ihnen sogleich gewährt wurde. Die Juden, ihrer Mitschuld an dem Unheil sich bewußt, entflohen über das Meer.

Digitized by Google

Hatte Theodahads stumpfe Trägheit schon früher den Unwillen und Argwohn der Goten gereizt, so stieg bei der Kunde vom Falle Neapels, durch den ganz Unteritalien und Kampanien unter die byzantinische Herrschaft kam, die ingrimmige Entrüstung gegen den erbärmlichen König aufs höchste. Sie riefen laut und öffentlich, Theodahad wolle das ganze Reich an Justinian verraten, der Stamm des großen Amalers sei verdorrt an Ästen und Zweigen, es sei Zeit ihn abzuhauen und sich umzusehen, ob nicht anderwärts ein Mann zu finden sei, wie die Zeit ihn fordere. Daher beriefen nach altgermanischer Sitte die Edlen des Volkes ein allgemeines Thing auf das weite Gefilde bei Regeta, zwischen Anagni und Terracina; hier pflogen die Wehrmannen und Fürsten Rat über des Reiches Not und wählten einen Mann aus ihrer Mitte zum König, der zwar nicht aus erlauchtem Geschlecht entsprossen, aber als tapferer Held berühmt war: er hieß Witichis. Nach deutschem Brauch erhoben sie den Erkorenen auf den Schild, schlugen klirrend die Schwerter zusammen und ließen die Heerhörner erschallen. So hatte sich das Volk seiner alten Machtvollkommenheit erinnert, da die Gefahr es heischte; und mit dieser That alter deutscher Volksmajestät erwachte auch der alte Geist der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Man hatte wieder einen König, der des Königs Pflicht und Aufgabe in rein germanischem Sinne erfüllen konnte: mehr durch sein Beispiel als durch Herrscherrechte zu wirken, den Mannen ein leuchtendes Vorbild zu sein, im Kriege durch Heldenmut und klugen Rat, im Frieden durch Gerechtigkeit, Weisheit und Milde. Diesem König konnte man folgen, während der schlaffe Theodahad sich von aller kriegerischen Thätigkeit fern gehalten hatte.

Als Theodahad, der sich noch in Rom aufhielt, die Nachricht von seiner Absetzung und der Erhebung des Witichis vernahm, bemächtigte sich seiner eine unsägliche Angst. Sein ganzes Sinnen war auf Rettung und Flucht gerichtet. Mit wenigen Begleitern entwich er aus Rom, um sich in das feste Ravenna zu werfen. Witichis aber sandte ihm einen Goten nach mit dem Auftrag, ihm den Theodahad lebend oder tot zu bringen. Dieser Gote nun, er hieß Optari, trug in seinem Herzen einen grimmigen Haß gegen Theodahad, weil er ihm seine schöne Braut entrissen und sie einem andern gegen eine große Geldsumme vermählt hatte. Darum spornte ihn jetzt doppelte Rachgier, den Verräter des Volks und den Verderber seines Glückes zu strafen. Wie ein Rachegeist heftete er sich an des Flüchtlings Fersen mit so wütendem Eifer, daß er sich weder Tag noch Nacht Ruhe gönnte. Endlich erreichte er ihn, ehe der Verfolgte nach Ravenna gelangte. Die Begleiter flohen und ließen den ungeliebten Herrn im Stich. Da ritt Optari auf schäumendem Roß an den Elenden heran und packte ihn am Genick. Dann abspringend riß er ihn vom Pferde,

Digitized by Google

streckte ihn rücklings zu Boden und schnitt ihm wie einem Opfertiere die Kehle durch. Das war das klägliche, aber nicht unverdiente Ende Theodahads, der durch schnöden Mord, gemeine Selbstsucht und verächtliche Schwäche den Königs- und Amalernamen entweiht und zu seines Volkes Unheil fast drei Jahre lang die Krone getragen hatte (536).

6. Des Königs Witichis Anfänge.

(Von 536 bis 537.)

Der neue König der Ostgoten verkündete seinem Volke durch folgenden feierlichen Erlaß seine volkstümliche Erhebung:*) „An alle Goten König Witichis. Zuerst statten wir Gott, unserm Schöpfer, demütigen Dank ab; denn seiner Gnade ist jede Erhöhung zu verdanken, also auch die Verleihung der Königswürde, weil er die Herzen der Völker den Männern zuwendet, die er zu Königen erheben will. Hiernach thun wir allen kund, daß uns unsre Volksgenossen, die Goten, mitten unter den Waffen des Heeres, nach der Väter Sitte, auf den Königsschild gehoben haben, indem sie dem die Ehre gaben, der den höchsten Kriegsruhm besaß. Denn nicht in engen Gemächern, sondern in freiem Gefild, nicht unter dem Schmeichelgeflüster der Höflinge, sondern unter dem Tosen der Heerhörner bin ich erkoren. Durch solchen kriegerischen Schall entflammt, hat sich das Volk der Goten, eingedenk des alten Heldenmutes, einen König der Schlachten erwählt. Sollten kühne Männer, zum Kämpfen geboren, länger einen Fürsten über sich dulden, in dem kein Funke gotischer Tüchtigkeit lebte? Was nützt es den Tapferen, wenn ein Feiger sie führt? Der König darf seinem Volke nicht nachstehen, und das Volk muß den zum Könige haben, den es nach seiner Tapferkeit verdient. Mit meinen Volksgenossen war ich zusammen gekommen, um ihr Schicksal zu teilen, aber sie wollten mich, einen einfachen Freien, nicht nur zum Feldherrn, sondern zu ihrem Herrscher haben. So unterwerft euch denn alle dem Willen Gottes und dem Urteil der Goten und schüttelt Furcht und Sorgen ab! Jeder Tapfere komme zu mir. Ich weiß Heldenmut zu schätzen, denn oft habe ich Kriege geführt. Und mehr als dies! Ich will selbst Zeuge sein der Thaten, die ihr vollbringet; nicht andre sollen mir von eurer Kühnheit berichten; nein, alle Gefahren will ich mit euch teilen. Nicht durch hohe Versprechungen mag ich mich in die Herzen meiner Goten schleichen, aber das eine gelobe ich: alle meine Thaten sollen dem Heile des Volkes gelten, nie will ich auf eignen Vorteil bedacht sein oder etwas anderes thun, das den Königs-

*) Cassiodorius hat die stilistische Ausarbeitung des merkwürdigen Schriftstückes besorgt; wir entkleiden letzteres zum Teil seines rhetorischen Prunkes, indem wir es so wiedergeben, wie es etwa der König entworfen haben kann.

Digitized by Google

namen entehrt. Meine Herrschaft soll des Volkes würdig sein, das einen Theoderich seinen König genannt hat. Denn der war ein Mann, zum Herrschen geboren, und wer seinem Beispiele folgt und seine ruhmvollen Thaten nachahmt, der allein verdient König zu sein und Theoderichs Blutsfreund zu heißen."

Nachdem Witichis diesen Aufruf erlassen und die Königsgewalt in seine Hand genommen hatte, zog er mit den Goten, die ihn gewählt hatten und sich um ihn scharten, in Rom ein. Hier erfuhr er den Untergang Theodahads und ließ dessen Sohn Theodegisel in Gewahrsam bringen. Da er aber sogleich einsah, daß die Rüstungen, welche Theodahad zum Schutze Roms getroffen, gänzlich unzureichend waren, hielt er es für geraten, vorerst nach Ravenna zu gehen, dort alles aufs sorgfältigste instand zu setzen und sodann zum Kampfe vorzuschreiten. Als echter Volkskönig berief Witichis ein Thing, in dem er den Adel und das Volk durch kluge Überredung zu einem Beschluß bewog, der der ungestümen Kampflust seiner Streiter gewiß nicht leicht ankam: den Hauptangriff gegen Belisar zu verschieben und vorderhand den größten Teil Italiens zu räumen, um zuerst seine Macht zum Entscheidungskampfe zu stärken und zu befestigen. Mit Recht mißtraute er der römischen Bevölkerung, die sich auf einmal aus der bevorzugten Stellung, welche sie unter Theoderich und Amalaswintha, ja auch unter Theodahad, eingenommen hatte, beiseite geschoben sah, und vor allem der katholischen Geistlichkeit, die stets nach Byzanz schielte. Er machte den Seinen dies mit einfacher Beredsamkeit begreiflich und wies sie darauf hin, daß die Hauptmenge der Goten und die großen Waffenvorräte in Norditalien sich befänden, und daß vor allem die gefährlichen Franken beschwichtigt werden müßten, damit den Goten der Rücken frei werde. Wie oben erzählt worden ist, hatte Justinian die alten Stammes- und Glaubensfeinde gegen die Goten aufgewiegelt, und schon Theodahad versuchte die von dieser Seite drohende Gefahr abzuwenden, indem er den Franken außer zweitausend Pfund Goldes die Abtretung aller ostgotischen Besitzungen in Gallien zusagte. Bei der zweideutigen Sinnesart der Franken mußte man aber fürchten, daß sie sich durch Theodahads Tod aller Verpflichtungen entledigt glaubten. Mit diesen gefährlichen Nachbarn mußte Witichis zuerst ein sicheres Verhältnis herbeiführen. Das Volksheer billigte des Königs Ansicht und rüstete sich zum Aufbruch.

Darauf berief Witichis den Bischof von Rom, Silverius, den römischen Senat und die Bürgerschaft zusammen, erinnerte sie an Theoderichs segensreiche Herrschaft und alle Wohlthaten, die sie von den Goten erfahren hatten, und verpflichtete sie durch heilige Eidschwüre, ihm und seinem Volke treu zu bleiben. Zur Bewachung der Stadt ließ er viertausend Mannen unter dem Befehl des Leuthari, eines hochbetagten und

Digitized by Google

viel bewährten Kriegers, zurück. Dann zog er mit seinen übrigen Heerrotten und mehreren Senatoren, die er als Geiseln mit sich nahm, nach Ravenna, wo er die Tochter Amalaswinthens Mataswintha wider ihren Willen zur Gemahlin nahm, um durch diese Verbindung mit dem Amalergeschlecht seine Königsherrschaft zu befestigen, und mit unermüdlichem Eifer alles zum Kampfe mit Belisar vorbereitete. Von allen Seiten strömten ihm die gotischen Heermänner zu, Waffen und Rosse wurden ausgeteilt. Den Rücken deckte er sich dadurch, daß er Theodahads Vertrag mit den Franken unter Zustimmung des Adels bestätigte. Dafür versprachen die listigen Merowinge Hülfstruppen gegen die Oströmer, nicht aus dem fränkischen Heerbann selbst — da sie ja auch von Justinian Gold angenommen und diesem Unterstützung gegen die Goten zugesagt hatten —, sondern aus unterworfenen Nebenvölkern, deren Vorgehen dann für eigenmächtige Unternehmungen ausgegeben werden sollte.

Mittlerweile rückte Belisar aus Neapel, wo er eine kleine Besatzung zurückließ, über Cumä, das er ebenfalls besetzte, gegen Rom vor. Die treulosen Römer thaten jetzt, wie Witichis befürchtet hatte, sie ließen sich trotz der geschworenen Eide vom Bischof Silverius leicht bereden, das kaiserliche Heer in ihre Mauern aufzunehmen; sie luden Belisar heimlich nach Rom ein und versprachen, ihm die Stadt ohne Schwertstreich zu übergeben. Die gotische Besatzung geriet hierüber in lebhafte Bestürzung, denn an eine Verteidigung der großen Stadt, während die Bürgerschaft sich mit Belisar verband, konnte man nicht denken. Während daher der kaiserliche Feldherr durch das asinarische Thor in Rom einrückte (10. Dezember 536), zogen die Goten durch das flaminische auf der entgegengesetzten Seite der Stadt ab nach Ravenna. Nur der in Ehren ergraute Leuthari wollte sich lieber dem Feinde ergeben als sieglos vor seinen König treten. Ihn sandte Belisar samt den Schlüsseln der Stadt an den Kaiser Justinian nach Byzanz. Sechzig Jahre hindurch hatte das undankbare Rom unter germanischer Herrschaft die vorher so lange entbehrten Segnungen des Friedens genossen, und nun, bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, fiel es treulos ab von seinen milden Herren, die es mit Wohlthaten überhäuft hatten. Belisar wußte wohl, wie bedeutungsvoll die Wiedergewinnung der alten Hauptstadt des Römerreiches für die kaiserliche Sache war; er sorgte deshalb eifrig für Ausbesserung und Verstärkung der teilweise verfallenen Befestigungswerke und legte überall in der Umgebung Schanzen, Gräben und kleine Bollwerke an. Aus Sicilien ließ er Getreidevorräte kommen, füllte die Magazine und leitete von Rom aus die Unternehmungen seiner Unterfeldherren, die allmählich — meist durch freiwillige Ergebung der italischen Einwohner — Mittelitalien gewannen. Sogar ein Teil der Goten, die in Samnium wohnten und sich gegen die römische Überzahl

Digitized by Google

doch nicht halten konnten, ging zu Belisar über. Schon früher hatten sich Calabrien und Apulien für den Kaiser erklärt, weil in diesen Landschaften überhaupt so gut wie gar keine Goten sich befanden. So gehorchte bereits ganz Italien von Süden her bis in die Gegend von Rom und nach Samnium hinein dem Kaiser, und ebenso die Ostküste des adriatischen Meeres, Dalmatien und Liburnien, wo Constantianus überall die gotischen Besatzungen vertrieben hatte. Von Rom aus gewann Belisar während des Winters auch Tuscien; sein Unterfeldherr Bessas nahm Narni ein, ein andrer Namens Konstantin Spoleto, Perugia und andere Städte.

Als Witichis von diesen Fortschritten der oströmischen Waffen hörte, beschloß er nicht länger auf die Heerscharen zu warten, die ihm der Feldherr Markjas aus Gallien zuführen sollte; ergrimmt über die Wortbrüchigkeit der Römer und voll Ungeduld, die treulose Stadt zu züchtigen, brach er mit einem gewaltigen, wohlgerüsteten Heere von 150000 Mann nach Rom auf. Zwei seiner Heerführer, Asinarius und Uligisel sandte er mit einer starken Abteilung nach Dalmatien, um das Land wieder zu erobern und die Hauptstadt Salona zu belagern. Dem Könige soll auf dem Marsch ein Priester begegnet sein, der aus Rom kam; er ließ ihn anhalten und fragte ihn, ob Belisar noch in Rom sei; denn er fürchtete, er werde ihm vorher entrinnen. Da soll der Priester geantwortet haben: „Darum sei nicht bange, Herr! Ich stehe dir dafür, daß Belisar nicht flieht, sondern bleibt, wo er ist.“ Witichis aber beschleunigte seinen Marsch noch mehr und hielt sich auch nicht unterwegs mit der Bestürmung der festen Plätze auf, an denen er vorüber zog.

Die Kunde von dem raschen Heranrücken der gotischen Hauptmacht verbreitete einen jähen Schrecken. An der alten milvischen Brücke (jetzt Ponte Molle), ungefähr eine halbe Wegstunde von Rom, hatte Belisar zur Deckung des Tiberüberganges einen Turm gebaut und eine Besatzung hineingelegt. Er hoffte dadurch die Goten eine geraume Zeit aufzuhalten. Aber so groß war die Furcht vor der altberühmten germanischen Kampfwut, daß die Besatzungstruppen in der Nacht, nachdem die Goten vor der Brücke ihr Lager aufgeschlagen hatten, den Turm in aller Stille verließen und eiligst entwichen, doch nicht nach Rom, sondern nach Kampanien, weil sie die Rache des Feldherrn und den Hohn ihrer Kameraden fürchteten. Bei Tagesanbruch zerschmetterten die Goten ohne große Anstrengung das Thor des Turmes, das den Kopf der Brücke versperrte, und zogen hinüber, ohne daß jemand sich widersetzte. Belisar aber, der von alledem noch gar nichts wußte, kam am Morgen mit tausend Reitern herbei, um hinter der Brücke einen zum Lager geeigneten Ort auszusuchen; denn er wollte eine große Heeresabteilung dahin führen, um die Goten um jeden Preis am Übergang zu verhindern. Als er nun näher kam, stieß er auf den Feind,

Digitized by Google

der bereits die Brücke überschritten hatte, und geriet wider seinen Willen mit dem gotischen Vortrab in ein Reitergefecht. So unerwartet war der Zusammenstoß, daß Belisar, gegen seine sonstige Vorsicht, nicht als Oberfeldherr den Kampf leiten konnte, sondern wie ein gemeiner Soldat unter den Vordersten fechten mußte. Eine ernste Gefahr für die oströmische Sache, denn seine Person war die wichtigste im ganzen Kriege. An dem Falben, den er ritt, ward er auch den Goten bekannt, die nun zumeist ihre Speere nach ihm schleuderten, da einige römische Überläufer ihn den Goten zeigten. Sie wußten wohl, daß, wenn Belisar selbst falle, die Sache der Oströmer auf einen Schlag verloren sei und daß dann niemand sie zur Verantwortung über ihre Fahnenflucht ziehen werde. Aber Belisars Hauptleute und Leibwächter bewiesen ihm Treue, indem sie ihre Schilde vor den Feldherrn und sein Roß hielten, alle Geschosse auffingen und die vorstürmenden Feinde zurückdrängten. Tausend Goten sollen in diesem heißen Kampf gefallen sein, aber auch viele der besten Leute Belisars verloren ihr Leben. Schließlich zogen sich die gotischen Reiter auf das Fußvolk zurück, das alsbald mit frischen Kräften angriff und die Römer in die Flucht schlug. Bis dicht unter die Mauern der Stadt setzten die Goten ihnen nach. Hier wäre Belisar beinahe noch durch die Verzagtheit der Thorwächter in Lebensgefahr gekommen. Denn diese fürchteten, die Feinde möchten mit den Flüchtigen zugleich eindringen, und wollten deshalb das Thor nicht öffnen, obgleich Belisar es ihnen wiederholt mit drohender Stimme befahl. Sie erkannten ihn aber nicht, da er von Staub und Schweiß ganz unkenntlich war und die Strahlen der untergehenden Sonne — fast der ganze Tag war über dem Kampf verstrichen — ihre Blicke blendeten. Zudem hatten sie von etlichen Flüchtlingen gehört, der Feldherr sei gleich anfangs im Gefechte gefallen. Und er wäre verloren gewesen, hätte nicht plötzlich ein kühner Gedanke ihn gerettet. Rasch scharte er alle die Seinigen dicht um sich und ließ sie einen heftigen Vorstoß machen. Die Goten, die auf der Verfolgung in Unordnung gekommen waren und bei der schnell einbrechenden Dunkelheit den Stand des Gefechtes nicht mehr genau übersehen konnten, meinten bei dem unerwarteten Angriff, ein zweites römisches Heer habe einen Ausfall aus der Stadt gemacht. Deshalb kehrten sie jetzt eiligst um, und nun wurde Belisar, der die Seinen sofort von der Verfolgung abrief, mit ihnen in die Stadt gelassen, da die Römer inzwischen ihren Irrtum erkannt hatten. In diesem blutigen Kampfe hatte auf seiten der Goten der Bannerträger Wisand das Beste gethan. Allen voran strebend, hatte er sein Trachten nur darauf gerichtet, sich Belisars zu bemächtigen, bis er mit dreizehn Wunden bedeckt niedersank. Für tot blieb er liegen. Am dritten Tage danach, als die Goten bereits dicht an den Stadtmauern ihr Lager aufgeschlagen hatten, sandten sie etliche Leute

Digitized by Google

aus, um die Leichname christlich zu bestatten. Die fanden, daß in dem Körper des Bannerträgers noch Leben sei; sie flößten dem durch Durst und Fieberhitze innerlich förmlich Versengten etwas Wasser ein. Der Gewaltige kam wieder zu sich, und sie hoben ihn auf und trugen ihn ins Lager. Von dieser Begebenheit her erfreute sich Wisand eines großen Namens unter den Goten und lebte noch lange Zeit in hohem Ruhm.

Als Belisar sich an jenem verhängnisvollen Abend mit den Seinen in Sicherheit befand, trieb er die Soldaten und fast alle römischen Bürger auf die Mauer, ließ zahlreiche Wachtfeuer anzünden und befahl die ganze Nacht wach zu bleiben. Er selbst umschritt die ganze Ringmauer, traf alle nötigen Vorkehrungen und gab jedem Thore einen besondern Befehlshaber. Er fürchtete nämlich, die Feinde würden sofort einen allgemeinen Sturm auf die Stadt unternehmen. Während so die Römer in großer Unruhe schwebten, schickte Witichis einen seiner Führer, einen Mann von edler Abkunft, Namens Wachis, an das salarische Thor. Der trat dorthin und begann mit mächtiger Stimme den Römern ihre Treulosigkeit gegen die Goten vorzuwerfen, nannte sie Verräter gegen sich selbst und gegen ihr Vaterland und fragte, ob sie sich nicht schämten, die Herrschaft der Goten gegen die der Griechen eingetauscht zu haben, der Griechen, die sich nicht einmal mit eignen Kräften ihrer eignen Haut wehren könnten und von denen sie bisher nur Komödianten und spitzbübische Matrosen in Italien gesehen hätten. Niemand fand auf diese bitteren Wahrheiten eine Antwort; mit dem Ausdruck der Verachtung wandte sich Wachis schließlich um und ritt zu seinem Könige zurück. Als Belisar aber die Römer gutes Mutes sein hieß und versicherte, er werde die Goten unzweifelhaft besiegen, lachten sie ihn geradezu aus, da er selbst kaum den Feinden entronnen sei. Es war tief in der Nacht, als Belisar, der den ganzen Tag über nichts genossen hatte, sich endlich durch die Bitten seiner Gemahlin und einiger Freunde, die ihn umgaben, bewegen ließ, ein kleines Stück Brot zu sich zu nehmen.

Die Ringmauer der gewaltigen Stadt hatte vierzehn Thore und mehrere kleinere Pforten. Auch dem großen Heer der Goten war es nicht möglich, eine solche Stadt durch zusammenhängende Bollwerke völlig einzuschließen. Sie erbauten deshalb sechs befestigte Lager oder Schanzen und richteten von diesen aus ihren Angriff auf die Mauerstrecke vom flaminischen (Porta del popolo) bis zum pränestinischen Thore*) auf dem linken Tiberufer. Eine siebente Schanze warfen sie rechts der Tiber in der Nähe der milvischen Brücke auf dem sogenannten neronischen Felde auf, um sich

*) Dazwischen liegen das pincianische, salarische und tiburtinische (jetzt S. Lorenzo) Thor.

Digitized by Google

jederzeit den Übergang über den Fluß zu sichern, und um zugleich die zwei wichtigsten Thore auf diesem (westlichen) Ufer, das aurelische oder Peters-Thor und das transtiberinische (die alte Porta Janiculensis, jetzt das pankratianische Thor genannt), zu bedrohen. Auf diese Weise umschlossen die Goten reichlich die Hälfte der ganzen Mauerlänge mit ihren Bollwerken, waren durch den Fluß nirgends in ihren Bewegungen gehemmt und konnten die Umwallung angreifen, an welchem Punkte sie wollten. Um ihre Schanzen zogen sie tiefe Gräben und hohe Wälle, deren obern Rand sie mit einem starken Pfahlzaun versahen. In der Schanze oder richtiger in dem Lager jenseit der Tiber (auf dem neronischen Felde) führte Markjas, der mit den Truppen aus Gallien angekommen war, den Befehl; die übrigen sechs standen unter dem Oberbefehl des Königs, doch hatte daneben eine jede ihren besonderen Befehlshaber.

7. König Witichis vor Rom.

(Von 537 bis 538.)

So begann (im Februar 537) eine der denkwürdigsten Belagerungen, welche die Weltgeschichte kennt, um so denkwürdiger, als wir über sie den bis ins kleinste ausführlichen und genauen Bericht eines zuverlässigen Augenzeugen, des oben erwähnten Geschichtsschreibers Prokop besitzen. Aus seiner Darstellung heben wir Folgendes aus.

Nachdem sich die Goten in der angegebenen Weise verteilt hatten, schnitten sie alle Wasserleitungen ab, damit aus diesen kein Wasser mehr in die Stadt fließen könnte. Es gab deren vierzehn, alle aus Backsteinen erbaut, und zwar in solcher Breite und Höhe, daß in ihnen ein Mann zu Roß reiten konnte. Belisar ordnete inzwischen die Verteidigung der Stadt auf folgende Weise: er selber übernahm die unmittelbare Aufsicht über das pincianische und das salarische Thor, weil hier die schwächste Stelle der Befestigungen war und nur von hier aus auch Ausfälle auf die Belagerung gemacht werden konnten. Das pränestinische Thor vertraute er dem Bessas, das flaminische dem Konstantin an. Die Thore selbst ließ er von innen durch Aufschichtung großer Steine so fest verrammeln, daß niemand sie aufsprengen konnte. Die Bewachung der übrigen, weniger stark gefährdeten Thore übertrug er den Befehlshabern der Fußregimenter. Jede Wasserleitung ließ er durch Mauerwerk eine ganze Strecke lang verschließen, um ein hinterlistiges Einschleichen der Feinde zu verhindern. Durch die Wasserleitungen wurden sonst auch die Mühlen in Rom getrieben; da nun jene zerstört waren, so standen auch die Mühlen still; sie durch Zugtiere in Bewegung setzen zu lassen war unmöglich, weil man kaum das nötigste Futter für die Dienstpferde aufbringen

Digitized by Google

konnte. Doch Belisar wußte Rat. Die Mauern Roms zogen sich bis dicht an den Tiberstrom, so daß ein Eindringen der Feinde hier ausgeschlossen war; ein wenig unterhalb der Stadtmauern waren beide Ufer durch eine Brücke verbunden, und hinter dieser ließ der Feldherr von beiden Ufern her starke Seile spannen und straff anziehen, daran zwei Kähne, die zwei Fuß voneinander Abstand hatten, binden, da wo das Wasser unter dem Brückenbogen am stärksten hervorschoß, und auf jeden Kahn zwei Mühlen setzen, so daß ihre Räder halb ins Wasser hinein hingen. An diese beiden ersten Kähne schloß sich dann stromabwärts eine ganze Reihe anderer, auf denen in derselben Weise Mühlwerke angebracht waren. Das hindurchströmende Wasser brachte sämtliche Räder zum Drehen, und so mahlten die Mühlen das für die Stadt nötige Mehl. Indes erfuhren dies bald die Feinde durch Überläufer. Sofort schleppten sie große Baumstämme herbei und warfen sie in den Fluß. Die meisten derselben trieben mit der Strömung zwischen die Kähne und zerbrachen die Räder. Aber auch hierfür wußte der kluge Feldherr Abhülfe. Er ließ von einem Ufer zum andern lange eiserne Ketten ziehen, die über den Fluß in seiner ganzen Breite reichten. Alles, was der Strom mit sich führte, wurde dadurch gehemmt und konnte nicht unter der Brücke hindurch. Was sich so aufstaute, wurde von Leuten, die dazu angestellt waren, herausgezogen und ans Land gebracht. Durch diese Vorkehrung war zugleich den Feinden unmöglich gemacht, einmal bei Nacht unvermerkt in vielen Nachen unter der Brücke hindurch in die Stadt einzudringen. So konnten die Römer diese Wassermühlen auch fernerhin benutzen; genügendes Trinkwasser gewährten ihnen die zahlreichen Brunnen in der Stadt; nur ihre geliebten Bäder mußten sie entbehren, da das Leitungswasser dazu fehlte.

Man erzählt, daß der Ausgang der ganzen Belagerung sich in einem seltsamen Vorfall vorher angezeigt habe. Einige Hirtenknaben im samnitischen Apennin weideten einst ihre Schafe auf einem Felde und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Spielen. Da wählten sie unter anderem zwei aus ihrer Mitte, die die kräftigsten unter ihnen waren, nannten den einen Belisar und den andern Witichis und bestimmten, daß beide miteinander ringen sollten. Der Wettkampf begann, und beide Knaben hielten sich sehr wacker, bis endlich der, welcher Witichis genannt worden war, strauchelte und fiel. Die übermütige Knabenschar kam nun auf den Einfall, den Besiegten an einem Baum aufzuknüpfen. Da kam plötzlich aus dem nahen Walde ein Wolf gelaufen, und erschrocken eilten alsbald die Knaben fort, um ihre Herden zu behüten. Den armen Witichis aber, der am Baume hangen geblieben war, vergaßen sie, und er mußte sein junges Leben elendiglich lassen. Als dies unter den Landleuten bekannt ward, straften sie die Knaben nicht, sondern sahen in der Begebenheit ein Vor-

Digitized by Google

zeichen, daß die Goten den Kaiserlichen unterliegen würden, wie es denn zuletzt auch geschah.

Das Volk in Rom, des Krieges und seiner Strapazen gänzlich ungewohnt, fing gar bald an den Mangel an Behaglichkeit schmerzlich zu empfinden; Bäder mußte man ganz entbehren, die Lebensmittel waren teuer und wurden knapp zugemessen, in der Nacht durften die Bürger oft kein Auge zuthun, sondern mußten auf den Wällen Wache stehen. Dazu glaubten sie, könne sich die Stadt doch auf die Dauer nicht halten, und als sie vollends mit ansahen, wie der Feind die Felder in der Umgegend und all ihr sonstiges Besitztum vor den Mauern plünderte, nahmen sie das gewaltig übel, daß sie, die doch gar nichts verbrochen hätten, solche Leiden erdulden sollten. Sie steckten die Köpfe zusammen und schimpften weidlich auf Belisar; der sei an allem Unglück schuld, da er ohne genügende Streitmacht die weit überlegenen Goten bekriegen wolle. Auch im Senat schalt man heimlich über den kaiserlichen Feldherrn. Dies erfuhr Witichis durch Überläufer, und um die Unzufriedenheit noch mehr zu schüren, schickte er Gesandte an Belisar, die im Angesicht des ganzen Senats und aller Kriegsobersten, folgende Worte zu ihm sprachen: „Vor alters, o Feldherr, haben die Menschen den Dingen Namen gegeben und dabei scharf unterschieden, was ungleichartig ist; so auch Tollkühnheit und Mut. Jene stürzt in Schande und Verderben, dieser bringt herrlichen Mannesruhm. Eins von beiden hat dich gegen uns getrieben; welches, das wird sich bald zeigen. Kamst du im Vertrauen auf deinen Mut, so hast du, edler Mann, Gelegenheit ihn zu bewähren; von der Mauer aus kannst du das Lager deiner Feinde erblicken; hat dich aber Tollkühnheit gegen uns getrieben, so wird dich bald Reue ergreifen; denn wenn es zum Kampfe geht, pflegen Tollkühne zur Erkenntnis zu kommen. Das bedenke, und verlängere jetzt nicht mehr die Leiden dieser Römer, die Theoderich in bequemem Lebensgenuß sich der Freiheit hat erfreuen lassen, und tritt nicht länger dem Heere der Goten und Italiker hindernd in den Weg. Ist es denn nicht widersinnig, daß du hier hinter den Mauern Roms in Sicherheit hockest, während der rechtmäßige König im Lager davor liegt und seinen eigenen Unterthanen mit den Schrecknissen der Belagerung drohen muß? Wir wollen dir und den Deinen freien Abzug mit aller eurer Habe bewilligen; denn Leuten, die ihren Sinn ändern und der Vernunft die Ehre geben, soll man nichts in den Weg legen. Gern möchten wir auch diese Römer hier fragen, was sie wohl den Goten vorzuwerfen haben, daß sie uns und sich selber verrieten, sie, die so lange unsre Milde genossen haben und auch jetzt noch sehen sollen, daß wir es gut mit ihnen meinen." Nachdem die Gesandten so gesprochen hatten, antwortete Belisar: „Feindes Rat bedarf ich nicht. Ich sage euch aber: es wird eine Zeit kommen, da ihr werdet eure

Digitized by Google

Häupter unter Dornsträucher verbergen wollen, und werdet es nicht können. Wer von euch in der Hoffnung lebt, diese Stadt ohne Kampf zu betreten, der irrt sich; denn so lange Belisar lebt, wird er von Rom nicht lassen."

Als die Gesandten dem Könige diese Antwort brachten und er merkte, daß Belisar keine Furcht kenne, beschloß er die Stadt zu stürmen. Zu diesem Zweck ließ er hölzerne Türme bauen, die auf Rädern gingen und so hoch wie die Mauern waren. Diese Türme, in denen eine Menge Krieger standen, sollten von Ochsen gezogen werden. Dazu wurden auf des Königs Geheiß eine große Anzahl von Sturmleitern und gewaltige Sturmböcke oder Mauerwidder in Bereitschaft gehalten und eine Masse Reisigbündel (Faschinen), womit man die Gräben ausfüllen wollte, damit die schweren Türme und Böcke bequem bis an die Mauern gefahren werden könnten. Während des ließ Belisar die Mauerwälle mit zahlreichen großen Schleudermaschinen besetzen und die Thore durch sogenannte Wölfe decken; das waren schwere Fallgitter mit spitzen Pfählen und eisernen Stacheln, die von der Brustwehr herab auf die darunter befindlichen Stürmenden schmetterten.

Am achtzehnten Tag der Belagerung (den 14. März 537) gegen Sonnenaufgang schritten die Goten, von Witichis selbst geführt, zum Sturm in der Gegend des salarischen Thores. Der ungewohnte Anblick der Türme, die sich heranbewegten, und der riesigen Sturmböcke erfüllte die unkriegerischen Römer mit Grausen. Belisar aber lachte, als er die Goten mit ihren Belagerungsmaschinen sich nähern sah, und befahl seinen Soldaten, sich ruhig zu verhalten und keine Hand zu rühren, bis er das Zeichen zum Beginn der Gegenwehr gab. Die Römer, die nicht wußten, warum er lachte, glaubten, er spotte ihrer, schimpften ihnen laut einen Unverschämten und äußerten ihre Entrüstung darüber, daß er die vorwärts rückenden Feinde nicht zurückwerfe. Schon waren die unheimlichen Maschinen dem Mauergraben ganz nahe, da spannte Belisar selbst seinen Bogen, schoß ab und traf einen geharnischten Gotenführer in die Kehle, daß er tot in die Tiefe stürzte. Das ganze Römervolk aber, das dies sah, schrie vor Freude ohrenbetäubend auf; denn es nahm den Vorfall für eine höchst günstige Vorbedeutung. Als nun der Feldherr zum zweiten Male und mit demselben Erfolg schoß, erscholl das Jubelgeschrei noch lauter. Jetzt erst gab Belisar seinem Heere das Zeichen, die Bogen wurden gespannt, und auf Belisars Befehl zielten alle auf die Ochsen, die den Belagerungstürmen vorgespannt waren. Wie auf einen Schlag stürzten die Tiere nieder, und die Goten standen ratlos da, weil sie die Türme nicht weiter vorbewegen konnten und ihren ganzen Anschlag vereitelt sahen. Jetzt erst begriffen die Römer, warum der Feldherr vorher gelacht hatte, und

Digitized by Google

wie klug es gehandelt war, daß er keinen Versuch machte, die Feinde zurückzuwerfen, ehe sie in unmittelbarer Nähe waren.

Da Witichis sich auf diese Weise abgewiesen sah, ließ er eine starke Abteilung seines Heeres vor dem salarischen Thore zurück, befahl den Anführern, unter keiner Bedingung einen Angriff auf die Ringmauer zu unternehmen, sondern nur in Schlachtordnung stehen zu bleiben und unausgesetzt nach den Brustwehren zu schießen, damit Belisar an dieser Stelle beschäftigt würde und an keiner andern Hilfe leisten könnte. Er selbst zog mit dem größern Teil seiner Mannen nach dem präneſtiniſchen Thore, wo die Befestigung am schwächsten war. Eine Menge von Sturmleitern und Belagerungsmaschinen waren schon vorher dahin geschafft worden. Zu gleicher Zeit aber ließ er von einer andern Gotenschar einen Angriff auf das aureliſche Thor (jetzt das Thor von Sankt Peter, auf dem rechten Tiberufer) eröffnen. Etwa einen Steinwurf von diesem Thor entfernt steht das altberühmte, riesenhafte Grabdenkmal des Kaisers Hadrian, das jetzt die Engelsburg*) heißt und der Stadt noch heute als Kastell dient. Es ist ein ungeheurer Marmorbau, auf dessen viereckigem Unterbau sich ein mächtiger runder Turm erhebt. Ringsum auf den Zinnen standen marmorne Götter- und Heldenbilder, bewundernswürdige Denkmäler der alten Kunst. Schon damals wurde dieses gewaltige Bauwerk als ein stark befestigter Verteidigungsturm benutzt. Gerade darum aber hatte Belisar hier keinen Angriff der Goten vermutet und deshalb nur eine geringe Anzahl Verteidiger dahin gestellt, da er bei der Kleinheit seines Heeres — es betrug zu Anfang der Belagerung höchstens 5000 Mann — die Soldaten an gefährdeteren Stellen brauchte. Auf diesen „Hadriansturm“ und das benachbarte aureliſche Thor richtete sich jetzt der Sturm der Belagerer, und zwar kamen sie ohne Maschinen, nur mit Leitern und Bogengeschützen reichlich versehen. Von ihren großen Schilden bildeten sie ein Schutzdach, unter dem sie vorrückten. So waren sie unbemerkt, durch eine Kirche des Apostels Petrus, die dort stand, gedeckt, schon ganz nahe heran gerückt und brachen nun urplötzlich hervor. Vor den großen Schleudermaschinen der Kaiserlichen brauchten sie sich nicht zu fürchten; denn diese schossen nur in weiten Bogen in die Ferne; gegen die Pfeilschüsse der Verteidiger waren sie durch ihr Schilddach geschützt. Als nun auf einmal die Goten heran stürmten und schon die Sturmleitern anlegten, standen die Kaiserlichen wie gelähmt vom Schreck da, ohne Hoffnung auf Rettung. Da sprang einer von ihnen auf eine der marmornen Götterſäulen zu und stieß sie so gewaltig an, daß sie wankte und auf das marmorne Estrich stürzte, wo sie in viele Stücke zerschmetterte. Die Trümmer begann er auf die Goten

*) Weil auf die Spitze die Figur eines Engels aus Bronze gestellt worden ist.

Digitized by Google

hinabzuschleudern. Die andern folgten seinem Beispiel; sie zerschlugen eine Menge der herrlichsten Bildsäulen, faßten mit beiden Händen die ungeheuren Blöcke und warfen sie auf die Köpfe der Stürmenden hinunter. Manches edle Kunstwerk des Altertums ging in dieser Stunde verzweifelter Gegenwehr zu grunde. Die alten Heidengötter hatten gleichsam zum letzten Male in eigener Person ihre Stadt geschirmt; denn unter dem Hagel des kostbarsten Gesteins wichen die Goten zurück. Der Angriff auf das aurelische Thor und den Hadriansturm war abgewiesen.

Mit leichter Mühe wurde ein Angriff der Goten auf das pankratianische (transtiberinische) Thor zurückgeschlagen, weil die Stelle sehr stark befestigt und die Umwallung überaus steil war. Ebensowenig richteten die Goten am flaminischen Thore aus, da es sehr hoch lag und deshalb schwer zu stürmen war. Zwischen diesem und dem pincianischen Thore aber war eine Mauerstelle, wo der Feind leichtes Spiel gehabt hätte. Dort nämlich hatte sich seit alter Zeit die Ringmauer gespalten, so daß ein klaffender Riß entstanden war, der von der Mitte der Mauer fast bis zur Zinne ging. Auf der einen Seite senkte sich das Mauerwerk nach außen, auf der andern nach innen. Belisar hatte anfangs diese Teile einreißen und neue aufbauen wollen, aber die Römer wollten es durchaus nicht leiden und versicherten, der Apostel Petrus, der verehrteste Heilige in Rom, habe versprochen dort Wache zu halten und die Stelle in seinen besonderen Schutz genommen. Und es schien wirklich, als sei dieser fromme Glaube oder Aberglaube begründet, denn während der ganzen Belagerung kam keine feindliche Schar vor die „geborstene Mauer", wie man den Ort nannte; der Geschichtschreiber Prokop selber drückt seine Verwunderung darüber aus, daß weder von den Römern jemand diese Stelle weiterhin beachtete, noch die Goten einen Sturm oder nächtlichen Überfall daselbst versuchten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Goten, die ja auch gläubige Christen waren, den Angriff auf jene heilige Stelle aus frommer Scheu vor dem Apostel unterließen.

Vom salarischen Thore wurden die Feinde durch folgenden Vorfall abgeschreckt. Dort stand abseits von den übrigen ein edler Gote, ein hochgewachsener, tapferer Mann, der Helm und Harnisch trug, allein an einem Baume und schoß mit seinen Pfeilen einen Verteidiger nach dem andern von der Brustwehr herab. Ihn traf von dem Turme zur Linken des Thores das Geschoß eines jener furchtbaren Geschütze, die dort aufgestellt waren; es durchbohrte den Harnisch und den Körper des Mannes und drang noch tief in den Baumstamm hinein, so daß der Leichnam des Helden daran geheftet hangen blieb. Bei diesem Anblick überfiel die andern Goten ein Grauen; sie zogen sich aus der Schußweite zurück, blieben zwar

Digitized by Google

noch eine Zeitlang in Schlachtordnung stehen, folgten aber denen auf der Mauer keinen Schaden mehr zu.

Inzwischen entspann sich in der Gegend des praenestinischen Thores an dem Ort, den die Römer das Vivarium nannten, dem Zwinger für die Löwen und andere Exotische, ein heftiger Kampf, denn hier führte Witichis selbst seine besten Streiter zum Angriff. So ungestüm und in so gewaltiger Menge stürmten die Goten an, daß die dort stehenden Befehlshaber Beßas und Perunius den Belisar um Unterstützung baten. Belisar kannte die Schwäche jener Stelle, übergab deshalb die Obhut des salarischen Thores einem seiner Vertrauten und eilte selber den Bedrängten zu Hilfe. Die Verteidiger des Zwingers wankten schon, er aber sprach ihnen Mut ein, so daß sie wieder stand hielten. Der Boden vor der Mauer war dort ganz eben und deshalb dem Vordringen der Goten äußerst günstig; zudem befand sich gerade dort eine ziemlich baufällige Stelle in der Mauer, so daß die Backsteine kaum noch zusammenhielten. Vor dieser Mauer hatten zwar vorlängst die Römer nach außen hin noch eine kleinere gebaut, aber nicht um jene zu verstärken, sondern um in dem davon umschlossenen Raum die wilden Tiere für ihre einst so beliebten Spiele aufzubewahren. Dies war eben das sogenannte Vivarium. Gegen dieses außen liegende Gemäuer richtete nun Witichis seinen ersten Angriff, befahl an verschiedenen Punkten die Belagerungsmaschinen aufzustellen und die äußere Mauer zu durchbrechen; denn er meinte nicht ohne Grund, die dahinterliegende eigentliche morsche Stadtmauer mit Leichtigkeit nehmen zu können, wenn er jener erst Herr geworden sei. Als Belisar aber bemerkte, daß die Goten die Mauern des Vivariums durchbrachen, ließ er sie ruhig gewähren und zog die Soldaten bis auf einige wenige von den Brustwehren zurück, obgleich er die besten Truppen um sich hatte. Die Hauptmenge stellte er inzwischen unten hinter den Pforten, die in das Vivarium durch die Stadtmauer führten, mit Harnisch und gezogenem Schwert auf. Und als nun die Goten die äußere Mauer zerstört hatten und in den Zwinger hineinstürmten, schickte er ganz plötzlich und unerwartet den Befehlshaber Cyprian mit einer Heeresabteilung gegen sie vor. Die Eingedrungenen vermochten sich kaum zu wehren, ihre große Anzahl und die Enge des Raumes war ihnen zum Verderben; sie wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen. Dieser unverhoffte Angriff setzte auch die, welche noch vor der äußeren Mauer waren, in große Verwirrung. Ihre Reihen lösten sich, der eine eilte hierhin, der andere dorthin. In diesem Augenblick ließ Belisar die Flügel des praenestinischen Thores öffnen und sein ganzes Heer sich auf die Feinde stürzen. Die Goten, ganz bestürzt durch diesen unerwarteten Ausfall, gaben die Gegenwehr auf und wandten sich zur Flucht. Die Römer verfolgten sie und töteten eine große Anzahl.

Digitized by Google

Bis dicht an die Verschanzungen der Feinde, die ein bedeutendes Stück von der Stadt ablagen, ging die Verfolgung. Die von den Goten zurückgelassenen Maschinen ließ Belisar in Brand stecken, und die auflodernden Flammen verkündeten denen im Lager den unglücklichen Ausgang des opfervollen Sturmes.

Auch am salarischen Thore erlitten die Goten um dieselbe Zeit einen schweren Verlust. Auch hier stürzten die Römer plötzlich aus den geöffneten Thorflügeln hervor, auch hier flohen die erschreckten Goten und wurden zum Teil niedergehauen, die Maschinen wurden verbrannt und die Flammen erleuchteten die blutige Scene; denn es war spät am Abend. Ein fürchterliches Geschrei erfüllte die Luft; die Kaiserlichen jubelten vor Siegesfreude und Mordlust, die Goten bejammerten die ungeheure Niederlage: nicht weniger als 30 000 der Ihrigen lagen tot vor den Mauern, mindestens ebenso viele waren verwundet. So endete der Sturm des ersten Tages; vom Morgen bis in die Nacht hinein war unablässig gekämpft worden. Die darauffolgende Nacht wachten beide Heere, die Römer auf den Wällen jubelnd, den Belisar preisend und sich an den erbeuteten Rüstungen erfreuend, die Goten ihre Verwundeten pflegend und ihre Toten betrauernd.

Am nächsten Tage sandte Belisar einen Bericht an den Kaiser ab des Inhalts, daß er einen großen Teil seiner Truppen als Besatzungen in verschiedene italische Städte habe verteilen müssen und deshalb nicht mehr als 5000 Mann bei sich habe, mit denen er Rom gegen 150 000 Goten unmöglich auf die Dauer halten könne. Zwar sei jetzt die Bürgerschaft Roms ihm noch geneigt, wenn aber erst die Drangsale der Belagerung, zumal der Hunger, steigen werde, sei nicht mehr auf sie zu rechnen. Sie würden sich dann eben so leicht wieder den Goten zuneigen. Er bat deshalb um eine Verstärkung seiner Mannschaft und um eine Waffensendung, um den Feinden wenigstens einigermaßen gewachsen zu sein. „Ich weiß," so schloß der Brief, „daß mein Leben deiner Majestät gehört, und gewiß soll mich niemand lebendig von hier vertreiben. Bedenke aber, welchen Ruhm dir ein solches Ende Belisars bringen würde!" Der Kaiser geriet darüber in große Besorgnis und ließ seinem Feldherrn sogleich zurückmelden, daß er unverweilt alles Nötige senden werde.

Damals ereignete sich in Neapel etwas, was den freudigen Mut der kühnen Goten nicht wenig niederdrückte. Auf dem Marktplatz dieser Stadt befand sich in ein Mauerwerk eingelegt ein Bild des großen Königs Theoderich, das aus kleinen, verschiedenfarbigen Marmorstücken zusammengesetzt war. Noch bei Lebzeiten des Königs bröckelten die Steinchen, aus denen das Haupt bestand, ab, und so wurde das Bild des Kopfes beraubt; kurze Zeit darauf starb Theoderich. Acht Jahre später fielen die Steinchen,

Digitized by Google

die den Rumpf bildeten, herab, und da starb Athalarich, des Königs Enkel. Bald darauf lösten sich auch die Teile des Unterleibs voneinander, und Amalaswintha, Theoderichs Tochter, ward ermordet. Als nun die Goten Rom belagerten, bröckelten auch die Beine des Bildes allmählich ab, so daß das ganze Kunstwerk bis auf die Fußspitzen verschwand. Die Römer deuteten dies so, daß die Füße das Gotenvolk seien, über das Theoderich geherrscht habe, und daß also unzweifelhaft der Untergang oder wenigstens eine schwere Niederlage dieses Volks bevorstehe.

Am Tage nach dem ersten Sturm, der für die Goten so unglücklich ablief, befahl Belisar, um einer Hungersnot möglichst vorzubeugen, den Römern, alle Weiber und Kinder und alles überflüssige Gesinde nach Neapel fortzuschaffen. Auch seinen Soldaten hieß er ihre Sklaven und Mägde entlassen, da er ihnen, solange die Belagerung dauere, keine hinreichenden Lebensmittel gewähren könne; sie selbst sogar müßten sich mit der Hälfte ihrer gewöhnlichen Nahrung begnügen; für die andere Hälfte sollten sie Geld empfangen. Man fügte sich, gewiß nicht ohne Widerstreben, dieser Verordnung des Feldherrn, und so zog eine große Menschenmenge aus der Stadt ab, teils zu Schiffe nach Sicilien, teils auf der appischen Straße nach Kampanien und erreichte ungefährdet ihr Ziel; denn selbst die gewaltige Anzahl der Goten reichte, wie gesagt, nicht zur völligen Einschließung der großen Stadt hin, und deshalb wurden die Abziehenden von ihnen gar nicht bemerkt. Auch waren die Goten durch die schlimmen Erfahrungen, die sie bei den ersten Kämpfen hatten machen müssen, vorsichtiger geworden und hüteten sich, in kleineren Abteilungen oder einzeln ihre Lager zu verlassen, zumal da die räuberischen Mauren, die in Belisars Heere dienten, häufig aus der Stadt kamen und, besonders gern bei Nacht, in kleinen Scharen die gotischen Schanzen umlauerten und, wen sie etwa auf dem Felde fanden, überfielen und ermordeten. Rasch plünderten sie dann die Leichen aus, und kam eine gotische Schar herbeigeeilt, um die unheimlichen Gesellen niederzuhauen, so waren diese schon längst wieder auf und davon und entwischten durch ihre Geschwindigkeit allen Verfolgungen.

Da nun Belisar sah, daß die Zahl seiner Soldaten nicht zur Besetzung der ganzen Stadtmauer ausreichte, und er auch nicht beständig die nämlichen Leute auf Wache stehen lassen konnte, sondern der Hälfte den Schlaf vergönnen mußte, weil ferner der größte Teil der römischen Volksmasse in drückender Armut lebte und Mangel am Nötigsten litt, weil die Handwerker und Tagarbeiter infolge der Belagerung brotlos waren, so mischte er eine Menge solcher ärmerer Bürgersleute unter seine Soldaten, wies ihnen Wachtposten an und teilte jedem seine Löhnung zu. Auf diese Weise half er sowohl seinen Soldaten, daß sie des nötigen Schlafes genießen konnten, als auch den Bürgern, daß sie ihren Lebensunterhalt

Digitized by Google

hatten. Die Lage der vornehmen Römer freilich ward dadurch in nichts gebessert, und sie, die erst ohne Bedenken eidbrüchig geworden und von den Goten zu Belisar abgefallen waren, wären nun — wie Belisar vorausgesehen hatte — diesen am liebsten wieder los gewesen und zu Witichis übergegangen. Vor allem entstand Verdacht gegen den Papst Silverius, daß er darauf sinne, die Kaiserlichen den Goten zu verraten. Belisar machte mit ihm kurzen Prozeß; er schickte ihn nach Konstantinopel und ließ einen andern Priester, Vigilius, zum Bischof von Rom wählen; Silverius starb in der Verbannung. Einige Mitglieder des Senats, die in gleichem Verdacht wie Silverius standen, wies er aus der Stadt und gestattete ihnen erst nach der Aufhebung der gotischen Belagerung die Rückkehr in ihr Eigentum. Auch von den Leuten, denen er die Bewachung der Thore anvertrauen mußte, fürchtete er Verrat; um diesen zu verhindern vernichtete er jeden Monat zweimal die Thorschlüssel und ließ neue von anderer Form schmieden und die Schlösser danach ändern; auch versetzte er öfters die Wächter auf andere, weit entlegene Posten und wechselte die Befehlshaber der einzelnen Wachmannschaften. Ferner ließ er nachts die Musikanten auf den Wällen spielen und schickte Streifwachen hinaus, besonders Mauren, die die ganze Nacht den Stadtgraben beobachten mußten und denen er Hunde mitgab, so daß niemand sich auch nur ferne unbemerkt den Mauern nähern konnte.

König Witichis, der sich von seinem Zorn über die römische Treulosigkeit dazu hatte hinreißen lassen, die als Geiseln in Ravenna liegenden Senatoren zum Tode zu verurteilen, beschloß jetzt, den Hafen Portus an der Tibermündung zu erobern, da er bemerkte, daß die Römer ganz ungestraft alles, was sie wollten, aus der Stadt schaffen und Lebensmittel einführen konnten. Diese wurden zur See auf Lastschiffen nach Portus gefahren und hier in kleinere Kähne verladen, auf denen sie stromaufwärts nach der Stadt gefahren wurden, und zwar wegen der vielen Krümmungen und der starken Strömung nicht in Segel- oder Ruderboten, sondern so, daß man Ochsen an lange Stricke spannte und sie am Ufer hin die Kähne wie Wagen den Fluß hinaufziehen ließ. Portus lag am rechten Tiberufer und war stark befestigt, gegenwärtig aber ohne Besatzung. Als daher Witichis unbemerkt dahin gelangt war, nahm er die Stadt samt dem Hafen ohne Schwierigkeit ein, tötete die Einwohner, die sich den Goten widersetzten, und legte tausend Mann als Besatzung hinein. Er selbst kehrte mit den übrigen in die Feldlager vor Rom zurück. Dies geschah am dritten Tag, nachdem er den vergeblichen Sturm auf Rom unternommen hatte (den 17. März 537).

Zwanzig Tage später aber (den 5. April) kamen bei Belisar 1600 Reiter an, die Justinian zur Verstärkung schickte, und flößten den anderen

Digitized by Google

frischen Mut ein. Es waren meist Hunnen und Slaven, vom nördlichen Ufer der unteren Donau. Belisar freute sich sehr über ihre Ankunft und beschloß sogleich den Feind einmal selbst anzugreifen. Er bedachte, daß die Goten keine Bogenschützen zu Roß hatten, sondern daß nur Fußgänger bei ihnen Bogen und Pfeile führten, die sich, wenn sie ihre Geschosse entsandt hatten, wieder auf die Reihen der Schwerbewaffneten zurückzogen. Deshalb schickte Belisar zweihundert der gefürchteten hunnischen Bogenschützen zu Pferde vor die Stadt nach einem Hügel in der Nähe der gotischen Verschanzungen und befahl ihnen, von dort aus auf die Goten zu schießen und zu töten, wen sie könnten, dann aber, sobald die Feinde zum Kampfe ausrückten, in schnellstem Laufe nach der Stadt zurückzufliehen. Darauf setzte er die großen Schleudermaschinen auf den Wällen in Bereitschaft für den Fall, daß die Goten etwa so weit vordringen sollten. Der Befehlshaber Trajan zog nun mit seinen zweihundert Hunnen aus dem salarischen Thore auf den bezeichneten Hügel, und sie begannen von dort ihre Pfeile auf die Feinde abzuschießen, und so dicht war deren Menge, daß jeder Schuß einen Mann oder ein Roß traf. Nachdem sie alle Pfeile verschossen und den Goten schwere Verluste beigebracht hatten, ritten sie eiligst zurück; die Goten, die ohne alle Ordnung herausgelaufen waren und sich nun erst zur Gegenwehr gerüstet hatten, drangen ihnen nach. Als sie aber in die Nähe der Stadtmauer kamen, ließen die Geschützmeister ihre Ballisten und Katapulten spielen, so daß jene von der Verfolgung ablassen mußten. Nicht weniger als tausend Goten sollen in diesem Gefecht gefallen sein. Noch zweimal wiederholten in den nächsten Tagen je dreihundert Bogenreiter das Wagestück und töteten dabei ungefähr 3000 Feinde.

Witichis kam infolge dieser Mißerfolge auf den Gedanken, daß seinen Goten ihre große Anzahl im Felde hinderlich sei, und glaubte ein ähnliches Stück wagen zu dürfen. Er entsandte daher eine kleine Schar von 500 Reitern vor, die sich dicht vor Schußweite, der Mauer gegenüber aufstellten. Aber Belisar ließ sie durch tausend Auserwählte unter der Führung des Bessas angreifen und umzingeln, so daß nur wenige entkamen. Witichis schalt sie und maß ihrer Feigheit die Schuld des Mißlingens bei. Er wählte drei Tage später fünfhundert der bewährtesten Goten aus sämtlichen Schanzen aus und sandte sie aus wie die ersten, indem er sie ermahnte, ihres Heldenruhmes würdig zu kämpfen. Aber Belisar schickte ihnen 1500 Mann entgegen. Es kam zu einem Reitergefecht; die Römer warfen mit ihrer Überzahl die Feinde bald zurück und hieben fast alle nieder. Da sank den tapferen Goten der Mut; eine unbegreiflich schreckliche Ungunst des Glückes schien sie zu verfolgen. Sie enthielten sich in der Folgezeit aller Wagnisse und Angriffe und begnügten sich damit, die Römer, wenn diese sie reizten, vom Lager zurückzutreiben.

Digitized by Google

Die Römer dagegen priesen den Belisar wegen seiner Klugheit und wurden so übermütig, daß sie laut von ihm verlangten, er solle sie zu offener Feldschlacht hinausführen. Belisar war damit gar nicht einverstanden; er wollte, statt alles auf einen Wurf zu setzen, viel lieber die Übermacht der Goten durch kleine Angriffe schwächen. Endlich aber mußte er dem ungestümen Verlangen nachgeben. Vor dem versammelten Heere und der römischen Bürgerschaft sprach er also: „Nicht weil ich euch für feige hielt oder mich vor der Macht des Feindes fürchtete, habe ich ein größeres Treffen vermieden, sondern weil ich der Überzeugung bin, daß jeder Mensch, dessen Dinge nach Wunsch gehen und der trotzdem nach einer Veränderung verlangt, unrecht gegen sich selbst handelt. Doch da ich euern Kampfmut sehe, so will ich nachgeben und verlange nur von euch, daß eure Thaten im Felde eurem bisherigen Verhalten und Reden entsprechen. Niemand bedenke sich, Roß oder Waffe aufs Spiel zu setzen; denn was in der Schlacht einem verloren geht, dafür will ich ihm Ersatz geben."

Hierauf führte er sein Heer durch das pincianische und salarische Thor hinaus; eine kleine Schar ließ er unter der Anführung des Reiteroberſten Valentin nach dem neronischen Felde hinausrücken, damit die dort liegenden Goten unter Markias nicht mit in den Kampf eingriffen. Eine große Anzahl römischer Handwerker hatte sich freiwillig dem Heere angeschlossen; doch trug Belisar begründetes Bedenken, diese des Kampfes ganz unkundigen Leute unter seine Krieger zu mischen; er befahl ihnen deshalb, sich in dichtgedrängter Schar vor dem pankratianischen Thore jenseits des Tiberstromes aufzustellen und dort stehen zu bleiben, bis er ihnen andern Befehl erteilen würde. Er berechnete nämlich ganz richtig, daß die Feinde auf dem neronischen Felde (an der milvischen Brücke), wenn sie diese und Valentins Leute sähen, nicht wagen würden, ihr eigenes Lager zu verlassen und dem Hauptheer des Witichis zu Hilfe zu kommen; und es war schon ein bedeutender Gewinn, wenn ein so großer Teil der Feinde vom Kampfe ferngehalten wurde.

Da die meisten Soldaten Belisars sich durch Beutepferde beritten gemacht hatten und als Reiter in die Schlacht zogen, so wollte der Feldherr nicht den geringen Rest der Fußtruppen, für den er keine rechte Verwendung wußte, mit hinaus lassen, sondern diese Unberittenen lieber dicht an der Mauer aufstellen, damit sie, falls die Reiter geschlagen würden, diese schützen und die Feinde mit frischen Kräften empfangen könnten. Aber den dringenden Bitten der tapferen Anführer Principius und Termutus, die er persönlich liebte und achtete, gab er schließlich nach und gestattete, indem er nur einige wenige zur Deckung der Thore und Brustwehren zurückließ, den übrigen unter Principius und Termutus hinter der

Digitized by Google

Reiterei in Schlachtordnung anzutreten. Sie freilich hatten darum gebeten, vor den Berittenen den Kampf eröffnen zu dürfen.

Als Witichis die Römer in Masse ausrücken sah, hieß er auch die Seinen sich zum Kampfe rüsten und ohne Ausnahme das Lager verlassen; nur den Scharen des Markjas auf dem neronischen Feld befahl er, in ihrer Stellung zu bleiben, damit nicht etwa der wichtige Übergang über den Strom verloren gehe. Vor der Schlacht rief der König sein ganzes Heer zusammen und sprach also: „Denket nicht, ihr Freunde, daß es mir um Herrschaft und eignen Vorteil zu thun ist, wenn ich euch jetzt die Herzen bewegen möchte. Gemeine Menschen sind wohl höflich gegen die, deren sie bedürfen, und mürrisch gegen solche, deren Dienste sie nicht nötig haben. Mich aber macht weder Leben noch Herrschaft besorgt. Ja, ich bin bereit, noch heute diesen Purpur abzulegen, wenn nur ein Gote ihn nach mir trägt. Ein Unglück, das nur den Einzelnen trifft, ist nicht ohne Trost. Denke ich aber an unsere Stammesbrüder, die Wandalen, und Gelimers Schicksal,*) so zieht mir unerträgliches Weh das Herz zusammen, und ich sehe im Geiste, wie ihr, meine Goten, samt euren Kindern verknechtet werdet, wie man eure Frauen und Töchter den verhaßtesten Männern zu schmählichsten Diensten übergiebt, wie ich selbst und Theoderichs Enkelin weggeführt werden, wohin es den siegreichen Feinden gefällt. Sorget dafür, daß solches nicht eintritt! Schätzet den Tod auf dem Schlachtfeld für ein höheres Glück als die Rettung des Lebens nach einer Niederlage! Wenn ihr so denket, so werdet ihr leicht diese elenden Griechen besiegen; denn wir können uns rühmen, ihnen wie an Zahl, so auch an Tüchtigkeit und an Gerechtigkeit der Sache überlegen zu sein. Jetzt freilich erfüllt sie ihr unerhörtes Glück mit keckem Übermut. Beweist ihnen, daß sie solches Glück nicht verdienen!“ Nach dieser Ermahnung ordnete Witichis dicht vor den Feldschanzen sein Heer, das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel.

Es war noch früh am Morgen, als die Heere, durch der Feldherren Zurufe entflammt, zusammenstießen zu blutiger Schlacht. Anfangs waren die Römer im Vorteil, durch die Pfeilschüsse der hunnischen Reiter fielen zahlreiche Goten. Aber die Reihen der Deutschen standen wie die Mauern, an die Stelle der Gefallenen traten sofort andere Streiter. So vermochten die Römer nicht weiter vorzudringen und gegen Mittag hätten sie gern einen ehrenvollen Rückzug angetreten, wenn sich nur eine gute Gelegenheit dazu geboten hätte. Aber es kam weit schlimmer. Durch einen gewaltigen

*) Die Wandalenherrschaft in Afrika wurde 534 (drei Jahre vor den oben erzählten Vorfällen) von Belisar vernichtet; der letzte Wandalenkönig Gelimer geriet in byzantinische Gefangenschaft. Siehe unser viertes Buch.

Digitized by Google

Vorstoß der gotischen Lanzenreiter kam Belisars linker Flügel ins Wanken und zog sich auf das Centrum zurück. Doch auch dieses hielt den Goten nicht mehr stand; das ganze römische Heer wandte sich zu wilder, regelloser Flucht. Nur Principius und Termutus mit wenigen Fußstreitern wehrten sich tapfer. Gegen sie wandten sich die meisten Goten, indem sie sie — ein echt germanischer Zug! — laut wegen ihres Heldenmutes priesen. Principius fiel, ganz mit Wunden bedeckt. Termutus mußte sich, nachdem er zahlreiche Feinde mit seinem Speere durchbohrt hatte, schwer verwundet zurückziehen. Er starb nach zwei Tagen. Inzwischen waren die römischen Berittenen in die Stadt geflohen und hatten, voll Angst, die Feinde möchten ihnen nachdringen, die Thore mit lautem Getöse geschlossen. So konnten die flüchtigen Fußtruppen, die ihre Flucht gedeckt hatten, nicht selbst mit hinein kommen. Nun lehnten sie sich mit dem Rücken an die Mauer, wo sie zitternd und ratlos dastanden; denn sie konnten sich nicht einmal gegen die furchtbar nahenden Feinde wehren, da die meisten im Kampfgetümmel ihre Waffen eingebüßt hatten. Als die Goten das sahen, verschmähten sie die wackern Wehrlosen vollends niederzumetzeln. Sie brachen den Kampf ab und zogen unter lauten Hohnreden gegen die, welche auf der Mauer standen, nach ihren Befestigungen zurück, froh, nach so vielem Mißgeschick einen ruhmvollen Sieg erfochten zu haben.

Zu gleicher Zeit war das Glück auch den Goten auf dem neronischen Felde günstig gewesen. Hier lagen sich zuerst die Heere lange unthätig gegenüber; nur die Mauren belästigten durch fortwährende Plänkeleien die Goten. Diese aber wagten keinen Angriff aus Besorgnis, die entfernter stehenden römischen Handwerker, die sie für Kerntruppen hielten, möchten ihnen in den Rücken fallen. Es war bereits Mittag, als die Römer endlich einen schnellen Angriff machten, und die Goten, durch das Unerwartete des Vorstoßes überrascht, hielten nicht stand. Sie mußten ihr Lager preisgeben und sich auf einen nahen Hügel zurückziehen. Die Truppen Valentins, unter die Belisar viele Schiffer und Sklaven hatte stecken müssen, erwiesen sich nun als eine recht zuchtlose Bande und machten dadurch diesen schnellen Erfolg wieder zu nichte. Indem sie sich nämlich nun ins gotische Lager stürzten und in unersättlicher Habgier die reichen Silberschätze, die sie fanden, plünderten, versäumten sie ganz, die Brücken zu zerstören, wozu sie die beste Gelegenheit hatten und wodurch die Goten genötigt worden wären, die Belagerung auf dem rechten Tiberufer aufzugeben. Auch waren ja die Scharen des Markjas noch keineswegs völlig geschlagen. Diese sahen eine Weile dem unbegreiflichen Thun der Feinde zu und blieben ruhig auf dem Hügel stehen. Schließlich aber stürmten sie mit zornigem Geschrei gewaltig heran und griffen die Plündernden so machtvoll an, daß sie viele von ihnen töteten und die übrigen in toller Hast vor sich

Digitized by Google

wie klug es gehandelt war, daß er keinen Versuch machte, die Feinde zurückzuwerfen, ehe sie in unmittelbarer Nähe waren.

Da Witichis sich auf diese Weise abgewiesen sah, ließ er eine starke Abteilung seines Heeres vor dem salarischen Thore zurück, befahl den Anführern, unter keiner Bedingung einen Angriff auf die Ringmauer zu unternehmen, sondern nur in Schlachtordnung stehen zu bleiben und unausgesetzt nach den Brustwehren zu schießen, damit Belisar an dieser Stelle beschäftigt würde und an keiner andern Hilfe leisten könnte. Er selbst zog mit dem größern Teil seiner Mannen nach dem pränestinischen Thore, wo die Befestigung am schwächsten war. Eine Menge von Sturmleitern und Belagerungsmaschinen waren schon vorher dahin geschafft worden. Zu gleicher Zeit aber ließ er von einer andern Gotenschar einen Angriff auf das aurelische Thor (jetzt das Thor von Sankt Peter, auf dem rechten Tiberufer) eröffnen. Etwa einen Steinwurf von diesem Thor entfernt steht das altberühmte, riesenhafte Grabdenkmal des Kaisers Hadrian, das jetzt die Engelsburg*) heißt und der Stadt noch heute als Kastell dient. Es ist ein ungeheurer Marmorbau, auf dessen viereckigem Unterbau sich ein mächtiger runder Turm erhebt. Ringsum auf den Zinnen standen marmorne Götter- und Heldenbilder, bewundernswürdige Denkmäler der alten Kunst. Schon damals wurde dieses gewaltige Bauwerk als ein stark befestigter Verteidigungsturm benutzt. Gerade darum aber hatte Belisar hier keinen Angriff der Goten vermutet und deshalb nur eine geringe Anzahl Verteidiger dahin gestellt, da er bei der Kleinheit seines Heeres — es betrug zu Anfang der Belagerung höchstens 5000 Mann — die Soldaten an gefährdeteren Stellen brauchte. Auf diesen „Hadriansturm" und das benachbarte aurelische Thor richtete sich jetzt der Sturm der Belagerer, und zwar kamen sie ohne Maschinen, nur mit Leitern und Bogengeschützen reichlich versehen. Von ihren großen Schilden bildeten sie ein Schutzdach, unter dem sie vorrückten. So waren sie unbemerkt, durch eine Kirche des Apostels Petrus, die dort stand, gedeckt, schon ganz nahe heran gerückt und brachen nun urplötzlich hervor. Vor den großen Schleudermaschinen der Kaiserlichen brauchten sie sich nicht zu fürchten; denn diese schossen nur in weiten Bogen in die Ferne; gegen die Pfeilschüsse der Verteidiger waren sie durch ihr Schilddach geschützt. Als nun auf einmal die Goten heran stürmten und schon die Sturmleitern anlegten, standen die Kaiserlichen wie gelähmt vom Schreck da, ohne Hoffnung auf Rettung. Da sprang einer von ihnen auf eine der marmornen Götterſäulen zu und stieß sie so gewaltig an, daß sie wankte und auf das marmorne Estrich stürzte, wo sie in viele Stücke zerschmetterte. Die Trümmer begann er auf die Goten

*) Weil auf die Spitze die Figur eines Engels aus Bronze gestellt worden ist.

Digitized by Google

hinabzuschleudern. Die andern folgten seinem Beispiel; sie zerschlugen eine Menge der herrlichsten Bildsäulen, faßten mit beiden Händen die ungeheuren Blöcke und warfen sie auf die Köpfe der Stürmenden hinunter. Manches edle Kunstwerk des Altertums ging in dieser Stunde verzweifelter Gegenwehr zu grunde. Die alten Heidengötter hatten gleichsam zum letzten Male in eigener Person ihre Stadt geschirmt; denn unter dem Hagel des kostbarsten Gesteins wichen die Goten zurück. Der Angriff auf das aurelische Thor und den Hadriansturm war abgewiesen.

Mit leichter Mühe wurde ein Angriff der Goten auf das pankratianische (transtiberinische) Thor zurückgeschlagen, weil die Stelle sehr stark befestigt und die Umwallung überaus steil war. Ebensowenig richteten die Goten am flaminischen Thore aus, da es sehr hoch lag und deshalb schwer zu stürmen war. Zwischen diesem und dem pincianischen Thore aber war eine Mauerstelle, wo der Feind leichtes Spiel gehabt hätte. Dort nämlich hatte sich seit alter Zeit die Ringmauer gespalten, so daß ein klaffender Riß entstanden war, der von der Mitte der Mauer fast bis zur Zinne ging. Auf der einen Seite senkte sich das Mauerwerk nach außen, auf der andern nach innen. Belisar hatte anfangs diese Teile einreißen und neue aufbauen wollen, aber die Römer wollten es durchaus nicht leiden und versicherten, der Apostel Petrus, der verehrteste Heilige in Rom, habe versprochen dort Wache zu halten und die Stelle in seinen besonderen Schutz genommen. Und es schien wirklich, als sei dieser fromme Glaube oder Aberglaube begründet, denn während der ganzen Belagerung kam keine feindliche Schar vor die „geborstene Mauer", wie man den Ort nannte; der Geschichtschreiber Prokop selber drückt seine Verwunderung darüber aus, daß weder von den Römern jemand diese Stelle weiterhin beachtete, noch die Goten einen Sturm oder nächtlichen Überfall daselbst versuchten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Goten, die ja auch gläubige Christen waren, den Angriff auf jene heilige Stelle aus frommer Scheu vor dem Apostel unterließen.

Vom salarischen Thore wurden die Feinde durch folgenden Vorfall abgeschreckt. Dort stand abseits von den übrigen ein edler Gote, ein hochgewachsener, tapferer Mann, der Helm und Harnisch trug, allein an einem Baume und schoß mit seinen Pfeilen einen Verteidiger nach dem andern von der Brustwehr herab. Ihn traf von dem Turme zur Linken des Thores das Geschoß eines jener furchtbaren Geschütze, die dort aufgestellt waren; es durchbohrte den Harnisch und den Körper des Mannes und drang noch tief in den Baumstamm hinein, so daß der Leichnam des Helden daran geheftet hangen blieb. Bei diesem Anblick überfiel die andern Goten ein Grauen; sie zogen sich aus der Schußweite zurück, blieben zwar

Digitized by Google

noch eine Zeitlang in Schlachtordnung stehen, fügten aber denen auf der Mauer keinen Schaden mehr zu.

Dagegen entspann sich in der Gegend des pränestinischen Thores an dem Ort, den die Römer das Vivarium nannten, dem Zwinger für die Löwen und andere Cirkustiere, ein heftiger Kampf, denn hier führte Witichis selbst seine besten Streiter zum Angriff. So ungestüm und in so gewaltiger Menge stürmten die Goten an, daß die dort stehenden Befehlshaber Bessas und Peranius den Belisar um Unterstützung baten. Belisar kannte die Schwäche jener Stelle, übergab deshalb die Obhut des salarischen Thores einem seiner Vertrauten und eilte selber den Bedrängten zu Hilfe. Die Verteidiger des Zwingers wankten schon, er aber sprach ihnen Mut ein, so daß sie wieder stand hielten. Der Boden vor der Mauer war dort ganz eben und deshalb dem Vordringen der Goten äußerst günstig; zudem befand sich gerade dort eine ziemlich baufällige Stelle in der Mauer, so daß die Backsteine kaum noch zusammenhielten. Vor dieser Mauer hatten zwar vorlängst die Römer nach außen hin noch eine kleinere gebaut, aber nicht um jene zu verstärken, sondern um in dem davon umschlossenen Raum die wilden Tiere für ihre einst so beliebten Spiele aufzubewahren. Dies war eben das sogenannte Vivarium. Gegen dieses außen liegende Gemäuer richtete nun Witichis seinen ersten Angriff, befahl an verschiedenen Punkten die Belagerungsmaschinen aufzustellen und die äußere Mauer zu durchbrechen; denn er meinte nicht ohne Grund, die dahinterliegende eigentliche morsche Stadtmauer mit Leichtigkeit nehmen zu können, wenn er jener erst Herr geworden sei. Als Belisar aber bemerkte, daß die Goten die Mauern des Vivariums durchbrachen, ließ er sie ruhig gewähren und zog die Soldaten bis auf einige wenige von den Brustwehren zurück, obgleich er die besten Truppen um sich hatte. Die Hauptmenge stellte er inzwischen unten hinter den Pforten, die in das Vivarium durch die Stadtmauer führten, mit Harnisch und gezogenem Schwert auf. Und als nun die Goten die äußere Mauer zerstört hatten und in den Zwinger hineinstürmten, schickte er ganz plötzlich und unerwartet den Befehlshaber Cyprian mit einer Heeresabteilung gegen sie vor. Die Eingedrungenen vermochten sich kaum zu wehren, ihre große Anzahl und die Enge des Raumes war ihnen zum Verderben; sie wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen. Dieser unverhoffte Angriff setzte auch die, welche noch vor der äußeren Mauer waren, in große Verwirrung. Ihre Reihen lösten sich, der eine eilte hierhin, der andere dorthin. In diesem Augenblick ließ Belisar die Flügel des pränestinischen Thores öffnen und sein ganzes Heer sich auf die Feinde stürzen. Die Goten, ganz bestürzt durch diesen unerwarteten Ausfall, gaben die Gegenwehr auf und wandten sich zur Flucht. Die Römer verfolgten sie und töteten eine große Anzahl.

Digitized by Google

Bis dicht an die Verschanzungen der Feinde, die ein bedeutendes Stück von der Stadt ablagen, ging die Verfolgung. Die von den Goten zurückgelassenen Maschinen ließ Belisar in Brand stecken, und die auflodernden Flammen verkündeten denen im Lager den unglücklichen Ausgang des opfervollen Sturmes.

Auch am salarischen Thore erlitten die Goten um dieselbe Zeit einen schweren Verlust. Auch hier stürzten die Römer plötzlich aus den geöffneten Thorflügeln hervor, auch hier flohen die erschreckten Goten und wurden zum Teil niedergehauen, die Maschinen wurden verbrannt und die Flammen erleuchteten die blutige Scene; denn es war spät am Abend. Ein fürchterliches Geschrei erfüllte die Luft; die Kaiserlichen jubelten vor Siegesfreude und Mordlust, die Goten bejammerten die ungeheure Niederlage: nicht weniger als 30 000 der Ihrigen lagen tot vor den Mauern, mindestens ebenso viele waren verwundet. So endete der Sturm des ersten Tages; vom Morgen bis in die Nacht hinein war unablässig gekämpft worden. Die darauffolgende Nacht wachten beide Heere, die Römer auf den Wällen jubelnd, den Belisar preisend und sich an den erbeuteten Rüstungen erfreuend, die Goten ihre Verwundeten pflegend und ihre Toten betrauernd.

Am nächsten Tage sandte Belisar einen Bericht an den Kaiser ab des Inhalts, daß er einen großen Teil seiner Truppen als Besatzungen in verschiedene italische Städte habe verteilen müssen und deshalb nicht mehr als 5000 Mann bei sich habe, mit denen er Rom gegen 150 000 Goten unmöglich auf die Dauer halten könne. Zwar sei jetzt die Bürgerschaft Roms ihm noch geneigt, wenn aber erst die Drangsale der Belagerung, zumal der Hunger, steigen werde, sei nicht mehr auf sie zu rechnen. Sie würden sich dann eben so leicht wieder den Goten zuneigen. Er bat deshalb um eine Verstärkung seiner Mannschaft und um eine Waffensendung, um den Feinden wenigstens einigermaßen gewachsen zu sein. „Ich weiß," so schloß der Brief, „daß mein Leben deiner Majestät gehört, und gewiß soll mich niemand lebendig von hier vertreiben. Bedenke aber, welchen Ruhm dir ein solches Ende Belisars bringen würde!" Der Kaiser geriet darüber in große Besorgnis und ließ seinem Feldherrn sogleich zurückmelden, daß er unverweilt alles Nötige senden werde.

Damals ereignete sich in Neapel etwas, was den freudigen Mut der kühnen Goten nicht wenig niederdrückte. Auf dem Marktplatz dieser Stadt befand sich in ein Mauerwerk eingelegt ein Bild des großen Königs Theoderich, das aus kleinen, verschiedenfarbigen Marmorstücken zusammengesetzt war. Noch bei Lebzeiten des Königs bröckelten die Steinchen, aus denen das Haupt bestand, ab, und so wurde das Bild des Kopfes beraubt; kurze Zeit darauf starb Theoderich. Acht Jahre später fielen die Steinchen,

Digitized by Google

die den Rumpf bildeten, herab, und da starb Athalarich, des Königs Enkel. Bald darauf lösten sich auch die Teile des Unterleibs voneinander, und Amalaswintha, Theoderichs Tochter, ward ermordet. Als nun die Goten Rom belagerten, bröckelten auch die Beine des Bildes allmählich ab, so daß das ganze Kunstwerk bis auf die Fußspitzen verschwand. Die Römer deuteten dies so, daß die Füße das Gotenvolk seien, über das Theoderich geherrscht habe, und daß also unzweifelhaft der Untergang oder wenigstens eine schwere Niederlage dieses Volks bevorstehe.

Am Tage nach dem ersten Sturm, der für die Goten so unglücklich ablief, befahl Belisar, um einer Hungersnot möglichst vorzubeugen, den Römern, alle Weiber und Kinder und alles überflüssige Gesinde nach Neapel fortzuschaffen. Auch seinen Soldaten hieß er ihre Sklaven und Mägde entlassen, da er ihnen, solange die Belagerung dauere, keine hinreichenden Lebensmittel gewähren könne; sie selbst sogar müßten sich mit der Hälfte ihrer gewöhnlichen Nahrung begnügen; für die andere Hälfte sollten sie Geld empfangen. Man fügte sich, gewiß nicht ohne Widerstreben, dieser Verordnung des Feldherrn, und so zog eine große Menschenmenge aus der Stadt ab, teils zu Schiffe nach Sicilien, teils auf der appischen Straße nach Kampanien und erreichte ungefährdet ihr Ziel; denn selbst die gewaltige Anzahl der Goten reichte, wie gesagt, nicht zur völligen Einschließung der großen Stadt hin, und deshalb wurden die Abziehenden von ihnen gar nicht bemerkt. Auch waren die Goten durch die schlimmen Erfahrungen, die sie bei den ersten Kämpfen hatten machen müssen, vorsichtiger geworden und hüteten sich, in kleineren Abteilungen oder einzeln ihre Lager zu verlassen, zumal da die räuberischen Mauren, die in Belisars Heere dienten, häufig aus der Stadt kamen und, besonders gern bei Nacht, in kleinen Scharen die gotischen Schanzen umlauerten und, wen sie etwa auf dem Felde fanden, überfielen und ermordeten. Rasch plünderten sie dann die Leichen aus, und kam eine gotische Schar herbeigeeilt, um die unheimlichen Gesellen niederzuhauen, so waren diese schon längst wieder auf und davon und entwischten durch ihre Geschwindigkeit allen Verfolgungen.

Da nun Belisar sah, daß die Zahl seiner Soldaten nicht zur Besetzung der ganzen Stadtmauer ausreichte, und er auch nicht beständig die nämlichen Leute auf Wache stehen lassen konnte, sondern der Hälfte den Schlaf vergönnen mußte, weil ferner der größte Teil der römischen Volksmasse in drückender Armut lebte und Mangel am Nötigsten litt, weil die Handwerker und Tagarbeiter infolge der Belagerung brotlos waren, so mischte er eine Menge solcher ärmerer Bürgersleute unter seine Soldaten, wies ihnen Wachtposten an und teilte jedem seine Löhnung zu. Auf diese Weise half er sowohl seinen Soldaten, daß sie des nötigen Schlafes genießen konnten, als auch den Bürgern, daß sie ihren Lebensunterhalt

Digitized by Google

hatten. Die Lage der vornehmen Römer freilich ward dadurch in nichts gebessert, und sie, die erst ohne Bedenken eidbrüchig geworden und von den Goten zu Belisar abgefallen waren, wären nun — wie Belisar vorausgesehen hatte — diesen am liebsten wieder los gewesen und zu Witichis übergegangen. Vor allem entstand Verdacht gegen den Papst Silverius, daß er darauf sinne, die Kaiserlichen den Goten zu verraten. Belisar machte mit ihm kurzen Prozeß; er schickte ihn nach Konstantinopel und ließ einen andern Priester, Vigilius, zum Bischof von Rom wählen; Silverius starb in der Verbannung. Einige Mitglieder des Senats, die in gleichem Verdacht wie Silverius standen, wies er aus der Stadt und gestattete ihnen erst nach der Aufhebung der gotischen Belagerung die Rückkehr in ihr Eigentum. Auch von den Leuten, denen er die Bewachung der Thore anvertrauen mußte, fürchtete er Verrat; um diesen zu verhindern vernichtete er jeden Monat zweimal die Thorschlüssel und ließ neue von anderer Form schmieden und die Schlösser danach ändern; auch versetzte er öfters die Wächter auf andere, weit entlegene Posten und wechselte die Befehlshaber der einzelnen Wachmannschaften. Ferner ließ er nachts die Musikanten auf den Wällen spielen und schickte Streifwachen hinaus, besonders Mauren, die die ganze Nacht den Stadtgraben beobachten mußten und denen er Hunde mitgab, so daß niemand sich auch nur ferne unbemerkt den Mauern nähern konnte.

König Witichis, der sich von seinem Zorn über die römische Treulosigkeit dazu hatte hinreißen lassen, die als Geiseln in Ravenna liegenden Senatoren zum Tode zu verurteilen, beschloß jetzt, den Hafen Portus an der Tibermündung zu erobern, da er bemerkte, daß die Römer ganz ungestraft alles, was sie wollten, aus der Stadt schaffen und Lebensmittel einführen konnten. Diese wurden zur See auf Lastschiffen nach Portus gefahren und hier in kleinere Kähne verladen, auf denen sie stromaufwärts nach der Stadt gefahren wurden, und zwar wegen der vielen Krümmungen und der starken Strömung nicht in Segel- oder Ruderboten, sondern so, daß man Ochsen an lange Stricke spannte und sie am Ufer hin die Kähne wie Wagen den Fluß hinaufziehen ließ. Portus lag am rechten Tiberufer und war stark befestigt, gegenwärtig aber ohne Besatzung. Als daher Witichis unbemerkt dahin gelangt war, nahm er die Stadt samt dem Hafen ohne Schwierigkeit ein, tötete die Einwohner, die sich den Goten widersetzten, und legte tausend Mann als Besatzung hinein. Er selbst kehrte mit den übrigen in die Feldlager vor Rom zurück. Dies geschah am dritten Tag, nachdem er den vergeblichen Sturm auf Rom unternommen hatte (den 17. März 537).

Zwanzig Tage später aber (den 5. April) kamen bei Belisar 1600 Reiter an, die Justinian zur Verstärkung schickte, und flößten den anderen

Digitized by Google

frischen Mut ein. Es waren meist Hunnen und Slaven, vom nördlichen Ufer der unteren Donau. Belisar freute sich sehr über ihre Ankunft und beschloß sogleich den Feind einmal selbst anzugreifen. Er bedachte, daß die Goten keine Bogenschützen zu Roß hatten, sondern daß nur Fußgänger bei ihnen Bogen und Pfeile führten, die sich, wenn sie ihre Geschosse entsandt hatten, wieder auf die Reihen der Schwerbewaffneten zurückzogen. Deshalb schickte Belisar zweihundert der gefürchteten hunnischen Bogenschützen zu Pferde vor die Stadt nach einem Hügel in der Nähe der gotischen Verschanzungen und befahl ihnen, von dort aus auf die Goten zu schießen und zu töten, wen sie könnten, dann aber, sobald die Feinde zum Kampfe ausrückten, in schnellstem Laufe nach der Stadt zurückzufliehen. Darauf setzte er die großen Schleudermaschinen auf den Wällen in Bereitschaft für den Fall, daß die Goten etwa so weit vordringen sollten. Der Befehlshaber Trajan zog nun mit seinen zweihundert Hunnen aus dem salarischen Thore auf den bezeichneten Hügel, und sie begannen von dort ihre Pfeile auf die Feinde abzuschießen, und so dicht war deren Menge, daß jeder Schuß einen Mann oder ein Roß traf. Nachdem sie alle Pfeile verschossen und den Goten schwere Verluste beigebracht hatten, ritten sie eiligst zurück; die Goten, die ohne alle Ordnung herausgelaufen waren und sich nun erst zur Gegenwehr gerüstet hatten, drangen ihnen nach. Als sie aber in die Nähe der Stadtmauer kamen, ließen die Geschützmeister ihre Ballisten und Katapulten spielen, so daß jene von der Verfolgung ablassen mußten. Nicht weniger als tausend Goten sollen in diesem Gefecht gefallen sein. Noch zweimal wiederholten in den nächsten Tagen je dreihundert Bogenreiter das Wagestück und töteten dabei ungefähr 3000 Feinde.

Witichis kam infolge dieser Mißerfolge auf den Gedanken, daß seinen Goten ihre große Anzahl im Felde hinderlich sei, und glaubte ein ähnliches Stück wagen zu dürfen. Er entsandte daher eine kleine Schar von 500 Reitern vor, die sich dicht vor Schußweite, der Mauer gegenüber aufstellten. Aber Belisar ließ sie durch tausend Auserwählte unter der Führung des Bessas angreifen und umzingeln, so daß nur wenige entkamen. Witichis schalt sie und maß ihrer Feigheit die Schuld des Mißlingens bei. Er wählte drei Tage später fünfhundert der bewährtesten Goten aus sämtlichen Schanzen aus und sandte sie aus wie die ersten, indem er sie ermahnte, ihres Heldenruhmes würdig zu kämpfen. Aber Belisar schickte ihnen 1500 Mann entgegen. Es kam zu einem Reitergefecht; die Römer warfen mit ihrer Überzahl die Feinde bald zurück und hieben fast alle nieder. Da sank den tapferen Goten der Mut; eine unbegreiflich schreckliche Ungunst des Glückes schien sie zu verfolgen. Sie enthielten sich in der Folgezeit aller Wagnisse und Angriffe und begnügten sich damit, die Römer, wenn diese sie reizten, vom Lager zurückzutreiben.

Digitized by Google

Die Römer dagegen priesen den Belisar wegen seiner Klugheit und wurden so übermütig, daß sie laut von ihm verlangten, er solle sie zu offener Feldschlacht hinausführen. Belisar war damit gar nicht einverstanden; er wollte, statt alles auf einen Wurf zu setzen, viel lieber die Übermacht der Goten durch kleine Angriffe schwächen. Endlich aber mußte er dem ungestümen Verlangen nachgeben. Vor dem versammelten Heere und der römischen Bürgerschaft sprach er also: „Nicht weil ich euch für feige hielt oder mich vor der Macht des Feindes fürchtete, habe ich ein größeres Treffen vermieden, sondern weil ich der Überzeugung bin, daß jeder Mensch, dessen Dinge nach Wunsch gehen und der trotzdem nach einer Veränderung verlangt, unrecht gegen sich selbst handelt. Doch da ich euern Kampfmut sehe, so will ich nachgeben und verlange nur von euch, daß eure Thaten im Felde eurem bisherigen Verhalten und Reden entsprechen. Niemand bedenke sich, Roß oder Waffe aufs Spiel zu setzen; denn was in der Schlacht einem verloren geht, dafür will ich ihm Ersatz geben."

Hierauf führte er sein Heer durch das pincianische und salarische Thor hinaus; eine kleine Schar ließ er unter der Anführung des Reiteroberſten Valentin nach dem neronischen Felde hinausrücken, damit die dort liegenden Goten unter Markias nicht mit in den Kampf eingriffen. Eine große Anzahl römischer Handwerker hatte sich freiwillig dem Heere angeschlossen; doch trug Belisar begründetes Bedenken, diese des Kampfes ganz unkundigen Leute unter seine Krieger zu mischen; er befahl ihnen deshalb, sich in dichtgedrängter Schar vor dem pankratianischen Thore jenseits des Tiberstromes aufzustellen und dort stehen zu bleiben, bis er ihnen andern Befehl erteilen würde. Er berechnete nämlich ganz richtig, daß die Feinde auf dem neronischen Felde (an der milvischen Brücke), wenn sie diese und Valentins Leute sähen, nicht wagen würden, ihr eigenes Lager zu verlassen und dem Hauptheer des Witichis zu Hilfe zu kommen; und es war schon ein bedeutender Gewinn, wenn ein so großer Teil der Feinde vom Kampfe ferngehalten wurde.

Da die meisten Soldaten Belisars sich durch Beutepferde beritten gemacht hatten und als Reiter in die Schlacht zogen, so wollte der Feldherr nicht den geringen Rest der Fußtruppen, für den er keine rechte Verwendung wußte, mit hinaus lassen, sondern diese Unberittenen lieber dicht an der Mauer aufstellen, damit sie, falls die Reiter geschlagen würden, diese schützen und die Feinde mit frischen Kräften empfangen könnten. Aber den dringenden Bitten der tapferen Anführer Principius und Termutus, die er persönlich liebte und achtete, gab er schließlich nach und gestattete, indem er nur einige wenige zur Deckung der Thore und Brustwehren zurückließ, den übrigen unter Principius und Termutus hinter der

Digitized by Google

Reiterei in Schlachtordnung anzutreten. Sie freilich hatten darum gebeten, vor den Berittenen den Kampf eröffnen zu dürfen.

Als Witichis die Römer in Masse ausrücken sah, hieß er auch die Seinen sich zum Kampfe rüsten und ohne Ausnahme das Lager verlassen; nur den Scharen des Marksas auf dem neronischen Feld befahl er, in ihrer Stellung zu bleiben, damit nicht etwa der wichtige Übergang über den Strom verloren gehe. Vor der Schlacht rief der König sein ganzes Heer zusammen und sprach also: „Denket nicht, ihr Freunde, daß es mir um Herrschaft und eignen Vorteil zu thun ist, wenn ich euch jetzt die Herzen bewegen möchte. Gemeine Menschen sind wohl höflich gegen die, deren sie bedürfen, und mürrisch gegen solche, deren Dienste sie nicht nötig haben. Mich aber macht weder Leben noch Herrschaft besorgt. Ja, ich bin bereit, noch heute diesen Purpur abzulegen, wenn nur ein Gote ihn nach mir trägt. Ein Unglück, das nur den Einzelnen trifft, ist nicht ohne Trost. Denke ich aber an unsere Stammesbrüder, die Wandalen, und Gelimers Schicksal,*) so zieht mir unerträgliches Weh das Herz zusammen, und ich sehe im Geiste, wie ihr, meine Goten, samt euren Kindern verknechtet werdet, wie man eure Frauen und Töchter den verhaßtesten Männern zu schmählichsten Diensten übergiebt, wie ich selbst und Theoderichs Enkelin weggeführt werden, wohin es den siegreichen Feinden gefällt. Sorget dafür, daß solches nicht eintritt! Schätzet den Tod auf dem Schlachtfeld für ein höheres Glück als die Rettung des Lebens nach einer Niederlage! Wenn ihr so denket, so werdet ihr leicht diese elenden Griechen besiegen; denn wir können uns rühmen, ihnen wie an Zahl, so auch an Tüchtigkeit und an Gerechtigkeit der Sache überlegen zu sein. Jetzt freilich erfüllt sie ihr unerhörtes Glück mit keckem Übermut. Beweist ihnen, daß sie solches Glück nicht verdienen!“ Nach dieser Ermahnung ordnete Witichis dicht vor den Feldschanzen sein Heer, das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel.

Es war noch früh am Morgen, als die Heere, durch der Feldherren Zurufe entflammt, zusammenstießen zu blutiger Schlacht. Anfangs waren die Römer im Vorteil, durch die Pfeilschüsse der hunnischen Reiter fielen zahlreiche Goten. Aber die Reihen der Deutschen standen wie die Mauern, an die Stelle der Gefallenen traten sofort andere Streiter. So vermochten die Römer nicht weiter vorzudringen und gegen Mittag hätten sie gern einen ehrenvollen Rückzug angetreten, wenn sich nur eine gute Gelegenheit dazu geboten hätte. Aber es kam weit schlimmer. Durch einen gewaltigen

*) Die Wandalenherrschaft in Afrika wurde 534 (drei Jahre vor den oben erzählten Vorfällen) von Belisar vernichtet; der letzte Wandalenkönig Gelimer geriet in byzantinische Gefangenschaft. Siehe unser viertes Buch.

Digitized by Google

Vorstoß der gotischen Lanzenreiter kam Belisars linker Flügel ins Wanken und zog sich auf das Centrum zurück. Doch auch dieses hielt den Goten nicht mehr stand; das ganze römische Heer wandte sich zu wilder, regelloser Flucht. Nur Principius und Termutus mit wenigen Fußstreitern wehrten sich tapfer. Gegen sie wandten sich die meisten Goten, indem sie sie — ein echt germanischer Zug! — laut wegen ihres Heldenmutes priesen. Principius fiel, ganz mit Wunden bedeckt. Termutus mußte sich, nachdem er zahlreiche Feinde mit seinem Speere durchbohrt hatte, schwer verwundet zurückziehen. Er starb nach zwei Tagen. Inzwischen waren die römischen Berittenen in die Stadt geflohen und hatten, voll Angst, die Feinde möchten ihnen nachdringen, die Thore mit lautem Getöse geschlossen. So konnten die flüchtigen Fußtruppen, die ihre Flucht gedeckt hatten, nicht selbst mit hinein kommen. Nun lehnten sie sich mit dem Rücken an die Mauer, wo sie zitternd und ratlos dastanden; denn sie konnten sich nicht einmal gegen die furchtbar nahenden Feinde wehren, da die meisten im Kampfgetümmel ihre Waffen eingebüßt hatten. Als die Goten das sahen, verschmähten sie die wackern Wehrlosen vollends niederzumetzeln. Sie brachen den Kampf ab und zogen unter lauten Hohnreden gegen die, welche auf der Mauer standen, nach ihren Befestigungen zurück, froh, nach so vielem Mißgeschick einen ruhmvollen Sieg erfochten zu haben.

Zu gleicher Zeit war das Glück auch den Goten auf dem neronischen Felde günstig gewesen. Hier lagen sich zuerst die Heere lange unthätig gegenüber; nur die Mauren belästigten durch fortwährende Plänkeleien die Goten. Diese aber wagten keinen Angriff aus Besorgnis, die entfernter stehenden römischen Handwerker, die sie für Kerntruppen hielten, möchten ihnen in den Rücken fallen. Es war bereits Mittag, als die Römer endlich einen schnellen Angriff machten, und die Goten, durch das Unerwartete des Vorstoßes überrascht, hielten nicht stand. Sie mußten ihr Lager preisgeben und sich auf einen nahen Hügel zurückziehen. Die Truppen Valentins, unter die Belisar viele Schiffer und Sklaven hatte stecken müssen, erwiesen sich nun als eine recht zuchtlose Bande und machten dadurch diesen schnellen Erfolg wieder zu nichte. Indem sie sich nämlich nun ins gotische Lager stürzten und in unersättlicher Habgier die reichen Silberschätze, die sie fanden, plünderten, versäumten sie ganz, die Brücken zu zerstören, wozu sie die beste Gelegenheit hatten und wodurch die Goten genötigt worden wären, die Belagerung auf dem rechten Tiberufer aufzugeben. Auch waren ja die Scharen des Markjas noch keineswegs völlig geschlagen. Diese sahen eine Weile dem unbegreiflichen Thun der Feinde zu und blieben ruhig auf dem Hügel stehen. Schließlich aber stürmten sie mit zornigem Geschrei gewaltig heran und griffen die Plündernden so machtvoll an, daß sie viele von ihnen töteten und die übrigen in toller Hast vor sich

Digitized by Google

her und aus dem Lager jagten. Wer nicht erschlagen oder gefangen ward, warf nun schleunigst seine Beute weg und floh der Stadt zu.

Seit diesem Tage wagten es die Kaiserlichen nie wieder, zu offener Feldschlacht auszurücken, da sie das Übergewicht der Goten so genau erfahren hatten, sondern thaten den Feinden nur durch kleine Ausfallsgefechte mit der Reiterei Abbruch. Fußtruppen zogen dabei nur einzeln als Begleiter mit, nicht in geschlossenen Reihen. Bei einem dieser Ausfälle ereignete sich ein seltsamer Zufall. Unter einem großen Teile Roms und der Umgegend ziehen sich die Katakomben hin, gewölbte Gänge von etwa fünf Fuß Breite und sieben Fuß Höhe, die von den ersten Christen in Rom zu geheimen Versammlungsorten und zu Begräbnisplätzen benutzt worden waren. Nun wurden einmal bei einem Ausfall der römischen Besatzung die Goten an einer Stelle weit zurückgeworfen. Aber plötzlich wendeten sie sich wieder und griffen die Verfolger an, unter denen eine große Verwirrung entstand. Im Gedränge stürzte ein römischer Fußsoldat in den verborgenen Eingang eines solchen Gewölbes. Er wagte aber weder um Hilfe zu schreien, weil ganz in der Nähe ein gotisches Lager war, noch konnte er aus der Grube herausgelangen, da nirgend Stufen angebracht waren. So sah er sich gezwungen, die Nacht in dem Gewölbe zuzubringen. Am folgenden Tag wurde das Gefecht erneuert, wobei wiederum die Goten zurückgedrängt wurden. Da fügte es der launische Zufall, daß einer der gotischen Streiter in dieselbe Höhle stürzte. Die gemeinsame Not und ihre wunderliche Lage ließ beide alles Hasses vergessen, sie schlossen Frieden und Freundschaft und schwuren sich zu, einander zur Rettung ihres Lebens aus allen Kräften behilflich zu sein. Darauf erhoben sie einmütig ein gewaltiges Geschrei, das sie solange fortsetzten, als sie konnten. Inzwischen waren die Goten, wie am vorigen Tage, wieder Herren des Schlachtfeldes geworden; und als sie nun in die Nähe der Grube kamen, vernahmen sie mit Staunen ein unterirdisches Gebrüll, gingen dem Schalle nach, fanden das Loch im Erdboden, lugten hinunter und fragten, da sie wegen der Dunkelheit, die unten herrschte, nichts erblicken konnten, wer da unten so fürchterlich schreie. Die beiden Leidensgefährten hatten unterdes Zeit genug gehabt, ihre Verabredung zu treffen. Demgemäß schwieg der Römer still, der Gote aber rief in seiner Muttersprache hinauf, er sei bei dem letzten Gefecht hier hineingefallen, und bat, sie möchten ihm ein Seil hinablassen, daß er herauskommen könne. Seine Volksgenossen beeilten sich natürlich, sofort seine Bitte zu erfüllen, ließen ein Seil hinunter und glaubten niemand anders als einen Goten heraufzuziehen. Unten aber sprach der Römer zu dem Goten: „Lieber Freund, laß mich zuerst zugreifen. Denn wenn deine Waffenbrüder dich zuerst herauszögen und hörten, ein Feind sitze noch unten, so würden sie sich um mich wenig

Digitized by Google

kümmern, und ich müßte elendiglich verhungern; wenn ich aber zuerst hinaufkomme, so werden sie dich sicherlich nicht im Stiche lassen." Der Gote gab ihm recht, und so griff der Römer nach dem Seil und schwebte nach oben. Als nun die Goten sahen, wen sie ans Tageslicht gezogen hatten, wunderten sie sich nicht wenig und wußten gar nicht, was sie sagen sollten. Der Römer hatte aber kaum die seltsame Geschichte erzählt, da ließen sie schnell das Tau nochmals in die Tiefe und zogen auch ihren Volksgenossen herauf. Dieser bestätigte alles, was sein Leidensgefährte gesagt hatte. Da achteten die andern Goten getreulich den Vertrag, den die beiden zusammen geschlossen hatten, nahmen ihren Kameraden fröhlich mit sich ins Lager und ließen den Römer ungekränkt seines Weges zur Stadt ziehen.

Ein andermal kam es auf dem neronischen Felde zu einem hitzigen Gefecht, in dem sich auf römischer Seite ein Massaget, Namens Chorsomantis, durch seine wilde Tapferkeit auszeichnete. Er jagte mit wenigen Gefährten eine kleine Anzahl Feinde in die Flucht, und als sie ein großes Stück ins Feld hinausgekommen waren, ritten die andern zurück, Chorsomantis aber setzte in heißer Kampflust die Verfolgung allein fort. Wie die weichenden Goten dies bemerkten, daß sie vor einem einzelnen Mann flohen, kehrten sie beschämt um und rückten dem Tollkühnen zu Leibe. Doch dieser hieb sofort einen edlen Goten vom Pferde, worauf die übrigen wieder erschrocken zurückwichen. Darauf ritten sie abermals auf den Massageten los, und wieder stürzte einer der Ihrigen von einem Hieb des gewaltigen Mannes zu Boden. Da gaben sie den Kampf mit ihm auf, und er kehrte stolz, ein einzelner Mann, nach Rom zurück. Diese seine Tollkühnheit, ob der er höchlich von Belisar und allen andern gelobt wurde, sollte aber schließlich sein Verderben werden. Einige Tage später wurde ihm ein Pfeil ins linke Schienbein geschossen, und er konnte infolge dessen eine Zeit lang, solange die Wunde nicht geheilt war, nicht am Kampfe teil nehmen. Diesen Zustand ertrug der Unbändige mit der größten Ungeduld, schimpfte und tobte und schwur, er werde die Goten nächstens für die Mißhandlung seines Beines bestrafen. Als er nun kaum geheilt war und nach seiner Gewohnheit beim Mittagessen tüchtig Wein gezecht hatte, beschloß er, ganz allein gegen die Feinde auszureiten und Genugthuung für die Beleidigung seines Schienbeines zu fordern. Der Trunkene kam an das pincianische Thor und erklärte dort den Wachen, er sei von Belisar gegen das Lager der Feinde ausgesendet worden. Die Wächter glaubten den Worten des angesehenen Mannes, öffneten ihm das Thor und ließen ihn ziehen, wohin er wollte. Als die Goten ihn gewahr wurden, glaubten sie anfangs, daß es ein Überläufer sei, der zu ihnen wollte. Er aber ritt immer näher und nahm seinen Bogen zur Hand. Als die Goten das merkten, gingen ihrer zwanzig gegen ihn vor. Chorsomantis aber trieb sie durch wohl-

Digitized by Google

gezielte Pfeilschüsse zurück und ritt dann in langsamem Schritt davon. Jetzt kam ein größerer Trupp Goten ihm nach; aber auch vor ihnen ergriff er nicht die Flucht, sondern bot ihnen Trotz. Die Römer, die von den Türmen her das seltsame Gefecht wahrnahmen, vermuteten zwar, daß der Mann verrückt sei, erkannten aber Chorsomantis nicht. Also wurde dieser nach tapferer Gegenwehr von den Goten umzingelt und niedergehauen und büßte auf diese Weise seine sinnlose Verwegenheit. Als Belisar und die Römer das Schicksal des gewaltigen Mannes erfuhren, beklagten sie seinen Verlust auf das schmerzlichste.

Ein rührender Beweis von der Treuherzigkeit der Goten gibt folgende Thatsache. Südlich von Rom, am Tiberufer, nicht weit von der Stadtmauer lag eine alte Kirche, die dem Apostel Paulus geweiht war. Zwar befanden sich dort keine Festungswerke, aber ein bedeckter Säulengang führte von da bis an die Stadtmauer, und zu beiden Seiten standen Gebäude, so daß der Ort gar leicht hätte befestigt werden und den Goten als Schanze dienen können. Diese aber ließen die Kirche während der ganzen Belagerung unbehelligt und zeigten eine solche fromme Ehrfurcht vor dem heiligen Orte, daß sogar die Priester dort ungestört wie im tiefsten Frieden den Gottesdienst abhalten konnten, zu dem sich nicht selten manche von den frommen Deutschen einfanden. Für so kindliche Frömmigkeit hatte nun aber freilich der kluge Belisar ebensowenig Sinn wie die entsittlichten Römer; bei günstiger Gelegenheit bemächtigte er sich der Gebäude, legte eine starke, aus Hunnen bestehende Besatzung hinein und verwandelte das Gotteshaus in ein Kastell. Der Zug, so klein und unbedeutend er erscheinen mag, verdient zur Ehre dieser unserer deutschen Stammesbrüder nicht vergessen zu werden.

Durch die Wegnahme der Hafenstadt Portus, die den Goten gelungen war, ward die Lage Roms bald sehr bedenklich, da ein beträchtlicher Teil der Zufuhr von den Goten abgeschnitten und aufgefangen wurde. Es entstand Mangel, ja Hungersnot, Krankheit und gänzliche Verzagtheit unter den Bürgern, zumal die Goten auch eine starke Befestigung zwischen die latinische und die appische Straße legten, von wo aus sie die bisher noch mögliche Zuführung von Nahrungsmitteln aus Kampanien verhinderten. Solange das Korn noch im Felde stand, holten zwar Nachts beherzte Reiter die Ähren vom Acker, allein dies reichte zur Ernährung der ganzen Stadt nicht im mindesten hin, und für den Herbst und den Winter schwand jede Hoffnung auf Unterhalt; nur Kräuter wuchsen da als schlechte Nahrung. Die Not griff schon zu widerwärtigen Aushilfen; so machte man aus krepierten Mauleseln Würste. Endlich verlangte die hungrige Menge von Belisar die Erlaubnis, selbst mit den Waffen gegen die Goten auszuziehen. Selbstverständlich wies der Feldherr sie mit mildem Ernst, aber nachdrück-

Digitized by Google

lich zurück und versprach ihnen baldige und reichliche Hilfe. Er schickte nämlich seinen Geheimschreiber, den Geschichtschreiber Prokop, der uns dies alles überliefert hat, im Herbst 537 nach Neapel, um Mannschaften und Getreide nach Rom zu schaffen, und suchte zugleich den Goten die Lebensmittel abzuschneiden. In der That fügte er ihnen so manchen Nachteil zu und that ihnen so großen Abbruch, daß auch bei ihnen sich Hunger und (wohl auch eine Folge des ungesunden Klimas und des regellosen Lagerlebens) Seuchen einstellten. Ähnlich erging es übrigens auch den Hunnen, die Belisar in jene Kirche des heiligen Paulus gelegt hatte und die den Goten sehr beschwerlich fielen; auch unter ihnen brach eine bösartige Krankheit aus und raffte viele dahin, weshalb Belisar den Rest aus jenem Bollwerk in die Stadt zurückziehen mußte.

Prokop richtete seinen Auftrag unterdes aufs beste aus. Belisar erhielt Kunde, daß 5100 Mann unter dem Befehlshaber Johannes in Unteritalien gelandet seien und in Kürze bei ihm eintreffen würden. Um ihren Anmarsch vor Angriffen der Goten sicher zu stellen, ließ er das flaminische Thor öffnen und einen Kampf mit den Feinden herbeiführen. Die Goten ließen sich aus ihren sichern Verschanzungen hervorlocken und erlitten schwere Verluste, da ein Teil der Römer ihnen in den Rücken fiel. Dieser neue Mißerfolg benahm ihnen den Mut, und sie wurden der opfervollen und allem Anschein nach erfolglosen Belagerung überdrüssig. War doch ihre anfangs so gewaltige Anzahl infolge der Verluste in den Feldschlachten und Stürmen und der mörderischen Seuche in entsetzlicher Weise zusammengeschmolzen, und sahen sie sich doch außerdem, als wären sie Belagerte und nicht Belagerer, von den notwendigsten Lebensbedürfnissen abgeschnitten. Nun hörten sie auch noch, ein ungeheures Heer sei von Byzanz im Anmarsch begriffen; da wurden sie voll Sorgen und berieten sich über den Rückzug. Witichis aber hielt es für geraten, mit Belisar Verhandlungen anzuknüpfen, und schickte deshalb zwei gotische Gesandte in Begleitung eines römischen Mannes, der das Vertrauen des Königs genoß, nach Rom. Dort sprachen die Boten des Witichis, indem der Römer ihre Worte dolmetschte, also: „Daß weder uns noch euch Vorteile aus diesem Kriege erwachsen sind, wissen wir alle. Wir alle leiden Not durch Hunger und Krankheit. Es geziemt sich aber nicht, daß um des Ruhms des Feldherrn willen die Menschen, die ihm untergeben sind, so große Drangsale erdulden. Darum sind wir zu Rat darüber gegangen, wie dieser unselige Krieg beigelegt werde, und sind zu euch gekommen, um zu unserem und eurem Heile euch Vorschläge vorzutragen, die ihr gerecht und billig finden werdet, und zugleich zu vernehmen, was ihr darüber denket.“ Belisar erwiderte: „Nichts hindert daran, in der Weise, wie ihr begonnen habt, die Unterredung fortzusetzen; machet eure Friedensvorschläge, vorausgesetzt, daß sie

Digitized by Google

die den Rumpf bildeten, herab, und da starb Athalarich, des Königs Enkel. Bald darauf lösten sich auch die Teile des Unterleibs voneinander, und Amalaswintha, Theoderichs Tochter, ward ermordet. Als nun die Goten Rom belagerten, bröckelten auch die Beine des Bildes allmählich ab, so daß das ganze Kunstwerk bis auf die Fußspitzen verschwand. Die Römer deuteten dies so, daß die Füße das Gotenvolk seien, über das Theoderich geherrscht habe, und daß also unzweifelhaft der Untergang oder wenigstens eine schwere Niederlage dieses Volks bevorstehe.

Am Tage nach dem ersten Sturm, der für die Goten so unglücklich ablief, befahl Belisar, um einer Hungersnot möglichst vorzubeugen, den Römern, alle Weiber und Kinder und alles überflüssige Gesinde nach Neapel fortzuschaffen. Auch seinen Soldaten hieß er ihre Sklaven und Mägde entlassen, da er ihnen, solange die Belagerung dauere, keine hinreichenden Lebensmittel gewähren könne; sie selbst sogar müßten sich mit der Hälfte ihrer gewöhnlichen Nahrung begnügen; für die andere Hälfte sollten sie Geld empfangen. Man fügte sich, gewiß nicht ohne Widerstreben, dieser Verordnung des Feldherrn, und so zog eine große Menschenmenge aus der Stadt ab, teils zu Schiffe nach Sicilien, teils auf der appischen Straße nach Kampanien und erreichte ungefährdet ihr Ziel; denn selbst die gewaltige Anzahl der Goten reichte, wie gesagt, nicht zur völligen Einschließung der großen Stadt hin, und deshalb wurden die Abziehenden von ihnen gar nicht bemerkt. Auch waren die Goten durch die schlimmen Erfahrungen, die sie bei den ersten Kämpfen hatten machen müssen, vorsichtiger geworden und hüteten sich, in kleineren Abteilungen oder einzeln ihre Lager zu verlassen, zumal da die räuberischen Mauren, die in Belisars Heere dienten, häufig aus der Stadt kamen und, besonders gern bei Nacht, in kleinen Scharen die gotischen Schanzen umlauerten und, wen sie etwa auf dem Felde fanden, überfielen und ermordeten. Rasch plünderten sie dann die Leichen aus, und kam eine gotische Schar herbeigeeilt, um die unheimlichen Gesellen niederzuhauen, so waren diese schon längst wieder auf und davon und entwischten durch ihre Geschwindigkeit allen Verfolgungen.

Da nun Belisar sah, daß die Zahl seiner Soldaten nicht zur Besetzung der ganzen Stadtmauer ausreichte, und er auch nicht beständig die nämlichen Leute auf Wache stehen lassen konnte, sondern der Hälfte den Schlaf vergönnen mußte, weil ferner der größte Teil der römischen Volksmasse in drückender Armut lebte und Mangel am Nötigsten litt, weil die Handwerker und Tagarbeiter infolge der Belagerung brotlos waren, so mischte er eine Menge solcher ärmerer Bürgersleute unter seine Soldaten, wies ihnen Wachtposten an und teilte jedem seine Löhnung zu. Auf diese Weise half er sowohl seinen Soldaten, daß sie des nötigen Schlafes genießen konnten, als auch den Bürgern, daß sie ihren Lebensunterhalt

Digitized by Google

hatten. Die Lage der vornehmen Römer freilich ward dadurch in nichts gebessert, und sie, die erst ohne Bedenken eidbrüchig geworden und von den Goten zu Belisar abgefallen waren, wären nun — wie Belisar vorausgesehen hatte — diesen am liebsten wieder los gewesen und zu Witichis übergegangen. Vor allem entstand Verdacht gegen den Papst Silverius, daß er darauf sinne, die Kaiserlichen den Goten zu verraten. Belisar machte mit ihm kurzen Prozeß; er schickte ihn nach Konstantinopel und ließ einen andern Priester, Vigilius, zum Bischof von Rom wählen; Silverius starb in der Verbannung. Einige Mitglieder des Senats, die in gleichem Verdacht wie Silverius standen, wies er aus der Stadt und gestattete ihnen erst nach der Aufhebung der gotischen Belagerung die Rückkehr in ihr Eigentum. Auch von den Leuten, denen er die Bewachung der Thore anvertrauen mußte, fürchtete er Verrat; um diesen zu verhindern vernichtete er jeden Monat zweimal die Thorschlüssel und ließ neue von anderer Form schmieden und die Schlösser danach ändern; auch versetzte er öfters die Wächter auf andere, weit entlegene Posten und wechselte die Befehlshaber der einzelnen Wachmannschaften. Ferner ließ er nachts die Musikanten auf den Wällen spielen und schickte Streifwachen hinaus, besonders Mauren, die die ganze Nacht den Stadtgraben beobachten mußten und denen er Hunde mitgab, so daß niemand sich auch nur ferne unbemerkt den Mauern nähern konnte.

König Witichis, der sich von seinem Zorn über die römische Treulosigkeit dazu hatte hinreißen lassen, die als Geiseln in Ravenna liegenden Senatoren zum Tode zu verurteilen, beschloß jetzt, den Hafen Portus an der Tibermündung zu erobern, da er bemerkte, daß die Römer ganz ungestraft alles, was sie wollten, aus der Stadt schaffen und Lebensmittel einführen konnten. Diese wurden zur See auf Lastschiffen nach Portus gefahren und hier in kleinere Kähne verladen, auf denen sie stromaufwärts nach der Stadt gefahren wurden, und zwar wegen der vielen Krümmungen und der starken Strömung nicht in Segel- oder Ruderboten, sondern so, daß man Ochsen an lange Stricke spannte und sie am Ufer hin die Kähne wie Wagen den Fluß hinaufziehen ließ. Portus lag am rechten Tiberufer und war stark befestigt, gegenwärtig aber ohne Besatzung. Als daher Witichis unbemerkt dahin gelangt war, nahm er die Stadt samt dem Hafen ohne Schwierigkeit ein, tötete die Einwohner, die sich den Goten widersetzten, und legte tausend Mann als Besatzung hinein. Er selbst kehrte mit den übrigen in die Feldlager vor Rom zurück. Dies geschah am dritten Tag, nachdem er den vergeblichen Sturm auf Rom unternommen hatte (den 17. März 537).

Zwanzig Tage später aber (den 5. April) kamen bei Belisar 1600 Reiter an, die Justinian zur Verstärkung schickte, und flößten den anderen

Digitized by Google

frischen Mut ein. Es waren meist Hunnen und Slaven, vom nördlichen Ufer der unteren Donau. Belisar freute sich sehr über ihre Ankunft und beschloß sogleich den Feind einmal selbst anzugreifen. Er bedachte, daß die Goten keine Bogenschützen zu Roß hatten, sondern daß nur Fußgänger bei ihnen Bogen und Pfeile führten, die sich, wenn sie ihre Geschosse entsandt hatten, wieder auf die Reihen der Schwerbewaffneten zurückzogen. Deshalb schickte Belisar zweihundert der gefürchteten hunnischen Bogenschützen zu Pferde vor die Stadt nach einem Hügel in der Nähe der gotischen Verschanzungen und befahl ihnen, von dort aus auf die Goten zu schießen und zu töten, wen sie könnten, dann aber, sobald die Feinde zum Kampfe ausrückten, in schnellstem Laufe nach der Stadt zurückzufliehen. Darauf setzte er die großen Schleudermaschinen auf den Wällen in Bereitschaft für den Fall, daß die Goten etwa so weit vordringen sollten. Der Befehlshaber Trajan zog nun mit seinen zweihundert Hunnen aus dem salarischen Thore auf den bezeichneten Hügel, und sie begannen von dort ihre Pfeile auf die Feinde abzuschießen, und so dicht war deren Menge, daß jeder Schuß einen Mann oder ein Roß traf. Nachdem sie alle Pfeile verschossen und den Goten schwere Verluste beigebracht hatten, ritten sie eiligst zurück; die Goten, die ohne alle Ordnung herausgelaufen waren und sich nun erst zur Gegenwehr gerüstet hatten, drangen ihnen nach. Als sie aber in die Nähe der Stadtmauer kamen, ließen die Geschützmeister ihre Ballisten und Katapulten spielen, so daß jene von der Verfolgung ablassen mußten. Nicht weniger als tausend Goten sollen in diesem Gefecht gefallen sein. Noch zweimal wiederholten in den nächsten Tagen je dreihundert Bogenreiter das Wagestück und töteten dabei ungefähr 3000 Feinde.

Witichis kam infolge dieser Mißerfolge auf den Gedanken, daß seinen Goten ihre große Anzahl im Felde hinderlich sei, und glaubte ein ähnliches Stück wagen zu dürfen. Er entsandte daher eine kleine Schar von 500 Reitern vor, die sich dicht vor Schußweite, der Mauer gegenüber aufstellten. Aber Belisar ließ sie durch tausend Auserwählte unter der Führung des Bessas angreifen und umzingeln, so daß nur wenige entkamen. Witichis schalt sie und maß ihrer Feigheit die Schuld des Mißlingens bei. Er wählte drei Tage später fünfhundert der bewährtesten Goten aus sämtlichen Schanzen aus und sandte sie aus wie die ersten, indem er sie ermahnte, ihres Heldenruhmes würdig zu kämpfen. Aber Belisar schickte ihnen 1500 Mann entgegen. Es kam zu einem Reitergefecht; die Römer warfen mit ihrer Überzahl die Feinde bald zurück und hieben fast alle nieder. Da sank den tapferen Goten der Mut; eine unbegreiflich schreckliche Ungunst des Glückes schien sie zu verfolgen. Sie enthielten sich in der Folgezeit aller Wagnisse und Angriffe und begnügten sich damit, die Römer, wenn diese sie reizten, vom Lager zurückzutreiben.

Digitized by Google

Die Römer dagegen priesen den Belisar wegen seiner Klugheit und wurden so übermütig, daß sie laut von ihm verlangten, er solle sie zu offener Feldschlacht hinausführen. Belisar war damit gar nicht einverstanden; er wollte, statt alles auf einen Wurf zu setzen, viel lieber die Übermacht der Goten durch kleine Angriffe schwächen. Endlich aber mußte er dem ungestümen Verlangen nachgeben. Vor dem versammelten Heere und der römischen Bürgerschaft sprach er also: „Nicht weil ich euch für feige hielt oder mich vor der Macht des Feindes fürchtete, habe ich ein größeres Treffen vermieden, sondern weil ich der Überzeugung bin, daß jeder Mensch, dessen Dinge nach Wunsch gehen und der trotzdem nach einer Veränderung verlangt, unrecht gegen sich selbst handelt. Doch da ich euern Kampfmut sehe, so will ich nachgeben und verlange nur von euch, daß eure Thaten im Felde eurem bisherigen Verhalten und Reden entsprechen. Niemand bedenke sich, Roß oder Waffe aufs Spiel zu setzen; denn was in der Schlacht einem verloren geht, dafür will ich ihm Ersatz geben."

Hierauf führte er sein Heer durch das pincianische und salarische Thor hinaus; eine kleine Schar ließ er unter der Anführung des Reiteroberſten Valentin nach dem neronischen Felde hinausrücken, damit die dort liegenden Goten unter Markias nicht mit in den Kampf eingriffen. Eine große Anzahl römischer Handwerker hatte sich freiwillig dem Heere angeschlossen; doch trug Belisar begründetes Bedenken, diese des Kampfes ganz unkundigen Leute unter seine Krieger zu mischen; er befahl ihnen deshalb, sich in dichtgedrängter Schar vor dem pankratianischen Thore jenseits des Tiberstromes aufzustellen und dort stehen zu bleiben, bis er ihnen andern Befehl erteilen würde. Er berechnete nämlich ganz richtig, daß die Feinde auf dem neronischen Felde (an der milvischen Brücke), wenn sie diese und Valentins Leute sähen, nicht wagen würden, ihr eigenes Lager zu verlassen und dem Hauptheer des Witichis zu Hilfe zu kommen; und es war schon ein bedeutender Gewinn, wenn ein so großer Teil der Feinde vom Kampfe ferngehalten wurde.

Da die meisten Soldaten Belisars sich durch Beutepferde beritten gemacht hatten und als Reiter in die Schlacht zogen, so wollte der Feldherr nicht den geringen Rest der Fußtruppen, für den er keine rechte Verwendung wußte, mit hinaus lassen, sondern diese Unberittenen lieber dicht an der Mauer aufstellen, damit sie, falls die Reiter geschlagen würden, diese schützen und die Feinde mit frischen Kräften empfangen könnten. Aber den dringenden Bitten der tapferen Anführer Principius und Termutus, die er persönlich liebte und achtete, gab er schließlich nach und gestattete, indem er nur einige wenige zur Deckung der Thore und Brustwehren zurückließ, den übrigen unter Principius und Termutus hinter der

Digitized by Google

Reiterei in Schlachtordnung anzutreten. Sie freilich hatten darum gebeten, vor den Berittenen den Kampf eröffnen zu dürfen.

Als Witichis die Römer in Masse ausrücken sah, hieß er auch die Seinen sich zum Kampfe rüsten und ohne Ausnahme das Lager verlassen; nur den Scharen des Marsias auf dem neronischen Feld befahl er, in ihrer Stellung zu bleiben, damit nicht etwa der wichtige Übergang über den Strom verloren gehe. Vor der Schlacht rief der König sein ganzes Heer zusammen und sprach also: „Denket nicht, ihr Freunde, daß es mir um Herrschaft und eignen Vorteil zu thun ist, wenn ich euch jetzt die Herzen bewegen möchte. Gemeine Menschen sind wohl höflich gegen die, deren sie bedürfen, und mürrisch gegen solche, deren Dienste sie nicht nötig haben. Mich aber macht weder Leben noch Herrschaft besorgt. Ja, ich bin bereit, noch heute diesen Purpur abzulegen, wenn nur ein Gote ihn nach mir trägt. Ein Unglück, das nur den Einzelnen trifft, ist nicht ohne Trost. Denke ich aber an unsere Stammesbrüder, die Wandalen, und Gelimers Schicksal,*) so zieht mir unerträgliches Weh das Herz zusammen, und ich sehe im Geiste, wie ihr, meine Goten, samt euren Kindern verknechtet werdet, wie man eure Frauen und Töchter den verhaßtesten Männern zu schmählichsten Diensten übergiebt, wie ich selbst und Theoderichs Enkelin weggeführt werden, wohin es den siegreichen Feinden gefällt. Sorget dafür, daß solches nicht eintritt! Schätzet den Tod auf dem Schlachtfeld für ein höheres Glück als die Rettung des Lebens nach einer Niederlage! Wenn ihr so denket, so werdet ihr leicht diese elenden Griechen besiegen; denn wir können uns rühmen, ihnen wie an Zahl, so auch an Tüchtigkeit und an Gerechtigkeit der Sache überlegen zu sein. Jetzt freilich erfüllt sie ihr unerhörtes Glück mit keckem Übermut. Beweist ihnen, daß sie solches Glück nicht verdienen!“ Nach dieser Ermahnung ordnete Witichis dicht vor den Feldschanzen sein Heer, das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel.

Es war noch früh am Morgen, als die Heere, durch der Feldherren Zurufe entflammt, zusammenstießen zu blutiger Schlacht. Anfangs waren die Römer im Vorteil, durch die Pfeilschüsse der hunnischen Reiter fielen zahlreiche Goten. Aber die Reihen der Deutschen standen wie die Mauern, an die Stelle der Gefallenen traten sofort andere Streiter. So vermochten die Römer nicht weiter vorzudringen und gegen Mittag hätten sie gern einen ehrenvollen Rückzug angetreten, wenn sich nur eine gute Gelegenheit dazu geboten hätte. Aber es kam weit schlimmer. Durch einen gewaltigen

*) Die Wandalenherrschaft in Afrika wurde 534 (drei Jahre vor den oben erzählten Vorfällen) von Belisar vernichtet; der letzte Wandalenkönig Gelimer geriet in byzantinische Gefangenschaft. Siehe unser viertes Buch.

Digitized by Google

Vorstoß der gotischen Lanzenreiter kam Belisars linker Flügel ins Wanken und zog sich auf das Centrum zurück. Doch auch dieses hielt den Goten nicht mehr stand; das ganze römische Heer wandte sich zu wilder, regelloser Flucht. Nur Principius und Termutus mit wenigen Fußstreitern wehrten sich tapfer. Gegen sie wandten sich die meisten Goten, indem sie sie — ein echt germanischer Zug! — laut wegen ihres Heldenmutes priesen. Principius fiel, ganz mit Wunden bedeckt. Termutus mußte sich, nachdem er zahlreiche Feinde mit seinem Speere durchbohrt hatte, schwer verwundet zurückziehen. Er starb nach zwei Tagen. Inzwischen waren die römischen Berittenen in die Stadt geflohen und hatten, voll Angst, die Feinde möchten ihnen nachdringen, die Thore mit lautem Getöse geschlossen. So konnten die flüchtigen Fußtruppen, die ihre Flucht gedeckt hatten, nicht selbst mit hinein kommen. Nun lehnten sie sich mit dem Rücken an die Mauer, wo sie zitternd und ratlos dastanden; denn sie konnten sich nicht einmal gegen die furchtbar nahenden Feinde wehren, da die meisten im Kampfgetümmel ihre Waffen eingebüßt hatten. Als die Goten das sahen, verschmähten sie die wackern Wehrlosen vollends niederzumetzeln. Sie brachen den Kampf ab und zogen unter lauten Hohnreden gegen die, welche auf der Mauer standen, nach ihren Befestigungen zurück, froh, nach so vielem Mißgeschick einen ruhmvollen Sieg erfochten zu haben.

Zu gleicher Zeit war das Glück auch den Goten auf dem neronischen Felde günstig gewesen. Hier lagen sich zuerst die Heere lange unthätig gegenüber; nur die Mauren belästigten durch fortwährende Plänkeleien die Goten. Diese aber wagten keinen Angriff aus Besorgnis, die entfernter stehenden römischen Handwerker, die sie für Kerntruppen hielten, möchten ihnen in den Rücken fallen. Es war bereits Mittag, als die Römer endlich einen schnellen Angriff machten, und die Goten, durch das Unerwartete des Vorstoßes überrascht, hielten nicht stand. Sie mußten ihr Lager preisgeben und sich auf einen nahen Hügel zurückziehen. Die Truppen Valentins, unter die Belisar viele Schiffer und Sklaven hatte stecken müssen, erwiesen sich nun als eine recht zuchtlose Bande und machten dadurch diesen schnellen Erfolg wieder zu nichte. Indem sie sich nämlich nun ins gotische Lager stürzten und in unersättlicher Habgier die reichen Silberschätze, die sie fanden, plünderten, versäumten sie ganz, die Brücken zu zerstören, wozu sie die beste Gelegenheit hatten und wodurch die Goten genötigt worden wären, die Belagerung auf dem rechten Tiberufer aufzugeben. Auch waren ja die Scharen des Markjas noch keineswegs völlig geschlagen. Diese sahen eine Weile dem unbegreiflichen Thun der Feinde zu und blieben ruhig auf dem Hügel stehen. Schließlich aber stürmten sie mit zornigem Geschrei gewaltig heran und griffen die Plündernden so machtvoll an, daß sie viele von ihnen töteten und die übrigen in toller Hast vor sich

Digitized by Google

her und aus dem Lager jagten. Wer nicht erschlagen oder gefangen ward, warf nun schleunigst seine Beute weg und floh der Stadt zu.

Seit diesem Tage wagten es die Kaiserlichen nie wieder, zu offener Feldschlacht auszurücken, da sie das Übergewicht der Goten so genau erfahren hatten, sondern thaten den Feinden nur durch kleine Ausfallsgefechte mit der Reiterei Abbruch. Fußtruppen zogen dabei nur einzeln als Begleiter mit, nicht in geschlossenen Reihen. Bei einem dieser Ausfälle ereignete sich ein seltsamer Zufall. Unter einem großen Teile Roms und der Umgegend ziehen sich die Katakomben hin, gewölbte Gänge von etwa fünf Fuß Breite und sieben Fuß Höhe, die von den ersten Christen in Rom zu geheimen Versammlungsorten und zu Begräbnisplätzen benutzt worden waren. Nun wurden einmal bei einem Ausfall der römischen Besatzung die Goten an einer Stelle weit zurückgeworfen. Aber plötzlich wendeten sie sich wieder und griffen die Verfolger an, unter denen eine große Verwirrung entstand. Im Gedränge stürzte ein römischer Fußsoldat in den verborgenen Eingang eines solchen Gewölbes. Er wagte aber weder um Hilfe zu schreien, weil ganz in der Nähe ein gotisches Lager war, noch konnte er aus der Grube herausgelangen, da nirgend Stufen angebracht waren. So sah er sich gezwungen, die Nacht in dem Gewölbe zuzubringen. Am folgenden Tag wurde das Gefecht erneuert, wobei wiederum die Goten zurückgedrängt wurden. Da fügte es der launische Zufall, daß einer der gotischen Streiter in dieselbe Höhle stürzte. Die gemeinsame Not und ihre wunderliche Lage ließ beide alles Hasses vergessen, sie schlossen Frieden und Freundschaft und schwuren sich zu, einander zur Rettung ihres Lebens aus allen Kräften behilflich zu sein. Darauf erhoben sie einmütig ein gewaltiges Geschrei, das sie solange fortsetzten, als sie konnten. Inzwischen waren die Goten, wie am vorigen Tage, wieder Herren des Schlachtfeldes geworden; und als sie nun in die Nähe der Grube kamen, vernahmen sie mit Staunen ein unterirdisches Gebrüll, gingen dem Schalle nach, fanden das Loch im Erdboden, lugten hinunter und fragten, da sie wegen der Dunkelheit, die unten herrschte, nichts erblicken konnten, wer da unten so fürchterlich schreie. Die beiden Leidensgefährten hatten unterdes Zeit genug gehabt, ihre Verabredung zu treffen. Demgemäß schwieg der Römer still, der Gote aber rief in seiner Muttersprache hinauf, er sei bei dem letzten Gefecht hier hineingefallen, und bat, sie möchten ihm ein Seil hinablassen, daß er herauskommen könne. Seine Volksgenossen beeilten sich natürlich, sofort seine Bitte zu erfüllen, ließen ein Seil hinunter und glaubten niemand anders als einen Goten heraufzuziehen. Unten aber sprach der Römer zu dem Goten: „Lieber Freund, laß mich zuerst zugreifen. Denn wenn deine Waffenbrüder dich zuerst herauszögen und hörten, ein Feind sitze noch unten, so würden sie sich um mich wenig

Digitized by Google

kümmern, und ich müßte elendiglich verhungern; wenn ich aber zuerst hinaufkomme, so werden sie dich sicherlich nicht im Stiche lassen." Der Gote gab ihm recht, und so griff der Römer nach dem Seil und schwebte nach oben. Als nun die Goten sahen, wen sie ans Tageslicht gezogen hatten, wunderten sie sich nicht wenig und wußten gar nicht, was sie sagen sollten. Der Römer hatte aber kaum die seltsame Geschichte erzählt, da ließen sie schnell das Tau nochmals in die Tiefe und zogen auch ihren Volksgenossen herauf. Dieser bestätigte alles, was sein Leidensgefährte gesagt hatte. Da achteten die andern Goten getreulich den Vertrag, den die beiden zusammen geschlossen hatten, nahmen ihren Kameraden fröhlich mit sich ins Lager und ließen den Römer ungekränkt seines Weges zur Stadt ziehen.

Ein andermal kam es auf dem neronischen Felde zu einem hitzigen Gefecht, in dem sich auf römischer Seite ein Massaget, Namens Chorsomantis, durch seine wilde Tapferkeit auszeichnete. Er jagte mit wenigen Gefährten eine kleine Anzahl Feinde in die Flucht, und als sie ein großes Stück ins Feld hinausgekommen waren, ritten die andern zurück, Chorsomantis aber setzte in heißer Kampflust die Verfolgung allein fort. Wie die weichenden Goten dies bemerkten, daß sie vor einem einzelnen Mann flohen, kehrten sie beschämt um und rückten dem Tollkühnen zu Leibe. Doch dieser hieb sofort einen edlen Goten vom Pferde, worauf die übrigen wieder erschrocken zurückwichen. Darauf ritten sie abermals auf den Massageten los, und wieder stürzte einer der Ihrigen von einem Hieb des gewaltigen Mannes zu Boden. Da gaben sie den Kampf mit ihm auf, und er kehrte stolz, ein einzelner Mann, nach Rom zurück. Diese seine Tollkühnheit, ob der er höchlich von Belisar und allen andern gelobt wurde, sollte aber schließlich sein Verderben werden. Einige Tage später wurde ihm ein Pfeil ins linke Schienbein geschossen, und er konnte infolge dessen eine Zeit lang, solange die Wunde nicht geheilt war, nicht am Kampfe teil nehmen. Diesen Zustand ertrug der Unbändige mit der größten Ungeduld, schimpfte und tobte und schwur, er werde die Goten nächstens für die Mißhandlung seines Beines bestrafen. Als er nun kaum geheilt war und nach seiner Gewohnheit beim Mittagessen tüchtig Wein gezecht hatte, beschloß er, ganz allein gegen die Feinde auszureiten und Genugthuung für die Beleidigung seines Schienbeines zu fordern. Der Trunkene kam an das pincianische Thor und erklärte dort den Wachen, er sei von Belisar gegen das Lager der Feinde ausgesendet worden. Die Wächter glaubten den Worten des angesehenen Mannes, öffneten ihm das Thor und ließen ihn ziehen, wohin er wollte. Als die Goten ihn gewahr wurden, glaubten sie anfangs, daß es ein Überläufer sei, der zu ihnen wollte. Er aber ritt immer näher und nahm seinen Bogen zur Hand. Als die Goten das merkten, gingen ihrer zwanzig gegen ihn vor. Chorsomantis aber trieb sie durch wohl-

Digitized by Google

gezielte Pfeilschüsse zurück und zog dann in langsamem Schritt davon. Jetzt kam ein größerer Trupp Goten ihm nach; aber auch vor ihnen ergriff er nicht die Flucht, sondern bot ihnen Trotz. Die Römer, die von den Türmen her das seltsame Gefecht wahrnahmen, vermuteten zwar, daß der Mann verrückt sei, erkannten aber Chorsamantis nicht. Also wurde dieser nach tapferer Gegenwehr von den Goten umzingelt und niedergehauen und büßte auf diese Weise seine sinnlose Verwegenheit. Als Belisar und die Römer das Schicksal des gewaltigen Mannes erfuhren, beklagten sie seinen Verlust auf das schmerzlichste.

Ein rührender Beweis von der Treuherzigkeit der Goten gibt folgende Thatsache. Südlich von Rom, am Tiberufer, nicht weit von der Stadtmauer lag eine alte Kirche, die dem Apostel Paulus geweiht war. Zwar befanden sich dort keine Festungswerke, aber ein bedeckter Säulengang führte von da bis an die Stadtmauer, und zu beiden Seiten standen Gebäude, so daß der Ort gar leicht hätte befestigt werden und den Goten als Schanze dienen können. Diese aber ließen die Kirche während der ganzen Belagerung unbehelligt und zeigten eine solche fromme Ehrfurcht vor dem heiligen Orte, daß sogar die Priester dort ungestört wie im tiefsten Frieden den Gottesdienst abhalten konnten, zu dem sich nicht selten manche von den frommen Deutschen einfanden. Für so kindliche Frömmigkeit hatte nun aber freilich der kluge Belisar ebensowenig Sinn wie die entsittlichten Römer; bei günstiger Gelegenheit bemächtigte er sich der Gebäude, legte eine starke, aus Hunnen bestehende Besatzung hinein und verwandelte das Gotteshaus in ein Kastell. Der Zug, so klein und unbedeutend er erscheinen mag, verdient zur Ehre dieser unserer deutschen Stammesbrüder nicht vergessen zu werden.

Durch die Wegnahme der Hafenstadt Portus, die den Goten gelungen war, ward die Lage Roms bald sehr bedenklich, da ein beträchtlicher Teil der Zufuhr von den Goten abgeschnitten und aufgefangen wurde. Es entstand Mangel, ja Hungersnot, Krankheit und gänzliche Verzagtheit unter den Bürgern, zumal die Goten auch eine starke Befestigung zwischen die latinische und die appische Straße legten, von wo aus sie die bisher noch mögliche Zuführung von Nahrungsmitteln aus Kampanien verhinderten. Solange das Korn noch im Felde stand, holten zwar Nachts beherzte Reiter die Ähren vom Acker, allein dies reichte zur Ernährung der ganzen Stadt nicht im mindesten hin, und für den Herbst und den Winter schwand jede Hoffnung auf Unterhalt; nur Kräuter wuchsen da als schlechte Nahrung. Die Not griff schon zu widerwärtigen Aushilfen; so machte man aus krepierten Mauleseln Würste. Endlich verlangte die hungrige Menge von Belisar die Erlaubnis, selbst mit den Waffen gegen die Goten auszuziehen. Selbstverständlich wies der Feldherr sie mit mildem Ernst, aber nachdrück-

Digitized by Google

lich zurück und versprach ihnen baldige und reichliche Hilfe. Er schickte nämlich seinen Geheimschreiber, den Geschichtschreiber Prokop, der uns dies alles überliefert hat, im Herbst 537 nach Neapel, um Mannschaften und Getreide nach Rom zu schaffen, und suchte zugleich den Goten die Lebensmittel abzuschneiden. In der That fügte er ihnen so manchen Nachteil zu und that ihnen so großen Abbruch, daß auch bei ihnen sich Hunger und (wohl auch eine Folge des ungesunden Klimas und des regellosen Lagerlebens) Seuchen einstellten. Ähnlich erging es übrigens auch den Hunnen, die Belisar in jene Kirche des heiligen Paulus gelegt hatte und die den Goten sehr beschwerlich fielen; auch unter ihnen brach eine bösartige Krankheit aus und raffte viele dahin, weshalb Belisar den Rest aus jenem Bollwerk in die Stadt zurückziehen mußte.

Prokop richtete seinen Auftrag unterdes aufs beste aus. Belisar erhielt Kunde, daß 5100 Mann unter dem Befehlshaber Johannes in Unteritalien gelandet seien und in Kürze bei ihm eintreffen würden. Um ihren Anmarsch vor Angriffen der Goten sicher zu stellen, ließ er das flaminische Thor öffnen und einen Kampf mit den Feinden herbeiführen. Die Goten ließen sich aus ihren sichern Verschanzungen hervorlocken und erlitten schwere Verluste, da ein Teil der Römer ihnen in den Rücken fiel. Dieser neue Mißerfolg benahm ihnen den Mut, und sie wurden der opfervollen und allem Anschein nach erfolglosen Belagerung überdrüssig. War doch ihre anfangs so gewaltige Anzahl infolge der Verluste in den Feldschlachten und Stürmen und der mörderischen Seuche in entsetzlicher Weise zusammengeschmolzen, und sahen sie sich doch außerdem, als wären sie Belagerte und nicht Belagerer, von den notwendigsten Lebensbedürfnissen abgeschnitten. Nun hörten sie auch noch, ein ungeheures Heer sei von Byzanz im Anmarsch begriffen; da wurden sie voll Sorgen und berieten sich über den Rückzug. Witichis aber hielt es für geraten, mit Belisar Verhandlungen anzuknüpfen, und schickte deshalb zwei gotische Gesandte in Begleitung eines römischen Mannes, der das Vertrauen des Königs genoß, nach Rom. Dort sprachen die Boten des Witichis, indem der Römer ihre Worte dolmetschte, also: „Daß weder uns noch euch Vorteile aus diesem Kriege erwachsen sind, wissen wir alle. Wir alle leiden Not durch Hunger und Krankheit. Es geziemt sich aber nicht, daß um des Ruhms des Feldherrn willen die Menschen, die ihm untergeben sind, so große Drangsale erdulden. Darum sind wir zu Rat darüber gegangen, wie dieser unselige Krieg beigelegt werde, und sind zu euch gekommen, um zu unserem und eurem Heile euch Vorschläge vorzutragen, die ihr gerecht und billig finden werdet, und zugleich zu vernehmen, was ihr darüber denket.“ Belisar erwiderte: „Nichts hindert daran, in der Weise, wie ihr begonnen habt, die Unterredung fortzusetzen; machet eure Friedensvorschläge, vorausgesetzt, daß sie

Digitized by Google

ehrlich gemeint und gerecht sind." Da sprachen die Gesandten: „Ihr, Römer, habt ein schweres Unrecht gegen uns begangen, denn ihr habt in uns eure Freunde und Bundesgenossen angegriffen. Prüfet selbst, was euch allen ja wohl bekannt ist! Nicht mit Gewalt haben die Goten das Land Italien den Römern entrissen. Odowakar, der den rechtmäßigen Kaiser gestürzt hatte, besaß es; da überredete der oströmische Kaiser Zeno unsern großen König Theoderich, daß er die Macht dem Odowakar entreiße und ihn strafe für die Ungerechtigkeit, die er gegen den Kaiser Romulus begangen. Und er bot das Land dem Theoderich zum Geschenk an, wenn er den Odowakar stürze und das arme Land in Zukunft mit seinen Goten redlich und gerecht beherrsche. Unter solchen Umständen ist die Herrschaft über Italien an uns gekommen, und haben wir sie vielleicht nicht in menschlicher und rechtlicher Weise geübt? Wir haben die Gesetze und Staatseinrichtungen der Römer ebenso eifrig in Kraft erhalten, als jemals die Kaiser gethan hatten. Wir haben den Gottesdienst und Glauben der Römer allezeit beschützt und bewacht, so daß kein Italiker gegen seinen Willen sein Bekenntnis mit dem unsrigen vertauscht hat; und wenn ein Gote zum katholischen Glauben übertrat, so erhielt er deshalb keine Strafe. Ja, uns sind immer die Kirchen der Römer ein Gegenstand der höchsten Ehrfurcht gewesen, und keinem, der in eine katholische Kirche seine Zuflucht nahm, ist jemals ein Leid geschehen. Sie selbst, die Römer, haben ununterbrochen alle hohen Staatsämter bekleidet; nie hat einer von uns solche Ehre für sich verlangt. Wer es anders weiß, der trete auf und widerlege uns! Ihr schweiget? Ja, weil ihr uns Recht geben müßt. Und dennoch erweiset ihr für alle diese Gutthaten uns, den milden, rechtmäßigen Herrn des Landes, nichts als Feindschaft! Ihr konntet ja einst selber dem Odowakar die Herrschaft entreißen; ihr habt es nicht gethan; dreizehn Jahre lang habt ihr sein Joch auf eurem Nacken geduldet, bis wir euch davon erlösten. — Und das ist euer Dank? Ei, so ziehet doch fort mit eurer Habe und überlaßt uns das Land, das ihr nicht schützen konntet, das wir dem Gewaltherrscher entrissen, das wir nach Fug und Recht unser eigen nennen." Hier unterbrach Belisar die Gesandten und sagte: „Ihr versprachet, euch kurz zu fassen und maßvolle Vorschläge zu machen. Eure Rede ist aber lang geworden und nicht frei von Anmaßung. Der Kaiser Zeno schickte einst den König Theoderich aus, nur um den Odowakar zu bekriegen, nicht, damit dieser selbst die Herrschaft über Italien an sich reiße. Denn was hätte es dem Kaiser gefrommt, wenn er einen Anmaßer durch einen andern Anmaßer abgelöst hätte? Italien sollte von der Gewaltherrschaft befreit und dem Kaiser, als dem rechtmäßigen Gebieter, wieder unterthan werden. Trefflich hat Theoderich seine Aufgabe gelöst, den Afterkönig Odowakar zu vernichten; dann aber hat er Heimtücke und Anmaßung

Digitized by Google

gezeigt; denn er hat das Land nicht seinem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben, sondern für sich behalten. Ich meinesteils bin der Meinung, daß der, der mit Gewalt etwas nimmt, und der, der das Eigentum seines Nächsten diesem nicht ehrlich zurückgibt, einander völlig gleich sind. Und deshalb werde ich das Land des Kaisers keinem überlassen als dem Kaiser. Wenn ihr aber ein anderes Anliegen habt, so stelle ich euch frei, es vorzubringen." Die biederen Goten entgegneten auf diese feine Rede einfach: „Ihr wißt es alle recht gut, daß wir vorhin nichts als die Wahrheit gesagt haben. Aber wir wollen nicht länger darüber streiten. Damit ihr unsern guten Willen seht, so treten wir euch Sicilien ab, die große und reiche Insel, ohne deren Besitz ihr Afrika nicht halten könnt." Höhnisch versetzte Belisar: „Nehmet für eure Gefälligkeit sogleich ein Gegengeschenk! Wir überlassen den Goten den Besitz von ganz Britannien, welches noch um vieles größer ist als Sicilien." Die Goten sprachen: „Und wenn wir nun noch Kampanien mit Neapel hinzufügten, würde euch auch das nicht genug sein?" „Keineswegs", erwiderte Belisar, „wie könnten wir über das Eigentum des Kaisers verfügen, außer wie er es will?" „Wir sind bereit", sagten die Goten, „dem Kaiser ein Jahrgeld zu zahlen." „Auch das genügt nicht", sprach Belisar, „wir sind zu weiter nichts ermächtigt und mein Auftrag geht auf nichts anderes, als dem Kaiser sein Eigentum zu sichern." „Dann mußt du uns aber mindestens gestatten", versetzten die Gesandten, „daß wir nach Byzanz reisen und mit dem Kaiser selbst in Unterhandlungen treten. Und dazu ist notwendig, eine bestimmte Frist festzusetzen, binnen welcher beide Heere einen Waffenstillstand halten sollen." „So sei es," sprach Belisar, „dagegen habe ich nichts einzuwenden; denn ich werde denen niemals hinderlich sein, die aufrichtig den Frieden wollen." Hierauf kehrten die Boten ins Lager zurück, es wurde in den nächsten Tagen viel hin und her verhandelt und endlich der Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen; denn in dieser Zeit, glaubte man, würden die Gesandten von Byzanz wieder zurückkehren. Beide Teile stellten einige der ausgezeichnetsten Männer als Geiseln.

Noch während der Verhandlungen traf die Flotte mit dem Heer des Johannes und dem ersehnten Mundvorrat in Ostia ein, der alten, unbefestigten Hafenstadt auf dem linken Tiberufer, gegenüber von Portus; und so groß war das Verlangen der Goten nach Waffenruhe, daß sie nicht einmal den Einzug der Hilfstruppen und die Einführung der Lebensmittel in Rom hinderten, aus Besorgnis, der Waffenstillstand könne darum verweigert werden. Auf Ruderbarken mußten die Römer unter großer Anstrengung das Getreide nach der Stadt schaffen, denn die Zugochsen, die sonst die Fahrzeuge stromaufwärts zogen, waren teils durch Futtermangel entkräftet, teils der Hungersnot zum Opfer gefallen. Der nun folgende

Digitized by Google

frischen Mut ein. Es waren meist Hunnen und Slaven, vom nördlichen Ufer der unteren Donau. Belisar freute sich sehr über ihre Ankunft und beschloß sogleich den Feind einmal selbst anzugreifen. Er bedachte, daß die Goten keine Bogenschützen zu Roß hatten, sondern daß nur Fußgänger bei ihnen Bogen und Pfeile führten, die sich, wenn sie ihre Geschosse entsandt hatten, wieder auf die Reihen der Schwerbewaffneten zurückzogen. Deshalb schickte Belisar zweihundert der gefürchteten hunnischen Bogenschützen zu Pferde vor die Stadt nach einem Hügel in der Nähe der gotischen Verschanzungen und befahl ihnen, von dort aus auf die Goten zu schießen und zu töten, wen sie könnten, dann aber, sobald die Feinde zum Kampfe ausrückten, in schnellstem Laufe nach der Stadt zurückzufliehen. Darauf setzte er die großen Schleudermaschinen auf den Wällen in Bereitschaft für den Fall, daß die Goten etwa so weit vordringen sollten. Der Befehlshaber Trajan zog nun mit seinen zweihundert Hunnen aus dem salarischen Thore auf den bezeichneten Hügel, und sie begannen von dort ihre Pfeile auf die Feinde abzuschießen, und so dicht war deren Menge, daß jeder Schuß einen Mann oder ein Roß traf. Nachdem sie alle Pfeile verschossen und den Goten schwere Verluste beigebracht hatten, ritten sie eiligst zurück; die Goten, die ohne alle Ordnung herausgelaufen waren und sich nun erst zur Gegenwehr gerüstet hatten, drangen ihnen nach. Als sie aber in die Nähe der Stadtmauer kamen, ließen die Geschützmeister ihre Ballisten und Katapulten spielen, so daß jene von der Verfolgung ablassen mußten. Nicht weniger als tausend Goten sollen in diesem Gefecht gefallen sein. Noch zweimal wiederholten in den nächsten Tagen je dreihundert Bogenreiter das Wagestück und töteten dabei ungefähr 3000 Feinde.

Witichis kam infolge dieser Mißerfolge auf den Gedanken, daß seinen Goten ihre große Anzahl im Felde hinderlich sei, und glaubte ein ähnliches Stück wagen zu dürfen. Er entsandte daher eine kleine Schar von 500 Reitern vor, die sich dicht vor Schußweite, der Mauer gegenüber aufstellten. Aber Belisar ließ sie durch tausend Auserwählte unter der Führung des Bessas angreifen und umzingeln, so daß nur wenige entkamen. Witichis schalt sie und maß ihrer Feigheit die Schuld des Mißlingens bei. Er wählte drei Tage später fünfhundert der bewährtesten Goten aus sämtlichen Schanzen aus und sandte sie aus wie die ersten, indem er sie ermahnte, ihres Heldenruhmes würdig zu kämpfen. Aber Belisar schickte ihnen 1500 Mann entgegen. Es kam zu einem Reitergefecht; die Römer warfen mit ihrer Überzahl die Feinde bald zurück und hieben fast alle nieder. Da sank den tapferen Goten der Mut; eine unbegreiflich schreckliche Ungunst des Glückes schien sie zu verfolgen. Sie enthielten sich in der Folgezeit aller Wagnisse und Angriffe und begnügten sich damit, die Römer, wenn diese sie reizten, vom Lager zurückzutreiben.

Digitized by Google

Die Römer dagegen priesen den Belisar wegen seiner Klugheit und wurden so übermütig, daß sie laut von ihm verlangten, er solle sie zu offener Feldschlacht hinausführen. Belisar war damit gar nicht einverstanden; er wollte, statt alles auf einen Wurf zu setzen, viel lieber die Übermacht der Goten durch kleine Angriffe schwächen. Endlich aber mußte er dem ungestümen Verlangen nachgeben. Vor dem versammelten Heere und der römischen Bürgerschaft sprach er also: „Nicht weil ich euch für feige hielt oder mich vor der Macht des Feindes fürchtete, habe ich ein größeres Treffen vermieden, sondern weil ich der Überzeugung bin, daß jeder Mensch, dessen Dinge nach Wunsch gehen und der trotzdem nach einer Veränderung verlangt, unrecht gegen sich selbst handelt. Doch da ich euern Kampfmut sehe, so will ich nachgeben und verlange nur von euch, daß eure Thaten im Felde eurem bisherigen Verhalten und Reden entsprechen. Niemand bedenke sich, Roß oder Waffe aufs Spiel zu setzen; denn was in der Schlacht einem verloren geht, dafür will ich ihm Ersatz geben."

Hierauf führte er sein Heer durch das pincianische und salarische Thor hinaus; eine kleine Schar ließ er unter der Anführung des Reiteroberſten Valentin nach dem neronischen Felde hinausrücken, damit die dort liegenden Goten unter Markias nicht mit in den Kampf eingriffen. Eine große Anzahl römischer Handwerker hatte sich freiwillig dem Heere angeschlossen; doch trug Belisar begründetes Bedenken, diese des Kampfes ganz unkundigen Leute unter seine Krieger zu mischen; er befahl ihnen deshalb, sich in dichtgedrängter Schar vor dem pankratianischen Thore jenseits des Tiberstromes aufzustellen und dort stehen zu bleiben, bis er ihnen andern Befehl erteilen würde. Er berechnete nämlich ganz richtig, daß die Feinde auf dem neronischen Felde (an der milvischen Brücke), wenn sie diese und Valentins Leute sähen, nicht wagen würden, ihr eigenes Lager zu verlassen und dem Hauptheer des Witichis zu Hilfe zu kommen; und es war schon ein bedeutender Gewinn, wenn ein so großer Teil der Feinde vom Kampfe ferngehalten wurde.

Da die meisten Soldaten Belisars sich durch Beutepferde beritten gemacht hatten und als Reiter in die Schlacht zogen, so wollte der Feldherr nicht den geringen Rest der Fußtruppen, für den er keine rechte Verwendung wußte, mit hinaus lassen, sondern diese Unberittenen lieber dicht an der Mauer aufstellen, damit sie, falls die Reiter geschlagen würden, diese schützen und die Feinde mit frischen Kräften empfangen könnten. Aber den dringenden Bitten der tapferen Anführer Principius und Termutus, die er persönlich liebte und achtete, gab er schließlich nach und gestattete, indem er nur einige wenige zur Deckung der Thore und Brustwehren zurückließ, den übrigen unter Principius und Termutus hinter der

Digitized by Google

Reiterei in Schlachtordnung anzutreten. Sie freilich hatten darum gebeten, vor den Berittenen den Kampf eröffnen zu dürfen.

Als Witichis die Römer in Masse ausrücken sah, hieß er auch die Seinen sich zum Kampfe rüsten und ohne Ausnahme das Lager verlassen; nur den Scharen des Markjas auf dem neronischen Feld befahl er, in ihrer Stellung zu bleiben, damit nicht etwa der wichtige Übergang über den Strom verloren gehe. Vor der Schlacht rief der König sein ganzes Heer zusammen und sprach also: „Denket nicht, ihr Freunde, daß es mir um Herrschaft und eignen Vorteil zu thun ist, wenn ich euch jetzt die Herzen bewegen möchte. Gemeine Menschen sind wohl höflich gegen die, deren sie bedürfen, und mürrisch gegen solche, deren Dienste sie nicht nötig haben. Mich aber macht weder Leben noch Herrschaft besorgt. Ja, ich bin bereit, noch heute diesen Purpur abzulegen, wenn nur ein Gote ihn nach mir trägt. Ein Unglück, das nur den Einzelnen trifft, ist nicht ohne Trost. Denke ich aber an unsere Stammesbrüder, die Wandalen, und Gelimers Schicksal,*) so zieht mir unerträgliches Weh das Herz zusammen, und ich sehe im Geiste, wie ihr, meine Goten, samt euren Kindern verknechtet werdet, wie man eure Frauen und Töchter den verhaßtesten Männern zu schmählichsten Diensten übergiebt, wie ich selbst und Theoderichs Enkelin weggeführt werden, wohin es den siegreichen Feinden gefällt. Sorget dafür, daß solches nicht eintritt! Schätzet den Tod auf dem Schlachtfeld für ein höheres Glück als die Rettung des Lebens nach einer Niederlage! Wenn ihr so denket, so werdet ihr leicht diese elenden Griechen besiegen; denn wir können uns rühmen, ihnen wie an Zahl, so auch an Tüchtigkeit und an Gerechtigkeit der Sache überlegen zu sein. Jetzt freilich erfüllt sie ihr unerhörtes Glück mit keckem Übermut. Beweist ihnen, daß sie solches Glück nicht verdienen!“ Nach dieser Ermahnung ordnete Witichis dicht vor den Feldschanzen sein Heer, das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel.

Es war noch früh am Morgen, als die Heere, durch der Feldherren Zurufe entflammt, zusammenstießen zu blutiger Schlacht. Anfangs waren die Römer im Vorteil, durch die Pfeilschüsse der hunnischen Reiter fielen zahlreiche Goten. Aber die Reihen der Deutschen standen wie die Mauern, an die Stelle der Gefallenen traten sofort andere Streiter. So vermochten die Römer nicht weiter vorzudringen und gegen Mittag hätten sie gern einen ehrenvollen Rückzug angetreten, wenn sich nur eine gute Gelegenheit dazu geboten hätte. Aber es kam weit schlimmer. Durch einen gewaltigen

*) Die Wandalenherrschaft in Afrika wurde 534 (drei Jahre vor den oben erzählten Vorfällen) von Belisar vernichtet; der letzte Wandalenkönig Gelimer geriet in byzantinische Gefangenschaft. Siehe unser viertes Buch.

Digitized by Google

Vorstoß der gotischen Lanzenreiter kam Belisars linker Flügel ins Wanken und zog sich auf das Centrum zurück. Doch auch dieses hielt den Goten nicht mehr stand; das ganze römische Heer wandte sich zu wilder, regelloser Flucht. Nur Principius und Termutus mit wenigen Fußstreitern wehrten sich tapfer. Gegen sie wandten sich die meisten Goten, indem sie sie — ein echt germanischer Zug! — laut wegen ihres Heldenmutes priesen. Principius fiel, ganz mit Wunden bedeckt. Termutus mußte sich, nachdem er zahlreiche Feinde mit seinem Speere durchbohrt hatte, schwer verwundet zurückziehen. Er starb nach zwei Tagen. Inzwischen waren die römischen Berittenen in die Stadt geflohen und hatten, voll Angst, die Feinde möchten ihnen nachdringen, die Thore mit lautem Getöse geschlossen. So konnten die flüchtigen Fußtruppen, die ihre Flucht gedeckt hatten, nicht selbst mit hinein kommen. Nun lehnten sie sich mit dem Rücken an die Mauer, wo sie zitternd und ratlos dastanden; denn sie konnten sich nicht einmal gegen die furchtbar nahenden Feinde wehren, da die meisten im Kampfgetümmel ihre Waffen eingebüßt hatten. Als die Goten das sahen, verschmähten sie die wackern Wehrlosen vollends niederzumetzeln. Sie brachen den Kampf ab und zogen unter lauten Hohnreden gegen die, welche auf der Mauer standen, nach ihren Befestigungen zurück, froh, nach so vielem Mißgeschick einen ruhmvollen Sieg erfochten zu haben.

Zu gleicher Zeit war das Glück auch den Goten auf dem neronischen Felde günstig gewesen. Hier lagen sich zuerst die Heere lange unthätig gegenüber; nur die Mauren belästigten durch fortwährende Plänkeleien die Goten. Diese aber wagten keinen Angriff aus Besorgnis, die entfernter stehenden römischen Handwerker, die sie für Kerntruppen hielten, möchten ihnen in den Rücken fallen. Es war bereits Mittag, als die Römer endlich einen schnellen Angriff machten, und die Goten, durch das Unerwartete des Vorstoßes überrascht, hielten nicht stand. Sie mußten ihr Lager preisgeben und sich auf einen nahen Hügel zurückziehen. Die Truppen Valentins, unter die Belisar viele Schiffer und Sklaven hatte stecken müssen, erwiesen sich nun als eine recht zuchtlose Bande und machten dadurch diesen schnellen Erfolg wieder zu nichte. Indem sie sich nämlich nun ins gotische Lager stürzten und in unersättlicher Habgier die reichen Silberschätze, die sie fanden, plünderten, versäumten sie ganz, die Brücken zu zerstören, wozu sie die beste Gelegenheit hatten und wodurch die Goten genötigt worden wären, die Belagerung auf dem rechten Tiberufer aufzugeben. Auch waren ja die Scharen des Markjas noch keineswegs völlig geschlagen. Diese sahen eine Weile dem unbegreiflichen Thun der Feinde zu und blieben ruhig auf dem Hügel stehen. Schließlich aber stürmten sie mit zornigem Geschrei gewaltig heran und griffen die Plündernden so machtvoll an, daß sie viele von ihnen töteten und die übrigen in toller Hast vor sich

Digitized by Google

her und aus dem Lager jagten. Wer nicht erschlagen oder gefangen ward, warf nun schleunigst seine Beute weg und floh der Stadt zu.

Seit diesem Tage wagten es die Kaiserlichen nie wieder, zu offener Feldschlacht auszurücken, da sie das Übergewicht der Goten so genau erfahren hatten, sondern thaten den Feinden nur durch kleine Ausfallsgefechte mit der Reiterei Abbruch. Fußtruppen zogen dabei nur einzeln als Begleiter mit, nicht in geschlossenen Reihen. Bei einem dieser Ausfälle ereignete sich ein seltsamer Zufall. Unter einem großen Teile Roms und der Umgegend ziehen sich die Katakomben hin, gewölbte Gänge von etwa fünf Fuß Breite und sieben Fuß Höhe, die von den ersten Christen in Rom zu geheimen Versammlungsorten und zu Begräbnisplätzen benutzt worden waren. Nun wurden einmal bei einem Ausfall der römischen Besatzung die Goten an einer Stelle weit zurückgeworfen. Aber plötzlich wendeten sie sich wieder und griffen die Verfolger an, unter denen eine große Verwirrung entstand. Im Gedränge stürzte ein römischer Fußsoldat in den verborgenen Eingang eines solchen Gewölbes. Er wagte aber weder um Hilfe zu schreien, weil ganz in der Nähe ein gotisches Lager war, noch konnte er aus der Grube herausgelangen, da nirgend Stufen angebracht waren. So sah er sich gezwungen, die Nacht in dem Gewölbe zuzubringen. Am folgenden Tag wurde das Gefecht erneuert, wobei wiederum die Goten zurückgedrängt wurden. Da fügte es der launische Zufall, daß einer der gotischen Streiter in dieselbe Höhle stürzte. Die gemeinsame Not und ihre wunderliche Lage ließ beide alles Hasses vergessen, sie schlossen Frieden und Freundschaft und schwuren sich zu, einander zur Rettung ihres Lebens aus allen Kräften behilflich zu sein. Darauf erhoben sie einmütig ein gewaltiges Geschrei, das sie solange fortsetzten, als sie konnten. Inzwischen waren die Goten, wie am vorigen Tage, wieder Herren des Schlachtfeldes geworden; und als sie nun in die Nähe der Grube kamen, vernahmen sie mit Staunen ein unterirdisches Gebrüll, gingen dem Schalle nach, fanden das Loch im Erdboden, lugten hinunter und fragten, da sie wegen der Dunkelheit, die unten herrschte, nichts erblicken konnten, wer da unten so fürchterlich schreie. Die beiden Leidensgefährten hatten unterdes Zeit genug gehabt, ihre Verabredung zu treffen. Demgemäß schwieg der Römer still, der Gote aber rief in seiner Muttersprache hinauf, er sei bei dem letzten Gefecht hier hineingefallen, und bat, sie möchten ihm ein Seil hinablassen, daß er herauskommen könne. Seine Volksgenossen beeilten sich natürlich, sofort seine Bitte zu erfüllen, ließen ein Seil hinunter und glaubten niemand anders als einen Goten heraufzuziehen. Unten aber sprach der Römer zu dem Goten: „Lieber Freund, laß mich zuerst zugreifen. Denn wenn deine Waffenbrüder dich zuerst herauszögen und hörten, ein Feind sitze noch unten, so würden sie sich um mich wenig

Digitized by Google

kümmern, und ich müßte elendiglich verhungern; wenn ich aber zuerst hinaufkomme, so werden sie dich sicherlich nicht im Stiche lassen." Der Gote gab ihm recht, und so griff der Römer nach dem Seil und schwebte nach oben. Als nun die Goten sahen, wen sie ans Tageslicht gezogen hatten, wunderten sie sich nicht wenig und wußten gar nicht, was sie sagen sollten. Der Römer hatte aber kaum die seltsame Geschichte erzählt, da ließen sie schnell das Tau nochmals in die Tiefe und zogen auch ihren Volksgenossen herauf. Dieser bestätigte alles, was sein Leidensgefährte gesagt hatte. Da achteten die andern Goten getreulich den Vertrag, den die beiden zusammen geschlossen hatten, nahmen ihren Kameraden fröhlich mit sich ins Lager und ließen den Römer ungekränkt seines Weges zur Stadt ziehen.

Ein andermal kam es auf dem neronischen Felde zu einem hitzigen Gefecht, in dem sich auf römischer Seite ein Massaget, Namens Chorsomantis, durch seine wilde Tapferkeit auszeichnete. Er jagte mit wenigen Gefährten eine kleine Anzahl Feinde in die Flucht, und als sie ein großes Stück ins Feld hinausgekommen waren, ritten die andern zurück, Chorsomantis aber setzte in heißer Kampflust die Verfolgung allein fort. Wie die weichenden Goten dies bemerkten, daß sie vor einem einzelnen Mann flohen, kehrten sie beschämt um und rückten dem Tollkühnen zu Leibe. Doch dieser hieb sofort einen edlen Goten vom Pferde, worauf die übrigen wieder erschrocken zurückwichen. Darauf ritten sie abermals auf den Massageten los, und wieder stürzte einer der Ihrigen von einem Hieb des gewaltigen Mannes zu Boden. Da gaben sie den Kampf mit ihm auf, und er kehrte stolz, ein einzelner Mann, nach Rom zurück. Diese seine Tollkühnheit, ob der er höchlich von Belisar und allen andern gelobt wurde, sollte aber schließlich sein Verderben werden. Einige Tage später wurde ihm ein Pfeil ins linke Schienbein geschossen, und er konnte infolge dessen eine Zeit lang, solange die Wunde nicht geheilt war, nicht am Kampfe teil nehmen. Diesen Zustand ertrug der Unbändige mit der größten Ungeduld, schimpfte und tobte und schwur, er werde die Goten nächstens für die Mißhandlung seines Beines bestrafen. Als er nun kaum geheilt war und nach seiner Gewohnheit beim Mittagessen tüchtig Wein gezecht hatte, beschloß er, ganz allein gegen die Feinde auszureiten und Genugthuung für die Beleidigung seines Schienbeines zu fordern. Der Trunkene kam an das pincianische Thor und erklärte dort den Wachen, er sei von Belisar gegen das Lager der Feinde ausgesendet worden. Die Wächter glaubten den Worten des angesehenen Mannes, öffneten ihm das Thor und ließen ihn ziehen, wohin er wollte. Als die Goten ihn gewahr wurden, glaubten sie anfangs, daß es ein Überläufer sei, der zu ihnen wollte. Er aber ritt immer näher und nahm seinen Bogen zur Hand. Als die Goten das merkten, gingen ihrer zwanzig gegen ihn vor. Chorsomantis aber trieb sie durch wohl-

Digitized by Google

gezielte Pfeilschüsse zurück und ritt dann in langsamem Schritt davon. Jetzt kam ein größerer Trupp Goten ihm nach; aber auch vor ihnen ergriff er nicht die Flucht, sondern bot ihnen Trotz. Die Römer, die von den Türmen her das seltsame Gefecht wahrnahmen, vermuteten zwar, daß der Mann verrückt sei, erkannten aber Chorsomantis nicht. Also wurde dieser nach tapferer Gegenwehr von den Goten umzingelt und niedergehauen und büßte auf diese Weise seine sinnlose Verwegenheit. Als Belisar und die Römer das Schicksal des gewaltigen Mannes erfuhren, beklagten sie seinen Verlust auf das schmerzlichste.

Ein rührender Beweis von der Treuherzigkeit der Goten gibt folgende Thatsache. Südlich von Rom, am Tiberufer, nicht weit von der Stadtmauer lag eine alte Kirche, die dem Apostel Paulus geweiht war. Zwar befanden sich dort keine Festungswerke, aber ein bedeckter Säulengang führte von da bis an die Stadtmauer, und zu beiden Seiten standen Gebäude, so daß der Ort gar leicht hätte befestigt werden und den Goten als Schanze dienen können. Diese aber ließen die Kirche während der ganzen Belagerung unbehelligt und zeigten eine solche fromme Ehrfurcht vor dem heiligen Orte, daß sogar die Priester dort ungestört wie im tiefsten Frieden den Gottesdienst abhalten konnten, zu dem sich nicht selten manche von den frommen Deutschen einfanden. Für so kindliche Frömmigkeit hatte nun aber freilich der kluge Belisar ebensowenig Sinn wie die entsittlichten Römer; bei günstiger Gelegenheit bemächtigte er sich der Gebäude, legte eine starke, aus Hunnen bestehende Besatzung hinein und verwandelte das Gotteshaus in ein Kastell. Der Zug, so klein und unbedeutend er erscheinen mag, verdient zur Ehre dieser unserer deutschen Stammesbrüder nicht vergessen zu werden.

Durch die Wegnahme der Hafenstadt Portus, die den Goten gelungen war, ward die Lage Roms bald sehr bedenklich, da ein beträchtlicher Teil der Zufuhr von den Goten abgeschnitten und aufgefangen wurde. Es entstand Mangel, ja Hungersnot, Krankheit und gänzliche Verzagtheit unter den Bürgern, zumal die Goten auch eine starke Befestigung zwischen die latinische und die appische Straße legten, von wo aus sie die bisher noch mögliche Zuführung von Nahrungsmitteln aus Kampanien verhinderten. Solange das Korn noch im Felde stand, holten zwar Nachts beherzte Reiter die Ähren vom Acker, allein dies reichte zur Ernährung der ganzen Stadt nicht im mindesten hin, und für den Herbst und den Winter schwand jede Hoffnung auf Unterhalt; nur Kräuter wuchsen da als schlechte Nahrung. Die Not griff schon zu widerwärtigen Aushilfen; so machte man aus krepierten Mauleseln Würste. Endlich verlangte die hungrige Menge von Belisar die Erlaubnis, selbst mit den Waffen gegen die Goten auszuziehen. Selbstverständlich wies der Feldherr sie mit mildem Ernst, aber nachdrück-

Digitized by Google

lich zurück und versprach ihnen baldige und reichliche Hilfe. Er schickte nämlich seinen Geheimschreiber, den Geschichtschreiber Prokop, der uns dies alles überliefert hat, im Herbst 537 nach Neapel, um Mannschaften und Getreide nach Rom zu schaffen, und suchte zugleich den Goten die Lebensmittel abzuschneiden. In der That fügte er ihnen so manchen Nachteil zu und that ihnen so großen Abbruch, daß auch bei ihnen sich Hunger und (wohl auch eine Folge des ungesunden Klimas und des regellosen Lagerlebens) Seuchen einstellten. Ähnlich erging es übrigens auch den Hunnen, die Belisar in jene Kirche des heiligen Paulus gelegt hatte und die den Goten sehr beschwerlich fielen; auch unter ihnen brach eine bösartige Krankheit aus und raffte viele dahin, weshalb Belisar den Rest aus jenem Bollwerk in die Stadt zurückziehen mußte.

Prokop richtete seinen Auftrag unterdes aufs beste aus. Belisar erhielt Kunde, daß 5100 Mann unter dem Befehlshaber Johannes in Unteritalien gelandet seien und in Kürze bei ihm eintreffen würden. Um ihren Anmarsch vor Angriffen der Goten sicher zu stellen, ließ er das flaminische Thor öffnen und einen Kampf mit den Feinden herbeiführen. Die Goten ließen sich aus ihren sichern Verschanzungen hervorlocken und erlitten schwere Verluste, da ein Teil der Römer ihnen in den Rücken fiel. Dieser neue Mißerfolg benahm ihnen den Mut, und sie wurden der opfervollen und allem Anschein nach erfolglosen Belagerung überdrüssig. War doch ihre anfangs so gewaltige Anzahl infolge der Verluste in den Feldschlachten und Stürmen und der mörderischen Seuche in entsetzlicher Weise zusammengeschmolzen, und sahen sie sich doch außerdem, als wären sie Belagerte und nicht Belagerer, von den notwendigsten Lebensbedürfnissen abgeschnitten. Nun hörten sie auch noch, ein ungeheures Heer sei von Byzanz im Anmarsch begriffen; da wurden sie voll Sorgen und berieten sich über den Rückzug. Witichis aber hielt es für geraten, mit Belisar Verhandlungen anzuknüpfen, und schickte deshalb zwei gotische Gesandte in Begleitung eines römischen Mannes, der das Vertrauen des Königs genoß, nach Rom. Dort sprachen die Boten des Witichis, indem der Römer ihre Worte dolmetschte, also: „Daß weder uns noch euch Vorteile aus diesem Kriege erwachsen sind, wissen wir alle. Wir alle leiden Not durch Hunger und Krankheit. Es geziemt sich aber nicht, daß um des Ruhms des Feldherrn willen die Menschen, die ihm untergeben sind, so große Drangsale erdulden. Darum sind wir zu Rat darüber gegangen, wie dieser unselige Krieg beigelegt werde, und sind zu euch gekommen, um zu unserem und eurem Heile euch Vorschläge vorzutragen, die ihr gerecht und billig finden werdet, und zugleich zu vernehmen, was ihr darüber denket.“ Belisar erwiderte: „Nichts hindert daran, in der Weise, wie ihr begonnen habt, die Unterredung fortzusetzen; machet eure Friedensvorschläge, vorausgesetzt, daß sie

Digitized by Google

ehrlich gemeint und gerecht sind." Da sprachen die Gesandten: „Ihr, Römer, habt ein schweres Unrecht gegen uns begangen, denn ihr habt in uns eure Freunde und Bundesgenossen angegriffen. Prüfet selbst, was euch allen ja wohl bekannt ist! Nicht mit Gewalt haben die Goten das Land Italien den Römern entrissen. Odowakar, der den rechtmäßigen Kaiser gestürzt hatte, besaß es; da überredete der oströmische Kaiser Zeno unsern großen König Theoderich, daß er die Macht dem Odowakar entreiße und ihn strafe für die Ungerechtigkeit, die er gegen den Kaiser Romulus begangen. Und er bot das Land dem Theoderich zum Geschenk an, wenn er den Odowakar stürze und das arme Land in Zukunft mit seinen Goten redlich und gerecht beherrsche. Unter solchen Umständen ist die Herrschaft über Italien an uns gekommen, und haben wir sie vielleicht nicht in menschlicher und rechtlicher Weise geübt? Wir haben die Gesetze und Staatseinrichtungen der Römer ebenso eifrig in Kraft erhalten, als jemals die Kaiser gethan hatten. Wir haben den Gottesdienst und Glauben der Römer allezeit beschützt und bewacht, so daß kein Italiker gegen seinen Willen sein Bekenntnis mit dem unsrigen vertauscht hat; und wenn ein Gote zum katholischen Glauben übertrat, so erhielt er deshalb keine Strafe. Ja, uns sind immer die Kirchen der Römer ein Gegenstand der höchsten Ehrfurcht gewesen, und keinem, der in eine katholische Kirche seine Zuflucht nahm, ist jemals ein Leid geschehen. Sie selbst, die Römer, haben ununterbrochen alle hohen Staatsämter bekleidet; nie hat einer von uns solche Ehre für sich verlangt. Wer es anders weiß, der trete auf und widerlege uns! Ihr schweiget? Ja, weil ihr uns Recht geben müßt. Und dennoch erweiset ihr für alle diese Gutthaten uns, den milden, rechtmäßigen Herrn des Landes, nichts als Feindschaft! Ihr konntet ja einst selber dem Odowakar die Herrschaft entreißen; ihr habt es nicht gethan; dreizehn Jahre lang habt ihr sein Joch auf eurem Nacken geduldet, bis wir euch davon erlösten. — Und das ist euer Dank? Ei, so ziehet doch fort mit eurer Habe und überlaßt uns das Land, das ihr nicht schützen konntet, das wir dem Gewaltherrscher entrissen, das wir nach Fug und Recht unser eigen nennen." Hier unterbrach Belisar die Gesandten und sagte: „Ihr versprachet, euch kurz zu fassen und maßvolle Vorschläge zu machen. Eure Rede ist aber lang geworden und nicht frei von Anmaßung. Der Kaiser Zeno schickte einst den König Theoderich aus, nur um den Odowakar zu bekriegen, nicht, damit dieser selbst die Herrschaft über Italien an sich reiße. Denn was hätte es dem Kaiser gefrommt, wenn er einen Anmaßer durch einen andern Anmaßer abgelöst hätte? Italien sollte von der Gewaltherrschaft befreit und dem Kaiser, als dem rechtmäßigen Gebieter, wieder unterthan werden. Trefflich hat Theoderich seine Aufgabe gelöst, den Afterkönig Odowakar zu vernichten; dann aber hat er Heimtücke und Anmaßung

Digitized by Google

gezeigt; denn er hat das Land nicht seinem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben, sondern für sich behalten. Ich meinesteils bin der Meinung, daß der, der mit Gewalt etwas nimmt, und der, der das Eigentum seines Nächsten diesem nicht ehrlich zurückgibt, einander völlig gleich sind. Und deshalb werde ich das Land des Kaisers keinem überlassen als dem Kaiser. Wenn ihr aber ein anderes Anliegen habt, so stelle ich euch frei, es vorzubringen." Die biederen Goten entgegneten auf diese feine Rede einfach: „Ihr wißt es alle recht gut, daß wir vorhin nichts als die Wahrheit gesagt haben. Aber wir wollen nicht länger darüber streiten. Damit ihr unsern guten Willen seht, so treten wir euch Sicilien ab, die große und reiche Insel, ohne deren Besitz ihr Afrika nicht halten könnt." Höhnisch versetzte Belisar: „Nehmet für eure Gefälligkeit sogleich ein Gegengeschenk! Wir überlassen den Goten den Besitz von ganz Britannien, welches noch um vieles größer ist als Sicilien." Die Goten sprachen: „Und wenn wir nun noch Kampanien mit Neapel hinzufügten, würde euch auch das nicht genug sein?" „Keineswegs", erwiderte Belisar, „wie könnten wir über das Eigentum des Kaisers verfügen, außer wie er es will?" „Wir sind bereit", sagten die Goten, „dem Kaiser ein Jahrgeld zu zahlen." „Auch das genügt nicht", sprach Belisar, „wir sind zu weiter nichts ermächtigt und mein Auftrag geht auf nichts anderes, als dem Kaiser sein Eigentum zu sichern." „Dann mußt du uns aber mindestens gestatten", versetzten die Gesandten, „daß wir nach Byzanz reisen und mit dem Kaiser selbst in Unterhandlungen treten. Und dazu ist notwendig, eine bestimmte Frist festzusetzen, binnen welcher beide Heere einen Waffenstillstand halten sollen." „So sei es," sprach Belisar, „dagegen habe ich nichts einzuwenden; denn ich werde denen niemals hinderlich sein, die aufrichtig den Frieden wollen." Hierauf kehrten die Boten ins Lager zurück, es wurde in den nächsten Tagen viel hin und her verhandelt und endlich der Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen; denn in dieser Zeit, glaubte man, würden die Gesandten von Byzanz wieder zurückkehren. Beide Teile stellten einige der ausgezeichnetsten Männer als Geiseln.

Noch während der Verhandlungen traf die Flotte mit dem Heer des Johannes und dem ersehnten Mundvorrat in Ostia ein, der alten, unbefestigten Hafenstadt auf dem linken Tiberufer, gegenüber von Portus; und so groß war das Verlangen der Goten nach Waffenruhe, daß sie nicht einmal den Einzug der Hilfstruppen und die Einführung der Lebensmittel in Rom hinderten, aus Besorgnis, der Waffenstillstand könne darum verweigert werden. Auf Ruderbarken mußten die Römer unter großer Anstrengung das Getreide nach der Stadt schaffen, denn die Zugochsen, die sonst die Fahrzeuge stromaufwärts zogen, waren teils durch Futtermangel entkräftet, teils der Hungersnot zum Opfer gefallen. Der nun folgende

Digitized by Google

Waffenstillstand wurde von den Goten sehr unklug, von Belisar auf das schlaueste genützt. Die Goten, welche Portus besetzt hatten, ließ Witichis, weil ihnen die Lebensmittel ausgegangen waren, den wichtigen Ort räumen und ins Hauptlager zurückkommen. Freilich waren die Seestädte für die Goten nur dadurch wertvoll, daß sie von ihnen aus die römische Zufuhr verhindern konnten; das Meer selbst aber war in den Händen der Römer, und wo man Goten wußte, da landete kein Schiff; so erhielten die Goten keine Lebensmittel, und daher rührte bei ihnen hauptsächlich die Hungersnot. Selbstverständlich aber hatte Belisar nichts Eiligeres zu thun, als das verlassene Portus einzunehmen und eine starke Besatzung hinein zu legen, und dies war für die Römer ein sehr bedeutender Gewinn. Ähnlich erging es in der Seestadt Centumcellä (jetzt Civita Vecchia). Auch diese räumten die Goten aus Mangel an Lebensunterhalt, und auch hier rückten nach dem Abzug der Goten sofort die Römer ein. Ebenso geschah es in Albanum, östlich von Rom. Auf diese Weise gewannen die Kaiserlichen allenthalben an Boden und zogen sich allmählich zu beiden Seiten um die Goten herum, so daß sie sie fast einschlossen. Auch neue Verstärkung erhielt Belisar: Ildiger (ein Deutscher seinem Namen nach!), der Schwager von Belisars Gattin Antonina, kam mit zahlreichen Reitern aus Afrika nach Rom.

Die Goten schickten Gesandte an den Feldherrn, um sich über die Einnahme jener drei Städte zu beschweren; dadurch hätten die Römer den Waffenstillstand gebrochen; sie drohten, sie würden, wenn ihnen diese Orte nicht wieder ausgeliefert würden, Vergeltung üben und sich auch nicht mehr an den Waffenstillstand für gebunden halten. Aber Belisar schickte sie mit Spott heim. Seitdem beobachtete man sich beiderseits mit dem größten Argwohn. Während aber die Goten nichts von Bedeutung thaten, ließ Belisar, da Rom von Mannschaften überfüllt war, Reiterscharen in die Ortschaften, die in weitem Umkreise um die Stadt lagen, einrücken und sich da festsetzen, und schickte den schlauen und tapferen Johannes mit 2000 Reitern in das picenische Gebiet. Dort nämlich, am adriatischen Meere, waren sehr viele Goten ansässig und hatten daselbst ihre Weiber, Kinder und Schätze gelassen, während sie selber mit Witichis vor Rom gezogen waren. Johannes sollte nun in diesem Lande, wo fast kein Mann zurückgeblieben war, alle, die er fände, zu Sklaven machen und nach Herzenslust rauben und plündern, sich dabei aber hüten einem der römischen Einwohner ein Leid zuzufügen. Auch befahl Belisar ihm die von den Goten besetzten Orte, an denen er vorüberkomme, womöglich durch Handstreiche zu nehmen und, wo das nicht angehe, eine Belagerung nicht zu scheuen. Die gesamte Beute sollte er aufheben, damit sich das ganze Heer nach Recht und Ordnung darein teilen könne; denn, fügte er lachend hinzu, es wäre ungerecht, wenn die einen sich mühelos am Honig laben dürften, während die andern mit

Digitized by Google

vielen Beschwerden die Bienenstöcke zerstörten. Um dieselbe Zeit, wo Johannes nach Picenum abzog, trafen in Rom Gesandte der großen Stadt Mailand ein und baten um eine Unterstützung, da sie sich mit geringer Hilfe wohl getrauten, den Goten ganz Ligurien zu entreißen und es dem Kaiser wieder zu gewinnen. Belisar versprach ihnen Beistand für den Frühling, bis dahin bat er sie in Rom zu bleiben.

In dieser Weise arbeitete Belisar überall auf das Verderben der Goten hin. Diese selbst aber waren solcher Schleichwege gänzlich ungewohnt, und was sie mit List zu erreichen suchten, das mißlang ihnen stets. So gerieten sie einmal auf den Gedanken, die Wasserleitungen, die nach Rom hineinführten, zu einem Überfall zu benutzen. Deshalb wurden bei Nacht einige Leute in einen der trockenen Kanäle hineingeschickt und drangen mit Laternen und Fackeln vor, um einen Eingang in die Stadt zu suchen. In der Nähe des pincianischen Thores hatte dieser Kanal ein Loch in der Wölbung, und durch dieses erblickte einer der römischen Wächter den Lichtschimmer und sagte es seinen Kameraden. Die aber meinten, ein Wolf sei vorübergelaufen, dessen Augen wie Feuer leuchteten. Als nun die Goten in der Wasserleitung immer weiter vorschritten und bis mitten in die Stadt gekommen waren, gelangten sie an eine Stelle, wo ein Ausgang auf den palatinischen Hügel führte. Hier aber stießen sie auf eine Mauer, die Belisar wohlweislich zu Anfang der Belagerung hatte aufführen lassen, und mußten unverrichteter Dinge wieder umkehren. Sie nahmen einen Stein aus der Mauer als Wahrzeichen mit und gingen damit zu Witichis zurück, dem sie Bericht abstatteten. Belisar aber, dem die Geschichte von dem angeblichen Wolf zu Ohren kam, nahm die Sache sehr ernst und ließ die Wasserleitung schleunigst absuchen, und als man die Spuren der Feinde darin fand — ein paar Laternen und was von den Fackeln abgetropft war —, ordnete er die strengste Bewachung der Stelle an. Das merkten die Goten und gaben ihren Versuch auf. Ebenso mißlang eine andere Kriegslist, die Witichis versuchte. Dort, wo der Tiberstrom aus der Stadt tritt, hatten die alten Römer in blindem Vertrauen auf den Schutz des Flusses die Mauer sehr nachlässig und niedrig angelegt und keine Türme gebaut. Nicht einmal ein ordentliches Wachtgebäude befand sich dort, und so durfte der König wohl hoffen, von dieser Stelle aus in die Stadt einzudringen. Er bestach also zwei Römer, die nahe an der dort stehenden Peterskirche wohnten, daß sie sich bei einbrechender Dunkelheit mit einem Schlauche Wein an die Wachtposten machten und diesen wie aus guter Freundschaft den Wein schenkten; wenn sie dann mit ihnen recht ins Trinken kämen, sollten sie ihnen ein Schlafpulver in die Becher schütten. Inzwischen ließ er auf dem gegenüberliegenden (rechten) Ufer ohne alles Geräusch einige Kähne in Bereitschaft halten, um darin, sobald die Wächter

Digitized by Google

einschliefen, eine Anzahl Goten, mit Leitern versehen, auf ein gegebenes Zeichen über den Fluß setzen und die niedrigen Mauern erklimmen zu lassen. Das ganze übrige Heer wurde unter den Waffen gehalten, um, wenn dies glückte, einen allgemeinen Sturm zu unternehmen. Aber es glückte nicht. Alles war schon bereit; da ging der eine von den bestochenen Römern zu Belisar, offenbarte reuig den ganzen Plan und verriet auch seinen Mitschuldigen. Belisar ließ diesen foltern, und als er alles bekannte und auch das Schlafpulver auslieferte, wurden ihm auf Belisars Befehl Nase und Ohren abgeschnitten. Dann ward er auf einen Esel gesetzt und so ins Lager der Goten geschickt. Mit Schmerz erkannten diese, daß alle ihre Pläne scheiterten.

Aber ihre Trauer wurde verzehnfacht, als sie plötzlich die Schreckensnachricht vernahmen, daß mittlerweile hinter ihrem Rücken in Picenum Verrat und Mord ihr tückisches Werk vollbracht hatten. Johannes, den man den Blutdürstigen nannte, hatte ganz Picenum gräßlich verwüstet und die Weiber und Kinder der Goten in die Knechtschaft geschleppt. Ein Oheim des Königs hatte die wenigen Männer, die in der Gegend sich aufhielten, um sich geschart und war dem Johannes entgegengetreten. Aber er wurde geschlagen und mit seiner tapfern Schar niedergehauen. Seitdem wagte niemand mehr dem Johannes die Spitze zu bieten. Dieser rückte nun vor Ariminum (jetzt Rimini), das nur eine Tagereise von Ravenna, der gotischen Königsstadt, entfernt liegt. Die gotische Besatzung mißtraute mit Recht der Bürgerschaft, welche die Feinde heimlich herbeigerufen hatte, und zog sich deshalb ohne Kampf aus der Stadt, die sofort von Johannes besetzt wurde, während er zwei andere Festen, Auximum (Osimo) und Urbinum (Urbino), an denen er vorüber kam, nur von kleinen Heeresabteilungen beobachten ließ. Ganz richtig berechnete er, Witichis werde auf die Kunde, daß Ravenna so nahe bedroht sei, in schwerer Sorge um diesen seinen festesten Sitz in Italien, alles andere hintansetzen und die Belagerung Roms aufheben, um seine Königsstadt zu retten. Zugleich bot sich dem kühnen Feldherrn durch Verrat von gotischer Seite eine neue Aussicht auf raschen glänzenden Erfolg. Des Königs Gemahlin Mataswintha, in grimmigem Haß gegen Witichis, der sie zur Ehe gezwungen hatte, knüpfte von Ravenna aus mit Johannes geheime Verhandlungen an, die die Übergabe Ravennas und die eheliche Verbindung mit ihm selber bezweckten. Ohne daß jemand das Geringste merkte, gingen Boten zwischen der Königin und dem Feldherrn hin und her.

Es geschah, wie Johannes vorausgesehen hatte. Die Goten vor Rom, denen die Lebensmittel soeben gänzlich ausgegangen waren, erfuhren kaum den Fall von Ariminum und das schreckliche Los der Ihrigen in Picenum, als sie in tiefer Bestürzung zum Rückzug rüsteten. Mit bitterem Unmut

Digitized by Google

hob Witichis die lange fruchtlose Belagerung auf, ohne selbst die Rückkehr seiner Gesandten, die nach Byzanz zum Kaiser Justinian gereist waren, abzuwarten. Die Rettung seines uneinnehmbaren Königssitzes aus den Händen des Verrates lag ihm mehr als alles andre am Herzen. Es war um die Frühlings-Tagundnachtgleiche (am 23. März) des Jahres 538, ein Jahr und neun Tage nach dem Beginn der Belagerung, als die Goten alle ihre Befestigungswerke und Belagerungsmaschinen in Brand steckten und bei Tagesanbruch der ungetreuen Stadt den Rücken wendeten. Furchtbar waren ihre einst so stolzen Reihen gelichtet, durch Seuchen und Hunger und durch Feindeshand in neunundsechzig Stürmen und Gefechten. In tiefer Trauer ritt der König hinweg; er hielt sich nicht mit Unrecht für einen Menschen, der dazu geboren sei, alle seine Unternehmungen scheitern zu sehen. Selbst während des Abzugs verfolgte noch das Unglück die Goten. Als nämlich der frohlockende Belisar die Belagerer abziehen sah, sandte er ihnen alles nach, was er an Reitern und Fußvolk zur Hand hatte. Bei der milvischen Brücke, über welche die Goten ziehen mußten, kam es zu einem mörderischen Gefecht zwischen der gotischen Nachhut und dem ganzen kaiserlichen Heere. Anfangs zwar widerstanden die Deutschen tapfer; auf beiden Seiten fielen gleich viele Streiter. Dann aber wichen die vom Unglück und Mangel Entmutigten und stürzten sich selbst in neues Unheil. Da nämlich, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, jeder zuerst über die Brücke gelangen wollte, so entstand ein entsetzliches Gedränge, in dem viele das Leben verloren. Denn im Rücken der Goten wütete das Schwert der Feinde, im Gewühl tötete mancher wider Willen seine eignen Kameraden, und viele wackere Streiter stürzten auf beiden Seiten der Brücke in die Fluten des Tiberstromes hinab, wo sie von der Last der Rüstungen und Waffen niedergedrückt ertranken. So kam ein großer Teil der gotischen Nachhut ums Leben; der Rest vereinigte sich mit denen, die vorher glücklich über die Brücke gekommen waren und vom andern Ufer her das Verderben ihrer Waffenbrüder mitangesehen hatten, ohne ihnen wegen der Schmalheit der Brücke zu Hülfe kommen zu können. Unwiderbringlich war der Verlust an Zeit und kostbaren Menschenleben, an Mut und Selbstvertrauen, den die Nation vor Rom erlitten hatte. Ohne fröhlichen Sang und Klang zogen die Trümmer des herrlichen Gotenheeres auf der Straße nach Ravenna von dannen.

8. Kämpfe in Oberitalien und die Hungersnot.

(Von 538 bis 539.)

Von jetzt an zog sich der ganze Krieg nach Oberitalien. Witichis warf unterwegs Besatzungen in die festen Plätze Tusciens und Umbriens

Digitized by Google

und eilte nach Ariminum, um den Feind aus der Nähe seiner Königsstadt zu verscheuchen. Aber Belisar entsandte sogleich tausend Streiter unter Ildiger und Martin in Eilmärschen auf dem nächsten Wege nach Ariminum voraus, mit dem Auftrag an Johannes, die Stadt eiligst zu räumen und statt seiner 2000 Reiter, denen bei einer Belagerung durch die Goten sehr bald die Lebensmittel ausgehen möchten, eine Abteilung Fußtruppen, die in Ancona lagen, hineinzulegen. Ildiger und Martin überholten die Goten bald, da diesen ihre eigene Menge hinderlich war und sie des Proviantes wegen zu großen Umwegen gezwungen waren. Als die römischen Truppen vor dem festen Bergschloß Petra Pertusa in Picenum ankamen, wohinein Witichis eine gotische Besatzung von vierhundert Mann gelegt hatte, versuchten sie, es durch einen Handstreich zu nehmen, obgleich der Platz uneinnehmbar schien, da er auf einer Seite von einem reißenden Bergstrom umflossen, auf der andern durch einen steil aufsteigenden Felsen gedeckt war, von dessen Spitze aus dem menschlichen Auge die Leute unten in dem Flecken so klein wie die kleinsten Vögel erschienen. Weil nun ein Angriff von der Wasserseite unmöglich war, erklommen Ildiger und Martin mit ihren Leuten die Felsenklippe und beschossen von dort die Goten mit Steinen. Diese eilten, so schnell sie konnten, in ihre Häuser, so daß die Römer ihnen nichts mehr anhaben konnten. Da verfielen die Feinde auf ein anderes Mittel. Sie brachen große Felsblöcke ab, wälzten sie gemeinsam bis an den Rand und stürzten sie auf die Häuser hinab, die sie zerschmetterten, wo sie nur aufschlugen. Die Goten entsetzten sich, als sie sich schutzlos der drohendsten Gefahr ausgesetzt sahen, streckten gegen die, welche noch vor dem Thore standen, flehend die Hände aus und ergaben sich unter der Bedingung, daß sie anständig behandelt würden. Ildiger und Martin nahmen die meisten unter ihre Leute auf, einige ließen sie mit Weibern und Kindern in Petra zurück und gesellten ihnen eine kleine römische Besatzung bei. Hierauf zogen sie über Ancona weiter nach Ariminum, wo sie dem Johannes Belisars Befehl mitteilten. Johannes aber weigerte sich, die Stadt zu verlassen. Nur 800 auserlesene Streiter aus Belisars Garden, die mit unter Johannes gestanden hatten, leisteten dem Befehle des Oberfeldherrn Gehorsam und zogen mit Ildiger und Martin von dannen.

Nicht lange darauf erreichte Witichis mit seinem ganzen Heere Ariminum, schlug ein Lager auf und schloß die Stadt ein. Die Goten zimmerten sogleich einen hölzernen Turm, der höher als die Ringmauern war und auf vier Rädern fuhr, und schoben ihn gegen den Teil der Mauer, der am schwächsten schien. Damit es ihnen aber nicht wieder wie vor Rom ergehe, spannten sie keine Ochsen vor den Turm, sondern ließen ihn von Leuten ziehen, die sich unten im Turm selbst befanden. In dem

Digitized by Google

Turme führte eine große, breite Leiter in die Höhe, auf der viele zugleich emporsteigen konnten; so hofften sie, wenn sie nur das Bauwerk erst bis dicht an die Mauer geschafft hätten, mit leichter Mühe auf die Zinnen der Mauern hinübersteigen zu können; denn danach war die Höhe des Turmes abgepaßt. Langsam rückte die gewaltige Maschine vorwärts; und schon war sie der Mauer nahe, da brach die Nacht ein, und sie mußten halt machen, stellten Wachen rings um den Turm und begaben sich alle zur Ruhe, da sie sich und ihre Maschine vor allem Unfall sicher glaubten; denn zwischen Mauer und Turm war außer einem ganz flachen Graben kein Hindernis. Die Römer aber waren verzagt und sahen ihrem Untergang am folgenden Tage mit Bangen entgegen. Da verfiel der kluge Johannes auf ein Rettungsmittel. Er ließ den größten Teil seiner Truppen auf ihren Wachtposten zurück, zog nur mit seinen Isauriern, die Spaten und ähnliche Werkzeuge bei sich führten, vor Mitternacht in aller Stille hinaus vor die Burgmauer und befahl ihnen, ohne Geräusch den Graben zu vertiefen. Rüstig gingen sie ans Werk und warfen die ausgeschaufelte Erde gegen die Mauer zu, so daß diese dadurch verstärkt wurde. So vollendeten sie, während die Goten ahnungslos in festem Schlafe lagen, einen Graben von genügender Tiefe und Breite, zumal an der schwachen Stelle der Mauer, wo die Goten angreifen wollten. Erst gegen Morgen merkten sie, was vorging, und trieben die Isaurier in die Stadt zurück. Als Witichis das Geschehene erfuhr, geriet er in heftigen Zorn und ließ einige der pflichtvergessenen Wächter hinrichten. Demungeachtet bestand er darauf, die Maschine vorzurücken und ließ schnell eine Menge Reisigbündel in den Graben werfen. Die Goten führten den Befehl auch mit großem Eifer aus, obwohl sie von der Mauer aus heftig beschossen wurden. Als aber der Turm über das Reisig rollte, sank dieses unter der Last natürlich zusammen, so daß der oberste Rand des Turmes nicht mehr ganz bis an die Mauerzinne reichte; und dazu kam noch als ein unüberwindbares Hindernis das Erdreich, das Johannes gegen die Mauer hatte aufschütten lassen. In der Besorgnis, die Feinde würden den Turm bei Anbruch der Nacht in Brand stecken, zogen sie ihn wieder zurück. Nun aber führte Johannes seine ganze Streitmacht heraus und griff die Goten an. Nach blutigem Kampfe und schwerem Verlust gelang es den Goten, ihren Turm nach dem Lager zurückzuschieben. Witichis beschloß nun keinen Sturm mehr zu unternehmen, sondern die Feinde auszuhungern, da diesen in der That die Lebensmittel beinahe schon ausgingen.

Belisar schickte inzwischen den Mailändern, wie er seinerzeit versprochen hatte, tausend Mann unter dem Oberbefehl des Mundilas zu Hilfe. Diese überschritten den Po, schlugen eine große Gotenschar bei Pavia (damals noch Ticinum genannt) und zogen dann nach Mailand, das sie ohne

Digitized by Google

Schwertstreich besetzten. Auch das ganze offene Land in Ligurien fiel den Römern zu. Als Witichis diesen empfindlichen Verlust erfuhr, entsandte er sogleich seinen Schwestersohn Uraja mit einem starken Heere, um Mailand wieder zu gewinnen. Mit dieser Schar vereinigten sich 10 000 Burgunden, die der Frankenkönig Theudebert den Goten zu Hülfe geschickt hatte; er sandte keine Franken, damit es nicht schiene, als bräche er den Vertrag mit Justinian; es sollte so aussehen, als seien diese Burgunden aus freiem Antrieb, ohne Theudeberts Geheiß, auf Raub und Abenteuer ausgezogen. Mit diesen Burgunden also vereinigten sich die Scharen des Uraja, rückten zusammen vor Mailand und schlossen es ein, so daß die Römer gar keine Zeit fanden, vorher Nahrungsmittel in die Stadt zu schaffen, und daher bald Mangel litten.

Um die Sommersonnenwende (Ende Juni des Jahres 538) brach Belisar von Rom auf, wo er nur wenige Truppen als Besatzung ließ, und marschierte gegen Ariminum, um es zu entsetzen. Denn hier lag noch immer die Hauptmacht der Goten unter Witichis. Ein Angriff auf Ancona, den der König unternahm, mißglückte. Unterwegs erhielt Belisar die Nachricht, daß der Kaiser ein zweites Heer, siebentausend Mann stark, zu Hilfe gesandt habe, welches bereits in Picenum stehe. Leider erfuhr Belisar auch, daß dieses Heer von einem selbständigen Feldherrn geführt werde, dem Eunuchen Narses. Narses war ein ausgezeichneter Mann, ebenso schlau wie tapfer und von kühnem Unternehmungsgeist beseelt. In alle Verhältnisse wußte er sich zu schicken; und wenn auch seine Bildung gering war und er auf Beredsamkeit nicht viel gab, so besaß er dafür einen klaren, nüchternen Verstand und eine unermüdliche Thatkraft, was um so mehr zu bewundern ist, als er in der erschlaffenden Luft des Palastes aufgewachsen und von kleinem, dürftigen Körperbau war; aber dem brennenden Blick seines Auges soll, wenn er erzürnt war, niemand widerstanden haben.

Mit dieses Narses Heere, unter dem sich auch 2000 Heruler,*) also nahe Stammverwandte der Goten, gefürchtet wegen ihrer wilden Tapferkeit, befanden, vereinigte, dem kaiserlichen Befehle gemäß, Belisar seine Scharen, so daß nun die Kaiserlichen zwei Oberfeldherren hatten. Dies gereichte natürlich den Unternehmungen Belisars zu großem Nachteile. Nicht ohne Grund betrachteten beide Feldherrn einander mit Eifersucht, und keiner wollte sich dem andern unterordnen. Justinian hatte absichtlich in der Vollmacht, die er dem Narses mitgab, unklar gelassen, ob und wieweit Narses sich Belisars Anordnungen fügen sollte. Er fürchtete vielleicht, der reiche, mächtige und bei seinen Soldaten beliebte Belisar könne der Ver-

*) Wir werden dieses Volkes in der Geschichte der Langobarden eingehender gedenken.

Digitized by Google

suchung anheimfallen, sich unabhängig zu machen und auf dem Boden des alten weströmischen Kaisertums eine selbständige Herrschaft zu gründen. Wie dem auch sei, jedenfalls schadete der Kaiser in Wahrheit durch diese Verfügung seiner eignen Sache am meisten. Der doppelte Oberbefehl lähmte alle Erfolge der Kaiserlichen. Zunächst zwar gelang es Belisar, Ariminum ohne Schwertstreich zu entsetzen. Als er sich nämlich dieser schwerbedrängten Stadt näherte und zugleich von der See her Ravenna bedrohte, brach Witichis die Belagerung ab (Herbst 538) und wich mit seinem Hauptheer nach seiner Königsstadt, die er vor allem schützen mußte. Auch Urbinum gewann Belisar, während Johannes die Landschaft Ämilia dem Kaiser unterwarf. Dagegen wurde der Oberfeldherr länger, als ihm lieb war — vom Januar bis zum April des Jahres 539 — durch die Belagerung von Urbs Vetus (jetzt Orvieto) aufgehalten, da diese von 1000 Goten besetzte Stadt auf einer unersteiglichen Felsenhöhe lag.

Damals erreichten die furchtbaren Leiden, die der unheilvolle Krieg über Italien herauf beschwor, einen unerhörten Grad. Da die Äcker aus Mangel an Arbeitskräften weder gepflügt noch besäet worden waren, wuchs nur ganz wenig Getreide, und weil es an Schnittern fehlte, so fielen auch die wenigen Ähren aus und verfaulten. Am entsetzlichsten war die Not in der Ämilia, in Tuscien und in Picenum. Manche Gegenden waren so ausgehungert, daß die gequälten Einwohner ihre Sitze aufgaben und in Massen auswanderten. In den Gebirgsgegenden mahlte man Eicheln statt des Korns, buk Brot aus diesem Mehl und verzehrte es. Selbstverständlich entstanden eine Menge Krankheiten, gegen die man keine Mittel kannte und, wenn man sie gekannt hätte, nicht hätte anwenden können, da es überhaupt an allem fehlte. Zu Zehntausenden starben die Menschen dahin. Im piceniſchen Gebiete sollen unter dem Landvolke nicht weniger als 50 000 verhungert sein und in den vom Meere abgelegenen Gegenden noch viel mehr. Wer dem Hungertode geweiht war, den zeichnete dieser gleichsam wie ein Schlachtopfer. Prokop, der mehrerwähnte Augenzeuge auch dieses Jammers, giebt eine genaue Schilderung dieser gräßlichen Todesart. Die Menschen wurden bleich und dürr, die alles überwuchernde und durchdringende Galle verbreitete über den ganzen Körper eine graue Leichenfarbe. Allmählich schwanden die Säfte in den Adern, die Haut wurde trocken, hart und rissig und hing wie Leder um die fleischlosen Knochen. Die graue Farbe ging zuletzt in Schwarz über, die Gesichtszüge wurden unbeweglich und starrten wie gräßliche Larven, die Augen glühten wie im Wahnsinn. Viele loschen langsam aus, andere endeten in fürchterlicher Raserei. Manche starben, sobald sich ihnen eine Gelegenheit den Hunger zu stillen bot, an Übersättigung; denn die aller Nahrung entwöhnten Magen vermochten keine Speisen mehr zu verdauen. Jammer-

Digitized by Google

volle Scenen waren etwas Alltägliches. So sah man oft ausgehungerte Menschen, wenn sie irgendwo ein Kraut oder einen Grasbüschel entdeckten, gierig darauf zueilen; dann kauerten sie sich nieder und versuchten die Pflanze aus dem Erdboden zu ziehen. Manchmal vermochten sie es nicht wegen völliger Entkräftung, sie sanken dann vornüber auf die Erde und gaben den Geist auf. Die Leichname blieben unbestattet liegen; denn wer hätte sich um die Beerdigung kümmern sollen? Und soviel es Vögel gab, die hungrig herumflogen und begierig nach Aas suchten, so machte sich doch keiner von ihnen an die Leichen der so Gestorbenen, weil sie an ihnen eben nichts zu verzehren fanden, da alles Fleisch buchstäblich von den Knochen verschwunden war. Welch einen Gegensatz zu diesem Elend, das die „römischen Befreier vom gotischen Joch" dem Mutterland des Römerreichs brachten, bildet der glückliche Zustand, dessen sich das Land unter dem „Barbaren" Theoderich erfreute! — Ist diese Schilderung schon grausig genug, so wächst doch noch das Entsetzen, wenn wir bei Prokop lesen, wie solch fürchterliche Leiden viele Menschenherzen verwilderten. So waren auf einem Landgut in der Nähe von Ariminum, dessen Besitzer es des Krieges wegen hatte verlassen müssen, nur zwei Weiber zurückgeblieben. Da nun in jener Gegend weit und breit kein Obdach zu finden war, so kehrte bisweilen ein Fremder in dem Hause ein und brachte dort die Nacht zu. Wenn er aber arglos eingeschlafen war, schlichen sich die entmenschten Weiber in das Gemach, stürzten über den Wehrlosen her und ermordeten ihn, um den Leichnam zum scheußlichen Mahle zu bereiten. Nicht weniger als siebzehn Unglückliche waren diesen Hyänen in Menschengestalt zum Opfer gefallen. Als aber der achtzehnte bei ihnen einkehrte und sie sich zu ihm schlichen, um ihm das gleiche Los wie jenen zu bereiten, erwachte er, überwältigte sie, zwang ihnen ihr grauenhaftes Geheimnis ab und stieß sie nieder.

Wendet sich der Blick mit Ekel und Schauder von diesem Beispiel bestialischer Entartung ab, so weilt er mit Rührung auf einem andern Bilde, das derselbe Augenzeuge uns überliefert und das uns ein unvernünftiges Tier gleichsam von menschlicher Empfindung beseelt, manchem Menschen zur Beschämung, zeigt.*) Als Belisar, um die Goten von der Belagerung Roms abzuziehen, jene Reiterschar unter Johannes in die nördlicheren, von Goten stark bevölkerten Gegenden Italiens ausgesandt hatte und diese Krieger die gotischen Bewohner auf das unmenschlichste ausplünderten und mordeten, flohen viele Frauen und Kinder gotischen Stam-

*) Das Folgende nach meinen „Erzählungen aus dem großen Gotenkriege", die ich auch sonst in diesem Buche hie und da benutze.

Digitized by Google

mes, da die streitbaren Männer alle unter den Waffen standen. Solches geschah auch in dem Orte Urbisalvia in Picenum, der vormals eine ansehnliche Stadt gewesen, nun aber zu einem ärmlichen Dorfe herabgesunken war. Hier war eine Gotin, die ein neugebornes Knäblein säugte, in der allgemeinen Flucht und Verwirrung mit fortgerissen, vielleicht auch, wie so viel tausend andere ihresgleichen, von den unmenschlichen Soldaten ermordet worden. Sie kehrte nicht wieder; ihr Kindchen aber hatte sie in Windeln gewickelt auf der Erde liegen lassen. Da lag nun das zarte Geschöpf, hilflos und allein in dem verwüsteten Orte, von allen verlassen, und erhob, als es zu hungern begann, ein klägliches Wehgeschrei. Kein Mensch vernahm seine Stimme; aber Gott wachte. Denn eine Ziege, die in der Nähe ein Junges hatte, kam auf des Kindes Geschrei herzugelaufen, und wie aus mütterlichem Erbarmen trat sie über das Kind und reichte ihm ihr Euter dar. Und das Kind trank und kam wieder zu Kräften. Die Ziege aber wich nicht von ihm und nährte es die ganze Zeit über wie eine Mutter, wachte auch sorgsam darüber, daß ihm kein Hund oder sonst ein Tier ein Leid that. Inzwischen ward es unter der Landbevölkerung ruchbar, daß die Kaiserlichen es nur auf die Gotenfrauen und -Kinder abgesehen hatten, den römischen aber kein Unbill zufügten. Da kamen denn nach geraumer Zeit die, welche römisch waren, in die verlassenen Gegenden zurück, und auch das Dörfchen Urbisalvia füllte sich wieder mit Menschen. Da fanden sie das Kindlein unbeschädigt und munter, konnten den Vorfall gar nicht begreifen und wunderten sich über die Maßen. Während sie nun noch um die kleine Gotenwaise herumstanden und jedes der Weiber das Kind gern zu sich ins Haus nehmen und aufziehen wollte, da kam die Ziege herbeigelaufen, sprang über das Kleine und meckerte gar ängstlich; denn sie wollte ihren Pflegling niemandem lassen. Und so oft eine der Frauen dem Kinde zu nahe kam, schrie das Tier laut und drohte mit den Hörnern. Als dies die Frauen sahen, beschlossen sie das Knäblein seiner Pflegerin nicht zu nehmen, und so nährte die Ziege es nach wie vor mit ihrer Milch und bewachte es sorglich. Die Einwohner aber legten dem Kinde einen Namen bei und nannten es Agisth, d. i. Ziegensohn, weil eine Ziege bei ihm die Stelle der Mutter vertreten hatte. „Als ich," so erzählt Prokop, „in Belisars Gefolge durch Urbisalvia kam, hörte ich von diesem Vorfall und wollte ihm keinen Glauben schenken. Da führten mich die Frauen zu dem Kinde und thaten ihm absichtlich ein kleines Ungemach, damit es schreien sollte. Und es hub an zu weinen. Sobald dies die Ziege hörte, die nur einen Steinwurf entfernt war, kam sie herbeigesprungen, meckerte laut und kläglich, trat über das Kind und blieb mit gesenktem Kopf in drohender Stellung stehen, damit keiner es weiter kränke oder verletze." So berichtet der ernste Geschichtschreiber, der Rechtsrat

Digitized by Google

und Sekretär des großen Belisar; und wenn er es nicht für unter seiner Würde hielt, diesen an sich so geringfügigen Vorfall seinen „Gotischen Denkwürdigkeiten" einzuverleiben, so wird uns wohl auch der Leser nicht zürnen, daß wir die Reihe der großen Geschichtsbilder durch dieses liebliche Bildchen unterbrochen haben.

Die Uneinigkeit der beiden Feldherrn Belisar und Narses war immer höher gestiegen. Mit Recht hatte jener im Kriegsrate immer wieder darauf hingewiesen, daß man die Hauptkräfte des Heeres zunächst nach Auximum (Osimo) und Mailand wenden müsse. Narses aber bestritt diese Meinung auf das hartnäckigste und weigerte zuletzt ganz offen dem Oberfeldherrn den Gehorsam. Er hatte sich sogar schon im Spätjahr 538 vor Urbinum völlig von ihm getrennt, war in Ariminum geblieben und hatte den Johannes auf Eroberungen ausgesandt. Trotzdem hatte Belisar Urbinum, wie oben erwähnt worden ist, eingenommen. Er hatte auch, als er vor Urbs Vetus rückte, im Januar 539 die Unterfeldherrn Martin und Uliaris dem von Uraja hart bedrängten Mailand zu Hilfe gesandt. Diese aber kamen nur bis an den Po; hier — einen Tagemarsch von Mailand — blieben sie stehen, schlugen ein Lager auf und ließen über langen Beratungen wegen des Flußüberganges geraume Zeit verstreichen. Als Mundilas in Mailand davon hörte, schickte er eiligst einen Gesandten an die Säumigen und ließ sie dringend beschwören, die hochwichtige, furchtbar bedrohte Stadt zu befreien und nicht durch unverantwortliches Zögern zu Verrätern am Kaiser zu werden. Martin und Uliaris versprachen denn auch sofortige Hilfe, und die Boten, denen es gelang, unbemerkt von den Goten und Burgunden in die Stadt zurückzukommen, richteten die Römer in Mailand mit der frohen Botschaft wieder auf. Nichtsdestoweniger blieben die beiden Unterfeldherrn da, wo sie standen, und Martin schrieb an Belisar, um einen Vorwurf von sich abzuwenden, sie hätten zwar den guten Willen gehabt seine Befehle auszuführen; nun aber sei vor Mailand eine so ungeheure Anzahl von Feinden versammelt, daß sie mit ihren geringen Scharen den Kampf mit diesen nicht aufnehmen könnten; Belisar möge ihnen schleunigst die Feldherrn Johannes und Justinus zur Unterstützung senden. Sofort befahl Belisar diesen beiden mit ihren Truppen auszurücken; allein beide weigerten den Gehorsam und erklärten, sie würden nichts dergleichen unternehmen, wenn nicht Narses ihnen dazu den Auftrag erteile. Es blieb Belisar nichts anderes übrig, als sich an seinen Nebenbuhler zu wenden. Und wirklich erteilte dieser nun selbst den Befehl, daß Johannes und Justin mit ihren Truppen zum Entsatze Mailands eilten. Aber wiederum wurde der Aufbruch, diesmal durch Krankheit des Johannes, verzögert; und es wäre auch zur Hilfe bereits zu spät gewesen. Mailand war gefallen.

Digitized by Google

Die Hungersnot in der belagerten Stadt, die, an sich eine der volkreichsten in ganz Italien, damals noch besonders mit den Flüchtlingen vom offnen Lande angefüllt war, hatte eine unerträgliche Höhe erreicht. Man verzehrte Hunde, Mäuse, Ratten und andere unreine Tiere. Die Goten unter Uraja, die gemeinsam mit den 10 000 Burgunden vor Mailand lagen, schickten nun an Mundilas Gesandte und versprachen ihm, es solle ihm und seinen Soldaten kein Leid geschehen, wenn er ihnen die Stadt übergebe. Mundilas antwortete, er werde darauf eingehen, wenn Uraja gelobe, auch die Bürger und die flüchtigen Landbewohner in der Stadt zu verschonen. Da aber dieser Vorschlag abgewiesen ward, so berief er sein Heer und redete es also an: „Oft haben solche, die ihr Leben mit Schanden hätten fristen können, einen ruhmvollen Tod dem Leben vorgezogen. Ich hoffe, so denkt ihr auch. Einmal müssen wir ja alle sterben; nur in der Art des Todes sind die Lose der Menschen verschieden. Das aber ist gewiß, wer feige ist, erntet Spott und Hohn; wer aber zur Tapferkeit auch noch den Edelmut gesellt, dem bleibt ewiger Ruhm. Sehet, die Feinde versprechen, uns zu verschonen, aber den unglücklichen Bewohnern dieser Stadt, die unserm Schutze anbefohlen sind, wollen sie keine Gnade schenken. Sollten wir nun mitansehen, wie so viele Römer von Feindeshänden erwürgt werden? wäre das nicht bitterer als der bitterste Tod? Würden wir uns nicht zu Mitschuldigen des schrecklichsten Mordes machen? Nein, laßt uns als tapfre und redliche Männer handeln, uns aufs beste waffnen und unerwartet auf die Feinde ausbrechen! Entweder ist das Glück uns günstig, und wir retten uns mit der Stadt zugleich, oder wir erringen statt Schmach und Elend ein ruhmvolles Ende." So sprach der wackere Mundilas — seinem Namen nach ein Germane! —, aber seine Soldaten dachten nicht so hoch, sondern forderten von ihm, daß er Urajas Anerbieten annehme und ihm die Stadt übergebe, wenn nur sie verschont würden. Mundilas mußte nachgeben — wie sehr war die alte römische Disciplin im Heere geschwunden! —, die Germanen hielten ihn samt seinen Soldaten in Gewahrsam, ohne ihnen eine Kränkung zuzufügen, die Stadt aber zerstörten sie zur Strafe für ihre Treulosigkeit bis auf den Grund, und töteten alle Männer vom Jüngling bis zum Greise — es sollen nicht weniger als 80 000 gewesen sein —, die Weiber machten sie zu Sklavinnen und schenkten sie den Burgunden zum Dank für ihre Kampfgenossenschaft. Einen kaiserlichen Beamten, Namens Reparatus, der die Ligurier hauptsächlich zum Abfall von den Goten aufgehetzt hatte, hieben sie in kleine Stücke und warfen sie den Hunden zum Fressen vor. Uraja begann nun Ligurien den Goten wieder zu unterwerfen, was ihm auch, da die festen Plätze sich ihm freiwillig ergaben, in kurzer Zeit und mit leichter Mühe vollständig gelang.

Als Belisar das Schicksal der unglücklichen Stadt erfuhr, war er

Digitized by Google

aufs tiefste erschüttert; dem Uliaris*) verbot er, ihm jemals wieder unter die Augen zu treten, und berichtete alles, wie es gekommen war, an den Kaiser. Justinian zog deswegen niemand zur Verantwortung, wohl, weil er vor allem seinen Liebling Narses hätte strafen müssen, vielleicht auch, weil er sich selbst die Hauptschuld an dem Unglück beimaß. Und in der That war die Teilung des Oberbefehles ein schwerer Fehler gewesen. Nun, da er Kenntnis erhielt von dem Zwist der beiden Feldherren und den schrecklichen Folgen desselben, berief er den Narses sofort ab und übergab dem Belisar den Oberbefehl über beide Heere. Da erklärten jene zweitausend Heruler, sie wollten nach der Abreise des Narses nicht länger in Italien bleiben, obgleich ihnen Belisar die größten Versprechungen machte. Die trotzigen Männer packten ihre Habseligkeiten auf und wendeten sich zuerst nach Ligurien. Hier trafen sie das Heer des Uraja, verkauften den Goten ihre Gefangenen und Beutetiere und schwuren einen Eid, niemals wieder gegen ihre Stammverwandten, die Goten, zu kämpfen. So zogen sie in Frieden weiter nach Venetien und nach Byzanz zurück. Nur einer ihrer Führer, Wisand mit Namen, ließ sich durch römische Beredsamkeit bethören, mit seinem Gefolge später nach Italien zurückzukehren.

Inzwischen war Witichis nicht müßig gewesen. Da er wohl erkannte, daß er gegen Belisars Kriegskunst und Schlauheit nicht in die Schranken treten könne, so suchte er die gotische Streitkraft durch fremde Hülfe zu verstärken und pflog deshalb mit den Fürsten Rat. Sie beschlossen von den Franken abzusehen, da ihnen deren Hinterlist und Unzuverlässigkeit nur zu wohl bekannt war. Dagegen schickten sie Gesandte an Wacho (oder Wachis), den König der tapfern Langobarden, die damals in der Ebene zwischen Donau und Theiß saßen; aber trotz reicher Geschenke, die Witichis dem Wacho übersandte, mußten die Boten unverrichteter Dinge zurückkehren, da die Langobarden mit dem Kaiser ein Bündnis geschlossen hatten. Besseren Erfolg hatte eine Botschaft an den Perserkönig Chosroës, den alten Feind Justinians. In dem Schreiben des Gotenherrschers stand unter anderm folgendes: „Siehe, die Wandalen hat Justinian durch seine Heere bereits vertilgen lassen, die Mauren hat er unterjocht. Gelingt es ihm nun auch das Ostgotenreich zu stürzen, so kommt ohne Zweifel die Reihe bald an dich. Jetzt ist die Gelegenheit zu einem Angriff überaus günstig; denn du hast in mir einen Bundesgenossen, gegen den Justinian die Hälfte seiner Streitkräfte stellen muß; später müßtest du allein mit seiner ganzen Macht den Kampf aufnehmen. Und glaube nur nicht, daß der Kaiser dich im ruhigen Besitze deines Reiches lassen würde. Ist er doch stets auf

*) Martin und Uliaris waren von ihrem nutzlosen Zuge nach Rom zurückgekehrt. Die Zerstörung Mailands fällt in den April 539.

Digitized by Google

Eingriffe in fremde Rechte befliſſen und ſtreckt nur gar zu gern ſeine Hände nach andrer Menſchen Eigentum aus. Was er beſitzt, genügt ihm nicht; er will jede andre Herrſchaft ſtürzen und allein auf Erden gebieten. Was Freundſchaft und Treue iſt, weiß er nicht. Ohne zu erröten, bricht er den heiligſten Eid." Da Chosroës recht wohl wußte, wie zutreffend dies alles war, ſo ließ er ſich leicht überreden, dem Kaiſer den Krieg anzukündigen, durch den das oſtrömiſche Reich in die höchſte Gefahr geriet, ſo daß Juſtinian vor allem auf eine ſchnelle Beilegung des Gotenkrieges denken mußte, um ſeinen beſten Feldherrn mit ſeinen bewährteſten Truppen im Kampfe gegen die Perſer verwenden zu können. Darum ließ er, von heftiger Beſorgnis ergriffen, jetzt — endlich! — die Geſandten des Witichis, die ſeit etwa einem Jahre ungehört in Byzanz weilten, vor ſein Antlitz laden und bedeutete ſie, er werde in kurzer Friſt einige Geſandte zu Witichis nach Ravenna ſchicken, um dort mit den Goten einen Frieden zu ſchließen, der für beide Teile vorteilhaft ſein ſolle.

9. Die Belagerung von Auximum, der Fall Ravennas und des Witichis Ausgang.

(Von 539 bis 540.)

Aber des Kaiſers Abſichten waren für diesmal nicht die ſeines Feldherrn. Beliſar nämlich, der die üble Lage der Goten nur zu gut kannte, beſchloß zunächſt Fäſulä (jetzt Fieſole bei Florenz) in Tuscien und Auximum (jetzt Oſimo) in Picenum in ſeine Gewalt zu bringen und dann durch die Einnahme von Ravenna der Gotenherrſchaft in Italien den Todesſtoß zu verſetzen. Zur Belagerung Fäſuläs entſandte er die Unterbefehlshaber Cyprian und Juſtin; den Scharen des Martin und Johannes trug er auf, an den Po zu ziehen und die Unternehmungen des Uraja zu beobachten, er ſelbſt wendete ſich mit elftauſend Mann, dem Kern ſeines Heeres, vor Auximum, das von viertauſend auserleſenen Goten unter der Führung des tapferen Wiſand verteidigt wurde. Prokops Bericht über die nun folgende Belagerung dieſer Stadt giebt ein ſo deutliches Bild von der Bedrängnis wie von dem Heldenmut der Goten, daß er der Mitteilung in hohem Maße wert erſcheint.

„Auximum iſt die bedeutendſte unter den Städten Picenums, die Römer pflegen ſie die Mutterſtadt jenes Landes zu nennen. Vom Ufer des adriatiſchen Meeres iſt ſie nur ungefähr eine Tagereiſe, von Ravenna drei bis vier Tagereiſen entfernt. Sie liegt auf einem hohen Felſen, hat von der Ebene aus keinen Zugang und iſt deshalb nicht mit Gewalt zu nehmen. Die tapferſten und edelſten ſeiner Goten hatte König Witichis in dieſe Feſte gelegt, in der richtigen Vorausſetzung, daß die Römer keinen

Digitized by Google

Angriff auf Ravenna wagen würden, ehe sie Auximum genommen hätten. Sobald Belisar mit seinem Heere vor der Stadt angelangt war (im Mai 539), ließ er rings um den Fuß der Anhöhe ein Lager anlegen. Eben schlugen die Soldaten in getrennten Abteilungen ihre Zelte auf, als die Goten bemerkten, daß die Feinde durch große Zwischenräume geschieden waren und wegen der weiten Ausdehnung des Gefildes nicht leicht einander zu Hülfe kommen konnten; sofort machten sie deshalb noch kurz vor dem Anbruch der Nacht einen plötzlichen Ausfall auf der Ostseite der Stadt, wo Belisar mit seinen Kriegsobersten und Leibwächtern noch mit dem Aufschlagen des Lagers beschäftigt war. Diese rafften, so gut es ging, ihre Waffen zusammen und setzten sich gegen die Vordringenden zur Wehr, schlugen sie zurück und folgten ihnen den Hügel hinauf. Hier aber wendeten sich die Goten plötzlich wieder und leisteten, im Vertrauen auf ihren vorteilhaften Standpunkt, heftigen Widerstand. Weil sie von oben herab ihre Geschosse entsandten, töteten sie viele Feinde durch Kopfschüsse, bis endlich die Dunkelheit der Nacht die Kämpfenden trennte. Bis zum nächsten Morgen wurde die Ruhe nicht gestört.

Es traf sich aber, daß an dem Tage vor diesem Gefecht eine Schar Goten früh am Morgen in die Umgegend ausgeritten war, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Diese wußten nichts von der Ankunft der Feinde und gerieten, als sie nun mitten in der Nacht zurückkehrten und die Wachtfeuer der Römer erblickten, in große Verwunderung und Furcht. Doch wagten es viele von ihnen, der Gefahr zu trotzen, und kamen auch glücklich durch die Feinde hindurch unbemerkt nach Auximum hinein; die aber, welche nicht soviel Mut besaßen, versteckten sich in einen Wald, um nach Ravenna zu entkommen, doch fielen sie kurz darauf den Römern in die Hände und wurden getötet.

Belisar erkannte wohl, daß die feste Lage der Stadt eine Eroberung durch Sturm unmöglich mache; mußte er demnach die Hoffnung aufgeben, den Ort jemals mit Gewalt einzunehmen, so hielt er es doch für möglich die Feinde durch enge Einschließung und sorgfältige Bewachung auszuhungern und endlich zur Ergebung zu zwingen. Nicht weit von der Ringmauer lag eine Wiese, die den Römern und den Goten Gelegenheit gab, sich in täglichen Gefechten zu messen. Denn wie jene sahen, daß die Goten dort immer für ihre Rosse das Gras abschnitten, stürmten sie in vollem Lauf den Hügel hinan und wurden mit ihnen handgemein. Mit großer Tapferkeit hinderten sie die Feinde, das Gras mitzunehmen und erlegten an jedem Tage eine Anzahl Goten. Da versuchten die Belagerten eine List. Als die Römer schon bis an den Fuß des Hügels vorgerückt waren, hoben einige Goten, während die andern das Gras schnitten, rasch die Wagen von den Achsen und ließen diese auf den schweren Rädern den

Digitized by Google

Abhang hinunter auf die Feinde los. Aber sie liefen in die Ebene, ohne jemand Schaden zu thun. Da also dieser Anschlag nicht geglückt war, zogen sich die Goten in die Stadt zurück und sannen auf eine neue List. Sie legten in die Felsschluchten, die dicht vor den Mauern sich hinzogen, eine Anzahl erlesener Streiter in einen Hinterhalt. Darauf zeigten sich einige wenige aus der Stadt in der Nähe der Wiese. Wenn nun die Römer herbeikamen und sich ein Handgemenge entspann, sprangen die übrigen aus dem Hinterhalt, griffen mit überlegener Streitmacht die bestürzten Feinde an, hieben die meisten nieder und schlugen den Rest in die Flucht. Die andern Römer, die in ihren Schanzen standen und die Feinde aus dem Hinterhalt hervorbrechen sahen, riefen zwar mit lautem Geschrei ihren Kameraden zu, erreichten aber nichts, da die Kämpfenden im Waffenlärm keinen Ton davon hören konnten, zumal die ganze Länge des Hügels dazwischen lag und die Goten absichtlich recht mit ihren Waffen rasselten, um das Rufen zu übertönen. Belisar fühlte sich durch diese Begebenheiten beunruhigt und wußte nicht, wie er Ähnliches verhindern sollte. Da trat Prokop, der diese Geschichten geschrieben hat, zu ihm und riet ihm die alte, nun aber vergessene Sitte der Vorfahren wieder zu erneuern, daß das Angriffs- und Rückzugssignal mit verschiedenen Instrumenten gegeben werde; er solle mit der Reitertrompete zum Angriff, mit der des Fußvolkes zum Rückzug blasen lassen; da jene aus Holz, diese aus Metall verfertigt sei, werde man den verschiedenen Klang leicht unterscheiden können. Belisar freute sich über den Vorschlag und rief sogleich die Seinigen zusammen. Er warnte sie vor allzu großer Keckheit und machte ihnen begreiflich, daß es keine Schande sei vor einem Hinterhalte die Flucht zu ergreifen; dann sagte er: „Ich werde dafür sorgen, daß ihr nicht wieder in einen Hinterhalt geratet, indem ich ein Zeichen geben lasse, auf das ihr euch sofort zurückzuziehen habt. Dieses Zeichen wird euch mit der Trompete des Fußvolkes gegeben werden.“ Hierauf entließ er die Soldaten. Sobald sich nun wieder Goten auf jener Wiese zeigten, eilten die zunächststehenden Soldaten in vollem Laufe auf sie zu und töteten einige von den Feinden. Unter diesen Gefallenen befand sich auch einer, der ganz von Goldschmuck strahlte. Ein Maure packte den Leichnam an dem langen lockigen Haupthaar und zerrte ihn hinter sich her, um ihn auszuplündern. Da schleuderte ein anderer Gote seinen Speer nach ihm, und der Speer drang durch beide Waden, sodaß die Beine aneinander geheftet wurden. Trotzdem schleppte der Getroffene den Leichnam an den Haaren weiter. In diesem Augenblick brachen die Goten aus dem Hinterhalt hervor, und sobald dies Belisar, der vom Lager aus den Verlauf des Kampfes beobachtete, sah, ließ er das verabredete Signal mit der Trompete des Fußvolkes blasen. Sofort wichen die Römer zurück und trugen auch den Mauren samt dem Speere

Digitized by Google

aus dem Gefecht. Die Goten wagten keine weitere Verfolgung, sondern zogen sich unverrichteter Dinge zurück.

Nach mehreren Monaten trat in der Feste Mangel an Lebensmitteln ein, und die Goten wünschten den König von ihrer Lage zu unterrichten. Da aber niemand der Bote sein wollte, weil es sehr schwierig war, unbemerkt durch die Reihen der Römer hindurchzukommen, verfielen sie auf folgenden Anschlag. Sie warteten eine mondlose Nacht ab und hielten etliche Männer, die dem Witichis das Schreiben des Befehlshabers Wisand überbringen sollten, in Bereitschaft. Als es spät in der Nacht war, erhoben sie an vielen Stellen der Mauer zugleich ein fürchterliches Geschrei. Wer es hörte, hätte auf den Gedanken kommen müssen, sie wären in der größten Bedrängnis und die Stadt sei plötzlich in die Hände der Feinde gefallen. Da die Römer den Grund durchaus nicht erraten konnten, so hielten sie sich nach Belisars Befehl ruhig auf ihren Posten, indem sie vermuteten, es werde irgend eine List ausgeführt oder ein Heer von Ravenna rücke zum Entsatze heran. Bei mondloser Nacht sich in ein Gefecht einzulassen, wäre Tollheit gewesen; darum blieben sie, wie gesagt, lieber im sicheren Lager. Auf diese Weise gelang es den Goten, ihre Gesandten an den König glücklich durchzubringen. Diese gelangten am dritten Tage nach Ravenna und übergaben Witichis das Schreiben, das also lautete: „Als du, o König, uns zu Wächtern von Auximum bestelltest, sagtest du, du vertrautest uns die Schlüssel deiner Hauptstadt Ravenna und deines ganzen Königtums an. Du legtest uns deshalb ans Herz, mit aller unsrer Kraft dies Wächteramt zu üben, damit nicht, soviel an uns liege, die Macht der Goten in Feindeshand falle. Aber du versprachest uns auch, wenn es not thue, würdest du in eigner Person mit deinem ganzen Heere erscheinen, uns zu helfen. Nun haben wir lange mit Belisar und mit dem Hunger gekämpft und treue Wacht gehalten, du aber bist nicht zu unserer Hülfe herbeigekommen. Siehe denn jetzt zu, daß die Römer sich nicht dieser Stadt bemächtigen, und daß so die Schlüssel, die du unbekümmert liegen lässest, nicht verloren gehen und dein ganzes Reich den Feinden offen stehe!“ So lautete das Schreiben. Witichis las es und gelobte sogleich Hilfe. Mit diesem Bescheid kehrten die Boten zurück. Gleich darauf aber bedachte sich Witichis anders; einmal fürchtete er, Johannes werde ihm in den Rücken fallen und er auf diese Weise von allen Seiten eingeschlossen werden; sodann hatte er von Belisars Heeresmacht die ungeheuerlichste Vorstellung. Vor allen Dingen aber lähmte der Mangel an Lebensmitteln seine Thatkraft, da er nicht wußte, wie er in dem verödeten Picenum für sein Heer den nötigen Unterhalt beschaffen sollte. Die Römer nämlich beherrschten das adriatische Meer, hatten Ancona besetzt und schafften von dort ihre Nahrungsmittel, die aus Sicilien und Calabrien herbeigeführt wurden, ohne Mühe und Gefahr

Digitized by Google

weiter, wohin sie wollten. Wenn aber Witichis nach Picenum zog und hier Krieg führte, so hatte er keine Möglichkeit sich Proviant zu verschaffen. Inzwischen erregte das Versprechen des Königs, das die Boten mitbrachten, in Auximum große Freude und belebte den Mut der Tapferen aufs neue. Als Belisar durch Überläufer erfuhr, daß zweimal gotische Boten die römischen Belagerungslinien unbemerkt durchschritten hatten, verschärfte er den Wachtdienst, damit dergleichen in Zukunft nicht wieder vorkäme."

Um dieselbe Zeit bat auch die Besatzung von Fäsulä, die sich bis dahin tapfer gewehrt hatte, bei Witichis um Unterstützung. Der König erteilte dem Uraja Befehl, aus Ligurien aufzubrechen gegen Johannes, der am Po lag, um eine Vereinigung des Uraja mit den Goten in Fäsulä zu verhindern. Uraja brach zwar nach Süden auf, blieb dann aber in geringer Entfernung vom römischen Lager stehen, ohne einen entscheidenden Kampf zu wagen. So blieb Fäsulä ohne Entsatz, um so mehr, als damals von Norden her ein unvermuteter Feind über Goten und Römer zugleich hereinbrach. Der Frankenkönig Theudebert, der den Teil Galliens beherrschte, welcher zunächst an Theoderichs Lande grenzte, freute sich nicht wenig darüber, daß beide Teile, die Goten wie die Römer, in ihren Unternehmungen gelähmt schienen, und beschloß davon Vorteil zu ziehen. Treulos, wie die Franken überhaupt waren — Prokop nennt sie die wortbrüchigsten unter allen Menschen — setzten sie sich leicht über die Versprechungen und feierlich beschworenen Bündnisse weg, durch die sie sich Goten wie Römern verpflichtet hatten, und die darum an sich nichtig waren. 100 000 Mann stark drangen sie unter Theudeberts Führung über die Alpen in Ligurien ein und wandten sich, ohne Widerstand zu finden, bei Pavia über den Po auf das Lager Urajas zu. Die Goten freuten sich bei ihrem Anblick; denn sie glaubten in ihnen hilfreiche Freunde zu begrüßen. Kaum aber waren jene auf dem andern Poufer angelangt und hatten das Lager der Goten betreten, so rissen sie plötzlich ihre Streitäxte von der Seite, hieben auf die Betrogenen ein und zwangen sie, im Angesicht des römischen Lagers, an diesem vorüber auf der Straße nach Ravenna zu entfliehen. Aber auch die Römer wurden das Opfer einer ähnlichen Täuschung. In dem Wahne, Belisar sei zu ihrem Beistande herangekommen und habe das gotische Lager erstürmt, führten Johannes und Martin gutes Mutes die Ihrigen aus ihrem Lager heraus und eilten mit ihnen sorglos den Franken zu. Diese ließen sie ganz dicht herankommen, dann fielen sie die Ahnungslosen wütend an, schnitten sie vom Lager ab und nötigten sie dadurch südlich nach Tuscien zu fliehen. Belisar war, als er hiervon Kunde erhielt, über Theudeberts Vorgehen höchst entrüstet und schrieb ihm sofort einen Brief, in welchem er ihm seinen Wortbruch gegen den Kaiser vorhielt, indem er nicht nur die versprochene Hülfe zurückhalte, sondern sogar kaiserliche Truppen

Digitized by Google

hinterlistig angreife, und mit der Drohung schloß, daß die Rache dafür nicht ausbleiben werde. Die Lage der Franken hatte sich inzwischen so gestaltet, daß Belisars Brief offne Ohren fand. Durch Mangel an Lebensmitteln und den schädlichen Genuß des Powassers brachen unter den Franken mörderische Seuchen aus, die den dritten Teil ihrer Scharen hinwegrafften. Sie verlangten deshalb von Theudebert, daß er sie wieder nach Hause führe, und der König hielt es für ratsam, dieses Verlangen zu erfüllen. So kehrten die Franken wieder nach Gallien zurück. Und nun mag Prokop das Ende der Belagerung von Auximum selber erzählen.

„Die Goten in Auximum, die von dem Einfall der Franken nichts wußten und den Glauben auf Hilfe von Ravenna verloren, wollten noch einen Versuch machen, den König um Beistand anzurufen. Aber da es ihnen nicht gelang, weil ihre Boten von den Wachen Belisars bemerkt und zurückgescheucht wurden, wurden sie traurig. Wenige Tage darauf erblickten sie einen römischen Soldaten Namens Burcentius, einen gebornen Thracier, um die Mittagszeit ganz allein auf der Wache, der da acht geben sollte, daß niemand die Stadt verlasse oder Gras hole. Zu diesem traten einige Goten heran und begannen mit ihm ein Gespräch, schwuren ihm zu, daß sie nichts Böses gegen ihn im Schilde führten, und überredeten ihn, mit ihnen zu einer Unterredung zu kommen, indem sie ihm eine große Geldsumme als Belohnung versprachen. Burcentius willigte ein, und als die festgesetzte Stunde erschien, stellte er sich wirklich an dem verabredeten Orte ein. Da traf er einige Goten, die ihn baten, ein Schreiben nach Ravenna zu tragen, ihm sofort eine bedeutende Summe Geldes auszahlten und ihm noch weit mehr versprachen, wenn er mit einer Antwort von Witichis zurückkehre. Der Soldat ließ sich durch das Geld verlocken, versprach ihnen den Dienst zu leisten und erfüllte sein Versprechen auch getreulich. Mit dem versiegelten Briefe, den er empfangen hatte, eilte er nach Ravenna, verschaffte sich Zutritt zum König und händigte ihm den Brief aus. Dieser hatte folgenden Inhalt: „Wie es mit uns steht, wirst du deutlich erkennen, wenn du den Überbringer dieses Briefes fragst, wer er ist. Denn ein Gote kann schon längst nicht mehr diese Stadt verlassen; von Nahrungsmitteln bleibt uns nur noch das Gras, das vor unsern Mauern wächst, und auch das können wir uns nur noch mit dem Blute der unsrigen erkaufen. Wie es mit uns enden soll, das bedenket, o König und ihr andern Goten, die ihr in Ravenna weilet!“ Witichis las das Schreiben und schrieb folgende Antwort: „O ihr geliebtesten unter allen Menschen, glaubet nicht, daß ich euch aus Feigheit im Stiche gelassen habe. Der Einbruch der Franken trägt die Schuld daran, der alle meine Vorbereitungen vereitelte. Nun aber haben sich, wie ich höre, die Franken wieder nach Hause begeben, und so werde ich in kurzem, so Gott will, vor Auximum

Digitized by Google

erscheinen. Bis dahin harret männlich aus und beweiset euch des hohen Ruhmes wert, der alle Goten bewog, gerade euch zu Wächtern über ihre und Ravennas Sicherheit zu setzen." Darauf beschenkte er den Boten reichlich und entließ ihn. Als Burcentius zu seinen Kameraden vor Auximum zurückkehrte, gab er vor, er habe, von einem plötzlichen Krankheitsanfall niedergeworfen, in einer nahen Kirche gelegen, und bezog wieder die Wache wie zuvor. Unbemerkt übergab er den Goten des Königs Schreiben. Diese lasen es in der Stadt der versammelten Menge vor, und die treuen Männer schöpften wieder Mut, obgleich der Hunger sie immer mehr quälte. In ihrer erneuten Hoffnung wiesen sie alle Anerbietungen Belisars wegen der Übergabe der Stadt stolz zurück. Als aber wiederum nichts von dem Herannahen des königlichen Heeres verlautete und der Mangel an Nahrung immer unerträglicher wurde, so sandten sie nochmals den Burcentius ab mit einem Schreiben, in dem nichts weiter stand, als daß sie nunmehr nur noch fünf Tage, und nicht länger, imstande seien den Hunger zu ertragen. Abermals richtete der Bote seinen Auftrag aus und kehrte abermals mit einer ermutigenden Antwort zurück. Den Belisar aber nahm es wunder, daß die Goten trotz ihrer großen Not alle seine Vorschläge wegen Ergebung so stolz zurückwiesen; auch lag ihm sehr viel daran, die lästige Belagerung in der verödeten Landschaft nun einmal beendigen zu können. Deshalb beauftragte er unter Verheißung hohen Lohnes einen Slaven von ungeheurer Körperstärke und ausgezeichneter Behendigkeit, bei nächster Gelegenheit einen der Feinde lebendig zu fangen. Der Slave erklärte, das werde ihm auf jener Wiese am leichtesten gelingen; denn die Goten benutzten in der That das Gras in Ermangelung aller Speisen als Nahrung. Am nächsten Morgen, als es kaum dämmerte, begab sich der Slave nahe an die Stadtmauer, kroch in ein Gesträuch, kauerte sich zusammen und versteckte sich. Bei Tagesanbruch kam ein Gote dorthin und raffte schnell einiges Gras zusammen, ohne auf den Strauch zu achten; nur nach dem Feindeslager warf er oft scheue Blicke, ob sich dort nichts rege gegen ihn. Da packte ihn plötzlich der riesige Slave, der schnell an ihn herangeschlichen war, von hinten und schwang ihn empor. Mit beiden Armen preßte er ihn fest an sich und schleppte ihn so ins römische Lager. Hier fragte man den Gefangenen sofort, warum die Goten sich trotz der schwersten Leiden nicht ergeben wollten. Da erzählte denn der Mann die ganze Geschichte mit dem Burcentius und sagte es diesem auf den Kopf zu. Burcentius sah sich überführt und versuchte nicht zu leugnen. Belisar aber überließ ihn seinen Kameraden, daß sie mit ihm machten, was sie wollten, und sie verbrannten ihn bei lebendigem Leibe, so daß man es in der Stadt mit ansehen konnte. So erhielt Burcentius den Lohn für seine Geldgier.

Trotz allem Ungemach hielten die Goten tapfer aus, und Belisar

Digitized by Google

glaubte deshalb nicht anders zum Ziele gelangen zu können, als wenn er ihnen das Wasser abschneide. Nördlich von Auximum entsprang auf hohem Felsenabhang, nur einen Steinwurf von der Stadt entfernt, ein Quell, dessen Wasser seit alten Zeiten in einer Cisterne dicht vor der Mauer gesammelt wurde. Obgleich der Zufluß nur spärlich war, so füllte er doch gerade dieses Wasserbecken, sodaß die Einwohner von Auximum stets bequem daraus schöpfen konnten. Belisar dachte nun so: wenn das Wasser sich dort nicht mehr sammle, würden die Goten an dem schwachen Rinnsal, von feindlichen Geschossen bedroht, auch in längerer Zeit ihre Krüge nicht zu füllen vermögen; darum beschloß er jenes Behältnis zerstören zu lassen. Zu diesem Zweck ließ er das ganze Heer unter die Waffen treten und stellte es wie zur Schlacht rings um die Mauer auf, damit die Feinde glauben sollten, er beabsichtige einen allgemeinen Sturm. Die Goten traten zu mutiger Gegenwehr ruhig an die Brustwehren. Inzwischen schickte der Feldherr fünf Isaurier, die sich auf Maurerarbeit verstanden, mit Beilen und andern Brechwerkzeugen hinter einem Schilddach nach dem Wasserbehälter und befahl ihnen, die Seitenwände desselben so schnell und gründlich als möglich zu zertrümmern und auseinanderzuschlagen. Die Goten, in der Meinung, die Leute wollten sich von dort an die Mauer heranschleichen, verhielten sich still, um sie, wenn sie nahe genug seien, mit Sicherheit zu treffen; denn sie hatten keine Ahnung, was jene eigentlich vorhatten. Als sie aber sahen, wie die Feinde sich in die Cisterne begaben, schleuderten sie Steine und andere Geschosse nach ihnen. Da kehrten die Römer schnellen Laufs um; nur die fünf Isaurier machten sich, da sie in Sicherheit waren, sogleich ans Werk. Die alten Einwohner haben nämlich des Schattens wegen ein Gewölbe über das Wasser aufgeführt, und unter diesem Gewölbe konnten jene der Geschosse lachen, die die Feinde in dichter Menge nach ihnen warfen. Da mochten die Goten es nicht länger ruhig mit ansehen, sondern öffneten die Pforte in der Nähe der Cisterne und stürzten mit zorniger Kampfbegier und großem Lärmen heraus. Die Römer, von Belisar angefeuert, rückten ihnen sofort entgegen, und es entstand ein hartnäckiges Gefecht, in dem die Streitenden sich lange hin und her drängten; auf beiden Seiten wurden viele niedergehauen, doch waren die Verluste der Römer größer als die der Goten, da diese durch ihre Stellung im Vorteil waren. Dennoch wollten die Römer nicht weichen, weil sie sich vor ihrem Feldherrn schämten, der mitten unter ihnen stand und sie durch Zuruf ermunterte. Hierbei geschah es, daß ein Gote einen Pfeil abschoß, der mit lautem Zischen gegen den Unterleib des Feldherrn zuflog. Belisar selbst bemerkte die Gefahr nicht, aber einer seiner Leibwächter, Unigatus*)

*) Unzweifelhaft eine Latinisierung des germanischen Namens Hunigais; also auch ein Deutscher.

Digitized by Google

mit Namen, der neben ihm stand, sah den Pfeil. Blitzschnell streckte er die Hand vor, als das Geschoß eben den Leib des Feldherrn durchbohren wollte, und rettete so seinen Herrn. Da aber der Pfeil die Hand des Braven getroffen hatte, mußte sich dieser vor Schmerz sogleich zurückziehen; er erlangte auch später den Gebrauch der Hand nicht wieder, da die Sehnen durchschnitten waren. Dieses Gefecht, das am Morgen begonnen hatte, dauerte bis gegen Mittag. Auf Seite der Römer glänzten durch ihre Tapferkeit an diesem Tage besonders sieben Armenier, indem sie auf dem steilen Abhange sich so flink und frei bewegten, als ständen sie auf einer Ebene, und jeden Feind erlegten, der ihnen entgegentrat. Sie namentlich trugen dazu bei, daß die Goten zurückgedrängt wurden und sich wieder hinter ihre Stadtmauern begaben.

Die Römer glaubten nun, die Cisterne sei mittlerweile von den Isauriern vollständig zerstört worden. Aber diese hatten kein Steinchen loshauen können; denn die alten Baumeister, die auf ihre Werke stets die größte Sorgfalt verwendeten, hatten auch dieses Gemäuer so dauerhaft gearbeitet, daß weder der Zahn der Zeit noch der böse Wille der Menschen ihm etwas anhaben konnten. Deshalb kamen die Isaurier, als sie sahen, daß die Ihrigen Herren des Schlachtfeldes geblieben waren, unverrichteter Dinge wieder heraus und kehrten ins Lager zurück. Nun aber gab Belisar den Befehl, daß die Soldaten tote Tiere, giftige Kräuter und ungelöschten Kalk in das Wasser warfen, und machte dieses auf solche Weise untrinkbar. Darum mußten die Goten von nun an einen Brunnen innerhalb der Mauer, der nur sehr wenig Wasser gab, benutzen. Aber dennoch widerstanden die Helden noch immer. Da also Belisar einsah, daß gegen diese Männer weder mit Waffengewalt noch durch Abschneiden des Wassers noch auf irgend eine andere Weise etwas auszurichten sei, blieb ihm nur noch übrig, sie gänzlich auszuhungern. Deshalb ließ er die Wachen noch mehr verschärfen und die strengste Beobachtung üben.

Die Goten in Fäsulä waren unterdes dem Hunger erlegen und hatten sich den Römern ergeben. Sie wurden in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten. Die Belagerer ließen eine genügende Schutzmannschaft in der Stadt zurück und zogen mit den Gefangenen vor Auximum zum Oberfeldherrn. Dieser ließ ihre Anführer zu wiederholten Malen den Goten in Auximum zeigen und ermahnte diese, von ihrem Wahnsinn abzulassen, die Hoffnung auf Hilfe von Ravenna aufzugeben, und sich nicht länger den bittersten Leiden auszusetzen, da ja doch das Ende kein andres wie das in Fäsulä sein könne. Die Belagerten pflogen lange Beratungen, und endlich, als sie die Hungersnot durchaus nicht länger ertragen konnten, gaben sie Belisars Vorstellungen Gehör. Sie boten Übergabe der Stadt an, wenn man sie ungekränkt mit allen ihren Habseligkeiten nach Ravenna abziehen

Digitized by Google

lasse. Aber Belisar trug Bedenken gegen diese Bedingung, denn mit Recht hielt er es für nachteilig, wenn so viele und so tüchtige, heldenhafte Männer sich mit den Feinden in Ravenna vereinigten; andrerseits wollte er auch keine Zeit mehr verlieren, um Ravenna und den König selbst anzugreifen, solange es um die gotische Sache noch schlimm stand. Denn er fürchtete, die Franken würden den Goten bald Unterstützung gewähren. Ihnen wollte er um jeden Preis zuvorkommen, und doch konnte er die Belagerung nicht aufheben, ehe er sich der Stadt bemächtigt hatte. Auch wollten seine Soldaten nicht zugeben, daß die Goten alle ihre Schätze mit sich nähmen; sie zeigten dem Feldherrn ihre zahlreichen Wunden, hielten ihm alle Drangsale vor, die sie während der Belagerung erduldet hatten, und fragten ihn, ob für alles dies ihnen denn nicht einmal die Habe der Feinde als Kriegsbeute gebühre. Schließlich, da die Römer von der Zeit, die Goten vom Hunger bedrängt waren, kam man überein, daß die Goten die Hälfte ihrer beweglichen Habe den Römern übergeben, die andre Hälfte aber für sich behalten und Unterthanen des Kaisers werden sollten. Dieser Vertrag wurde von beiden Seiten feierlich beschworen. Darauf erhielten die Soldaten die Hälfte von allen Schätzen der Besiegten, die Römer besetzten Auximum, die gotischen Helden aber nahmen Dienste im kaiserlichen Heere." Dies war der Ausgang der Belagerung von Auximum, die ohne Zweifel fast ein halbes Jahr gedauert hat, vom Frühling bis in den Herbst des Jahres 539. Wohl hätte so bewundernswerte Standhaftigkeit und solch ein Aufwand des großartigsten Heldenmutes, wie die gotischen Verteidiger an den Tag gelegt hatten, ein besseres Schicksal verdient. Daß die tapferen Männer zuletzt der vaterländischen Sache untreu wurden und in das feindliche Heer traten, wird man ihnen kaum zum Vorwurf machen, da sie sich unzweifelhaft von ihrem König verraten glaubten. Und doch war die Lage des Witichis selbst eine so schwierige, daß wir Bedenken tragen, ihm die Schuld beizumessen; am guten Willen hat es dem unglücklichen Herrscher gewiß nicht gefehlt, aber seine Kraft war dem ungeheuren Schicksal, daß sich ihm entgegenstellte, nicht gewachsen.

Nachdem Belisar endlich sein Heer von den lästigen Fesseln der Belagerung freigemacht hatte, führte er sogleich seine ganze Streitmacht vor die gotische Königsstadt. Die eigentümliche, in der Geschichte Odowakars schon besprochene Lage Ravennas aber, welches wie mit einem Netz von Flüssen, Lagunen, Kanälen und Morästen umgeben war, machte eine gewaltsame Eroberung unmöglich. Der Feldherr mußte sich deshalb damit begnügen, der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden und sie durch Aushungerung zur Übergabe zu zwingen. Gleich anfangs ereignete sich ein Zufall, der wie eine günstige Vorbedeutung für die Römer erschien. Die Goten hatten nämlich vor einiger Zeit in Ligurien eine Menge von Kähnen den Po

Digitized by Google

abwärts fahren lassen und gedachten sie, mit Getreide und andern Lebensmitteln befrachtet, nach Ravenna zu bringen. Aber während sie unterwegs waren, nahm der Wasserstand des Stromes so sehr ab, daß dieser in der Mündungsgegend gänzlich unschiffbar wurde und die Kähne mit ihrer Last liegen blieben, bis die Römer kamen und sie wegnahmen. Gleich darauf schwoll der Fluß wieder an zu seiner gewöhnlichen Höhe.

Damals kamen Gesandte von den Franken zu Witichis, um ihm fränkische Hilfe anzubieten, wenn die Goten die Herrschaft über Italien mit ihnen teilen wollten. Belisar erschrak nicht wenig, als er dies erfuhr, und um den König von dem Bündnis mit den Franken abzuschrecken, schickte auch er sofort eine Gesandtschaft nach Ravenna, die folgendes sprach: „Daß die Gewalthaufen der Franken dem Heere des Kaisers nicht den Untergang bringen werden, wie sie dir vorspiegeln, darüber zu reden ist überflüssig; du weißt recht gut, daß im Kriege nicht die Zahl, sondern Zucht, Führung und Tapferkeit den Ausschlag giebt. Außerdem wäre es gerade dem Kaiser am ersten möglich, an Menge der Soldaten alle Feinde zu übertreffen. Wenn sie von ihrer Treue gegen alle nichtrömischen Völker prahlen, so brauchen wir dich bloß an ihr Verhalten gegen die Thüringe und Burgunden zu erinnern und an das Probestück, das sie euch selbst, ihren Bundesgenossen, von dieser Tugend abgelegt haben. Gern möchten wir die Franken fragen, bei welchem Gotte sie schwören werden, wenn sie euch ihre Versprechungen bekräftigen wollen. Denn wie sie dem Gotte Achtung bezeugen, bei dem sie bis jetzt geschworen haben, das wißt ihr ja. Sie kamen als eure Bundesgenossen, aber nicht um die Gefahren mit euch zu teilen, sondern um treulos gegen euch die Waffen zu erheben. Des ist Uraja Zeuge. Doch was brauchen wir an frühere Treulosigkeiten zu erinnern, da ihre gegenwärtige Gesandtschaft selbst eine rechte Ausgeburt falscher Gesinnung ist? Als ob sie die alten Verträge mit euch gar nichts angingen, bieten sie jetzt noch einmal Vertrag an, weil sie jetzt hohen Lohn dafür fordern zu können glauben. Nehmt nur die Hilfe an und sehet zu, zu welchen Forderungen ihre unersättliche Habgier sie schließlich treiben wird!“ So sprachen Belisars Gesandte, und nach langen Beratungen mit seinen Großen entschied sich Witichis dafür, die Franken abzuweisen und Friedensverhandlungen mit dem Kaiser vorzuziehen. Gesandtschaften gingen zwischen Römern und Goten beständig hin und her. Trotzdem aber unterließ Belisar nichts, um die Theoderichstadt von aller Zufuhr gänzlich abzusperren. Eine Abteilung seines Heeres entsandte er nach Venetien, um die dort noch zu den Goten haltenden Ortschaften zu unterwerfen. Er selbst beobachtete beide Ufer des Po; das Meer beherrschte die römische Flotte schon längst, sodaß von der See- wie von der Flußseite her die Belagerten sich bald völlig abgeschnitten sahen. Als aber Belisar erfuhr, daß in den öffentlichen

Digitized by Google

Magazinen in Ravenna eine große Menge Getreide aufgespeichert liege, so bestach er einen römischen Einwohner, diese Gebäude samt dem Getreide in Brand zu stecken. Es gab aber Leute, die behaupteten, dies sei mit Vorwissen Mataswinthens, der Gemahlin des Königs, geschehen, die ihrem Gatten noch immer darum zürnte, daß er sie zur Heirat gezwungen hatte. Als nun das Getreide, das die Hoffnung der Goten bisher noch aufrecht erhalten hatte, in Flammen aufging, glaubten die einen, das Feuer sei durch Hinterlist angelegt, die andern, der Blitz habe hineingeschlagen. Der König aber, von der Last des Unglücks ohnehin schwer gebeugt, versank in tiefe Schwermut; denn er konnte nun nicht einmal seinen eignen Leuten mehr trauen und bildete sich ein, Gott selber streite wider die Goten.

Des Königs Neffe Uraja hatte damals in Ligurien und den gotischen Burgen der Seealpen 4000 Mannen zusammengezogen und eilte mit ihnen der bedrängten Königsstadt zu Hilfe. Aber auch diese Hoffnung des Königs zerschlug sich. Belisar nämlich schickte eine kleine Abteilung seines Heeres nach jenen Gegenden, wo die Weiber und Kinder der Mannen des Uraja wohnten; Sisigis, der Oberbefehlshaber der gotischen Burgen, trat treulos zu den Römern über, und alles war dem Feinde preisgegeben. Als die Krieger von der Gefahr ihrer Angehörigen hörten, nötigten sie den Uraja, umzukehren, um diese zu schützen. Uraja belagerte nun den Sisigis und die römischen Truppen. Alsbald aber vernahmen das die Feldherren Martin und Johannes, die damals am Po lagen, zogen herbei und nahmen einige der Alpenburgen durch Überfälle ein. Die Einwohner, unter denen sich viele Kinder und Frauen der Goten des Uraja befanden, machten sie zu Sklaven. Auf die Kunde hiervon verließen nun diese ohne weiteres das Lager des Uraja und gingen, um ihre Lieben zu retten, zu den Römern über. So sah sich Uraja außer stande, etwas zum Entsatze Ravennas zu thun. Mißmutig kehrte er mit einigen Getreuen nach Pavia zurück, wo er sich in der nächsten Zeit nicht mehr rührte. Belisar aber konnte nun die Einschließung des Königs und der Fürsten in Ravenna, ohne Sorge vor einem feindlichen Überfall vom Rücken her, fortsetzen.

Zu dieser Zeit erschienen die kaiserlichen Gesandten aus Byzanz, um den Frieden mit den Goten abzuschließen. Die Bedingungen lauteten: Witichis behält die Hälfte des Königsschatzes und die Herrschaft über das Land nördlich vom Po; die andere Hälfte des Hortes fällt dem Kaiser zu und alles Land südlich des Po wird ihm zinspflichtig. Der König und seine Räte waren selbstverständlich sogleich bereit, auf diese Bedingungen hin Frieden zu schließen. Aber das Unglück, das den Herrscher und sein Volk verfolgte, verließ ihn auch jetzt nicht. Sobald nämlich Belisar von den Unterhandlungen vernahm, geriet er in heftigen Zorn; denn er wollte sich den Sieg, den er fast in den Händen hatte, und den vollen Ruhm des

Digitized by Google

Siegers nicht entwinden lassen. Deshalb weigerte er sich auf das entschiedenste, seine Unterschrift unter den Vertrag zu setzen, und die arglosen Goten, die von der Redlichkeit des großen Feldherrn eine leider viel zu hohe Meinung hatten, wurden stutzig, fingen an zu argwöhnen, der Kaiser meine es nicht ehrlich mit dem Frieden, und erklärten laut, ohne Belisars Unterschrift könne aus dem Vertrage nichts werden. Unterdessen aber hatte die Hungersnot in Ravenna ihren höchsten Gipfel erreicht und den Mut der Goten gebrochen. An Rettung verzweifelnd verfielen sie auf den Gedanken, dem Belisar selbst die Königskrone anzubieten, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Witichis selbst redete ihm durch Gesandte insgeheim zu, den Thron zu besteigen, und erbot sich zu seinen Gunsten zu verzichten. Der Gedanke, der uns höchst befremdend erscheinen muß, war es der damaligen Zeit nicht so sehr; Belisar — der übrigens einen germanischen Namen trug und ein Stammverwandter der Ostgoten war*) — erfüllte die Gemüter der ehrlichen Deutschen mit Bewunderung; er hatte, was ihrem König fehlte, ein Kriegsglück, das ihm immer treu zu bleiben schien. Er war von königlichem Äußern und besaß persönlichen Mut; seine Soldaten liebten und verehrten ihn; er hatte die Perser besiegt und die Wandalen vernichtet; einem solchen Manne, wenn er auch Feind gewesen war, zu gehorchen, war keine Schande. Er konnte das Gotenvolk einem neuen Glanz und Glück entgegenführen. Deshalb bot es ihm die Krone an. Es war eine schwere Versuchung, aber Belisar widerstand ihr und hielt seinem Gebieter die beschworene Treue. Dies ehrt ihn; was er aber weiter that, kann auch die allgemeine römische und byzantinische Überzeugung nicht rechtfertigen, daß man einem Feinde gegenüber Lüge, Falschheit und Heuchelei üben dürfe. Der treue, rechtschaffne Mann zeigte sich den betrogenen Goten gegenüber als gemeiner Heuchler, und dies schmälert etwas den Ruhm, den er sich durch seine sonstigen Thaten erworben hat. Er stellte sich, als ginge er mit großer Freude auf die Anerbietungen der Goten ein. Diese schickten darauf eine zweite Gesandtschaft, die sich geloben lassen sollte, daß er niemand etwas zu leide thun, in Zukunft König der Goten und Italiker sein und als solcher mit seinem Heere in Ravenna einziehen wolle. Belisar beschwor alles; wegen der Königswürde werde er den Eid dem Witichis selbst und den Gotenfürsten in Ravenna leisten. Die Gesandten hielten es nicht für möglich, daß Belisar die Krone abschlagen werde, glaubten vielmehr, es sei ihm nur um diese zu thun. Deshalb forderten sie ihn auf, mit ihnen in Ravenna einzuziehen. Und so wurde er denn (Ende 539 oder Anfang 540) in die ausgehungerte Stadt eingelassen. Ohne

*) Er stammte, wie Prokop sich ausdrückt „aus Germanien zwischen Thracien und Illyrien" d. h. aus Obermösien, wo zahlreiche Goten und andere Deutsche angesiedelt waren.

Digitized by Google

einen Schwertstreich übergaben die ermatteten Goten ihre Königsstadt, ihren Hort, ihr ganzes Reich in die Hand des Feindes. Mit Freuden hörten sie, daß Belisar Befehl erteilt habe, schleunigst einige Schiffe mit Getreide und anderen Nahrungsmitteln in den Hafen Ravennas einfahren zu lassen. „Mir aber", so sagt Prokop, „als ich an jenem Tage den Einzug des römischen Heeres mit ansah, stieg der Gedanke auf, daß nicht Tapferkeit, Kraft, Menge der Menschen oder irgend ein anderer Vorzug über den Erfolg menschlicher Thaten entscheidet, sondern daß eine höhere, göttliche Macht den Ausschlag giebt und die Dinge lenkt, wie sie will. Denn die Goten waren an Körperkraft und Zahl ihren Gegnern weit überlegen, und dennoch wurden sie ohne Schwertstreich Knechte ihrer schwächeren Feinde." Die gotischen Weiber aber, welche gehört hatten, die Feinde seien weit stärker, größer und zahlreicher als die Goten, spieen nun ihren Männern ins Gesicht und wiesen mit den Fingern auf die kleinen, unkräftigen Gestalten der Sieger, denen sie sich schmählich ergeben hatten.

Die verblendeten Goten sollten sogleich einsehen, daß sie schändlich betrogen waren. Belisar dachte nicht daran, vom Kaiser abzufallen und die Königskrone anzunehmen. Den Witichis hielt er in ehrenvoller Haft und hieß die Goten, die südlich vom Po wohnten, zu ihren Feldern heimkehren, um sie in Frieden zu bebauen. Daß sie dort Feindseligkeiten verüben würden, hielt er für unmöglich, da er in jene Gegenden eine große Anzahl Soldaten gelegt hatte. Sie zogen wirklich ab, und nun konnten die Römer in Ravenna ruhig als Sieger auftreten und Belisar konnte die Maske abwerfen, da ebensoviel Römer als Goten in der Stadt waren. Er nahm also den ganzen Königshort in Besitz, um ihn dem Kaiser zu überbringen. Die Goten brandschatzte er nicht, duldete auch nicht, daß irgend jemand sich an ihrem Eigentum vergriff. Als aber die gotischen Besatzungen der Burgen und Städte, die sich noch gegen die Römer behauptet hatten, diese Vorgänge erfuhren, entsank auch ihnen der Mut, und sie schickten alle Gesandte an Belisar ihm mitzuteilen, daß sie sich ihm ergäben, wenn er sie als seine Unterthanen annähme. Nachdem sie sein Wort empfangen hatten, begaben sich die Befehlshaber dieser Goten zu ihm und blieben bei ihm in Ravenna. Nur ein einziger, der tapfere Ildibad, der Verona befehligte, unterwarf sich nicht, obwohl seine Kinder in Ravenna wohnten und also in Belisars Gewalt waren. Außerdem hielt sich in Pavia des Königs Schwestersohn Uraja.

Gerade damals, als Belisar seinem Kaiser so bewundernswerte Treue bewährte, wollte es das Schicksal, daß er von etlichen Neidern in Byzanz verleumdet wurde, die dem argwöhnischen Kaiser einredeten, er strebe nach der weströmischen Kaiserwürde und der gotischen Krone. Wollte ihn jene höhere Macht, vor der Prokop erschauerte, für seinen treulosen Trug gegen die

Digitized by Google

Goten strafen? Der mißtrauische Justinian rief ihn sogleich von dem Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten ab, um ihn gegen die Perser zu senden, mit denen der Krieg vor der Thür stand. Daß diese ihm nicht ihre Königskrone anbieten würden, war freilich zweifellos. Die Sorge für die italischen Angelegenheiten übertrug der Oberfeldherr seinen Unterbefehlshabern, besonders dem Bessas, dem Johannes und dem Konstantian, den er aus Dalmatien nach Ravenna rief. Die Goten, welche nördlich vom Po wohnten, hörten wohl davon, daß Belisar abberufen werden solle, doch glaubten sie es nicht, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß Belisar die Treue, die er dem undankbaren Justinian geschworen hatte, der Königskrone vorziehen würde. Als es aber bekannt wurde, daß er sich wirklich zur Abfahrt rüste und sie getäuscht seien, setzten sich alle Goten, die sich noch als Goten fühlten, im stillen ins Einvernehmen und zogen nach Pavia zu Uraja. Mit ihm zusammen weinten die starken Männer lange um ihres Volkes Schicksal.*) Dann sprachen sie also: „Von unsern Helden, lieber Uraja, sind, wie du weißt, leider die meisten gefallen. Was von edlem Blute noch übrig ist, das schleppt Belisar samt Witichis und allen Schätzen hinweg. Uns aber, die wir bei unserer geringen Zahl ohne Zweifel auch dem Tode geweiht sind, will es besser dünken, einen rühmlichen Tod zu suchen als mitanzusehen, wie man unsere Weiber und Kinder in die Knechtschaft schleppt. Und wir sind innig überzeugt, daß wir mit Ehren fallen werden, wenn du unser Führer sein willst.“ Da antwortete ihnen Uraja: „Daß wir den Kampf der Knechtschaft vorziehen müssen, ist auch meine Meinung. Aber nicht ich will die Königskrone der Goten tragen; denn erstens bin ich der Schwestersohn des Witichis, eines Mannes, den das Unglück verfolgt hat wie keinen andern, und deshalb würden mich die Feinde von vornherein gering schätzen. Zweitens ziemt es dem Neffen nicht, des Oheims Thron ohne dessen Willen zu besteigen; und thäte ich es, so würden es mir viele als Eigennutz und Verletzung der Blutsfreundschaft auslegen. Soll ich euch aber den Mann nennen, der in dieser Not am geeignetsten ist, König der Goten zu sein, so wisset: das ist Ildibad, ein kühner, thatkräftiger Mann; ihm mag es zudem noch gelingen, Hilfe für uns zu erwirken vom Westgotenkönig Theudis, der sein Oheim ist. Dann könnten wir mit besseren Aussichten den Kampf von neuem beginnen.“ Diesen Worten Urajas schenkten alle Goten Beifall. Sie sandten also nach Ildibad aus, der schnell aus Verona herbeikam, hoben ihn auf den Schild, begrüßten ihn als ihren König und baten ihn, das Vaterland nicht zu verlassen. Ildibad leistete den Königsschwur, und so kam er auf den verwaisten Thron der Ostgoten.

*) Prokop, Gotenkrieg II, Kap. 30.

Digitized by Google

Alsbald rief der neue König alle seine Krieger zusammen — es sammelten sich etwa tausend Mann um ihn — und redete sie also an: „Meine lieben Gesellen, ihr seid kriegserfahrene Männer und erwäget mit Weisheit, ehe ihr euch einer verzweifelten Sache unterfanget. Wir wollen das Vergangene nicht vergessen. Nicht gegen unsern Willen, sondern mit unser aller Zustimmung hat der arme Witichis den Krieg begonnen. Dennoch habt ihr ihn, da seine Herrschaft eine Kette von Unglücksfällen war, beiseite geschoben und lieber dem Belisar gehorchen und in der Heimat bleiben wollen, statt die Freiheit mit dem letzten Blutstropfen zu verteidigen. Jetzt, wo ihr hört, daß der Treulose euch verlassen und nach Byzanz fahren will, wollt ihr von neuem das Kriegsglück versuchen. Doch wir wissen noch nicht, ob Belisar nicht seinen Sinn ändert; Reue stellt sich oft über Nacht ein. So kann es auch ihm ergehen. Darum laßt uns noch einmal sein Herz erforschen und versuchen, ob wir ihn nicht zu dem ersten beschworenen Vertrag zurückbringen können. Schlägt uns auch dieses fehl, wohlan, so wollen wir aufs neue zum Schwerte greifen." Die Goten billigten die Meinung Ildibads und schickten sogleich eine Gesandtschaft nach Ravenna. Als die Boten vor Belisar gelassen wurden, wandten sie alle die derbe, treuherzige Beredsamkeit auf, über die sie verfügten. Sie beschworen ihn, des Vertrags zu gedenken, den er mit den Goten geschlossen, und den er nun treulos mit Füßen trete, stellten ihm vor, daß es doch sicherlich ehrenvoller sei, König zu sein, als einem doppelzüngigen Kaiser zu dienen, fragten ihn geradezu, ob ihm nicht der Gedanke die Schamröte ins Gesicht treibe, daß er sich aus freier Wahl zum Knecht erniedrige, und flehten ihn an, die Herrschaft über die Goten zu übernehmen. Sie versicherten, auch Ildibad werde gern zu ihm kommen und freiwillig die Krone ihm zu Füßen legen. Aber Belisar blieb fest und antwortete ihnen, so lange Justinian lebe, werde er nie daran denken, die Hand nach einer Krone auszustrecken. Mit diesem Bescheid entließ er die Gesandten, welche eilten, Ildibad davon zu benachrichtigen. Belisar aber schiffte sich mit Witichis, den edelsten Gotenfürsten, Ildibads Kindern und dem ganzen gotischen Königshort nach Byzanz ein (im Frühling 540). Der Kaiser zeigte sich gegen den unglücklichen König und seine Gattin wohlwollend und freundlich und bewunderte die Körpergröße und Schönheit der Goten. Den Schatz, den einst der große Theoderich mit weiser Sparsamkeit gesammelt hatte, nahm er in seinen Palast und zeigte ihn nur einigen Senatoren. Dem Volke ließ er ihn nicht sehen, damit es nicht gar zu sehr den siegreichen Feldherrn bewundere, vergönnte diesem deshalb auch keinen Triumph, obwohl er ihm doch alles verdankte. Doch konnte er nicht hindern, daß die Menge dem großen Feldherrn, wo er sich nur zeigte, den Zoll begeisterter Bewunderung darbrachte. Gleich darauf über-

Digitized by Google

gab ihm der Kaiser den Oberbefehl gegen die Perser, und auch hier bewährte Belisar seine Feldherrngröße und schützte zwei Jahre lang mit glänzendem Erfolg das Reich vor den wilden Asiaten. Dann wurde er plötzlich auf eine nichtige Anklage hin abberufen und von Justinian seiner Würden und Ämter entsetzt. Doch hatten die Dinge in Italien inzwischen eine für den Kaiser so bedrohliche Gestalt angenommen, daß dieser sich gar bald genötigt sah, Belisars Hilfe wieder in Anspruch zu nehmen, wie weiter unten berichtet werden wird. Schon vorher war Witichis, zwei Jahre nach seinem Sturz, aus dem Leben geschieden. Justinian verlieh ihm die Senatorenwürde und den Ehrennamen eines römischen Patricius. Aber das Weh über sein verfehltes Dasein fraß dem beklagenswerten Mann am Herzen. Er starb in der Blüte seiner Jahre (542). Nicht ohne Mitleid kann die Geschichte von ihm scheiden, denn mit männlichem Mute und nicht ohne Beweise von Weitblick und Klugheit hat er gerungen gegen ein übermächtiges Schicksal, dem er unterliegen sollte. Kraftvoll war der Beginn seiner Herrschaft. Daß ihm die Schickung gerade einen Belisar entgegenstellte, war sein größtes Unglück, aber auch davon abgesehen, wird man gestehen müssen, daß selten ein Fürst gelebt hat, dem das Glück so unerbittlich abgewandt blieb.

10. Die Könige Ildibad und Erarich.

(Von 540 bis 541.)

Als Belisar in Byzanz ein Gegenstand der Volksbewunderung war, rühmte man von ihm, er habe, wie vor sechs Jahren Geiserichs Reich, so nun das des großen Theoderich zerstört. Allein obwohl es damals so schien, als sei es mit der Macht der Ostgoten für immer vorbei, so war es doch in der That nicht so; vielmehr hat das Heldenvolk noch fünfzehn Jahre lang ruhmvollen Widerstand geleistet, und nicht Belisar, sondern sein Nebenbuhler Narses sollte Theoderichs Reich zerstören. Schon unter Ildibad, einem tüchtigen Fürsten, der nur zu kurze Zeit die Krone trug, begann ein neuer Aufschwung der gotischen Volkskraft. Als dieser vernahm, daß Belisar, allem Ehrgeiz im gotischen Sinne unzugänglich, wirklich abgereist sei, versammelte er um sich alle Männer, die an der heimischen Sache noch festhielten, widmete sich den Herrschergeschäften mit dem größten Eifer und war emsig bemüht, dem Volk der Goten die Herrschaft über Italien wiederzugewinnen. Im Anfang hatte er freilich nur tausend streitbare Männer bei sich und besaß außer Pavia keine einzige Stadt; in kurzer Zeit aber schlossen sich ihm alle Bewohner des nördlichen Polandes, Liguriens und Venetiens, an und das waren nicht nur Goten, sondern auch nicht wenige Italiker. Der Grund lag in folgendem. Belisar hatte Italien kaum verlassen, als im Namen des Kaisers der Logothet

Digitized by Google

(Obersteuereinnehmer) Alexander eintraf. Nun hatte der Kaiser freilich seinen obersten Rechnungsbeamten aufgetragen, auch dem Heere gegenüber die größtmögliche Sparsamkeit zu beobachten, das machten sich aber die meisten dieser Herren zu nutze und begingen zu ihrem eigenen Vorteil die schlimmsten Ungerechtigkeiten. Die Soldaten im oströmischen Heere waren verschieden besoldet, die jüngsten erhielten den geringsten Lohn und rückten allmählich in die besser besoldeten Stellen der älteren. Wurden sie alt und grau im Dienste, so bezogen sie als Invaliden einen noch höheren Sold. Jene Beamten aber verhinderten das Aufrücken der jüngeren Soldaten, fertigten keine neuen Regimentslisten an, warfen wohl auch den Soldaten vor, sie verdienten keine Beförderung, ja entzogen sogar oft den Veteranen und Verabschiedeten unter allerlei Vorwänden die übliche Löhnung, so daß diese bisweilen betteln mußten. Durch solche häßliche Künste wurden freilich Ersparnisse gemacht, daneben bereicherten sich aber die Rechnungsbeamten selbst auf Kosten der armen Soldaten, und, was das Schlimmste war, diese wurden unzufrieden, mißmutig und widerspenstig. Einer dieser kaiserlichen Blutsauger war der obengenannte Alexander, der stets auszurechnen verstand, daß die Soldaten ungerechtfertigt hohe Ansprüche an die Staatskasse erhöben; durch Lug und Trug wußte er den Kriegern Abzüge zu machen und brachte mit solchen Kniffen dem Kaiser gewaltig viel Geld ein. In Byzanz nannte man ihn von seiner Geschicklichkeit, Goldstücke zu beschneiden, nur die „Kneipzange". Diesen Mann schickte der geizige Justinian jetzt nach Italien; und kaum in Ravenna angelangt, begann er auch schon seine niedrigen Künste zu üben. Von den Italikern verlangte er Rechenschaft über allerlei Gelder, die sie den Gotenkönigen schuldig geblieben seien (ein byzantinischer Ränkeschmied als Anwalt der toten Germanenfürsten!), behauptete, sie hätten Theoderich und seine Nachfolger betrogen und zwang sie zur Zahlung der angeblich unterschlagenen Gelder. Den Soldaten, die dem Kaiser Italien gewonnen hatten, lohnte er ihre Wunden und Drangsale damit, daß er ihnen mit dem scheußlichsten Geiz soviel als möglich von ihrem Lohn abzwackte. Kein Wunder also, daß nicht nur die italischen Landbewohner bereuten, sich dem Kaiser ergeben zu haben, sondern auch viele Soldaten die Lust zur Fortsetzung des Kampfes verloren und den Fortschritten Ildibads gleichgiltig oder gar mit heimlicher Freude zusahen. Der einzige Feldherr, der die drohend anwachsende Gefahr erkannte und etwas zu Gunsten des Kaisers zu unternehmen beschloß, war Vitalius, unter dem jene Abteilung Heruler diente, welche sich allein von ihren Landsleuten nach der Abberufung des Narses hatten bewegen lassen, wieder die kaiserlichen Waffen gegen ihre gotischen Stammverwandten zu tragen. Aber die Unternehmung mißlang. In einer heißen Schlacht bei Tarvisium (jetzt Treviso) erlitt er durch Ildibad eine schwere Niederlage. Die Heruler-

Digitized by Google

krieger kamen fast alle, samt ihrem Anführer Wisand, in dieser Schlacht ums Leben. Vitalius selbst konnte sich nur durch eilige Flucht retten. Der Name Ildibads aber erscholl ob dieser That, wie Prokop sagt, beim Kaiser und bei allen Menschen.

Diesem glänzenden Anfang entsprach leider der Fortgang nicht. Haß und Feindschaft unter den Häuptern der Goten führte zu blutigem Mord. Die Gemahlin Urajas, dem Ildibad eigentlich die Krone verdankte, glänzte vor allen Gotenfrauen durch Reichtum und Schönheit. Eines Tages nun begab sie sich, aufs köstlichste geschmückt und von einem zahlreichen Gefolge begleitet in ein Badehaus. Hier traf sie König Ildibads Gattin, die Königin, eine Frau von erlauchter Herkunft. Die aber war mit dürftigen Gewändern und geringem Schmucke angethan; denn Ildibad war arm, und der gotische Königsschatz war ja nach Byzanz geschleppt worden. Anstatt nun ihr, als der Gattin des Herrschers, die schuldige Ehrerbietung zu erweisen, grüßte Urajas Weib sie nicht und bezeigte ihr ganz unverhohlen ihre Geringschätzung. Solche schmähliche Behandlung empfand die arme Königin bitter; mit tief verwundetem Herzen trat sie weinend vor ihren Gemahl und verlangte, daß er ihrer, der tödlich Gekränkten, sich annehme. Da übermannte den Fürsten sein stolzer leidenschaftlicher Sinn, daß er die Schuld an dem Schuldlosen rächte; er dang Meuchelmörder, und diese stießen den Uraja nieder, den Mann, der zu Ildibads Gunsten auf die Krone verzichtet hatte. Aber den Goten blieb es nicht unbekannt, wer schuld sei an Urajas jähem Tode, und sie zürnten seitdem ihrem König, denn es wollte ihnen gar nicht in den Sinn, daß Uraja so ohne alle Untersuchung aus der Welt geschafft worden war. Viele murrten untereinander gegen den König und schalten seinen gewaltthätigen Sinn, doch wagte keiner, sich zum Rächer des Mordes aufzuwerfen. Da benutzte ein persönlicher Feind des Königs den allgemeinen Unwillen zum Vorwand, um seine Rachgier zu befriedigen. Es lebte am Königshofe ein Gepide mit Namen Wila, der zu den Leibwächtern des Königs gehörte. Dieser hatte sich um die Hand eines schönen Mädchens, das er heftig liebte, beworben. Einstmals aber, als er auf einen Zug gegen die Feinde ausgesandt worden war, gab Ildibad, entweder weil er nichts von dessen Liebe wußte oder aus irgend einem andern Grund, die Braut einem andern zur Ehe. Als Wila zurückkehrte und sich um sein Glück betrogen sah, wurde der leidenschaftliche Mann von unbändigem Schmerz ergriffen und beschloß sogleich, den König zu ermorden. In der Meinung, daß die Goten es ihm danken würden, schritt er alsbald zur Ausführung seines Plans. Bei einem Gastmahl, das der König seinen Großen gab und wobei nach der damaligen Sitte viele andere Männer hinter den Sitzen der Speisenden standen, nahm Wila den Augenblick wahr, wo Ildibad sich von seinem

Digitized by Google

Lager nach vorn über den Tisch neigte, um nach den Speisen zu greifen. Da riß Wila sein Schwert aus der Scheide und hieb es in den Hals des Königs. Noch hielten die Finger die Speise fest, als das Haupt über den Tisch hinrollte zum Entsetzen aller Anwesenden. So wurde Urajas Ermordung an dem Könige gerächt (Frühjahr 541). Nur etwa ein Jahr lang hatte Ildibad die Krone der Goten getragen.

Der Königsmord rief allenthalben Bestürzung und Wirrsal hervor. Diese benutzten jene Rugen, deren Väter einst mit dem großen Theoderich nach Italien gezogen und in einer Gegend des Polandes angesiedelt worden waren. Obgleich sie unter den gotischen Königen lebten, so hatten sie sich doch in trotzigem Selbstbewußtsein mit den Goten nicht vermischt und keine Ehen mit gotischen Weibern geschlossen, sondern das Blut ihres Stammes rein erhalten. Jetzt glaubten sie endlich einmal die Herren spielen zu können und erhoben plötzlich einen der Ihrigen, einen Mann Namens Erarich, auf den Schild und riefen ihn zum König aus. Die Goten, deren Mut völlig gesunken war, ließen es widerwillig geschehen, denn sie sahen von neuem ihre schönsten Hoffnungen gescheitert. Von Ildibad nämlich hatten sie Großes erwartet, und er hatte in der That die Gaben, die Gotenherrschaft in Italien wieder aufzurichten. Von Erarich ist nichts Rühmliches zu berichten, da er der Kriegführung mit den Römern nicht gewachsen war und lieber Unterhandlungen anknüpfte, statt den Kampf kraftvoll fortzusetzen. Da wurden die Goten seiner überdrüssig und richteten ihren Blick auf einen herrlichen Helden, der ein Brudersohn des ermordeten Ildibad war und Totila hieß.*) Ihm, einem jungen Mann von hoher Weisheit, thatkräftigem Geist und bewährtem Heldentum, der die Besatzung der Burg Tarvisium (Treviso) befehligte, beschlossen sie die Krone anzubieten; denn sie hielten ihn für den einzigen, der Ildibads tapfern Arm ersetzen und sie zu neuem Ruhm führen könne. Totila hatte, als er die schändliche Ermordung seines Oheims und die Wahl des unfähigen Erarich erfuhr, voll ingrimmigen Unwillens sich an Konstantian in Ravenna gewandt und ihm einen Vertrag angeboten, nach welchem er die Hoheit des Kaisers anerkennen wolle. Voll Freude war Konstantian darauf eingegangen, und sie hatten beide einen Tag zum Abschluß der Verhandlungen anberaumt. Da kamen die edlen Goten zu Totila und boten ihm die Krone an, indem sie sagten, sie sehnten sich mit Schmerzen nach Ildibads kraftvoller Herrschaft zurück und hofften von ihm, seinem Neffen, er habe den Geist seines Oheims geerbt.

Offen enthüllte Totila ihnen, daß er bereits einen Vertrag mit den

*) Sein eigentlicher Name, wie die Münzen und einzelnen Stellen der Geschichtschreiber beweisen, war Badwila; wir behalten indes die durch Prokop allgemein üblich gewordene Form bei.

Digitized by Google

Römern in Ravenna geschlossen habe, erklärte aber, wenn die Goten vor dem mit Konstantian vereinbarten Tage den nichtswürdigen Erarich beseitigten, so werde er alles thun, was sie von ihm wünschten.*) Inzwischen blieb Erarich nicht nur unthätig, sondern zeigte sich auch als Verräter. Er berief, nichts ahnend, die Goten und schlug ihnen vor, sich dem Kaiser zu unterwerfen, wenn er ihnen das Land nördlich vom Po lasse. Sie gaben scheinbar ihre Zustimmung. Da wählte er seine vertrautesten Freunde zu Gesandten und schickte sie nach Byzanz, indem er ihnen den geheimen Auftrag erteilte, für ihn bei Justinian eine möglichst hohe Geldsumme und den Titel eines römischen Patricius auszuwirken; dafür wolle er ihm ganz Italien in die Hände liefern und selbst die Herrschaft niederlegen. Ehe aber diese ehrlosen Verhandlungen zum Abschluß kamen, traf den Verräter, der nur fünf Monate lang den Königsnamen getragen hatte, die verdiente Strafe; der rächende Stahl eines Goten streckte den Elenden hin; und nun ergriff, seinem gegebenen Versprechen treu, Totila, einer der größten Helden aller Zeiten, mit starker Hand die Zügel der Herrschaft.

11. König Totilas Siegeslauf.

(Von 541 bis 545.)

Als**) Justinian Erarichs Ende und Totilas Erhebung erfuhr, machte er seinen Feldherren in Italien ob ihrer Unthätigkeit bittere Vorwürfe und trieb sie unablässig zum Handeln. Deshalb versammelten sich Johannes, Bessas, Vitalius und alle übrigen in Ravenna, wo Konstantian und der Obersteuereinnehmer Alexander ihren Aufenthalt hatten, und beschlossen zunächst einen Angriff auf Verona zu wagen und, wenn sie diese Stadt den Goten entrissen hätten, gegen Totila und die Stadt Pavia vorzuschreiten. Also zog das ganze Heer der Oströmer, das an 12000 Mann zählte und unter elf Anführern stand, gerade auf Verona los. Als sie in die Ebene vor der Stadt kamen, schlugen sie ein Lager auf. Nicht weit davon lebte in einer einzelnen Burg ein Venetianer, Namens Mar-

*) Die Krone, die man dem Totila bot, war freilich eine dornenvolle, hoffnungsarme und der Krieg, zu dessen Führung er sich verpflichtete, so schwierig, daß nur ein Mann von hohem Selbstbewußtsein und lebhaftem Nationalgefühl ihn nicht für ganz aussichtslos halten konnte. Aber dennoch „ist es bezeichnend für die starke Bedeutung des Sippeverbandes und die, hiermit verglichen, abgeschwächten nationalen und politischen Motive, daß ein Held wie Totila solche Gesinnungs- und Handlungsweise hegen und seinem Volk, ohne sich dadurch irgend in dessen guter Meinung zu schaden, offenbaren kann." (Dahn.)

**) Ich lege den folgenden Abschnitten (doch mit vielen Änderungen und Zusätzen) meine „Erzählungen aus dem großen Gotenkriege", S. 60 ff. zu grunde. Die Quelle ist ausschließlich Prokop.

Digitized by Google

cian, der dem Kaiser eifrig ergeben war und es sich zur Aufgabe machte, Verona den Kaiserlichen in die Hände zu spielen. Einer der Thorwächter war ihm von Kind an befreundet; an diesen schickte er deshalb einige Vertraute ab, die den Wächter durch große Geldsummen verlockten, daß er sich bereit erklärte, das römische Heer bei Nacht in die Stadt zu lassen. Darauf sandte Marcian dieselben Männer an die kaiserlichen Anführer, um ihnen die Verabredung anzusagen. Dennoch schien es den Feldherren sicherer, zuerst nur einen von ihnen mit wenigen Leuten vorauszuschicken, um, wenn der Wächter das Thor öffne, dieses zu besetzen und das Heer ohne Gefahr hineinzulassen. Zu diesem Wagestück wollte sich indes keiner hergeben, bis endlich Artabazes, ein unternehmender Armenier, sich dazu erbot. Mit hundert Auserlesenen schlich er um Mitternacht an die Mauer, ward eingelassen, hieb die andern Wächter nieder und besetzte das Thor, worauf er etliche absandte, das Heer herbeizurufen. Die gotische Besatzung, die nicht anders glaubte, als daß die ganze römische Streitmacht in die Stadt gedrungen sei, zog sich eiligst durch das gegenüberliegende Thor hinaus und blieb die Nacht über auf einem Hügel vor der Mauer stehen. Von dort aus konnte man die ganze Stadt und alles, was auf den Straßen und Plätzen vorging, überschauen. Inzwischen machten die römischen Feldherren, statt in Verona einzurücken, in einer Entfernung von etwa anderthalb Wegstunden halt, weil sie sich über die Verteilung der Beute, die sie machen würden, nicht verständigen konnten. Während sie noch zankten und feilschten, brach der Morgen an, und die Goten konnten nun von dem Hügel aus genau erkennen, wie wenige Feinde in der Stadt waren und wie weit das Hauptheer noch entfernt stand. Da faßten sie frischen Mut und sprengten durch eben das Thor, aus dem sie vor wenigen Stunden geflohen waren, wieder hinein; denn die eingelassenen Römer waren nicht zahlreich genug, die übrigen Thore zu besetzen. Sie wurden daher nach tapferer Gegenwehr wieder aus der Stadt geschlagen, wobei viele ums Leben kamen, da sie in dem Gedränge die Thorflügel nicht öffnen konnten und von den Mauerzinnen herunterspringen mußten. Als Artabazes, der seinen Mut und das Blut seiner Leute so nutzlos vergeudet sah, zu den Feldherren zurückkam, überschüttete er sie wegen ihrer erbärmlichen Zwietracht und Habgier mit den bittersten Vorwürfen, und das mit Recht, denn über ihren kleinlichen Leidenschaften hatten sie eine Gelegenheit, die sich ihnen nicht zum zweiten Male bot, versäumt und ihrer eigenen Sache einen empfindlichen Schaden zugefügt. Sie wagten jetzt, wo die Goten gewarnt und auf ihrer Hut waren, gar nicht einmal Verona zu bestürmen, sondern zogen weit südwärts, gingen über den Po zurück bis zur Stadt Faventia (jetzt Faënza) in der Landschaft Ämilia und gaben so die ganze Ebene des Po den Goten preis.

Digitized by Google

Auf die Kunde von diesen Ereignissen zog Totila einen großen Teil der Besatzung von Verona an sich, überschritt mit einem Heere von 5000 Mann den Po und rückte den unentschlossenen Oströmern auf den Leib. Vorher aber, ehe er über den Strom ging, sprach er seinen Kriegern in begeisternden Worten — der hochbegabte Mann scheint auch ein Meister volkstümlicher Rede gewesen zu sein — Mut ein, indem er unter anderm sagte: „Liebe Volksgenossen, wir beginnen den Kampf unter schlechtern Umständen als unsere Feinde. Diese werden, auch wenn sie besiegt sind, bald neue Verstärkungen erhalten können; trifft aber uns ein Unglück, so geht mit der Hoffnung auf Sieg auch der gotische Name unter; denn es ist eine schreckliche Wahrheit, daß wir von 200 000 Männern auf 8000 zusammengeschmolzen. Erinnert euch aber, daß wir, da Ildibad die Waffen gegen Justinian erhob, nur 1000 Mann stark waren. Nach dem ersten Siege schon wuchs unsere Schar, und so geschieht es immer: der Sieger nimmt stets zu an Kraft und Macht. Jeder von euch biete deshalb seine ganze Stärke und Tapferkeit auf, denn wenn wir diese Schlacht verlieren, so ist aller Widerstand unmöglich. Wahrlich, ihr habt einen herrlichen Grund, mit frohem Mute anzugreifen, nämlich der Feinde Ungerechtigkeit, von der ganz Italien Zeuge ist. Welcher Feind ist aber leichter zu besiegen als einer, dem Gott ob seiner Missethaten zürnt? Und bedenket auch, daß der Schrecken, den wir bereits den Feinden eingejagt haben, uns den Sieg erleichtern muß; denn wir haben keine andern Gegner vor uns als die, welche jüngst so schimpflich vor Verona die Flucht ergriffen."

Hierauf ließ er 300 Mann aus seinem Heere in einiger Entfernung stromaufwärts den Fluß überschreiten, um sich den Feinden in den Rücken zu schleichen, damit sie, wenn er die Schlacht eröffne, die Römer von hinten angriffen und dadurch in Verwirrung brächten. Er selbst aber ging mit allen seinen Streitern unverweilt über den Strom und rückte geradeswegs auf die Feinde los. Als diese von seinem Herannahen hörten, zogen sie ihm entgegen. Als die Heere sich einander näherten, sprengte ein Gote Namens Wiliari, ein Mann von riesenhaftem, furchterweckendem Äußern und bewährter Waffentüchtigkeit, auf seinem Roß aus den Reihen der Seinigen hervor, ritt, gepanzert und behelmt, in die Mitte zwischen Römern und Goten und forderte jeden zum Zweikampf, der Lust habe sich mit ihm zu messen. Aber alle hielt die Furcht vor dem Gewaltigen zurück, nur Artabazes trat ihm entgegen. Beide spornten die Rosse gegeneinander, und als sie sich nahe kamen, schwangen sie die Speere. Da siegte die orientalische List und Gewandtheit über die germanische Kraft. Artabazes kam dem Stoß des Gegners zuvor und bohrte ihm den Speer in die rechte Seite. Der Gote, tödlich verwundet, war im Begriff, rücklings zu Boden zu stürzen; allein sein Speer, der hinter ihm an einem

Digitized by Google

Stein einen Widerhalt gefunden hatte, hinderte seinen Fall. Artabazes aber, in der Meinung, seinen Feind noch nicht tödlich getroffen zu haben, drang ungestüm auf ihn ein und bohrte ihm den Speer noch tiefer in den Leib. Da fügte es sich, daß die äußere Speerspitze Wiliaris, die fast aufrecht stand, den Panzer des Artabazes berührte, in der Halsgegend sich einbohrte und dem Artabazes in eine Pulsader drang, so daß er eine Menge Blut verlor. Doch empfand er keinen Schmerz, sondern ritt zu den Seinigen zurück. Das Bluten aber hörte nicht auf, und zwei Tage später starb der tapfere Mann. Nach dem Zweikampfe begann die Schlacht. Mit todesmutiger Begeisterung stürzten sich die Goten auf die weit überlegenen Römer. Zu gleicher Zeit zeigten sich im Rücken der letzteren jene dreihundert Mann. Da stob nach kurzem Kampfe das Römerheer in wilder Flucht auseinander. Die Sieger verfolgten die Flüchtigen und hieben viele nieder; viele wurden zu Gefangenen gemacht; und dazu erbeuteten die Goten sämtliche Feldzeichen der Römer, eine Schmach, wie sie bis dahin kein römisches Heer erlitt. Von den Feldherren rettete sich ein jeder mit wenigen Begleitern nach einer andern Stadt; die meisten Soldaten fanden in Florenz Zuflucht. (Spätjahr 541.)

Nicht lange danach sandte Totila einen Heerhaufen unter den streitbarsten Gotenfürsten, Bleda, Rudorich und Uliari, gegen Florenz, wo Justin befehligte. Als sie vor der Stadt ankamen, schritten sie zur Belagerung, ein erklärlicherweise fruchtloses Unternehmen. Trotzdem geriet Justin in großen Schrecken, weil er keine Lebensmittel in die Stadt hatte schaffen lassen, schickte deshalb eiligst Boten an die Feldherren in Ravenna und bat um schnelle Hilfe. Bald rückte ein zahlreiches Heer unter Bessas, Cyprian und Johannes zum Entsatz heran. Bei der Kunde hiervon hob der kleine Gotenhaufe die Belagerung auf und zog sich nach einem Orte Namens Mucella, etwa eine Tagereise von Florenz, zurück. Da schwoll den Römern sofort wieder der Kamm; sie beschlossen, die gotische Schar anzugreifen. Mit Zurücklassung einer kleinen Besatzung zog Justinus aus der Stadt, er vereinigte sich mit dem Hauptheere, und sie zogen zusammen gegen den Feind. Unterwegs losten die Feldherrn darüber, wer von ihnen mit den angesehensten Streitern des Heeres den übrigen voranziehen und in raschem Anlauf den Feind unvermutet angreifen sollte. Das Los entschied für Johannes. Als aber nun die andern — wortbrüchig wie immer — ihm keineswegs aus ihren Abteilungen erprobte Krieger überließen, zog er mit seinen eigenen Untergebenen voraus, auf den Feind zu. Die Goten bemerkten die Gefahr, suchten deshalb aus der unvorteilhaften Stellung inmitten einer großen Ebene herauszukommen und rannten mit großem Lärm einem ansehnlichen Hügel zu, der sich dort erhob. Zu gleicher Zeit sprengten die Truppen des Johannes denselben Hügel hinauf

Digitized by Google

und griffen die Goten an. Diese wehrten sich gewaltig, und so entstand ein furchtbares Handgemenge, auf beiden Seiten wurde heldenmütig gekämpft, und auf beiden Seiten fiel mancher tapfere Mann. Da verbreitete sich durch den Fall eines Leibwächters unter den Römern plötzlich das Geschrei, der Anführer selbst sei getötet, und sofort ergriffen alle die Flucht. Inzwischen war das übrige Heer nahe herangekommen und hatte sich in Schlachtordnung auf der Ebene aufgestellt. Hätte es die Fliehenden in seine Reihen aufgenommen und wäre mit ihnen vereinigt vorgerückt, so wäre der Sieg über die kleine Zahl der Goten nicht schwer gewesen. Statt dessen hielten es die andern Feldherren, da sie hörten, Johannes sei gefallen, für geraten, eiligst den Rückzug anzutreten. Es war aber kein Rückzug, sondern eine schmachvolle, wilde Flucht. Die gotischen Helden verfolgten die Feiglinge ein Stück und hieben viele nieder, dann ließen sie ihrer Menge halber davon ab. Trotzdem setzten die Römer ihre kopflose Flucht fort. Tagelang irrten sie, ohne verfolgt zu werden, umher und suchten in befestigten Plätzen Schutz, überall die Kunde verbreitend, daß Johannes gefallen sei. Sie dachten weder auf Vereinigung mit den übrigen, noch auf Erneuerung des Angriffes; jeder blieb hinter den Mauern, zu denen er sich gerettet hatte, und die Befehlshaber bereiteten sich überall auf eine Belagerung vor, da jeder glaubte, die Goten würden sich gegen ihn wenden. Der edle Totila aber behandelte alle Gefangenen, die in die Hände der Seinigen fielen, mit solcher Milde, daß fast alle zu ihm übertraten und in der Folge, von solcher Seelengröße hingerissen, in seinen Reihen eifrig gegen die Römer kämpften. (Frühjahr 542.)

Noch glänzender waren die Erfolge, die der König selbst errang. Nachdem er die Festungen Cäsena und Petra in seine Gewalt gebracht hatte, zog er nach Tuscien, überschritt den Tiberstrom und wendete sich, ohne Rom zu berühren, nach den Landschaften Samnium und Kampanien. Dort eroberte er die Feste Benevent, deren Mauern er dem Erdboden gleich machte, damit sich nicht ein von Byzanz angekommenes Heer dort festsetzen könne; hier nahm er Cumä und mehrere andere Burgen ein. In Cumä befanden sich die Frauen mehrerer Senatoren; ihnen that er nichts zu leide, behandelte sie auf das gütigste und schenkte ihnen, ohne Lösegeld zu fordern, die Freiheit. Durch diesen neuen Beweis seiner weisen Menschlichkeit gewann er sich die Herzen vieler Römer. Da ihm kein Feind entgegentrat, sandte er immer kleine Scharen seines Heeres aus und unterwarf sich durch diese die Landschaften Bruttium, Lucanien, Apulien und Calabrien, also ganz Unteritalien. Überall trat er nicht als Eroberer, sondern als rechtmäßiger König, als Nachfolger Theoderichs des Großen auf, erhob die öffentlichen Abgaben und traf allerhand Anstalten zum Wohle seiner Länder. Die Kaiserlichen aber wagten es gar nicht mehr,

Digitized by Google

Alsbald rief der neue König alle seine Krieger zusammen — es sammelten sich etwa tausend Mann um ihn — und redete sie also an: „Meine lieben Gesellen, ihr seid kriegserfahrene Männer und erwäget mit Weisheit, ehe ihr euch einer verzweifelten Sache unterfanget. Wir wollen das Vergangene nicht vergessen. Nicht gegen unsern Willen, sondern mit unser aller Zustimmung hat der arme Witichis den Krieg begonnen. Dennoch habt ihr ihn, da seine Herrschaft eine Kette von Unglücksfällen war, beiseite geschoben und lieber dem Belisar gehorchen und in der Heimat bleiben wollen, statt die Freiheit mit dem letzten Blutstropfen zu verteidigen. Jetzt, wo ihr hört, daß der Treulose euch verlassen und nach Byzanz fahren will, wollt ihr von neuem das Kriegsglück versuchen. Doch wir wissen noch nicht, ob Belisar nicht seinen Sinn ändert; Reue stellt sich oft über Nacht ein. So kann es auch ihm ergehen. Darum laßt uns noch einmal sein Herz erforschen und versuchen, ob wir ihn nicht zu dem ersten beschworenen Vertrag zurückbringen können. Schlägt uns auch dieses fehl, wohlan, so wollen wir aufs neue zum Schwerte greifen." Die Goten billigten die Meinung Ildibads und schickten sogleich eine Gesandtschaft nach Ravenna. Als die Boten vor Belisar gelassen wurden, wandten sie alle die derbe, treuherzige Beredsamkeit auf, über die sie verfügten. Sie beschworen ihn, des Vertrags zu gedenken, den er mit den Goten geschlossen, und den er nun treulos mit Füßen trete, stellten ihm vor, daß es doch sicherlich ehrenvoller sei, König zu sein, als einem doppelzüngigen Kaiser zu dienen, fragten ihn geradezu, ob ihm nicht der Gedanke die Schamröte ins Gesicht treibe, daß er sich aus freier Wahl zum Knecht erniedrige, und flehten ihn an, die Herrschaft über die Goten zu übernehmen. Sie versicherten, auch Ildibad werde gern zu ihm kommen und freiwillig die Krone ihm zu Füßen legen. Aber Belisar blieb fest und antwortete ihnen, so lange Justinian lebe, werde er nie daran denken, die Hand nach einer Krone auszustrecken. Mit diesem Bescheid entließ er die Gesandten, welche eilten, Ildibad davon zu benachrichtigen. Belisar aber schiffte sich mit Witichis, den edelsten Gotenfürsten, Ildibads Kindern und dem ganzen gotischen Königshort nach Byzanz ein (im Frühling 540). Der Kaiser zeigte sich gegen den unglücklichen König und seine Gattin wohlwollend und freundlich und bewunderte die Körpergröße und Schönheit der Goten. Den Schatz, den einst der große Theoderich mit weiser Sparsamkeit gesammelt hatte, nahm er in seinen Palast und zeigte ihn nur einigen Senatoren. Dem Volke ließ er ihn nicht sehen, damit es nicht gar zu sehr den siegreichen Feldherrn bewundere, vergönnte diesem deshalb auch keinen Triumph, obwohl er ihm doch alles verdankte. Doch konnte er nicht hindern, daß die Menge dem großen Feldherrn, wo er sich nur zeigte, den Zoll begeisterter Bewunderung darbrachte. Gleich darauf über-

Digitized by Google

gab ihm der Kaiser den Oberbefehl gegen die Perser, und auch hier bewährte Belisar seine Feldherrngröße und schützte zwei Jahre lang mit glänzendem Erfolg das Reich vor den wilden Asiaten. Dann wurde er plötzlich auf eine nichtige Anklage hin abberufen und von Justinian seiner Würden und Ämter entsetzt. Doch hatten die Dinge in Italien inzwischen eine für den Kaiser so bedrohliche Gestalt angenommen, daß dieser sich gar bald genötigt sah, Belisars Hilfe wieder in Anspruch zu nehmen, wie weiter unten berichtet werden wird. Schon vorher war Witichis, zwei Jahre nach seinem Sturz, aus dem Leben geschieden. Justinian verlieh ihm die Senatorenwürde und den Ehrennamen eines römischen Patricius. Aber das Weh über sein verfehltes Dasein fraß dem beklagenswerten Mann am Herzen. Er starb in der Blüte seiner Jahre (542). Nicht ohne Mitleid kann die Geschichte von ihm scheiden, denn mit männlichem Mute und nicht ohne Beweise von Weitblick und Klugheit hat er gerungen gegen ein übermächtiges Schicksal, dem er unterliegen sollte. Kraftvoll war der Beginn seiner Herrschaft. Daß ihm die Schickung gerade einen Belisar entgegenstellte, war sein größtes Unglück, aber auch davon abgesehen, wird man gestehen müssen, daß selten ein Fürst gelebt hat, dem das Glück so unerbittlich abgewandt blieb.

10. Die Könige Ildibad und Erarich.

(Von 540 bis 541.)

Als Belisar in Byzanz ein Gegenstand der Volksbewunderung war, rühmte man von ihm, er habe, wie vor sechs Jahren Geiserichs Reich, so nun das des großen Theoderich zerstört. Allein obwohl es damals so schien, als sei es mit der Macht der Ostgoten für immer vorbei, so war es doch in der That nicht so; vielmehr hat das Heldenvolk noch fünfzehn Jahre lang ruhmvollen Widerstand geleistet, und nicht Belisar, sondern sein Nebenbuhler Narses sollte Theoderichs Reich zerstören. Schon unter Ildibad, einem tüchtigen Fürsten, der nur zu kurze Zeit die Krone trug, begann ein neuer Aufschwung der gotischen Volkskraft. Als dieser vernahm, daß Belisar, allem Ehrgeiz im gotischen Sinne unzugänglich, wirklich abgereist sei, versammelte er um sich alle Männer, die an der heimischen Sache noch festhielten, widmete sich den Herrschergeschäften mit dem größten Eifer und war emsig bemüht, dem Volk der Goten die Herrschaft über Italien wiederzugewinnen. Im Anfang hatte er freilich nur tausend streitbare Männer bei sich und besaß außer Pavia keine einzige Stadt; in kurzer Zeit aber schlossen sich ihm alle Bewohner des nördlichen Polandes, Liguriens und Venetiens, an und das waren nicht nur Goten, sondern auch nicht wenige Italiker. Der Grund lag in folgendem. Belisar hatte Italien kaum verlassen, als im Namen des Kaisers der Logothet

Digitized by Google

(Obersteuereinnehmer) Alexander eintraf. Nun hatte der Kaiser freilich seinen obersten Rechnungsbeamten aufgetragen, auch dem Heere gegenüber die größtmögliche Sparsamkeit zu beobachten, das machten sich aber die meisten dieser Herren zu nutze und begingen zu ihrem eigenen Vorteil die schlimmsten Ungerechtigkeiten. Die Soldaten im oströmischen Heere waren verschieden besoldet, die jüngsten erhielten den geringsten Lohn und rückten allmählich in die besser besoldeten Stellen der älteren. Wurden sie alt und grau im Dienste, so bezogen sie als Invaliden einen noch höheren Sold. Jene Beamten aber verhinderten das Aufrücken der jüngeren Soldaten, fertigten keine neuen Regimentslisten an, warfen wohl auch den Soldaten vor, sie verdienten keine Beförderung, ja entzogen sogar oft den Veteranen und Verabschiedeten unter allerlei Vorwänden die übliche Löhnung, so daß diese bisweilen betteln mußten. Durch solche häßliche Künste wurden freilich Ersparnisse gemacht, daneben bereicherten sich aber die Rechnungsbeamten selbst auf Kosten der armen Soldaten, und, was das Schlimmste war, diese wurden unzufrieden, mißmutig und widerspenstig. Einer dieser kaiserlichen Blutsauger war der obengenannte Alexander, der stets auszurechnen verstand, daß die Soldaten ungerechtfertigt hohe Ansprüche an die Staatskasse erhöben; durch Lug und Trug wußte er den Kriegern Abzüge zu machen und brachte mit solchen Kniffen dem Kaiser gewaltig viel Geld ein. In Byzanz nannte man ihn von seiner Geschicklichkeit, Goldstücke zu beschneiden, nur die „Kneipzange". Diesen Mann schickte der geizige Justinian jetzt nach Italien; und kaum in Ravenna angelangt, begann er auch schon seine niedrigen Künste zu üben. Von den Italikern verlangte er Rechenschaft über allerlei Gelder, die sie den Gotenkönigen schuldig geblieben seien (ein byzantinischer Ränkeschmied als Anwalt der toten Germanenfürsten!), behauptete, sie hätten Theoderich und seine Nachfolger betrogen und zwang sie zur Zahlung der angeblich unterschlagenen Gelder. Den Soldaten, die dem Kaiser Italien gewonnen hatten, lohnte er ihre Wunden und Drangsale damit, daß er ihnen mit dem scheußlichsten Geiz soviel als möglich von ihrem Lohn abzwackte. Kein Wunder also, daß nicht nur die italischen Landbewohner bereuten, sich dem Kaiser ergeben zu haben, sondern auch viele Soldaten die Lust zur Fortsetzung des Kampfes verloren und den Fortschritten Ildibads gleichgiltig oder gar mit heimlicher Freude zusahen. Der einzige Feldherr, der die drohend anwachsende Gefahr erkannte und etwas zu Gunsten des Kaisers zu unternehmen beschloß, war Vitalius, unter dem jene Abteilung Heruler diente, welche sich allein von ihren Landsleuten nach der Abberufung des Narses hatten bewegen lassen, wieder die kaiserlichen Waffen gegen ihre gotischen Stammverwandten zu tragen. Aber die Unternehmung mißlang. In einer heißen Schlacht bei Tarvisium (jetzt Treviso) erlitt er durch Ildibad eine schwere Niederlage. Die Heruler-

Digitized by Google

krieger kamen fast alle, samt ihrem Anführer Wisand, in dieser Schlacht ums Leben. Vitalius selbst konnte sich nur durch eilige Flucht retten. Der Name Ildibads aber erscholl ob dieser That, wie Prokop sagt, beim Kaiser und bei allen Menschen.

Diesem glänzenden Anfang entsprach leider der Fortgang nicht. Haß und Feindschaft unter den Häuptern der Goten führte zu blutigem Mord. Die Gemahlin Urajas, dem Ildibad eigentlich die Krone verdankte, glänzte vor allen Gotenfrauen durch Reichtum und Schönheit. Eines Tages nun begab sie sich, aufs köstlichste geschmückt und von einem zahlreichen Gefolge begleitet in ein Badehaus. Hier traf sie König Ildibads Gattin, die Königin, eine Frau von erlauchter Herkunft. Die aber war mit dürftigen Gewändern und geringem Schmucke angethan; denn Ildibad war arm, und der gotische Königsschatz war ja nach Byzanz geschleppt worden. Anstatt nun ihr, als der Gattin des Herrschers, die schuldige Ehrerbietung zu erweisen, grüßte Urajas Weib sie nicht und bezeigte ihr ganz unverhohlen ihre Geringschätzung. Solche schmähliche Behandlung empfand die arme Königin bitter; mit tief verwundetem Herzen trat sie weinend vor ihren Gemahl und verlangte, daß er ihrer, der tödlich Gekränkten, sich annehme. Da übermannte den Fürsten sein stolzer leidenschaftlicher Sinn, daß er die Schuld an dem Schuldlosen rächte; er dang Meuchelmörder, und diese stießen den Uraja nieder, den Mann, der zu Ildibads Gunsten auf die Krone verzichtet hatte. Aber den Goten blieb es nicht unbekannt, wer schuld sei an Urajas jähem Tode, und sie zürnten seitdem ihrem König, denn es wollte ihnen gar nicht in den Sinn, daß Uraja so ohne alle Untersuchung aus der Welt geschafft worden war. Viele murrten untereinander gegen den König und schalten seinen gewaltthätigen Sinn, doch wagte keiner, sich zum Rächer des Mordes aufzuwerfen. Da benutzte ein persönlicher Feind des Königs den allgemeinen Unwillen zum Vorwand, um seine Rachgier zu befriedigen. Es lebte am Königshofe ein Gepide mit Namen Wila, der zu den Leibwächtern des Königs gehörte. Dieser hatte sich um die Hand eines schönen Mädchens, das er heftig liebte, beworben. Einstmals aber, als er auf einen Zug gegen die Feinde ausgesandt worden war, gab Ildibad, entweder weil er nichts von dessen Liebe wußte oder aus irgend einem andern Grund, die Braut einem andern zur Ehe. Als Wila zurückkehrte und sich um sein Glück betrogen sah, wurde der leidenschaftliche Mann von unbändigem Schmerz ergriffen und beschloß sogleich, den König zu ermorden. In der Meinung, daß die Goten es ihm danken würden, schritt er alsbald zur Ausführung seines Plans. Bei einem Gastmahl, das der König seinen Großen gab und wobei nach der damaligen Sitte viele andere Männer hinter den Sitzen der Speisenden standen, nahm Wila den Augenblick wahr, wo Ildibad sich von seinem

Digitized by Google

Lager nach vorn über den Tisch neigte, um nach den Speisen zu greifen. Da riß Wila sein Schwert aus der Scheide und hieb es in den Hals des Königs. Noch hielten die Finger die Speise fest, als das Haupt über den Tisch hinrollte zum Entsetzen aller Anwesenden. So wurde Urajas Ermordung an dem Könige gerächt (Frühjahr 541). Nur etwa ein Jahr lang hatte Ildibad die Krone der Goten getragen.

Der Königsmord rief allenthalben Bestürzung und Wirrsal hervor. Diese benutzten jene Rugen, deren Väter einst mit dem großen Theoderich nach Italien gezogen und in einer Gegend des Polandes angesiedelt worden waren. Obgleich sie unter den gotischen Königen lebten, so hatten sie sich doch in trotzigem Selbstbewußtsein mit den Goten nicht vermischt und keine Ehen mit gotischen Weibern geschlossen, sondern das Blut ihres Stammes rein erhalten. Jetzt glaubten sie endlich einmal die Herren spielen zu können und erhoben plötzlich einen der Ihrigen, einen Mann Namens Erarich, auf den Schild und riefen ihn zum König aus. Die Goten, deren Mut völlig gesunken war, ließen es widerwillig geschehen, denn sie sahen von neuem ihre schönsten Hoffnungen gescheitert. Von Ildibad nämlich hatten sie Großes erwartet, und er hatte in der That die Gaben, die Gotenherrschaft in Italien wieder aufzurichten. Von Erarich ist nichts Rühmliches zu berichten, da er der Kriegführung mit den Römern nicht gewachsen war und lieber Unterhandlungen anknüpfte, statt den Kampf kraftvoll fortzusetzen. Da wurden die Goten seiner überdrüssig und richteten ihren Blick auf einen herrlichen Helden, der ein Brudersſohn des ermordeten Ildibad war und Totila hieß.*) Ihm, einem jungen Mann von hoher Weisheit, thatkräftigem Geist und bewährtem Heldentum, der die Besatzung der Burg Tarvisium (Treviso) befehligte, beschlossen sie die Krone anzubieten; denn sie hielten ihn für den einzigen, der Ildibads tapfern Arm ersetzen und sie zu neuem Ruhm führen könne. Totila hatte, als er die schändliche Ermordung seines Oheims und die Wahl des unfähigen Erarich erfuhr, voll ingrimmigen Unwillens sich an Konstantian in Ravenna gewandt und ihm einen Vertrag angeboten, nach welchem er die Hoheit des Kaisers anerkennen wolle. Voll Freude war Konstantian darauf eingegangen, und sie hatten beide einen Tag zum Abschluß der Verhandlungen anberaumt. Da kamen die edlen Goten zu Totila und boten ihm die Krone an, indem sie sagten, sie sehnten sich mit Schmerzen nach Ildibads kraftvoller Herrschaft zurück und hofften von ihm, seinem Neffen, er habe den Geist seines Oheims geerbt.

Offen enthüllte Totila ihnen, daß er bereits einen Vertrag mit den

*) Sein eigentlicher Name, wie die Münzen und einzelnen Stellen der Geschichtschreiber beweisen, war Badwila; wir behalten indes die durch Prokop allgemein üblich gewordene Form bei.

Digitized by Google

Römern in Ravenna geschlossen habe, erklärte aber, wenn die Goten vor dem mit Konstantian vereinbarten Tage den nichtswürdigen Erarich beseitigten, so werde er alles thun, was sie von ihm wünschten.*) Inzwischen blieb Erarich nicht nur unthätig, sondern zeigte sich auch als Verräter. Er berief, nichts ahnend, die Goten und schlug ihnen vor, sich dem Kaiser zu unterwerfen, wenn er ihnen das Land nördlich vom Po lasse. Sie gaben scheinbar ihre Zustimmung. Da wählte er seine vertrautesten Freunde zu Gesandten und schickte sie nach Byzanz, indem er ihnen den geheimen Auftrag erteilte, für ihn bei Justinian eine möglichst hohe Geldsumme und den Titel eines römischen Patricius auszuwirken; dafür wolle er ihm ganz Italien in die Hände liefern und selbst die Herrschaft niederlegen. Ehe aber diese ehrlosen Verhandlungen zum Abschluß kamen, traf den Verräter, der nur fünf Monate lang den Königsnamen getragen hatte, die verdiente Strafe; der rächende Stahl eines Goten streckte den Elenden hin; und nun ergriff, seinem gegebenen Versprechen treu, Totila, einer der größten Helden aller Zeiten, mit starker Hand die Zügel der Herrschaft.

11. König Totilas Siegeslauf.

(Von 541 bis 545.)

Als**) Justinian Erarichs Ende und Totilas Erhebung erfuhr, machte er seinen Feldherren in Italien ob ihrer Unthätigkeit bittere Vorwürfe und trieb sie unablässig zum Handeln. Deshalb versammelten sich Johannes, Bessas, Vitalius und alle übrigen in Ravenna, wo Konstantian und der Obersteuereinnehmer Alexander ihren Aufenthalt hatten, und beschlossen zunächst einen Angriff auf Verona zu wagen und, wenn sie diese Stadt den Goten entrissen hätten, gegen Totila und die Stadt Pavia vorzuschreiten. Also zog das ganze Heer der Oströmer, das an 12000 Mann zählte und unter elf Anführern stand, gerade auf Verona los. Als sie in die Ebene vor der Stadt kamen, schlugen sie ein Lager auf. Nicht weit davon lebte in einer einzelnen Burg ein Venetianer, Namens Mar-

*) Die Krone, die man dem Totila bot, war freilich eine dornenvolle, hoffnungsarme und der Krieg, zu dessen Führung er sich verpflichtete, so schwierig, daß nur ein Mann von hohem Selbstbewußtsein und lebhaftem Nationalgefühl ihn nicht für ganz aussichtslos halten konnte. Aber dennoch „ist es bezeichnend für die starke Bedeutung des Sippeverbandes und die, hiermit verglichen, abgeschwächten nationalen und politischen Motive, daß ein Held wie Totila solche Gesinnungs- und Handlungsweise hegen und seinem Volk, ohne sich dadurch irgend in dessen guter Meinung zu schaden, offenbaren kann." (Dahn.)

**) Ich lege den folgenden Abschnitten (doch mit vielen Änderungen und Zusätzen) meine „Erzählungen aus dem großen Gotenkriege", S. 60 ff. zu grunde. Die Quelle ist ausschließlich Prokop.

Digitized by Google

cian, der dem Kaiser eifrig ergeben war und es sich zur Aufgabe machte, Verona den Kaiserlichen in die Hände zu spielen. Einer der Thorwächter war ihm von Kind an befreundet; an diesen schickte er deshalb einige Vertraute ab, die den Wächter durch große Geldsummen verlockten, daß er sich bereit erklärte, das römische Heer bei Nacht in die Stadt zu lassen. Darauf sandte Marcian dieselben Männer an die kaiserlichen Anführer, um ihnen die Verabredung anzusagen. Dennoch schien es den Feldherren sicherer, zuerst nur einen von ihnen mit wenigen Leuten vorauszuschicken, um, wenn der Wächter das Thor öffne, dieses zu besetzen und das Heer ohne Gefahr hineinzulassen. Zu diesem Wagestück wollte sich indes keiner hergeben, bis endlich Artabazes, ein unternehmender Armenier, sich dazu erbot. Mit hundert Auserlesenen schlich er um Mitternacht an die Mauer, ward eingelassen, hieb die andern Wächter nieder und besetzte das Thor, worauf er etliche absandte, das Heer herbeizurufen. Die gotische Besatzung, die nicht anders glaubte, als daß die ganze römische Streitmacht in die Stadt gedrungen sei, zog sich eiligst durch das gegenüberliegende Thor hinaus und blieb die Nacht über auf einem Hügel vor der Mauer stehen. Von dort aus konnte man die ganze Stadt und alles, was auf den Straßen und Plätzen vorging, überschauen. Inzwischen machten die römischen Feldherren, statt in Verona einzurücken, in einer Entfernung von etwa anderthalb Wegstunden halt, weil sie sich über die Verteilung der Beute, die sie machen würden, nicht verständigen konnten. Während sie noch zankten und feilschten, brach der Morgen an, und die Goten konnten nun von dem Hügel aus genau erkennen, wie wenige Feinde in der Stadt waren und wie weit das Hauptheer noch entfernt stand. Da faßten sie frischen Mut und sprengten durch eben das Thor, aus dem sie vor wenigen Stunden geflohen waren, wieder hinein; denn die eingelassenen Römer waren nicht zahlreich genug, die übrigen Thore zu besetzen. Sie wurden daher nach tapferer Gegenwehr wieder aus der Stadt geschlagen, wobei viele ums Leben kamen, da sie in dem Gedränge die Thorflügel nicht öffnen konnten und von den Mauerzinnen herunterspringen mußten. Als Artabazes, der seinen Mut und das Blut seiner Leute so nutzlos vergeudet sah, zu den Feldherren zurückkam, überschüttete er sie wegen ihrer erbärmlichen Zwietracht und Habgier mit den bittersten Vorwürfen, und das mit Recht, denn über ihren kleinlichen Leidenschaften hatten sie eine Gelegenheit, die sich ihnen nicht zum zweiten Male bot, versäumt und ihrer eigenen Sache einen empfindlichen Schaden zugefügt. Sie wagten jetzt, wo die Goten gewarnt und auf ihrer Hut waren, gar nicht einmal Verona zu bestürmen, sondern zogen weit südwärts, gingen über den Po zurück bis zur Stadt Faventia (jetzt Faënza) in der Landschaft Ämilia und gaben so die ganze Ebene des Po den Goten preis.

Digitized by Google

Auf die Kunde von diesen Ereignissen zog Totila einen großen Teil der Besatzung von Verona an sich, überschritt mit einem Heere von 5000 Mann den Po und rückte den unentschlossenen Oströmern auf den Leib. Vorher aber, ehe er über den Strom ging, sprach er seinen Kriegern in begeisternden Worten — der hochbegabte Mann scheint auch ein Meister volkstümlicher Rede gewesen zu sein — Mut ein, indem er unter anderm sagte: „Liebe Volksgenossen, wir beginnen den Kampf unter schlechtern Umständen als unsere Feinde. Diese werden, auch wenn sie besiegt sind, bald neue Verstärkungen erhalten können; trifft aber uns ein Unglück, so geht mit der Hoffnung auf Sieg auch der gotische Name unter; denn es ist eine schreckliche Wahrheit, daß wir von 200 000 Männern auf 8000 zusammengeschmolzen. Erinnert euch aber, daß wir, da Ildibad die Waffen gegen Justinian erhob, nur 1000 Mann stark waren. Nach dem ersten Siege schon wuchs unsere Schar, und so geschieht es immer: der Sieger nimmt stets zu an Kraft und Macht. Jeder von euch biete deshalb seine ganze Stärke und Tapferkeit auf, denn wenn wir diese Schlacht verlieren, so ist aller Widerstand unmöglich. Wahrlich, ihr habt einen herrlichen Grund, mit frohem Mute anzugreifen, nämlich der Feinde Ungerechtigkeit, von der ganz Italien Zeuge ist. Welcher Feind ist aber leichter zu besiegen als einer, dem Gott ob seiner Missethaten zürnt? Und bedenket auch, daß der Schrecken, den wir bereits den Feinden eingejagt haben, uns den Sieg erleichtern muß; denn wir haben keine andern Gegner vor uns als die, welche jüngst so schimpflich vor Verona die Flucht ergriffen."

Hierauf ließ er 300 Mann aus seinem Heere in einiger Entfernung stromaufwärts den Fluß überschreiten, um sich den Feinden in den Rücken zu schleichen, damit sie, wenn er die Schlacht eröffne, die Römer von hinten angriffen und dadurch in Verwirrung brächten. Er selbst aber ging mit allen seinen Streitern unverweilt über den Strom und rückte geradeswegs auf die Feinde los. Als diese von seinem Herannahen hörten, zogen sie ihm entgegen. Als die Heere sich einander näherten, sprengte ein Gote Namens Wiliari, ein Mann von riesenhaftem, furchterweckendem Äußern und bewährter Waffentüchtigkeit, auf seinem Roß aus den Reihen der Seinigen hervor, ritt, gepanzert und behelmt, in die Mitte zwischen Römern und Goten und forderte jeden zum Zweikampf, der Lust habe sich mit ihm zu messen. Aber alle hielt die Furcht vor dem Gewaltigen zurück, nur Artabazes trat ihm entgegen. Beide spornten die Rosse gegeneinander, und als sie sich nahe kamen, schwangen sie die Speere. Da siegte die orientalische List und Gewandtheit über die germanische Kraft. Artabazes kam dem Stoß des Gegners zuvor und bohrte ihm den Speer in die rechte Seite. Der Gote, tödlich verwundet, war im Begriff, rücklings zu Boden zu stürzen; allein sein Speer, der hinter ihm an einem

Digitized by Google

Stein einen Widerhalt gefunden hatte, hinderte seinen Fall. Artabazes aber, in der Meinung, seinen Feind noch nicht tödlich getroffen zu haben, drang ungestüm auf ihn ein und bohrte ihm den Speer noch tiefer in den Leib. Da fügte es sich, daß die äußere Speerspitze Wiliaris, die fast aufrecht stand, den Panzer des Artabazes berührte, in der Halsgegend sich einbohrte und dem Artabazes in eine Pulsader drang, so daß er eine Menge Blut verlor. Doch empfand er keinen Schmerz, sondern ritt zu den Seinigen zurück. Das Bluten aber hörte nicht auf, und zwei Tage später starb der tapfere Mann. Nach dem Zweikampfe begann die Schlacht. Mit todesmutiger Begeisterung stürzten sich die Goten auf die weit überlegenen Römer. Zu gleicher Zeit zeigten sich im Rücken der letzteren jene dreihundert Mann. Da stob nach kurzem Kampfe das Römerheer in wilder Flucht auseinander. Die Sieger verfolgten die Flüchtigen und hieben viele nieder; viele wurden zu Gefangenen gemacht; und dazu erbeuteten die Goten sämtliche Feldzeichen der Römer, eine Schmach, wie sie bis dahin kein römisches Heer erlitt. Von den Feldherren rettete sich ein jeder mit wenigen Begleitern nach einer andern Stadt; die meisten Soldaten fanden in Florenz Zuflucht. (Spätjahr 541.)

Nicht lange danach sandte Totila einen Heerhaufen unter den streitbarsten Gotenfürsten, Bleda, Rudorich und Uliari, gegen Florenz, wo Justin befehligte. Als sie vor der Stadt ankamen, schritten sie zur Belagerung, ein erklärlicherweise fruchtloses Unternehmen. Trotzdem geriet Justin in großen Schrecken, weil er keine Lebensmittel in die Stadt hatte schaffen lassen, schickte deshalb eiligst Boten an die Feldherren in Ravenna und bat um schnelle Hilfe. Bald rückte ein zahlreiches Heer unter Bessas, Cyprian und Johannes zum Entsatz heran. Bei der Kunde hiervon hob der kleine Gotenhaufe die Belagerung auf und zog sich nach einem Orte Namens Mucella, etwa eine Tagereise von Florenz, zurück. Da schwoll den Römern sofort wieder der Kamm; sie beschlossen, die gotische Schar anzugreifen. Mit Zurücklassung einer kleinen Besatzung zog Justinus aus der Stadt, er vereinigte sich mit dem Hauptheere, und sie zogen zusammen gegen den Feind. Unterwegs losten die Feldherrn darüber, wer von ihnen mit den angesehensten Streitern des Heeres den übrigen voranziehen und in raschem Anlauf den Feind unvermutet angreifen sollte. Das Los entschied für Johannes. Als aber nun die andern — wortbrüchig wie immer — ihm keineswegs aus ihren Abteilungen erprobte Krieger überließen, zog er mit seinen eigenen Untergebenen voraus, auf den Feind zu. Die Goten bemerkten die Gefahr, suchten deshalb aus der unvorteilhaften Stellung inmitten einer großen Ebene herauszukommen und rannten mit großem Lärm einem ansehnlichen Hügel zu, der sich dort erhob. Zu gleicher Zeit sprengten die Truppen des Johannes denselben Hügel hinauf

Digitized by Google

und griffen die Goten an. Diese wehrten sich gewaltig, und so entstand ein furchtbares Handgemenge, auf beiden Seiten wurde heldenmütig gekämpft, und auf beiden Seiten fiel mancher tapfere Mann. Da verbreitete sich durch den Fall eines Leibwächters unter den Römern plötzlich das Geschrei, der Anführer selbst sei getötet, und sofort ergriffen alle die Flucht. Inzwischen war das übrige Heer nahe herangekommen und hatte sich in Schlachtordnung auf der Ebene aufgestellt. Hätte es die Fliehenden in seine Reihen aufgenommen und wäre mit ihnen vereinigt vorgerückt, so wäre der Sieg über die kleine Zahl der Goten nicht schwer gewesen. Statt dessen hielten es die andern Feldherren, da sie hörten, Johannes sei gefallen, für geraten, eiligst den Rückzug anzutreten. Es war aber kein Rückzug, sondern eine schmachvolle, wilde Flucht. Die gotischen Helden verfolgten die Feiglinge ein Stück und hieben viele nieder, dann ließen sie ihrer Menge halber davon ab. Trotzdem setzten die Römer ihre kopflose Flucht fort. Tagelang irrten sie, ohne verfolgt zu werden, umher und suchten in befestigten Plätzen Schutz, überall die Kunde verbreitend, daß Johannes gefallen sei. Sie dachten weder auf Vereinigung mit den übrigen, noch auf Erneuerung des Angriffes; jeder blieb hinter den Mauern, zu denen er sich gerettet hatte, und die Befehlshaber bereiteten sich überall auf eine Belagerung vor, da jeder glaubte, die Goten würden sich gegen ihn wenden. Der edle Totila aber behandelte alle Gefangenen, die in die Hände der Seinigen fielen, mit solcher Milde, daß fast alle zu ihm übertraten und in der Folge, von solcher Seelengröße hingerissen, in seinen Reihen eifrig gegen die Römer kämpften. (Frühjahr 542.)

Noch glänzender waren die Erfolge, die der König selbst errang. Nachdem er die Festungen Cäsena und Petra in seine Gewalt gebracht hatte, zog er nach Tuscien, überschritt den Tiberstrom und wendete sich, ohne Rom zu berühren, nach den Landschaften Samnium und Kampanien. Dort eroberte er die Feste Benevent, deren Mauern er dem Erdboden gleich machte, damit sich nicht ein von Byzanz angekommenes Heer dort festsetzen könne; hier nahm er Cumä und mehrere andere Burgen ein. In Cumä befanden sich die Frauen mehrerer Senatoren; ihnen that er nichts zu leide, behandelte sie auf das gütigste und schenkte ihnen, ohne Lösegeld zu fordern, die Freiheit. Durch diesen neuen Beweis seiner weisen Menschlichkeit gewann er sich die Herzen vieler Römer. Da ihm kein Feind entgegentrat, sandte er immer kleine Scharen seines Heeres aus und unterwarf sich durch diese die Landschaften Bruttium, Lucanien, Apulien und Calabrien, also ganz Unteritalien. Überall trat er nicht als Eroberer, sondern als rechtmäßiger König, als Nachfolger Theoderichs des Großen auf, erhob die öffentlichen Abgaben und traf allerhand Anstalten zum Wohle seiner Länder. Die Kaiserlichen aber wagten es gar nicht mehr,

Digitized by Google

sich mit den Goten in offenen Kampf einzulassen; die Soldaten weigerten ihrem Kriegsobersten geradezu den Gehorsam, weil sie keinen Sold ausgezahlt erhielten, und blieben hinter den sichern Mauern der Städte. Konstantian hielt Ravenna, Johannes Rom, Bessas Spoleto, Justin Florenz, Cyprian Perusia (jetzt Perugia), kurz ein jeder den Ort besetzt, wohin ihn gleich anfangs die Flucht verschlagen hatte.

Der Kaiser, den die Nachrichten von diesen Vorfällen höchst unangenehm berührten, sandte zuerst den Maximin nach Italien, damit er die Oberleitung des Krieges übernehme; dieser aber setzte sich, da er vom Kriegswesen nicht das Mindeste verstand und keinen Mut hatte, in Epirus fest und ließ hier in Unthätigkeit die kostbare Zeit verstreichen. Darauf schickte Justinian den Demetrius als Heermeister ab. Inzwischen hatte König Totila begonnen, die Stadt Neapel zu belagern, die er vergebens zur Übergabe aufforderte, da 1000 Mann oströmische Truppen unter dem Befehlshaber Konon sie besetzt hielten. Demetrius fuhr nun nach Sicilien, und als er hörte, daß Konon und die Neapolitaner auf das härteste belagert würden und an Lebensmitteln schweren Mangel litten, hätte er ihnen gerne schleunige Hilfe gebracht. Da er aber zu wenig Soldaten bei sich hatte, um einen offenen Angriff auf die Goten wagen zu können, so verfiel er auf eine List, die zwar gut erdacht war, aber schlecht ausgeführt wurde. Er brachte möglichst viele Schiffe aus Sicilien zusammen, belud sie mit Getreide und anderen Lebensmitteln und ging unter Segel, indem er bei den Feinden den Schein zu erwecken suchte, als befände sich ein großes Heer auf der Flotte. Und er hatte ganz richtig gerechnet; denn als die Goten von der Abfahrt einer zahlreichen Flotte aus Sicilien hörten, glaubten sie in der That, es nahe sich ihnen ein gewaltiges Heer; und wäre Demetrius geradeswegs auf Neapel zugesegelt, so wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, die Belagerer zu schrecken und zum Abzug zu bewegen. Statt dessen aber fuhr er, da er sich doch vor einem solchen Wagestück fürchtete, nach den Häfen von Rom und wollte dort die Soldaten, die sich in der Gegend aufhielten, an sich ziehen. Diese bezeigten indes gar keine Lust ihm zu folgen, weil sie den Heldenarm des Totila und seiner Goten bereits gefühlt hatten, und so mußte er schließlich doch nur mit den Leuten, die er von Byzanz mitgebracht hatte, nach Neapel aufbrechen. Hier war ein anderer Demetrius, ein alter Schiffskapitän, der mit Belisar in Afrika und Italien gewesen war, vom Kaiser als Stadtverwalter angestellt. Dieser hatte, als die Goten die Stadt einschlossen, zu wiederholten Malen in der frechsten Weise den König Totila von der Mauer aus beschimpft und konnte seine Zunge durchaus nicht im Zaume halten. Derselbe Demetrius bestieg nun, mit Vorwissen Konons, ein Boot und fuhr ganz allein der Flotte des andern Demetrius entgegen, unterredete sich mit letzterem

Digitized by Google

und spornte ihn an, heranzusegeln und sein Wagnis auszuführen. Totila aber, der von allem unterrichtet war, hielt mehrere bedeckte Ruderschiffe, die ausgezeichnet schnell fuhren, in Bereitschaft. Sobald nun die Flotte unfern von Neapel vor Anker ging und die Truppen ans Land stiegen, eilte Totila mit einer Heerschar herbei, während zugleich seine Schiffe die Transportflotte angriffen. Die Kaiserlichen ergriffen in höchster Bestürzung sogleich die Flucht, wurden aber ereilt und zum Teil getötet, zum Teil gefangen genommen. Nur die wenigen entkamen, die sich gleich anfangs in die Landungsboote werfen konnten. Unter ihnen war auch der Heermeister Demetrius. Die Schiffe fielen mitsamt der ganzen Ladung und Bemannung den Goten in die Hände. Dabei fanden sie auch den Stadtverwalter Demetrius; diesen töteten sie nicht, sondern schnitten ihm Zunge und Hände ab und ließen ihn laufen. So rächten sie an ihm seine rohe Beschimpfung ihres Königs.

Mittlerweile war Maximin auf den drohenden Befehl Justinians von Epirus abgesegelt und mit seiner ganzen Flotte nach Sicilien gekommen, wo er aber vor Syrakus ruhig liegen blieb. Als Konon dies vernahm und die Not der Neapolitaner erwog, sandte er nach Syrakus und beschwor den Maximin, rasche Hilfe zu leisten, ehe es zu spät werde. Der feigherzige Mann weigerte sich noch immer, ließ sich aber endlich bewegen, zwei seiner Unterfeldherren und den Demetrius, der nach Sicilien geflohen war, mit dem ganzen Heere nach Neapel fahren zu lassen; er selbst blieb, wo er war. Es war im Anfang des Winters (542/43) und das Wetter sehr stürmisch. Als nun die Flotte schon ganz nahe bei Neapel war, erhob sich ein so entsetzliches Unwetter, daß es sämtliche Schiffe auf den Strand trieb, und zwar gerade da, wo sich das gotische Lager befand. Die Goten konnten sich deshalb mit Leichtigkeit der feindlichen Fahrzeuge bemächtigen und die Feinde selbst nach Belieben töten, fangen oder fortjagen; keiner versuchte Widerstand zu leisten. Unter vielen andern nahmen sie auch den Heermeister Demetrius gefangen; nur ein kleiner Teil der Schiffe mit geringer Mannschaft entkam auf die offene See; auf ihnen befanden sich auch die beiden byzantinischen Unterfeldherren. Dem Demetrius aber ließ Totila einen Strick um den Hals legen und ihn so vor die Stadtmauer führen, so daß alle Bürger ihn sehen konnten, und nun mußte er sie auf Totilas Befehl ermahnen, sich durch schnelle Ergebung aus ihrer qualvollen Lage zu befreien. Die Neapolitaner, durch Hunger und alle Drangsale entmutigt, verzweifelten, als sie den Feldherrn, der die Stadt hatte entsetzen sollen, so vor sich sahen, an aller Hoffnung und erfüllten die Straßen mit Jammer- und Wehrufen. Da regte sich in des jugendlichen Königs Herzen das Mitleid, er berief die Bürger an die Mauerzinnen und begann mit weithin tönender Stimme also zu reden: „Nicht aus Groll

Digitized by Google

gegen euch, ihr Männer von Neapel, stehe ich hier. Ich weiß gar wohl, daß ihr von allen Italikern allein meinem Volk hold gewesen und ganz gegen euren Willen in die Hände der Feinde gekommen seid. Eure tapfre Verteidigung gegen Belisar ist unvergessen. Aber auch jenen, die jetzt über euch herrschen, zürnen wir nicht, da sie nur die Pflicht der Treue gegen ihren Kaiser durch standhafte Gegenwehr erfüllen. Sie mögen frei und ungekränkt von hinnen ziehen, wofern sie uns sogleich die Stadt übergeben. Ihnen soll so wenig als irgend einem andern in der Stadt ein Leides widerfahren. Ich bin bereit, alles dies mit heiligem Eidschwur zu bekräftigen." So sprach der menschenfreundliche Held, und sowohl die Bürger als die kaiserlichen Soldaten wußten, daß ein Totila sein Wort hielt. Da sie aber doch dem Kaiser den Eid der Treue halten wollten und noch immer auf Entsatz von irgend einer Seite hofften, baten sie um eine Frist von dreißig Tagen; wenn die verstrichen sei, wollten sie sich ergeben. Totila verlängerte die erbetene Frist aus eigenem Antrieb auf drei Monate und gelobte, während dieser Zeit weder einen Sturm noch sonst etwas Feindseliges zu unternehmen. Die Belagerten warteten aber das Ende der Frist nicht ab und öffneten den Goten die Thore. (Anfang 543.)

Nachdem Totila auf diese Weise Herr von Neapel geworden war, zeigte er einen wahrhaft rührenden Edelsinn, wie wohl niemals sonst ein Feind geübt hat,*) einen Edelsinn, der allein schon dazu berechtigen würde, den Namen dieses Königs denen der besten Männer aller Zeiten anzureihen. Die kaiserlichen Soldaten in der Stadt waren nämlich dergestalt durch Hunger entkräftet, daß er fürchtete, sie würden sterben, wenn sie sich nach so langem Darben plötzlich sättigten. Er ersann daher folgendes. Nachdem er befohlen hatte, niemand aus der Stadt zu lassen, ließ er den Ausgehungerten mit väterlicher Fürsorge nur ganz wenig Speise reichen, allmählich aber von Tag zu Tag soviel zulegen, daß die Leute sich unvermerkt wieder an die sonstige Nahrung gewöhnten. So stellte Totila wie ein liebevoller Arzt ihre Kräfte wieder her; dann befahl er die Thore zu öffnen und hieß einen jeden dahin gehen, wohin ihm beliebte. Und da es Konon und den unter ihnen stehenden Soldaten gar nicht gefiel, länger im Lande zu bleiben, so ließ Totila sie sich einschiffen und nach ihrem Belieben absegeln. Kaum an Bord, wurden aber einige unter

*) „Eine Menschenliebe, die weder einem Feinde, noch gar einem Barbaren ähnlich sieht," sagt Prokop, der oströmische Geschichtschreiber, der bei jeder Gelegenheit seiner Bewunderung für den „Barbaren" Totila Ausdruck giebt. „Die Nachwelt hat sich Glück zu wünschen, daß sie über die hochwichtigen Ereignisse dieser Epoche die Nachrichten eines so wohlunterrichteten, unparteiischen und durch die Sprache und treffliche Darstellungsgabe ausgezeichneten Autors, der auch für die Eigentümlichkeiten der Völker, die mit dem römischen Reich in Kampf gerieten, ein offenes Auge hat, in ihrem vollen Umfang, wie er sie selbst herausgab, besitzt." (Ranke.)

Digitized by Google

ihnen bedenklich, denn sie schämten sich nach Byzanz zu fahren und wollten lieber nach Rom segeln. Hieran wurden sie jedoch durch widrige Winde verhindert und mußten wieder in den Golf zurückkehren. Nun wußten sie gar nicht, was sie anfangen sollten, und glaubten, Totila als der Stärkere werde sie jetzt als Feinde behandeln. Als der hochherzige Fürst dies erfuhr, berief er sie alle vor sich, redete ihnen freundlich zu, guten Mutes zu sein und mit den Goten wie mit Freunden zu verkehren. Und da der widrige Wind noch länger anhielt und sie dadurch in Nahrungsmangel gerieten, ließ er ihnen Pferde und Lasttiere für die Landreise geben, beschenkte sie mit einem Zehrpfennig und riet ihnen, zu Lande nach Rom zu ziehen. Auch gab er ihnen einige edle Goten als Sicherheitsgeleit mit auf den Weg.

Nachdem Totila hierauf den größten Teil der Mauern Neapels zerstört hatte, zog er ebenfalls ab. Er wußte recht gut, daß er nur im offnen Felde Meister war, und wollte lieber in ehrlicher Schlacht Mann gegen Mann kämpfen als mit listigen und künstlichen Mitteln. Um diese Zeit geschah es auch, daß der König neben seiner edlen Milde die schwerere Königstugend, strenge Gerechtigkeit, an den Tag legte. Ein Römer aus Kalabrien kam zu ihm und führte Klage, daß einer der Leibwächter des Königs seine Tochter, eine keusche Jungfrau, schändlich mißhandelt habe. Der Schuldige, ein tapfrer und erprobter Krieger, leugnete sein Vergehen nicht; er hoffte wohl, sein Waffenruhm sichre ihn vor einer Bestrafung; aber der König in seinem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn befahl, ihn zu verhaften, und versprach dem Kläger strenge Ahndung des Verbrechens. Da traten einige der edelsten Goten vor ihn und legten Fürbitte ein für den verdienten Mann. Aber der König, der ihre Vorstellungen mit unerschütterlicher Ruhe angehört hatte, sprach: „Liebe Volksgenossen, wir wollen den Schuldigen nicht der Strafe zu entziehen suchen und dadurch selbst unser aller Heil aufs Spiel setzen. Wisset ihr nicht mehr? damals als Theodahad uns beherrschte und Habgier und Zügellosigkeit höher stellte als Gerechtigkeit, wandte sich Gottes Gnade von uns, also daß wir, ein großes Volk, von einem kleinen Häuflein besiegt wurden. Jetzt aber, da uns Gott für unsere Sünden genugsam bestraft hat, lenkt er unser Los weit über unser Hoffen und Verstehen nach seinem Willen. O beflecket euch doch nicht durch neue Schuld, sonst möchte Gottes Gnade sich wieder von uns wenden, und ihrer bedürfen wir doch wahrlich mehr als aller andern Dinge." Die Gotenfürsten billigten diese Worte und überließen ohne Widerspruch den Schuldigen dem Gericht des Königs. Dieser ließ ihn, nachdem er die Sache untersucht hatte, hinrichten und sein Vermögen dem entehrten Mädchen übergeben.

Während so Totila zu dem Kranz des Siegers die Palmen des

Digitized by Google

guten Menschen und wahren Christen erwarb, raubten die Obersten und Soldaten des kaiserlichen Heeres den Landleuten ihr Eigentum und überließen sich gänzlich ihrer Frechheit und ihren schamlosen Lüsten, so daß ihr Übermut keine Grenzen zu kennen schien. Was Wunder, daß die Italiker diese ihre „Befreier vom gotischen Joch“ haßten und, wie Prokop bezeugt, sich nach der Herrschaft des milden Totila geradezu sehnten? Ihn hatte das Glück, das gemeine Menschen zu Übermut und Gewissenlosigkeit verführt, nur dazu angespornt, sich durch Edelmut, Treue und Gerechtigkeit solches Glücks und des Königsnamens würdig zu erweisen; unter seinem Zepter ließ es sich ohne Zweifel lieblich wohnen. Aber das Verhängnis wollte nicht, daß Goten und Italiker eines solchen glücklichen Zustandes sich auf die Dauer erfreuen sollten.

Totila sandte nach der Einnahme von Neapel folgendes merkwürdige*) Schreiben an den Senat in Rom: „Wer nur aus Unbesonnenheit oder Vergeßlichkeit seinen Nächsten beleidigt, der verdient, daß ihm verziehen werde; wer aber mit Vorbedacht einen andern kränkt, für den giebt es keine Entschuldigung, denn er ist nicht bloß einer schlechten That, sondern auch einer schlechten Gesinnung schuldig. Erwäget dies, liebe Römer, und dann prüfet euer Verhalten gegen die Goten. Habt ihr etwa keine Wohlthaten von Theoderich und Amalaswintha erfahren, oder sind sie durch die Länge der Zeit in Vergessenheit geraten? Keines von beiden! Wahrlich nicht in geringem Grade oder nur bei seltenen Gelegenheiten haben jene euch mit Huld und Gnade überschüttet, sondern unermüdlich, vor aller Augen und erst in jüngster Zeit.**) Aber die musterhafte Aufführung der Oströmer kennet ihr nicht nur von Hörensagen, sondern auch aus eigener Erfahrung. Freundlich und gastfrei habt ihr sie aufgenommen, aber was für Freunde, was für Gäste ihr an ihnen fandet, nun, das wisset ihr selber. Soll ich euch an die Rechnungen Alexanders erinnern? oder von den byzantinischen Soldaten und ihren Heerführern reden, deren gütige Gesinnung und Großherzigkeit ihr gekostet habt, durch deren bekannte Tapferkeit ihr in eure jetzige schlimme Lage gekommen seid? Glaube keiner, ich spräche aus jugendlichem Ehrgeiz oder barbarischem Übermut solche Worte; denn ich behaupte nicht, daß die Besiegung dieser Menschen unser Werk und unser Verdienst sei; ich bin vielmehr der Überzeugung, daß Gott sie nur zur Strafe für die an euch verübten Missethaten unsern Waffen unterliegen ließ. Ist es nun nicht gänzlich verkehrt und widersinnig, wenn ihr, um derentwillen sie der göttlichen Rache anheim gefallen sind, euch geduldig ihren Schändlichkeiten füget und die Hand zurückstoßt, die euch von diesen

*) Merkwürdig besonders durch die Ironie in der Form bei so tiefem Ernst der Gesinnung.

**) Seit Amalaswinthas Tod war kaum ein Jahrzehnt vergangen.

Digitized by Google

Bedrängern befreien will? Lasset ab von solchem ungereimten Thun? Nehmet vielmehr für euch die Gelegenheit wahr, wieder gut zu machen, was ihr gegen uns gefehlt habt, und bietet uns eine Veranlassung, euch zu verzeihen. Dies könnt und werdet ihr aber thun, wenn ihr nicht länger in thörichter Hoffnung bis zum Ende dieses Krieges wartet, sondern sogleich und ohne Zögern die bessere Sache ergreifet. Dann werdet ihr alles Unrecht, das ihr wider uns begangen habt, wieder gut machen." Dieses Schreiben übergab Totila einigen römischen Gefangenen, schickte sie damit nach Rom und befahl ihnen, es den Senatoren einzuhändigen. Sie thaten dies auch, aber Johannes, damals noch Befehlshaber in Rom, verbot dem Senate, eine Antwort an Totila abzufassen. Da ließ Totila einen neuen Brief in vielen Abschriften aufzeichnen, in dem er mit den feierlichsten Eiden beschwor, daß kein Gote irgend einem Römer jemals das geringste Leid zufügen werde. Wer diese Schreiben nach Rom brachte, ist unbekannt; genug, eines Morgens lasen die Bürger in Rom in den belebtesten Gegenden der Stadt an Straßenecken und Plätzen die Verheißungen des Gotenkönigs. Der Verdacht der Kriegsbehörden lenkte sich auf die arianischen Priester, die sofort ohne Untersuchung aus der Stadt gejagt wurden. Als Totila dies vernahm, entsandte er einen Teil seiner Scharen nach der Seestadt Hydrus (Otranto), um diesen gewöhnlichen Landungsort der byzantinischen Flotte zu erobern. Er selbst aber beschloß mit dem größten Teil seines Heeres die Belagerung Roms.

Da sah sich Justinian endlich gezwungen, der wieder auflebenden Macht der Goten kräftigen Widerstand zu leisten und den Belisar, der ohne Ehrenerweisungen in Byzanz lebte, zum zweiten Male nach Italien zu senden; und dieser vergaß alle Kränkungen, die ihm vom Kaiserhofe angethan worden waren, und brach im April des Jahres 544 zum zweiten Male von Byzanz nach Italien auf. Doch mußte er seine besten Truppen zum Kriege gegen die Perser hergeben und brachte mit Mühe 4000 Mann zusammen, die er in Thracien anwarb und mit denen er zunächst nach Dalmatien marschierte. Von Salona aus schickte er dem von den Goten belagerten Otranto Entsatz, als eben die ausgehungerte Besatzung sich den Feinden ergeben wollte. Diese mußten nun unverrichteter Dinge abziehen, und Belisar ließ Otranto auf ein Jahr mit Lebensmitteln versorgen. Doch gelang es den weichenden Goten im offenen Felde die in der Umgegend plündernden Römer zu überfallen und ihnen einen empfindlichen Verlust beizubringen. Belisar fuhr darauf von Salona nach Pola in Istrien, wo er zuerst seine gänzlich ungeübten Truppen einschulen mußte. Späher Totilas brachten diesem von hier aus die tröstliche Kunde, daß die Kriegsmacht Belisars höchst unbedeutend sei. Damals nahm der König die Stadt Tibur am Anio (Tivoli am Teverone) unfern von Rom ein, und zwar durch Verrat einiger Einwohner. Während die oströmische Besatzung sich

Digitized by Google

durch eilige Flucht größtenteils rettete, wurde die Bürgerschaft von den Goten unbarmherzig niedergehauen; ob dies gegen Totilas Willen geschah oder warum er von seiner sonstigen Milde abwich, ist unbekannt. Durch die Einnahme von Tibur wurde die Zufuhr abgeschnitten, die aus Tuscien auf dem Tiberstrom nach Rom geschafft zu werden pflegte.

Im Herbst 544 landete Belisar erst in Ravenna und betrat zum zweitenmal das Land seiner Siege, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Vergebens wandte er alle Mühe auf, die Italiker und Goten zu Ravenna auf seine Seite zu bringen; nicht ein Mann ward dem Totila untreu. Ja, ein Teil seiner Truppen, die illyrischen Söldner, wurden sogar fahnenflüchtig und eilten in ihre Heimat zurück; dem Kaiser ließen sie sagen, sie hätten ihre ganze Dienstzeit über keinen Sold erhalten. Dennoch gelang es dem Unterfeldherrn Vitalius Bologna zu besetzen und eine gotische Schar durch Hinterlist zu schlagen; wogegen ein Versuch, das von den Goten unter Totilas Anführung belagerte Auximum (Osimo) zu entsetzen, völlig mißglückte und den ausgesandten Truppen eine blutige Niederlage einbrachte. (Ende 544 oder Anfang 545.) Freilich vermochte Totila nicht zu hindern, daß Belisar das zerstörte Städtchen Pesaro wieder herstellte; doch waren Belisars Streitkräfte zu gering, um den offenen Kampf mit Totila aufzunehmen; sie mußten sich auf die Verteidigung der festen Plätze beschränken. Vergebens bestürmte Belisar den Kaiser, ihm Verstärkung zu schicken; denn ein Feldherr ohne Heer sei ein Unding. Totila nahm inzwischen die Festungen Firmum (Fermo) und Asculum (Ascoli) in Picenum ein, nötigte Spoletium (Spoleto) zur Übergabe und bemächtigte sich auch der Stadt Asisium (Assisi). So verging der Sommer; während Totila von einem Erfolg zum andern eilte, wartete Belisar ungeduldig auf die erhoffte Hülfe von Byzanz.

12. Totila vor und in Rom.

(Von 545 bis 547.)

Nun schritt Totila zur Belagerung Roms. Den Bauern in ganz Italien ließ er verkünden, es solle ihnen kein Leid widerfahren; sie sollten ruhig wie im Frieden ihre Felder bestellen; er werde sie vor jeder Unbill schützen. Nur die Grundsteuer erhob er und die Pachtgelder und Zinsen, die die Landbewohner bisher ihren jetzt ausgewanderten Gutsherren gezahlt hatten; er hatte ja an Statt des nach Byzanz entführten Königsschatzes einen neuen zu schaffen, wenn er sich die Macht erhalten wollte. Es war im Herbst 545, als er die ersten Schanzen vor Rom aufschlagen ließ. „Wie die gesamte Kriegsleitung Totilas viel mehr kluganstellige Findigkeit und rasche Beweglichkeit bekundet als die des Witichis — neben erlaubten

Digitized by Google

Kriegslisten und Hinterhalten verschmähte er allerdings auch die Ermordung hervorragender feindlicher Heerführer nicht —, so zumal die nun beginnende Einschließung und Belagerung Roms." (Dahn.) Freilich hatte er auch keinen Belisar sich gegenüber wie Witichis. Die Lust zu Ausfällen benahm er den Belagerten gleich zu Anfang. Als nämlich beim Anrücken der Goten gegen den ausdrücklichen Willen des Oberbefehlshabers der Stadt, Bessas, eine große Schar schlecht disciplinierter Leute auf die Goten hervorbrach, fiel sie in einen Hinterhalt und wurde fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Daher wagte es in Zukunft niemand mehr, sich vor den Mauern zu zeigen, so oft auch die Feinde den Kampf anboten. Die Folge war, daß die Römer, die keine Lebensmittel mehr hereinschaffen konnten, bald von heftiger Hungersnot bedrängt wurden, zumal Totila auch die Zufuhr zur See völlig abgeschnitten hatte. Denn nach der Einnahme von Neapel hatte er in den Gewässern zwischen Sicilien und der Westküste von Italien, insbesondere bei den äolischen (jetzt liparischen) Inseln ein Geschwader von vielen leichten Schiffen aufgestellt, welche den Verkehr scharf bewachten und alle Fahrzeuge, die von Sicilien aus nach den römischen Häfen segeln wollten, samt der Bemannung kaperten. Hieraus und aus dem Umstand, daß der König in mehreren festen Plätzen Besatzungen zurücklassen, ja sogar Placentia (Piacenza), die bedeutendste Stadt der Landschaft Ämilia, belagern lassen konnte, kann man entnehmen, wie schnell und beträchtlich die Menge der gotischen Streiter, die sich um ihn gesammelt hatte, inzwischen gewachsen war.

Mit großer Besorgnis vernahm Belisar, daß Totila Rom belagere. Die sehnlichst erwarteten Verstärkungen vom Kaiser wollten noch immer nicht eintreffen; ungeduldig verließ er Ravenna und fuhr nach Epidamnus, um die erhofften Hilfstruppen unterwegs noch abzufangen und so schnell als möglich mit ihnen nach Rom zu eilen. Umsonst! es kamen keine. Alles, was er thun konnte, war, daß er fünfhundert auserlesene Leute unter den Anführern Valentin und Phokas voraussandte, damit sie die in der Hafenstadt Portus liegende Besatzung verstärkten und diesen wichtigen Punkt gegen gotische Angriffe schützten, vielleicht auch, unter günstigen Umständen, selbst angriffsweise vorgingen. Valentin und Phokas kamen glücklich an und vereinigten ihre Truppen mit denen des Befehlshabers von Portus, Innocenz. Sofort nach ihrer Ankunft zeigten sie dem Bessas in Rom an, daß sie zu einer gewissen Zeit einen Überfall auf das gotische Lager wagen würden, und erbaten dazu seine Unterstützung. Bessas verfügte über die ansehnliche Zahl von 3000 Kriegern; trotzdem fand er an dem kühnen Plane keinen Gefallen, und als nun die mutigen Führer mit ihren 500 Männern sich plötzlich auf die gotischen Verschanzungen stürzten, und auch mehrere Feinde töteten, rührte sich in Rom nichts, und die Tapferen

Digitized by Google

mußten eiligst zurückkehren, kamen auch glücklich wieder nach Portus. Darauf sandten sie zum zweitenmal an Bessas, machten ihm bittre Vorwürfe und ließen ihm mitteilen, daß sie nun für einen zweiten Ausfall zu bestimmter Zeit ganz gewiß seine Hilfe erwarteten. Bessas wies aber das Ansinnen wiederum zurück. Dennoch wagten jene einen zweiten Angriff, fielen aber in einen Hinterhalt und büßten samt ihren besten Leuten das Leben ein. Nur wenigen gelang es, sich nach Portus zu retten.

Um dieselbe Zeit schickte der Erzbischof von Rom, Vigilius, der sich in Sicilien aufhielt, eine große Anzahl Schiffe mit Getreide beladen ab, in der Hoffnung, es werde den Schiffsleuten irgendwie gelingen, nach Rom hinein zu gelangen. Die Schiffe segelten also auf Portus zu. Aber die Goten erhielten davon Kunde, besetzten den Hafen und hielten sich hinter den Dämmen versteckt. Als dies die kleine Besatzung von Portus erblickte, stiegen alle auf die Wälle und wehten mit Tüchern, indem sie damit die Schiffe warnen wollten, weiter vorwärts zu kommen. Allein die Schiffsleute verstanden das Zeichen falsch, meinten, man bezeige ihnen nur Freude über ihr Kommen, und segelten daher mit günstigem Winde eiligst in den Hafen ein. Sofort sprangen die Goten vor, bemächtigten sich der Fahrzeuge und hieben die ganze Mannschaft nieder. Einen Bischof, der sich darunter befand, brachten sie gefangen vor Totila. Dieser begann ihn auszufragen, merkte aber bald, daß er sich aufs Lügen legte, und ließ ihm zur Strafe — mit einer Grausamkeit, die bei Totila befremdet — beide Hände abhauen.

Um dieselbe Zeit (April 546) ergab sich Piacenza, durch Hunger genötigt, den Goten. In Rom aber stieg die Not aufs höchste. Der Oberbefehlshaber Bessas, sonst ein tüchtiger Kriegsmann, that nicht nur nichts zur Befreiung der unglücklichen Stadt, sondern benutzte sogar, von schändlicher Habsucht und niedrigem Geiz verführt, die Notlage der Bürger dazu, sich zu bereichern, indem er mit allen Lebensmitteln einen wucherischen Handel trieb. Die ärmeren Bewohner nährten sich bereits von Katzen, Mäusen, Nesseln und Gras. Da beschloß man einen angesehenen Geistlichen, Namens Pelagius, an Totila abzusenden, damit er ihn um einen kurzen Waffenstillstand bitte; wenn nach Ablauf der Frist keine Hülfe vom Kaiser eintreffe, so wolle man sich samt der Stadt den Goten ergeben. Totila empfing den frommen Mann gütig und ehrfurchtsvoll. Ehe dieser aber seine Rede begann, sprach der König: „Alle Germanen achten und ehren die Heiligkeit des Gesandten, und ich zumal habe mirs zur Aufgabe gemacht, tugendhaften Männern stets mit Ehrerbietung zu begegnen. Aber eines muß bei aller Höflichkeit bestehen: Aufrichtigkeit! Falsche Redensarten sind die allerschnödeste Beleidigung, die ich mir denken kann. Darum, ehrwürdiger Mann, vernimm, ehe du sprichst, folgenden Rat! Rede mir

Digitized by Google

weder von den Sicilianern, noch von Roms Ringmauern, noch von den zu uns übergelaufenen Sklaven! Denn die Sicilianer haben die große Milde der Goten mit schnödem Undank vergolten, indem sie ohne alle Nötigung den Kaiserlichen die Thore öffneten; die römischen Ringmauern schützen unsre Feinde, die sich niemals zu ehrlichem Kampfe stellen, sondern uns mit allerlei Hinterlist schädigen, solches aber muß in Zukunft unmöglich gemacht werden; den Sklaven aber, die von euch zu uns übergelaufen sind, haben wir versprochen, sie niemals ihren alten Herren und Peinigern auszuliefern, und einen Treubruch auf uns zu laden, dünkte mich eine unauslöschliche Schmach." Auf diese Worte erwiderte Pelagius, er möge jetzt gar nicht mehr seine Bitte vorbringen; denn wenn der König schon den Sicilianern so heftig zürne, was dürften dann die Römer von ihm hoffen; er müsse ihre Sache Gott anheimstellen. Damit kehrte er unverrichteter Dinge nach Rom zurück, wo das Elend und die Verzweiflung immer fürchterlicher hauste. Wer noch in den Besitz eines gefallenen Tieres gelangen konnte, ward glücklich gepriesen und beneidet. Die meisten nährten sich nur noch von gekochten Nesseln. Dabei schwand ihnen das Fleisch von den Knochen, die Haut färbte sich grünlich; wie Schatten wankten die abgezehrten Gestalten umher. Viele sanken tot hin, während sie eben noch einherschlichen, viele gaben sich selbst den Tod. Einen Vater flehten seine fünf Kinder in den rührendsten Ausdrücken um ein Stück Brot an. Da vermochte er den Jammer nicht länger zu ertragen. Er ging mit seinen Kindern auf die Tiberbrücke, küßte und umarmte sie der Reihe nach, verhüllte dann sein Haupt und stürzte sich vor ihren Augen in den Fluß. Und angesichts solches herzerreißenden Elends ließ sich der unbarmherzige Bessas die Erlaubnis, die Stadt zu verlassen, mit schwerem Gelde abkaufen. Dennoch blieben nur fünfhundert von allen Bewohnern der Weltstadt, die übrigen, soweit sie nicht schon dem Hunger erlegen waren, flüchteten sich; aber auch von diesen starben viele unterwegs an völliger Entkräftung. So hart mußte das Volk für die Treulosigkeit büßen, mit der es den Goten ihre Milde gelohnt hatte.

Endlich waren bei Belisar in Epidamnus die längst erwarteten Verstärkungen eingetroffen. Der Oberfeldherr schickte den Johannes mit der Hauptschar nach Unteritalien, damit er von da nach Rom vordringe und sich dort mit ihm vereinige; denn er selbst wollte zu Wasser dahin reisen. Als Belisar mit seiner Flotte vor Hydrus (Otranto) anlangte, glaubten die Goten, welche diese Stadt belagerten, er beabsichtigte, die Festung zu entsetzen, hoben deshalb die Belagerung auf und zogen sich nach Brundusium (Brindisi), zwei Tagereisen von Otranto, zurück. Totila sandte den Befehl, man solle die Übergänge von Kalabrien nach dem Nordwesten scharf bewachen. Als aber Belisar unerwartet von Otranto weiter-

Digitized by Google

gegen euch, ihr Männer von Neapel, stehe ich hier. Ich weiß gar wohl, daß ihr von allen Italikern allein meinem Volk hold gewesen und ganz gegen euren Willen in die Hände der Feinde gekommen seid. Eure tapfre Verteidigung gegen Belisar ist unvergessen. Aber auch jenen, die jetzt über euch herrschen, zürnen wir nicht, da sie nur die Pflicht der Treue gegen ihren Kaiser durch standhafte Gegenwehr erfüllen. Sie mögen frei und ungekränkt von hinnen ziehen, wofern sie uns sogleich die Stadt übergeben. Ihnen soll so wenig als irgend einem andern in der Stadt ein Leides widerfahren. Ich bin bereit, alles dies mit heiligem Eidschwur zu bekräftigen." So sprach der menschenfreundliche Held, und sowohl die Bürger als die kaiserlichen Soldaten wußten, daß ein Totila sein Wort hielt. Da sie aber doch dem Kaiser den Eid der Treue halten wollten und noch immer auf Entsatz von irgend einer Seite hofften, baten sie um eine Frist von dreißig Tagen; wenn die verstrichen sei, wollten sie sich ergeben. Totila verlängerte die erbetene Frist aus eigenem Antrieb auf drei Monate und gelobte, während dieser Zeit weder einen Sturm noch sonst etwas Feindseliges zu unternehmen. Die Belagerten warteten aber das Ende der Frist nicht ab und öffneten den Goten die Thore. (Anfang 543.)

Nachdem Totila auf diese Weise Herr von Neapel geworden war, zeigte er einen wahrhaft rührenden Edelsinn, wie wohl niemals sonst ein Feind geübt hat,*) einen Edelsinn, der allein schon dazu berechtigen würde, den Namen dieses Königs denen der besten Männer aller Zeiten anzureihen. Die kaiserlichen Soldaten in der Stadt waren nämlich dergestalt durch Hunger entkräftet, daß er fürchtete, sie würden sterben, wenn sie sich nach so langem Darben plötzlich sättigten. Er ersann daher folgendes. Nachdem er befohlen hatte, niemand aus der Stadt zu lassen, ließ er den Ausgehungerten mit väterlicher Fürsorge nur ganz wenig Speise reichen, allmählich aber von Tag zu Tag soviel zulegen, daß die Leute sich unvermerkt wieder an die sonstige Nahrung gewöhnten. So stellte Totila wie ein liebevoller Arzt ihre Kräfte wieder her; dann befahl er die Thore zu öffnen und hieß einen jeden dahin gehen, wohin ihm beliebte. Und da es Konon und den unter ihnen stehenden Soldaten gar nicht gefiel, länger im Lande zu bleiben, so ließ Totila sie sich einschiffen und nach ihrem Belieben absegeln. Kaum an Bord, wurden aber einige unter

*) „Eine Menschenliebe, die weder einem Feinde, noch gar einem Barbaren ähnlich sieht," sagt Prokop, der oströmische Geschichtschreiber, der bei jeder Gelegenheit seiner Bewunderung für den „Barbaren" Totila Ausdruck giebt. „Die Nachwelt hat sich Glück zu wünschen, daß sie über die hochwichtigen Ereignisse dieser Epoche die Nachrichten eines so wohlunterrichteten, unparteiischen und durch die Sprache und treffliche Darstellungsgabe ausgezeichneten Autors, der auch für die Eigentümlichkeiten der Völker, die mit dem römischen Reich in Kampf gerieten, ein offenes Auge hat, in ihrem vollen Umfang, wie er sie selbst herausgab, besitzt." (Ranke.)

Digitized by Google

ihnen bedenklich, denn sie schämten sich nach Byzanz zu fahren und wollten lieber nach Rom segeln. Hieran wurden sie jedoch durch widrige Winde verhindert und mußten wieder in den Golf zurückkehren. Nun wußten sie gar nicht, was sie anfangen sollten, und glaubten, Totila als der Stärkere werde sie jetzt als Feinde behandeln. Als der hochherzige Fürst dies erfuhr, berief er sie alle vor sich, redete ihnen freundlich zu, guten Mutes zu sein und mit den Goten wie mit Freunden zu verkehren. Und da der widrige Wind noch länger anhielt und sie dadurch in Nahrungsmangel gerieten, ließ er ihnen Pferde und Lasttiere für die Landreise geben, beschenkte sie mit einem Zehrpfennig und riet ihnen, zu Lande nach Rom zu ziehen. Auch gab er ihnen einige edle Goten als Sicherheitsgeleit mit auf den Weg.

Nachdem Totila hierauf den größten Teil der Mauern Neapels zerstört hatte, zog er ebenfalls ab. Er wußte recht gut, daß er nur im offnen Felde Meister war, und wollte lieber in ehrlicher Schlacht Mann gegen Mann kämpfen als mit listigen und künstlichen Mitteln. Um diese Zeit geschah es auch, daß der König neben seiner edlen Milde die schwerere Königstugend, strenge Gerechtigkeit, an den Tag legte. Ein Römer aus Kalabrien kam zu ihm und führte Klage, daß einer der Leibwächter des Königs seine Tochter, eine keusche Jungfrau, schändlich mißhandelt habe. Der Schuldige, ein tapfrer und erprobter Krieger, leugnete sein Vergehen nicht; er hoffte wohl, sein Waffenruhm sichre ihn vor einer Bestrafung; aber der König in seinem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn befahl, ihn zu verhaften, und versprach dem Kläger strenge Ahndung des Verbrechens. Da traten einige der edelsten Goten vor ihn und legten Fürbitte ein für den verdienten Mann. Aber der König, der ihre Vorstellungen mit unerschütterlicher Ruhe angehört hatte, sprach: „Liebe Volksgenossen, wir wollen den Schuldigen nicht der Strafe zu entziehen suchen und dadurch selbst unser aller Heil aufs Spiel setzen. Wisset ihr nicht mehr? damals als Theodahad uns beherrschte und Habgier und Zügellosigkeit höher stellte als Gerechtigkeit, wandte sich Gottes Gnade von uns, also daß wir, ein großes Volk, von einem kleinen Häuflein besiegt wurden. Jetzt aber, da uns Gott für unsere Sünden genugsam bestraft hat, lenkt er unser Los weit über unser Hoffen und Verstehen nach seinem Willen. O beflecket euch doch nicht durch neue Schuld, sonst möchte Gottes Gnade sich wieder von uns wenden, und ihrer bedürfen wir doch wahrlich mehr als aller andern Dinge." Die Gotenfürsten billigten diese Worte und überließen ohne Widerspruch den Schuldigen dem Gericht des Königs. Dieser ließ ihn, nachdem er die Sache untersucht hatte, hinrichten und sein Vermögen dem entehrten Mädchen übergeben.

Während so Totila zu dem Kranz des Siegers die Palmen des

Digitized by Google

guten Menschen und wahren Christen erwarb, raubten die Obersten und Soldaten des kaiserlichen Heeres den Landleuten ihr Eigentum und überließen sich gänzlich ihrer Frechheit und ihren schamlosen Lüsten, so daß ihr Übermut keine Grenzen zu kennen schien. Was Wunder, daß die Italiker diese ihre „Befreier vom gotischen Joch" haßten und, wie Prokop bezeugt, sich nach der Herrschaft des milden Totila geradezu sehnten? Ihn hatte das Glück, das gemeine Menschen zu Übermut und Gewissenlosigkeit verführt, nur dazu angespornt, sich durch Edelmut, Treue und Gerechtigkeit solches Glücks und des Königsnamens würdig zu erweisen; unter seinem Zepter ließ es sich ohne Zweifel lieblich wohnen. Aber das Verhängnis wollte nicht, daß Goten und Italiker eines solchen glücklichen Zustandes sich auf die Dauer erfreuen sollten.

Totila sandte nach der Einnahme von Neapel folgendes merkwürdige*) Schreiben an den Senat in Rom: „Wer nur aus Unbesonnenheit oder Vergeßlichkeit seinen Nächsten beleidigt, der verdient, daß ihm verziehen werde; wer aber mit Vorbedacht einen andern kränkt, für den giebt es keine Entschuldigung, denn er ist nicht bloß einer schlechten That, sondern auch einer schlechten Gesinnung schuldig. Erwäget dies, liebe Römer, und dann prüfet euer Verhalten gegen die Goten. Habt ihr etwa keine Wohlthaten von Theoderich und Amalaswintha erfahren, oder sind sie durch die Länge der Zeit in Vergessenheit geraten? Keines von beiden! Wahrlich nicht in geringem Grade oder nur bei seltenen Gelegenheiten haben jene euch mit Huld und Gnade überschüttet, sondern unermüdlich, vor aller Augen und erst in jüngster Zeit.**) Aber die musterhafte Aufführung der Oströmer kennet ihr nicht nur von Hörensagen, sondern auch aus eigener Erfahrung. Freundlich und gastfrei habt ihr sie aufgenommen, aber was für Freunde, was für Gäste ihr an ihnen fandet, nun, das wisset ihr selber. Soll ich euch an die Rechnungen Alexanders erinnern? oder von den byzantinischen Soldaten und ihren Heerführern reden, deren gütige Gesinnung und Großherzigkeit ihr gekostet habt, durch deren bekannte Tapferkeit ihr in eure jetzige schlimme Lage gekommen seid? Glaube keiner, ich spräche aus jugendlichem Ehrgeiz oder barbarischem Übermut solche Worte; denn ich behaupte nicht, daß die Besiegung dieser Menschen unser Werk und unser Verdienst sei; ich bin vielmehr der Überzeugung, daß Gott sie nur zur Strafe für die an euch verübten Missethaten unsern Waffen unterliegen ließ. Ist es nun nicht gänzlich verkehrt und widersinnig, wenn ihr, um derentwillen sie der göttlichen Rache anheim gefallen sind, euch geduldig ihren Schändlichkeiten füget und die Hand zurückstoßt, die euch von diesen

*) Merkwürdig besonders durch die Ironie in der Form bei so tiefem Ernst der Gesinnung.

**) Seit Amalaswinthas Tod war kaum ein Jahrzehnt vergangen.

Digitized by Google

Bedrängern befreien will? Lasset ab von solchem ungereimten Thun? Nehmet vielmehr für euch die Gelegenheit wahr, wieder gut zu machen, was ihr gegen uns gefehlt habt, und bietet uns eine Veranlassung, euch zu verzeihen. Dies könnt und werdet ihr aber thun, wenn ihr nicht länger in thörichter Hoffnung bis zum Ende dieses Krieges wartet, sondern sogleich und ohne Zögern die bessere Sache ergreifet. Dann werdet ihr alles Unrecht, das ihr wider uns begangen habt, wieder gut machen." Dieses Schreiben übergab Totila einigen römischen Gefangenen, schickte sie damit nach Rom und befahl ihnen, es den Senatoren einzuhändigen. Sie thaten dies auch, aber Johannes, damals noch Befehlshaber in Rom, verbot dem Senate, eine Antwort an Totila abzufassen. Da ließ Totila einen neuen Brief in vielen Abschriften aufzeichnen, in dem er mit den feierlichsten Eiden beschwor, daß kein Gote irgend einem Römer jemals das geringste Leid zufügen werde. Wer diese Schreiben nach Rom brachte, ist unbekannt; genug, eines Morgens lasen die Bürger in Rom in den belebtesten Gegenden der Stadt an Straßenecken und Plätzen die Verheißungen des Gotenkönigs. Der Verdacht der Kriegsbehörden lenkte sich auf die arianischen Priester, die sofort ohne Untersuchung aus der Stadt gejagt wurden. Als Totila dies vernahm, entsandte er einen Teil seiner Scharen nach der Seestadt Hydrus (Otranto), um diesen gewöhnlichen Landungsort der byzantinischen Flotte zu erobern. Er selbst aber beschloß mit dem größten Teil seines Heeres die Belagerung Roms.

Da sah sich Justinian endlich gezwungen, der wieder auflebenden Macht der Goten kräftigen Widerstand zu leisten und den Belisar, der ohne Ehrenerweisungen in Byzanz lebte, zum zweiten Male nach Italien zu senden; und dieser vergaß alle Kränkungen, die ihm vom Kaiserhofe angethan worden waren, und brach im April des Jahres 544 zum zweiten Male von Byzanz nach Italien auf. Doch mußte er seine besten Truppen zum Kriege gegen die Perser hergeben und brachte mit Mühe 4000 Mann zusammen, die er in Thracien anwarb und mit denen er zunächst nach Dalmatien marschierte. Von Salona aus schickte er dem von den Goten belagerten Otranto Entsatz, als eben die ausgehungerte Besatzung sich den Feinden ergeben wollte. Diese mußten nun unverrichteter Dinge abziehen, und Belisar ließ Otranto auf ein Jahr mit Lebensmitteln versorgen. Doch gelang es den weichenden Goten im offenen Felde die in der Umgegend plündernden Römer zu überfallen und ihnen einen empfindlichen Verlust beizubringen. Belisar fuhr darauf von Salona nach Pola in Istrien, wo er zuerst seine gänzlich ungeübten Truppen einschulen mußte. Später Totilas brachten diesem von hier aus die tröstliche Kunde, daß die Kriegsmacht Belisars höchst unbedeutend sei. Damals nahm der König die Stadt Tibur am Anio (Tivoli am Teverone) unfern von Rom ein, und zwar durch Verrat einiger Einwohner. Während die oströmische Besatzung sich

Digitized by Google

durch eilige Flucht größtenteils rettete, wurde die Bürgerschaft von den Goten unbarmherzig niedergehauen; ob dies gegen Totilas Willen geschah oder warum er von seiner sonstigen Milde abwich, ist unbekannt. Durch die Einnahme von Tibur wurde die Zufuhr abgeschnitten, die aus Tuscien auf dem Tiberstrom nach Rom geschafft zu werden pflegte.

Im Herbst 544 landete Belisar erst in Ravenna und betrat zum zweitenmal das Land seiner Siege, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Vergebens wandte er alle Mühe auf, die Italiker und Goten zu Ravenna auf seine Seite zu bringen; nicht ein Mann ward dem Totila untreu. Ja, ein Teil seiner Truppen, die illyrischen Söldner, wurden sogar fahnenflüchtig und eilten in ihre Heimat zurück; dem Kaiser ließen sie sagen, sie hätten ihre ganze Dienstzeit über keinen Sold erhalten. Dennoch gelang es dem Unterfeldherrn Vitalius Bologna zu besetzen und eine gotische Schar durch Hinterlist zu schlagen; wogegen ein Versuch, das von den Goten unter Totilas Anführung belagerte Auximum (Osimo) zu entsetzen, völlig mißglückte und den ausgesandten Truppen eine blutige Niederlage einbrachte. (Ende 544 oder Anfang 545.) Freilich vermochte Totila nicht zu hindern, daß Belisar das zerstörte Städtchen Pesaro wieder herstellte; doch waren Belisars Streitkräfte zu gering, um den offenen Kampf mit Totila aufzunehmen; sie mußten sich auf die Verteidigung der festen Plätze beschränken. Vergebens bestürmte Belisar den Kaiser, ihm Verstärkung zu schicken; denn ein Feldherr ohne Heer sei ein Unding. Totila nahm inzwischen die Festungen Firmum (Fermo) und Asculum (Ascoli) in Picenum ein, nötigte Spoletium (Spoleto) zur Übergabe und bemächtigte sich auch der Stadt Asisium (Assisi). So verging der Sommer; während Totila von einem Erfolg zum andern eilte, wartete Belisar ungeduldig auf die erhoffte Hülfe von Byzanz.

12. Totila vor und in Rom.

(Von 545 bis 547.)

Nun schritt Totila zur Belagerung Roms. Den Bauern in ganz Italien ließ er verkünden, es solle ihnen kein Leid widerfahren; sie sollten ruhig wie im Frieden ihre Felder bestellen; er werde sie vor jeder Unbill schützen. Nur die Grundsteuer erhob er und die Pachtgelder und Zinsen, die die Landbewohner bisher ihren jetzt ausgewanderten Gutsherren gezahlt hatten; er hatte ja an Statt des nach Byzanz entführten Königsschatzes einen neuen zu schaffen, wenn er sich die Macht erhalten wollte. Es war im Herbst 545, als er die ersten Schanzen vor Rom aufschlagen ließ. „Wie die gesamte Kriegsleitung Totilas viel mehr kluganstellige Findigkeit und rasche Beweglichkeit bekundet als die des Witichis — neben erlaubten

Digitized by Google

Kriegslisten und Hinterhalten verschmähte er allerdings auch die Ermordung hervorragender feindlicher Heerführer nicht —, so zumal die nun beginnende Einschließung und Belagerung Roms." (Dahn.) Freilich hatte er auch keinen Belisar sich gegenüber wie Witichis. Die Lust zu Ausfällen benahm er den Belagerten gleich zu Anfang. Als nämlich beim Anrücken der Goten gegen den ausdrücklichen Willen des Oberbefehlshabers der Stadt, Bessas, eine große Schar schlecht disciplinierter Leute auf die Goten hervorbrach, fiel sie in einen Hinterhalt und wurde fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Daher wagte es in Zukunft niemand mehr, sich vor den Mauern zu zeigen, so oft auch die Feinde den Kampf anboten. Die Folge war, daß die Römer, die keine Lebensmittel mehr hereinschaffen konnten, bald von heftiger Hungersnot bedrängt wurden, zumal Totila auch die Zufuhr zur See völlig abgeschnitten hatte. Denn nach der Einnahme von Neapel hatte er in den Gewässern zwischen Sicilien und der Westküste von Italien, insbesondere bei den äolischen (jetzt liparischen) Inseln ein Geschwader von vielen leichten Schiffen aufgestellt, welche den Verkehr scharf bewachten und alle Fahrzeuge, die von Sicilien aus nach den römischen Häfen segeln wollten, samt der Bemannung kaperten. Hieraus und aus dem Umstand, daß der König in mehreren festen Plätzen Besatzungen zurücklassen, ja sogar Placentia (Piacenza), die bedeutendste Stadt der Landschaft Ämilia, belagern lassen konnte, kann man entnehmen, wie schnell und beträchtlich die Menge der gotischen Streiter, die sich um ihn gesammelt hatte, inzwischen gewachsen war.

Mit großer Besorgnis vernahm Belisar, daß Totila Rom belagere. Die sehnlichst erwarteten Verstärkungen vom Kaiser wollten noch immer nicht eintreffen; ungeduldig verließ er Ravenna und fuhr nach Epidamnus, um die erhofften Hilfstruppen unterwegs noch abzufangen und so schnell als möglich mit ihnen nach Rom zu eilen. Umsonst! es kamen keine. Alles, was er thun konnte, war, daß er fünfhundert auserlesene Leute unter den Anführern Valentin und Phokas voraussandte, damit sie die in der Hafenstadt Portus liegende Besatzung verstärkten und diesen wichtigen Punkt gegen gotische Angriffe schützten, vielleicht auch, unter günstigen Umständen, selbst angriffsweise vorgingen. Valentin und Phokas kamen glücklich an und vereinigten ihre Truppen mit denen des Befehlshabers von Portus, Innocenz. Sofort nach ihrer Ankunft zeigten sie dem Bessas in Rom an, daß sie zu einer gewissen Zeit einen Überfall auf das gotische Lager wagen würden, und erbaten dazu seine Unterstützung. Bessas verfügte über die ansehnliche Zahl von 3000 Kriegern; trotzdem fand er an dem kühnen Plane keinen Gefallen, und als nun die mutigen Führer mit ihren 500 Männern sich plötzlich auf die gotischen Verschanzungen stürzten, und auch mehrere Feinde töteten, rührte sich in Rom nichts, und die Tapferen

Digitized by Google

mußten eiligst zurückkehren, kamen auch glücklich wieder nach Portus. Darauf sandten sie zum zweitenmal an Bessas, machten ihm bittre Vorwürfe und ließen ihm mitteilen, daß sie nun für einen zweiten Ausfall zu bestimmter Zeit ganz gewiß seine Hilfe erwarteten. Bessas wies aber das Ansinnen wiederum zurück. Dennoch wagten jene einen zweiten Angriff, fielen aber in einen Hinterhalt und büßten samt ihren besten Leuten das Leben ein. Nur wenigen gelang es, sich nach Portus zu retten.

Um dieselbe Zeit schickte der Erzbischof von Rom, Vigilius, der sich in Sicilien aufhielt, eine große Anzahl Schiffe mit Getreide beladen ab, in der Hoffnung, es werde den Schiffsleuten irgendwie gelingen, nach Rom hinein zu gelangen. Die Schiffe segelten also auf Portus zu. Aber die Goten erhielten davon Kunde, besetzten den Hafen und hielten sich hinter den Dämmen versteckt. Als dies die kleine Besatzung von Portus erblickte, stiegen alle auf die Wälle und wehten mit Tüchern, indem sie damit die Schiffe warnen wollten, weiter vorwärts zu kommen. Allein die Schiffsleute verstanden das Zeichen falsch, meinten, man bezeige ihnen nur Freude über ihr Kommen, und segelten daher mit günstigem Winde eiligst in den Hafen ein. Sofort sprangen die Goten vor, bemächtigten sich der Fahrzeuge und hieben die ganze Mannschaft nieder. Einen Bischof, der sich darunter befand, brachten sie gefangen vor Totila. Dieser begann ihn auszufragen, merkte aber bald, daß er sich aufs Lügen legte, und ließ ihm zur Strafe — mit einer Grausamkeit, die bei Totila befremdet — beide Hände abhauen.

Um dieselbe Zeit (April 546) ergab sich Piacenza, durch Hunger genötigt, den Goten. In Rom aber stieg die Not aufs höchste. Der Oberbefehlshaber Bessas, sonst ein tüchtiger Kriegsmann, that nicht nur nichts zur Befreiung der unglücklichen Stadt, sondern benutzte sogar, von schändlicher Habsucht und niedrigem Geiz verführt, die Notlage der Bürger dazu, sich zu bereichern, indem er mit allen Lebensmitteln einen wucherischen Handel trieb. Die ärmeren Bewohner nährten sich bereits von Katzen, Mäusen, Nesseln und Gras. Da beschloß man einen angesehenen Geistlichen, Namens Pelagius, an Totila abzusenden, damit er ihn um einen kurzen Waffenstillstand bitte; wenn nach Ablauf der Frist keine Hülfe vom Kaiser eintreffe, so wolle man sich samt der Stadt den Goten ergeben. Totila empfing den frommen Mann gütig und ehrfurchtsvoll. Ehe dieser aber seine Rede begann, sprach der König: „Alle Germanen achten und ehren die Heiligkeit des Gesandten, und ich zumal habe mirs zur Aufgabe gemacht, tugendhaften Männern stets mit Ehrerbietung zu begegnen. Aber eines muß bei aller Höflichkeit bestehen: Aufrichtigkeit! Falsche Redensarten sind die allerschnödeste Beleidigung, die ich mir denken kann. Darum, ehrwürdiger Mann, vernimm, ehe du sprichst, folgenden Rat! Rede mir

Digitized by Google

weder von den Sicilianern, noch von Roms Ringmauern, noch von den zu uns übergelaufenen Sklaven! Denn die Sicilianer haben die große Milde der Goten mit schnödem Undank vergolten, indem sie ohne alle Nötigung den Kaiserlichen die Thore öffneten; die römischen Ringmauern schützen unsre Feinde, die sich niemals zu ehrlichem Kampfe stellen, sondern uns mit allerlei Hinterlist schädigen, solches aber muß in Zukunft unmöglich gemacht werden; den Sklaven aber, die von euch zu uns übergelaufen sind, haben wir versprochen, sie niemals ihren alten Herren und Peinigern auszuliefern, und einen Treubruch auf uns zu laden, dünkte mich eine unauslöschliche Schmach." Auf diese Worte erwiderte Pelagius, er möge jetzt gar nicht mehr seine Bitte vorbringen; denn wenn der König schon den Sicilianern so heftig zürne, was dürften dann die Römer von ihm hoffen; er müsse ihre Sache Gott anheimstellen. Damit kehrte er unverrichteter Dinge nach Rom zurück, wo das Elend und die Verzweiflung immer fürchterlicher hauste. Wer noch in den Besitz eines gefallenen Tieres gelangen konnte, ward glücklich gepriesen und beneidet. Die meisten nährten sich nur noch von gekochten Nesseln. Dabei schwand ihnen das Fleisch von den Knochen, die Haut färbte sich grünlich; wie Schatten wankten die abgezehrten Gestalten umher. Viele sanken tot hin, während sie eben noch einherschlichen, viele gaben sich selbst den Tod. Einen Vater flehten seine fünf Kinder in den rührendsten Ausdrücken um ein Stück Brot an. Da vermochte er den Jammer nicht länger zu ertragen. Er ging mit seinen Kindern auf die Tiberbrücke, küßte und umarmte sie der Reihe nach, verhüllte dann sein Haupt und stürzte sich vor ihren Augen in den Fluß. Und angesichts solches herzerreißenden Elends ließ sich der unbarmherzige Bessas die Erlaubnis, die Stadt zu verlassen, mit schwerem Gelde abkaufen. Dennoch blieben nur fünfhundert von allen Bewohnern der Weltstadt, die übrigen, soweit sie nicht schon dem Hunger erlegen waren, flüchteten sich; aber auch von diesen starben viele unterwegs an völliger Entkräftung. So hart mußte das Volk für die Treulosigkeit büßen, mit der es den Goten ihre Milde gelohnt hatte.

Endlich waren bei Belisar in Epidamnus die längst erwarteten Verstärkungen eingetroffen. Der Oberfeldherr schickte den Johannes mit der Hauptschar nach Unteritalien, damit er von da nach Rom vordringe und sich dort mit ihm vereinige; denn er selbst wollte zu Wasser dahin reisen. Als Belisar mit seiner Flotte vor Hydrus (Otranto) anlangte, glaubten die Goten, welche diese Stadt belagerten, er beabsichtigte, die Festung zu entsetzen, hoben deshalb die Belagerung auf und zogen sich nach Brundusium (Brindisi), zwei Tagereisen von Otranto, zurück. Totila sandte den Befehl, man solle die Übergänge von Kalabrien nach dem Nordwesten scharf bewachen. Als aber Belisar unerwartet von Otranto weiter-

Digitized by Google

segelte, wurden die Goten sorglos. Daher gelang es dem Johannnes, der kurz darauf in Kalabrien landete, die nichts ahnenden Goten zu überfallen und ihnen eine so empfindliche Niederlage beizubringen, daß der Rest nach Rom zu Totila floh. Unterdes ergab sich Kalabrien dem Johannes, der nicht mit großen Verheißungen sparte, daß alle Unordnungen und Übergriffe von seiten der kaiserlichen Truppen unterbleiben und die Einwohner in den besonderen Schutz des Kaisers genommen werden sollten. Diesen Italikern galten die Goten doch schließlich als Ketzer und Barbaren, und deshalb fielen sie ohne Gewissensbisse sofort von ihnen ab. So konnte Johannes ohne Schwertstreich bis in die Mitte von Apulien zur Stadt Canusium vordringen; hier aber ließ er sich durch dreihundert Reiter, die Totila eiligst zur Bewachung von Capua abgesandt hatte, von weiterem Vorschreiten abschrecken und zog es vor, den äußersten Süden der Halbinsel, die Landschaften Lukanien und Bruttium, zu unterwerfen, ein leichtes Unternehmen, da er fast keinem Widerstand begegnete. Im südlichen Apulien machte er schließlich halt und blieb hier unthätig liegen, während Belisar mit Ungeduld auf ihn wartete.

Der Oberfeldherr war Ende Mai (546) in Portus vor Anker gegangen. Von hier aus gedachte er Rom zu entsetzen; aber die Schwierigkeiten, auf die er stieß, waren über Erwarten groß. Um den Tiberstrom völlig zu sperren und alle Zufuhr von Portus aus unmöglich zu machen, hatte Totila an einer Stromenge unterhalb Roms eine Art Brücke anlegen lassen, die, aus gewaltigen, querüber gelegten Baumstämmen bestehend, die Ufer miteinander verband und zugleich alle Fahrzeuge auf dem Fluß aufhielt. Hüben wie drüben war außerdem ein hölzerner Turm errichtet und mit streitbaren Männern besetzt. Zudem war Belisars Heer nur klein, Johannes ließ ihn im Stich, und Bessas rührte sich nicht, ja er suchte die Belagerung recht geflissentlich in die Länge zu ziehen, um sein Getreide für unverschämte Preise an die Hungernden losschlagen und für die Erlaubnis der Auswanderung hohe Geldsummen erpressen zu können. Trotzdem machte Belisar den Versuch, auf eigene Hand Rom mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Er sprengte glücklich eine Kette, welche die Goten unterhalb ihrer Sperrbrücke über den Fluß gespannt hatten, und verbrannte zweihundert Goten, die die Besatzung des einen Brückenturmes bildeten. Aber als er eben zum Angriff auf die Brücke selbst schreiten wollte, ward ihm gemeldet, daß der Unterfeldherr, dem er inzwischen die Bewachung von Portus anvertraut hatte, gegen seinen Befehl einen Ausfall auf die Goten unternommen habe und in Gefangenschaft geraten sei. Dieser Umstand vereitelte Belisars Unternehmung, weil er den einzigen festen Punkt, der ihm den Rückzug sicherte, nicht schutzlos preisgeben durfte und also eiligst nach Portus zurückkehren mußte. Der Ärger über das Mißlingen

Digitized by Google

seines Planes warf überdies den wackeren Feldherrn in ein heftiges Fieber, das ihn dem Tode nahebrachte.

In Rom sank infolge dessen selbst den Mutigsten die Hoffnung völlig, und das Schicksal der verödeten Stadt mußte sich endlich entscheiden, da das Elend nicht mehr zu ertragen war. Vier kaiserliche Soldaten, Isaurier, die am asinarischen Thore die Nachtwache hatten, ließen sich in der Dunkelheit an Seilen von der Mauer herab und begaben sich zu Totila, dem sie versprachen, ihn und sein Heer in die Stadt einzulassen. Nichts sei leichter als das, da es nur ganz wenig Wachtposten gebe, um die sich zudem kein Mensch kümmere; weil sie nicht abgelöst würden, schliefen sie, wenn es ihnen beliebe; von den wenigen Bürgern, die noch in der Stadt weilten, sei keiner imstande, den Nachtdienst zu versehen. Totila, der eine Hinterlist fürchtete, schickte zunächst zwei Goten mit ihnen an den Ort, wo nach ihrer Angabe der Eintritt in die Stadt möglich war. Dort kletterten alle sechs an den Stricken, die die Isaurier hatten hängen lassen, auf die Brustwehr, ohne daß jemand sie bemerkte. Oben zeigten ihnen die Wächter genau, wie sie herauf und wieder hinunter gelangen konnten. Die beiden Goten merkten sich alles und kehrten zu Totila zurück. Als dieser ihren Bericht vernahm, freute er sich, doch traute er in weiser Vorsicht immer noch nicht ganz. Die vier Isaurier kamen nach wenigen Tagen wieder zu ihm und forderten ihn zu raschem Handeln auf. Er schickte abermals zwei Leute mit ihnen, denen es wie den ersten erging. Und auch ein drittes Mal lief alles genau ebenso ab. Nun beschloß der König, die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Im Dunkel der Nacht berief er in aller Stille sein Heer unter die Waffen und führte es vor jenes Thor. Hier erklommen vier tapfere Goten an den Seilen, welche die Verräter herabließen, die Brustwehr, liefen, ohne ein Hindernis zu finden, zum Thore hinab, zerschlugen die Riegelbalken mit Beilen und öffneten die Thorflügel. In geschlossenen Reihen rückte das Gotenheer in die Stadt ein; denn der König, noch immer einen Hinterhalt argwöhnend, duldete kein Umherschwärmen. Bei der Verwirrung und dem Lärm, der sich natürlich nach und nach erhob, flohen die kaiserlichen Soldaten samt ihrem schändlichen Befehlshaber zu einem andern Thore hinaus. Wenige, die sich schämen mochten so ehrlos zu entwischen, blieben zurück; die meisten von ihnen suchten in den Kirchen ihre Zuflucht, in denen sich auch die fünfhundert Einwohner, die den Rest der römischen Stadtbevölkerung bildeten, geborgen hatten. Schon in der Nacht wurde Totila vom Entkommen des Bessas*)

*) Wie gewissenlos dieser sein Amt verwaltet hatte, dafür sei noch ein Beweis hier angeführt. Wenige Tage vor dem Fall der Stadt stieß eine große Anzahl römischer Soldaten, die auf Kundschaft vor die Mauern hinausgezogen waren, auf zehn Goten, die sie gefangen nahmen und zu Bessas führten. Dieser erkundigte sich

Digitized by Google

benachrichtigt und gefragt, ob er ihn nicht verfolgen lassen wolle; er aber war erfreut über diese Kunde und verbot, dem Flüchtigen nachzusetzen, indem er sagte: „Was kann dem Menschen Erfreulicheres geschehen, als daß seine Feinde vor ihm fliehen?“

Endlich brach der lichte Tag an, und damit schwand jeder Grund, einen Hinterhalt zu fürchten. Nun begab sich Totila zu Fuß in die Kirche des Apostels Petrus, um zu beten und Gott für sein Glück zu danken. Seine Krieger aber zerstreuten sich plündernd durch die menschenleeren Straßen der Stadt. Wer sich widersetzte, wurde niedergehauen; so starben sechsundzwanzig von den zurückgebliebenen Söldnern und sechzig aus dem Volke. Als der fromme Held die Kirche betrat, kam ihm Pelagius, das Allerheiligste in den Händen tragend, entgegen und sprach demütig flehend: „O, Herr, schone der Deinen!“ Und als Totila mit spöttischer Miene sagte: „Jetzt also, Pelagius, nahst du als Schutzflehender?“ antwortete jener: „Ja, Herr; denn Gott hat mich zu deinem Knecht gemacht. Du aber schone deiner Unterthanen!“ Da erhörte Totila seine Bitte und ließ sofort den Befehl an seine Goten ergehen, daß kein einziger Römer mehr an seinem Leib geschädigt werde. Von der Beute sollten sie ihm das Kostbarste für den Königsschatz aussuchen, das übrige nach Gutdünken unter sich teilen. Man fand auch noch vieles Wertvolle; die reichste Beute aber machte man im Hause des Bessas; denn dieser Unselige hatte das Sündengeld, das er auf so gewissenlose Weise zusammengescharrt hatte, in der Todesangst zurückgelassen. Es wird erzählt, so groß sei das Elend gewesen, das dieser Gottlose über die Stadt brachte, daß viele vornehme Römer sich in Sklavenkleider hüllten und bei den Goten um Speise bettelten, um nicht Hungers zu sterben. Sie wurden ihrer Bitten reichlich gewährt. Unter diesen Unglücklichen entdeckten die Goten auch die Witwe des Boëthius, Rusticiana, die Tochter des Symmachus. Diese führten sie vor den König und erhoben Klage gegen die alte Frau: sie habe bekanntermaßen die Standbilder des großen Theoderich zerstören lassen, um so die Hinrichtung ihres Gatten und ihres Vaters zu rächen; darum sei sie des Todes schuldig. Aber Totila duldete nicht, daß ihr ein Haar gekrümmt wurde, und sorgte auch dafür, daß keine einzige Frau noch Jungfrau eine Kränkung an ihrer Ehre erfuhr.

Am nächsten Tage berief der König, der jetzt auf der Höhe seines Glückes stand, alle seine Goten vor sich und sprach Worte zu ihnen, die ihm zu hoher Ehre gereichen. „Ich habe euch, liebe Kampfgenossen“, so redete er sie an, „hier versammelt, nicht um euch etwas Neues zu verkünden,

bei den Gefangenen, was Totila im Sinn führe. Die Goten antworteten, er lebe der Hoffnung, daß ihm einige Isaurier die Stadt übergeben werden. Trotzdem traf Bessas nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln.

Digitized by Google

sondern um etwas zu sagen, was ihr schon oft von mir gehört habt. Ihr habt es immer beherzigt, und darum ist euch großes Glück zuteil geworden. So werdet ihr denn auch diesmal es nicht an Aufmerksamkeit fehlen lassen. Ich gebe euch dies zu bedenken: vormals rückten wir zu zweimalhunderttausend Mann in den Kampf und besaßen überschwenglichen Reichtum an Schätzen, Rossen und andern Dingen, dazu die weisesten und ältesten Ratgeber, und dennoch wurden wir von siebentausend griechischen Soldknechten besiegt, der Macht und aller Herrlichkeit beraubt. Und jetzt, da wir nur noch ein kleiner Rest des großen Gotenvolkes sind, dazu entblößt, in Mangel und Armut und unerfahren in allen Dingen, jetzt haben wir das Glück gehabt die weitüberlegenen Feinde überall, wo wir sie trafen, zu bezwingen. So ist es geschehen, das wißt ihr; aber wißt ihr auch, warum es so geschehen ist? Vormals hat unser Volk die Rechtschaffenheit und Tugend zu wenig geschätzt und sich mancher Härte und Gewaltthat gegen Unterworfene schuldig gemacht. Deshalb zog Gott mit unsern Feinden wider uns in den Kampf, und deshalb wurden wir — an Menge, Tapferkeit und Kampfbereitschaft den schwächlichen Gegnern weit überlegen — dennoch von diesen besiegt. Nun wollen wir uns vor Sünde hüten, damit wir nicht wiederum Gottes Zorn auf uns laden; denn nur wer gerecht und milde gegen seine Mitmenschen ist, erwirbt Gottes Wohlgefallen, und an Gottes Wohlgefallen ist alles gelegen. Wohlan denn! so lasset uns gegeneinander und gegen unsere Unterthanen Güte und Gerechtigkeit üben; dann wird es uns immer wohlgehen!" Anders sprach Totila zu den römischen Senatoren, denen er in ernster, bitterer Rede ihren schnöden Undank vorhielt; nur Wohlthaten hätten sie von Theoderich und seinen Nachfolgern genossen; von Ansehen und Reichtum umgeben, wären sie von den Goten an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt worden; und mit nichts hätten sie ihren Wohlthätern vergolten als mit Undank, Abfall und Verrat. Zornig fragte er sie, ob sie je von den Goten etwas Übles erduldet hätten, ob ihnen je vom Kaiser eine Gutthat erwiesen worden wäre. Er hielt ihnen vor, daß es gerade kaiserliche Beamte gewesen, die sie ihrer Ämter entsetzt, durch den Krieg um alles gebracht, durch den schändlichsten Geiz ins Elend gestürzt hätten. Zitternd und demütig standen die so Angeredeten vor dem mit Recht ergrimmten Herrscher und wußten kein Wort zu ihrer Verteidigung vorzubringen. Pelagius aber legte bei ihm für die tiefgebeugten Männer Fürbitte ein, bis der König auch ihnen Schonung und Milde gelobte und sie durch freundlichen Zuspruch wieder aufrichtete. (Spätjahr 546.)

Der kluge und wohlwollende Fürst gab hierauf einen neuen Beweis seiner echten Herrscherweisheit, indem er, die Segnungen des Friedens über den Ruhm der Schlachten stellend, den Pelagius nebst einem angesehenen Rechtsanwalt in Rom, Namens Theodorus, nach Byzanz zum Kaiser

Digitized by Google

guten Menschen und wahren Christen erwarb, raubten die Obersten und Soldaten des kaiserlichen Heeres den Landleuten ihr Eigentum und überließen sich gänzlich ihrer Frechheit und ihren schamlosen Lüsten, so daß ihr Übermut keine Grenzen zu kennen schien. Was Wunder, daß die Italiker diese ihre „Befreier vom gotischen Joch" haßten und, wie Prokop bezeugt, sich nach der Herrschaft des milden Totila geradezu sehnten? Ihn hatte das Glück, das gemeine Menschen zu Übermut und Gewissenlosigkeit verführt, nur dazu angespornt, sich durch Edelmut, Treue und Gerechtigkeit solches Glücks und des Königsnamens würdig zu erweisen; unter seinem Zepter ließ es sich ohne Zweifel lieblich wohnen. Aber das Verhängnis wollte nicht, daß Goten und Italiker eines solchen glücklichen Zustandes sich auf die Dauer erfreuen sollten.

Totila sandte nach der Einnahme von Neapel folgendes merkwürdige*) Schreiben an den Senat in Rom: „Wer nur aus Unbesonnenheit oder Vergeßlichkeit seinen Nächsten beleidigt, der verdient, daß ihm verziehen werde; wer aber mit Vorbedacht einen andern kränkt, für den giebt es keine Entschuldigung, denn er ist nicht bloß einer schlechten That, sondern auch einer schlechten Gesinnung schuldig. Erwäget dies, liebe Römer, und dann prüfet euer Verhalten gegen die Goten. Habt ihr etwa keine Wohlthaten von Theoderich und Amalaswintha erfahren, oder sind sie durch die Länge der Zeit in Vergessenheit geraten? Keines von beiden! Wahrlich nicht in geringem Grade oder nur bei seltenen Gelegenheiten haben jene euch mit Huld und Gnade überschüttet, sondern unermüdlich, vor aller Augen und erst in jüngster Zeit.**) Aber die musterhafte Aufführung der Oströmer kennet ihr nicht nur von Hörensagen, sondern auch aus eigener Erfahrung. Freundlich und gastfrei habt ihr sie aufgenommen, aber was für Freunde, was für Gäste ihr an ihnen fandet, nun, das wisset ihr selber. Soll ich euch an die Rechnungen Alexanders erinnern? oder von den byzantinischen Soldaten und ihren Heerführern reden, deren gütige Gesinnung und Großherzigkeit ihr gekostet habt, durch deren bekannte Tapferkeit ihr in eure jetzige schlimme Lage gekommen seid? Glaube keiner, ich spräche aus jugendlichem Ehrgeiz oder barbarischem Übermut solche Worte; denn ich behaupte nicht, daß die Besiegung dieser Menschen unser Werk und unser Verdienst sei; ich bin vielmehr der Überzeugung, daß Gott sie nur zur Strafe für die an euch verübten Missethaten unsern Waffen unterliegen ließ. Ist es nun nicht gänzlich verkehrt und widersinnig, wenn ihr, um derentwillen sie der göttlichen Rache anheim gefallen sind, euch geduldig ihren Schändlichkeiten füget und die Hand zurückstoßt, die euch von diesen

*) Merkwürdig besonders durch die Ironie in der Form bei so tiefem Ernst der Gesinnung.

**) Seit Amalaswinthas Tod war kaum ein Jahrzehnt vergangen.

Digitized by Google

Bedrängern befreien will? Lasset ab von solchem ungereimten Thun? Nehmet vielmehr für euch die Gelegenheit wahr, wieder gut zu machen, was ihr gegen uns gefehlt habt, und bietet uns eine Veranlassung, euch zu verzeihen. Dies könnt und werdet ihr aber thun, wenn ihr nicht länger in thörichter Hoffnung bis zum Ende dieses Krieges wartet, sondern sogleich und ohne Zögern die bessere Sache ergreifet. Dann werdet ihr alles Unrecht, das ihr wider uns begangen habt, wieder gut machen." Dieses Schreiben übergab Totila einigen römischen Gefangenen, schickte sie damit nach Rom und befahl ihnen, es den Senatoren einzuhändigen. Sie thaten dies auch, aber Johannes, damals noch Befehlshaber in Rom, verbot dem Senate, eine Antwort an Totila abzufassen. Da ließ Totila einen neuen Brief in vielen Abschriften aufzeichnen, in dem er mit den feierlichsten Eiden beschwor, daß kein Gote irgend einem Römer jemals das geringste Leid zufügen werde. Wer diese Schreiben nach Rom brachte, ist unbekannt; genug, eines Morgens lasen die Bürger in Rom in den belebtesten Gegenden der Stadt an Straßenecken und Plätzen die Verheißungen des Gotenkönigs. Der Verdacht der Kriegsbehörden lenkte sich auf die arianischen Priester, die sofort ohne Untersuchung aus der Stadt gejagt wurden. Als Totila dies vernahm, entsandte er einen Teil seiner Scharen nach der Seestadt Hydrus (Otranto), um diesen gewöhnlichen Landungsort der byzantinischen Flotte zu erobern. Er selbst aber beschloß mit dem größten Teil seines Heeres die Belagerung Roms.

Da sah sich Justinian endlich gezwungen, der wieder auflebenden Macht der Goten kräftigen Widerstand zu leisten und den Belisar, der ohne Ehrenerweisungen in Byzanz lebte, zum zweiten Male nach Italien zu senden; und dieser vergaß alle Kränkungen, die ihm vom Kaiserhofe angethan worden waren, und brach im April des Jahres 544 zum zweiten Male von Byzanz nach Italien auf. Doch mußte er seine besten Truppen zum Kriege gegen die Perser hergeben und brachte mit Mühe 4000 Mann zusammen, die er in Thracien anwarb und mit denen er zunächst nach Dalmatien marschierte. Von Salona aus schickte er dem von den Goten belagerten Otranto Entsatz, als eben die ausgehungerte Besatzung sich den Feinden ergeben wollte. Diese mußten nun unverrichteter Dinge abziehen, und Belisar ließ Otranto auf ein Jahr mit Lebensmitteln versorgen. Doch gelang es den weichenden Goten im offenen Felde die in der Umgegend plündernden Römer zu überfallen und ihnen einen empfindlichen Verlust beizubringen. Belisar fuhr darauf von Salona nach Pola in Istrien, wo er zuerst seine gänzlich ungeübten Truppen einschulen mußte. Späher Totilas brachten diesem von hier aus die tröstliche Kunde, daß die Kriegsmacht Belisars höchst unbedeutend sei. Damals nahm der König die Stadt Tibur am Anio (Tivoli am Teverone) unfern von Rom ein, und zwar durch Verrat einiger Einwohner. Während die oströmische Besatzung sich

Digitized by Google

durch eilige Flucht größtenteils rettete, wurde die Bürgerschaft von den Goten unbarmherzig niedergehauen; ob dies gegen Totilas Willen geschah oder warum er von seiner sonstigen Milde abwich, ist unbekannt. Durch die Einnahme von Tibur wurde die Zufuhr abgeschnitten, die aus Tuscien auf dem Tiberstrom nach Rom geschafft zu werden pflegte.

Im Herbst 544 landete Belisar erst in Ravenna und betrat zum zweitenmal das Land seiner Siege, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Vergebens wandte er alle Mühe auf, die Italiker und Goten zu Ravenna auf seine Seite zu bringen; nicht ein Mann ward dem Totila untreu. Ja, ein Teil seiner Truppen, die illyrischen Söldner, wurden sogar fahnenflüchtig und eilten in ihre Heimat zurück; dem Kaiser ließen sie sagen, sie hätten ihre ganze Dienstzeit über keinen Sold erhalten. Dennoch gelang es dem Unterfeldherrn Vitalius Bologna zu besetzen und eine gotische Schar durch Hinterlist zu schlagen; wogegen ein Versuch, das von den Goten unter Totilas Anführung belagerte Auximum (Osimo) zu entsetzen, völlig mißglückte und den ausgesandten Truppen eine blutige Niederlage einbrachte. (Ende 544 oder Anfang 545.) Freilich vermochte Totila nicht zu hindern, daß Belisar das zerstörte Städtchen Pesaro wieder herstellte; doch waren Belisars Streitkräfte zu gering, um den offenen Kampf mit Totila aufzunehmen; sie mußten sich auf die Verteidigung der festen Plätze beschränken. Vergebens bestürmte Belisar den Kaiser, ihm Verstärkung zu schicken; denn ein Feldherr ohne Heer sei ein Unding. Totila nahm inzwischen die Festungen Firmum (Fermo) und Asculum (Ascoli) in Picenum ein, nötigte Spoletium (Spoleto) zur Übergabe und bemächtigte sich auch der Stadt Asisium (Assisi). So verging der Sommer; während Totila von einem Erfolg zum andern eilte, wartete Belisar ungeduldig auf die erhoffte Hülfe von Byzanz.

12. Totila vor und in Rom.

(Von 545 bis 547.)

Nun schritt Totila zur Belagerung Roms. Den Bauern in ganz Italien ließ er verkünden, es solle ihnen kein Leid widerfahren; sie sollten ruhig wie im Frieden ihre Felder bestellen; er werde sie vor jeder Unbill schützen. Nur die Grundsteuer erhob er und die Pachtgelder und Zinsen, die die Landbewohner bisher ihren jetzt ausgewanderten Gutsherren gezahlt hatten; er hatte ja an Statt des nach Byzanz entführten Königsschatzes einen neuen zu schaffen, wenn er sich die Macht erhalten wollte. Es war im Herbst 545, als er die ersten Schanzen vor Rom aufschlagen ließ. „Wie die gesamte Kriegsleitung Totilas viel mehr kluganstellige Findigkeit und rasche Beweglichkeit bekundet als die des Witichis — neben erlaubten

Digitized by Google

Kriegslisten und Hinterhalten verschmähte er allerdings auch die Ermordung hervorragender feindlicher Heerführer nicht —, so zumal die nun beginnende Einschließung und Belagerung Roms." (Dahn.) Freilich hatte er auch keinen Belisar sich gegenüber wie Witichis. Die Lust zu Ausfällen benahm er den Belagerten gleich zu Anfang. Als nämlich beim Anrücken der Goten gegen den ausdrücklichen Willen des Oberbefehlshabers der Stadt, Bessas, eine große Schar schlecht disciplinierter Leute auf die Goten hervorbrach, fiel sie in einen Hinterhalt und wurde fast bis auf den letzten Mann niedergehauen. Daher wagte es in Zukunft niemand mehr, sich vor den Mauern zu zeigen, so oft auch die Feinde den Kampf anboten. Die Folge war, daß die Römer, die keine Lebensmittel mehr hereinschaffen konnten, bald von heftiger Hungersnot bedrängt wurden, zumal Totila auch die Zufuhr zur See völlig abgeschnitten hatte. Denn nach der Einnahme von Neapel hatte er in den Gewässern zwischen Sicilien und der Westküste von Italien, insbesondere bei den äolischen (jetzt liparischen) Inseln ein Geschwader von vielen leichten Schiffen aufgestellt, welche den Verkehr scharf bewachten und alle Fahrzeuge, die von Sicilien aus nach den römischen Häfen segeln wollten, samt der Bemannung kaperten. Hieraus und aus dem Umstand, daß der König in mehreren festen Plätzen Besatzungen zurücklassen, ja sogar Placentia (Piacenza), die bedeutendste Stadt der Landschaft Ämilia, belagern lassen konnte, kann man entnehmen, wie schnell und beträchtlich die Menge der gotischen Streiter, die sich um ihn gesammelt hatte, inzwischen gewachsen war.

Mit großer Besorgnis vernahm Belisar, daß Totila Rom belagere. Die sehnlichst erwarteten Verstärkungen vom Kaiser wollten noch immer nicht eintreffen; ungeduldig verließ er Ravenna und fuhr nach Epidamnus, um die erhofften Hilfstruppen unterwegs noch abzufangen und so schnell als möglich mit ihnen nach Rom zu eilen. Umsonst! es kamen keine. Alles, was er thun konnte, war, daß er fünfhundert auserlesene Leute unter den Anführern Valentin und Phokas vorausandte, damit sie die in der Hafenstadt Portus liegende Besatzung verstärkten und diesen wichtigen Punkt gegen gotische Angriffe schützten, vielleicht auch, unter günstigen Umständen, selbst angriffsweise vorgingen. Valentin und Phokas kamen glücklich an und vereinigten ihre Truppen mit denen des Befehlshabers von Portus, Innocenz. Sofort nach ihrer Ankunft zeigten sie dem Bessas in Rom an, daß sie zu einer gewissen Zeit einen Überfall auf das gotische Lager wagen würden, und erbaten dazu seine Unterstützung. Bessas verfügte über die ansehnliche Zahl von 3000 Kriegern; trotzdem fand er an dem kühnen Plane keinen Gefallen, und als nun die mutigen Führer mit ihren 500 Männern sich plötzlich auf die gotischen Verschanzungen stürzten, und auch mehrere Feinde töteten, rührte sich in Rom nichts, und die Tapferen

Digitized by Google

mußten eiligst zurückkehren, kamen auch glücklich wieder nach Portus. Darauf sandten sie zum zweitenmal an Bessas, machten ihm bittre Vorwürfe und ließen ihm mitteilen, daß sie nun für einen zweiten Ausfall zu bestimmter Zeit ganz gewiß seine Hilfe erwarteten. Bessas wies aber das Ansinnen wiederum zurück. Dennoch wagten jene einen zweiten Angriff, fielen aber in einen Hinterhalt und büßten samt ihren besten Leuten das Leben ein. Nur wenigen gelang es, sich nach Portus zu retten.

Um dieselbe Zeit schickte der Erzbischof von Rom, Vigilius, der sich in Sicilien aufhielt, eine große Anzahl Schiffe mit Getreide beladen ab, in der Hoffnung, es werde den Schiffsleuten irgendwie gelingen, nach Rom hinein zu gelangen. Die Schiffe segelten also auf Portus zu. Aber die Goten erhielten davon Kunde, besetzten den Hafen und hielten sich hinter den Dämmen versteckt. Als dies die kleine Besatzung von Portus erblickte, stiegen alle auf die Wälle und wehten mit Tüchern, indem sie damit die Schiffe warnen wollten, weiter vorwärts zu kommen. Allein die Schiffsleute verstanden das Zeichen falsch, meinten, man bezeige ihnen nur Freude über ihr Kommen, und segelten daher mit günstigem Winde eiligst in den Hafen ein. Sofort sprangen die Goten vor, bemächtigten sich der Fahrzeuge und hieben die ganze Mannschaft nieder. Einen Bischof, der sich darunter befand, brachten sie gefangen vor Totila. Dieser begann ihn auszufragen, merkte aber bald, daß er sich aufs Lügen legte, und ließ ihm zur Strafe — mit einer Grausamkeit, die bei Totila befremdet — beide Hände abhauen.

Um dieselbe Zeit (April 546) ergab sich Piacenza, durch Hunger genötigt, den Goten. In Rom aber stieg die Not aufs höchste. Der Oberbefehlshaber Bessas, sonst ein tüchtiger Kriegsmann, that nicht nur nichts zur Befreiung der unglücklichen Stadt, sondern benutzte sogar, von schändlicher Habsucht und niedrigem Geiz verführt, die Notlage der Bürger dazu, sich zu bereichern, indem er mit allen Lebensmitteln einen wucherischen Handel trieb. Die ärmeren Bewohner nährten sich bereits von Katzen, Mäusen, Nesseln und Gras. Da beschloß man einen angesehenen Geistlichen, Namens Pelagius, an Totila abzusenden, damit er ihn um einen kurzen Waffenstillstand bitte; wenn nach Ablauf der Frist keine Hülfe vom Kaiser eintreffe, so wolle man sich samt der Stadt den Goten ergeben. Totila empfing den frommen Mann gütig und ehrfurchtsvoll. Ehe dieser aber seine Rede begann, sprach der König: „Alle Germanen achten und ehren die Heiligkeit des Gesandten, und ich zumal habe mirs zur Aufgabe gemacht, tugendhaften Männern stets mit Ehrerbietung zu begegnen. Aber eines muß bei aller Höflichkeit bestehen: Aufrichtigkeit! Falsche Redensarten sind die allerschnödeste Beleidigung, die ich mir denken kann. Darum, ehrwürdiger Mann, vernimm, ehe du sprichst, folgenden Rat! Rede mir

Digitized by Google

weder von den Sicilianern, noch von Roms Ringmauern, noch von den zu uns übergelaufenen Sklaven! Denn die Sicilianer haben die große Milde der Goten mit schnödem Undank vergolten, indem sie ohne alle Nötigung den Kaiserlichen die Thore öffneten; die römischen Ringmauern schützen unsre Feinde, die sich niemals zu ehrlichem Kampfe stellen, sondern uns mit allerlei Hinterlist schädigen, solches aber muß in Zukunft unmöglich gemacht werden; den Sklaven aber, die von euch zu uns übergelaufen sind, haben wir versprochen, sie niemals ihren alten Herren und Peinigern auszuliefern, und einen Treubruch auf uns zu laden, dünkte mich eine unauslöschliche Schmach." Auf diese Worte erwiderte Pelagius, er möge jetzt gar nicht mehr seine Bitte vorbringen; denn wenn der König schon den Sicilianern so heftig zürne, was dürften dann die Römer von ihm hoffen; er müsse ihre Sache Gott anheimstellen. Damit kehrte er unverrichteter Dinge nach Rom zurück, wo das Elend und die Verzweiflung immer fürchterlicher hauste. Wer noch in den Besitz eines gefallenen Tieres gelangen konnte, ward glücklich gepriesen und beneidet. Die meisten nährten sich nur noch von gekochten Nesseln. Dabei schwand ihnen das Fleisch von den Knochen, die Haut färbte sich grünlich; wie Schatten wankten die abgezehrten Gestalten umher. Viele sanken tot hin, während sie eben noch einherschlichen, viele gaben sich selbst den Tod. Einen Vater flehten seine fünf Kinder in den rührendsten Ausdrücken um ein Stück Brot an. Da vermochte er den Jammer nicht länger zu ertragen. Er ging mit seinen Kindern auf die Tiberbrücke, küßte und umarmte sie der Reihe nach, verhüllte dann sein Haupt und stürzte sich vor ihren Augen in den Fluß. Und angesichts solches herzerreißenden Elends ließ sich der unbarmherzige Bessas die Erlaubnis, die Stadt zu verlassen, mit schwerem Gelde abkaufen. Dennoch blieben nur fünfhundert von allen Bewohnern der Weltstadt, die übrigen, soweit sie nicht schon dem Hunger erlegen waren, flüchteten sich; aber auch von diesen starben viele unterwegs an völliger Entkräftung. So hart mußte das Volk für die Treulosigkeit büßen, mit der es den Goten ihre Milde gelohnt hatte.

Endlich waren bei Belisar in Epidamnus die längst erwarteten Verstärkungen eingetroffen. Der Oberfeldherr schickte den Johannes mit der Hauptschar nach Unteritalien, damit er von da nach Rom vordringe und sich dort mit ihm vereinige; denn er selbst wollte zu Wasser dahin reisen. Als Belisar mit seiner Flotte vor Hydrus (Otranto) anlangte, glaubten die Goten, welche diese Stadt belagerten, er beabsichtigte, die Festung zu entsetzen, hoben deshalb die Belagerung auf und zogen sich nach Brundusium (Brindisi), zwei Tagereisen von Otranto, zurück. Totila sandte den Befehl, man solle die Übergänge von Kalabrien nach dem Nordwesten scharf bewachen. Als aber Belisar unerwartet von Otranto weiter-

Digitized by Google

segelte, wurden die Goten sorglos. Daher gelang es dem Johannnes, der kurz darauf in Kalabrien landete, die nichts ahnenden Goten zu überfallen und ihnen eine so empfindliche Niederlage beizubringen, daß der Rest nach Rom zu Totila floh. Unterdes ergab sich Kalabrien dem Johannes, der nicht mit großen Verheißungen sparte, daß alle Unordnungen und Übergriffe von seiten der kaiserlichen Truppen unterbleiben und die Einwohner in den besonderen Schutz des Kaisers genommen werden sollten. Diesen Italikern galten die Goten doch schließlich als Ketzer und Barbaren, und deshalb fielen sie ohne Gewissensbisse sofort von ihnen ab. So konnte Johannes ohne Schwertstreich bis in die Mitte von Apulien zur Stadt Canusium vordringen; hier aber ließ er sich durch dreihundert Reiter, die Totila eiligst zur Bewachung von Capua abgesandt hatte, von weiterem Vorschreiten abschrecken und zog es vor, den äußersten Süden der Halbinsel, die Landschaften Lukanien und Bruttium, zu unterwerfen, ein leichtes Unternehmen, da er fast keinem Widerstand begegnete. Im südlichen Apulien machte er schließlich halt und blieb hier unthätig liegen, während Belisar mit Ungeduld auf ihn wartete.

Der Oberfeldherr war Ende Mai (546) in Portus vor Anker gegangen. Von hier aus gedachte er Rom zu entsetzen; aber die Schwierigkeiten, auf die er stieß, waren über Erwarten groß. Um den Tiberstrom völlig zu sperren und alle Zufuhr von Portus aus unmöglich zu machen, hatte Totila an einer Stromenge unterhalb Roms eine Art Brücke anlegen lassen, die, aus gewaltigen, querüber gelegten Baumstämmen bestehend, die Ufer miteinander verband und zugleich alle Fahrzeuge auf dem Fluß aufhielt. Hüben wie drüben war außerdem ein hölzerner Turm errichtet und mit streitbaren Männern besetzt. Zudem war Belisars Heer nur klein, Johannes ließ ihn im Stich, und Bessas rührte sich nicht, ja er suchte die Belagerung recht geflissentlich in die Länge zu ziehen, um sein Getreide für unverschämte Preise an die Hungernden losschlagen und für die Erlaubnis der Auswanderung hohe Geldsummen erpressen zu können. Trotzdem machte Belisar den Versuch, auf eigene Hand Rom mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Er sprengte glücklich eine Kette, welche die Goten unterhalb ihrer Sperrbrücke über den Fluß gespannt hatten, und verbrannte zweihundert Goten, die die Besatzung des einen Brückenturmes bildeten. Aber als er eben zum Angriff auf die Brücke selbst schreiten wollte, ward ihm gemeldet, daß der Unterfeldherr, dem er inzwischen die Bewachung von Portus anvertraut hatte, gegen seinen Befehl einen Ausfall auf die Goten unternommen habe und in Gefangenschaft geraten sei. Dieser Umstand vereitelte Belisars Unternehmung, weil er den einzigen festen Punkt, der ihm den Rückzug sicherte, nicht schutzlos preisgeben durfte und also eiligst nach Portus zurückkehren mußte. Der Ärger über das Mißlingen

Digitized by Google

seines Planes warf überdies den wackeren Feldherrn in ein heftiges Fieber, das ihn dem Tode nahebrachte.

In Rom sank infolge dessen selbst den Mutigsten die Hoffnung völlig, und das Schicksal der verödeten Stadt mußte sich endlich entscheiden, da das Elend nicht mehr zu ertragen war. Vier kaiserliche Soldaten, Isaurier, die am asinarischen Thore die Nachtwache hatten, ließen sich in der Dunkelheit an Seilen von der Mauer herab und begaben sich zu Totila, dem sie versprachen, ihn und sein Heer in die Stadt einzulassen. Nichts sei leichter als das, da es nur ganz wenig Wachtposten gebe, um die sich zudem kein Mensch kümmere; weil sie nicht abgelöst würden, schliefen sie, wenn es ihnen beliebe; von den wenigen Bürgern, die noch in der Stadt weilten, sei keiner imstande, den Nachtdienst zu versehen. Totila, der eine Hinterlist fürchtete, schickte zunächst zwei Goten mit ihnen an den Ort, wo nach ihrer Angabe der Eintritt in die Stadt möglich war. Dort kletterten alle sechs an den Stricken, die die Isaurier hatten hängen lassen, auf die Brustwehr, ohne daß jemand sie bemerkte. Oben zeigten ihnen die Wächter genau, wie sie herauf und wieder hinunter gelangen konnten. Die beiden Goten merkten sich alles und kehrten zu Totila zurück. Als dieser ihren Bericht vernahm, freute er sich, doch traute er in weiser Vorsicht immer noch nicht ganz. Die vier Isaurier kamen nach wenigen Tagen wieder zu ihm und forderten ihn zu raschem Handeln auf. Er schickte abermals zwei Leute mit ihnen, denen es wie den ersten erging. Und auch ein drittes Mal lief alles genau ebenso ab. Nun beschloß der König, die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Im Dunkel der Nacht berief er in aller Stille sein Heer unter die Waffen und führte es vor jenes Thor. Hier erklommen vier tapfere Goten an den Seilen, welche die Verräter herabließen, die Brustwehr, liefen, ohne ein Hindernis zu finden, zum Thore hinab, zerschlugen die Riegelbalken mit Beilen und öffneten die Thorflügel. In geschlossenen Reihen rückte das Gotenheer in die Stadt ein; denn der König, noch immer einen Hinterhalt argwöhnend, duldete kein Umherschwärmen. Bei der Verwirrung und dem Lärm, der sich natürlich nach und nach erhob, flohen die kaiserlichen Soldaten samt ihrem schändlichen Befehlshaber zu einem andern Thore hinaus. Wenige, die sich schämen mochten so ehrlos zu entwischen, blieben zurück; die meisten von ihnen suchten in den Kirchen ihre Zuflucht, in denen sich auch die fünfhundert Einwohner, die den Rest der römischen Stadtbevölkerung bildeten, geborgen hatten. Schon in der Nacht wurde Totila vom Entkommen des Bessas*)

*) Wie gewissenlos dieser sein Amt verwaltet hatte, dafür sei noch ein Beweis hier angeführt. Wenige Tage vor dem Fall der Stadt stieß eine große Anzahl römischer Soldaten, die auf Kundschaft vor die Mauern hinausgezogen waren, auf zehn Goten, die sie gefangen nahmen und zu Bessas führten. Dieser erkundigte sich

Digitized by Google

benachrichtigt und gefragt, ob er ihn nicht verfolgen lassen wolle; er aber war erfreut über diese Kunde und verbot, dem Flüchtigen nachzusetzen, indem er sagte: „Was kann dem Menschen Erfreulicheres geschehen, als daß seine Feinde vor ihm fliehen?“

Endlich brach der lichte Tag an, und damit schwand jeder Grund, einen Hinterhalt zu fürchten. Nun begab sich Totila zu Fuß in die Kirche des Apostels Petrus, um zu beten und Gott für sein Glück zu danken. Seine Krieger aber zerstreuten sich plündernd durch die menschenleeren Straßen der Stadt. Wer sich widersetzte, wurde niedergehauen; so starben sechsundzwanzig von den zurückgebliebenen Söldnern und sechzig aus dem Volke. Als der fromme Held die Kirche betrat, kam ihm Pelagius, das Allerheiligste in den Händen tragend, entgegen und sprach demütig flehend: „O, Herr, schone der Deinen!“ Und als Totila mit spöttischer Miene sagte: „Jetzt also, Pelagius, nahst du als Schutzflehender?“ antwortete jener: „Ja, Herr; denn Gott hat mich zu deinem Knecht gemacht. Du aber schone deiner Unterthanen!“ Da erhörte Totila seine Bitte und ließ sofort den Befehl an seine Goten ergehen, daß kein einziger Römer mehr an seinem Leib geschädigt werde. Von der Beute sollten sie ihm das Kostbarste für den Königsschatz aussuchen, das übrige nach Gutdünken unter sich teilen. Man fand auch noch vieles Wertvolle; die reichste Beute aber machte man im Hause des Bessas; denn dieser Unselige hatte das Sündengeld, das er auf so gewissenlose Weise zusammengescharrt hatte, in der Todesangst zurückgelassen. Es wird erzählt, so groß sei das Elend gewesen, das dieser Gottlose über die Stadt brachte, daß viele vornehme Römer sich in Sklavenkleider hüllten und bei den Goten um Speise bettelten, um nicht Hungers zu sterben. Sie wurden ihrer Bitten reichlich gewährt. Unter diesen Unglücklichen entdeckten die Goten auch die Witwe des Boëthius, Rusticiana, die Tochter des Symmachus. Diese führten sie vor den König und erhoben Klage gegen die alte Frau: sie habe bekanntermaßen die Standbilder des großen Theoderich zerstören lassen, um so die Hinrichtung ihres Gatten und ihres Vaters zu rächen; darum sei sie des Todes schuldig. Aber Totila duldete nicht, daß ihr ein Haar gekrümmt wurde, und sorgte auch dafür, daß keine einzige Frau noch Jungfrau eine Kränkung an ihrer Ehre erfuhr.

Am nächsten Tage berief der König, der jetzt auf der Höhe seines Glückes stand, alle seine Goten vor sich und sprach Worte zu ihnen, die ihm zu hoher Ehre gereichen. „Ich habe euch, liebe Kampfgenossen“, so redete er sie an, „hier versammelt, nicht um euch etwas Neues zu verkünden,

bei den Gefangenen, was Totila im Sinn führe. Die Goten antworteten, er lebe der Hoffnung, daß ihm einige Isaurier die Stadt übergeben werden. Trotzdem traf Bessas nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln.

Digitized by Google

sondern um etwas zu sagen, was ihr schon oft von mir gehört habt. Ihr habt es immer beherzigt, und darum ist euch großes Glück zuteil geworden. So werdet ihr denn auch diesmal es nicht an Aufmerksamkeit fehlen lassen. Ich gebe euch dies zu bedenken: vormals rückten wir zu zweimalhunderttausend Mann in den Kampf und besaßen überschwenglichen Reichtum an Schätzen, Rossen und andern Dingen, dazu die weisesten und ältesten Ratgeber, und dennoch wurden wir von siebentausend griechischen Soldknechten besiegt, der Macht und aller Herrlichkeit beraubt. Und jetzt, da wir nur noch ein kleiner Rest des großen Gotenvolkes sind, dazu entblößt, in Mangel und Armut und unerfahren in allen Dingen, jetzt haben wir das Glück gehabt die weitüberlegenen Feinde überall, wo wir sie trafen, zu bezwingen. So ist es geschehen, das wißt ihr; aber wißt ihr auch, warum es so geschehen ist? Vormals hat unser Volk die Rechtschaffenheit und Tugend zu wenig geschätzt und sich mancher Härte und Gewaltthat gegen Unterworfene schuldig gemacht. Deshalb zog Gott mit unsern Feinden wider uns in den Kampf, und deshalb wurden wir — an Menge, Tapferkeit und Kampfbereitschaft den schwächlichen Gegnern weit überlegen — dennoch von diesen besiegt. Nun wollen wir uns vor Sünde hüten, damit wir nicht wiederum Gottes Zorn auf uns laden; denn nur wer gerecht und milde gegen seine Mitmenschen ist, erwirbt Gottes Wohlgefallen, und an Gottes Wohlgefallen ist alles gelegen. Wohlan denn! so lasset uns gegeneinander und gegen unsere Unterthanen Güte und Gerechtigkeit üben; dann wird es uns immer wohlgehen!" Anders sprach Totila zu den römischen Senatoren, denen er in ernster, bitterer Rede ihren schnöden Undank vorhielt; nur Wohlthaten hätten sie von Theoderich und seinen Nachfolgern genossen; von Ansehen und Reichtum umgeben, wären sie von den Goten an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt worden; und mit nichts hätten sie ihren Wohlthätern vergolten als mit Undank, Abfall und Verrat. Zornig fragte er sie, ob sie je von den Goten etwas Übles erduldet hätten, ob ihnen je vom Kaiser eine Gutthat erwiesen worden wäre. Er hielt ihnen vor, daß es gerade kaiserliche Beamte gewesen, die sie ihrer Ämter entsetzt, durch den Krieg um alles gebracht, durch den schändlichsten Geiz ins Elend gestürzt hätten. Zitternd und demütig standen die so Angeredeten vor dem mit Recht ergrimmten Herrscher und wußten kein Wort zu ihrer Verteidigung vorzubringen. Pelagius aber legte bei ihm für die tiefgebeugten Männer Fürbitte ein, bis der König auch ihnen Schonung und Milde gelobte und sie durch freundlichen Zuspruch wieder aufrichtete. (Spätjahr 546.)

Der kluge und wohlwollende Fürst gab hierauf einen neuen Beweis seiner echten Herrscherweisheit, indem er, die Segnungen des Friedens über den Ruhm der Schlachten stellend, den Pelagius nebst einem angesehenen Rechtsanwalt in Rom, Namens Theodorus, nach Byzanz zum Kaiser

Digitized by Google

Justinian sandte, damit sie alles aufböten, um den Kaiser zum Friedensschluß zu bewegen. Der Brief, den Totila schrieb, lautete: „Wir bitten dich, der Menschheit den holden Frieden zu gewähren. Erinnere dich an deinen Vorgänger, den Kaiser Anastasius, und an unsern großen König Theoderich, zwei der weisesten und besten Fürsten, die vor allen andern Gütern den Frieden als das Herrlichste gepflegt haben. Handelst du ebenso, so werden wir dich gern unsern Vater nennen und deine treuen Bundesgenossen sein, gegen wen es auch sei." Aber gegen solchen Hochsinn war Justinian, der kühle, herzlose Verstandesmensch, gänzlich unempfindlich. Alles, was er auf Totilas edelmütige Bitte erwiderte, war: „Belisar hat für diesen Krieg meine unumschränkte Vollmacht erhalten. An ihn wende dich, wenn du unterhandeln willst." So lautete des Kaisers Antwort, obgleich die Gesandten in Totilas Namen den Kaiser beschworen, er möge nicht durch Verweigerung des Friedens ihn nötigen, den Senat hinzurichten, Rom von Grund aus zu zerstören und den Angriffskrieg nach Illyrien zu verpflanzen.

Unzweifelhaft war es die empörende Antwort Justinians, die in Totilas edlem Herzen den zornigen Entschluß erweckte, Rom dem Erdboden gleich zu machen, einen Teil seines Heeres in den Trümmern zu lassen und mit seiner übrigen Streitmacht nach Süditalien zu ziehen, wo der Feldherr Johannes das Landvolk gegen die Goten aufgewiegelt hatte. Bereits lag ein Dritteil der Ringmauern darnieder, da traf — so erzählt Prokop — ein Schreiben Belisars bei dem König ein, worin der berühmte Feldherr ihn beschwor, seinen Namen nicht durch die Zerstörung der ehrwürdigsten Stadt des Erdkreises zu schänden. Totila las den Brief wiederholt durch, versank in tiefes Sinnen und entließ zuletzt Belisars Gesandte mit dem Versprechen, der Stadt weiter keinen Schaden zuzufügen. Es ist zweifelhaft, ob Prokops Darstellung hier Glauben verdient. Sicher war Totilas Beschluß nur das Werk einer leidenschaftlichen Aufwallung, über die seine bessere Natur ohne Zweifel sehr bald die Oberhand gewinnen mußte. Und warum hören wir nur von der Niederlegung eines Teiles der Stadtmauern, gar nichts von der Zerstörung eines hervorragenden Gebäudes? Die Wahrheit liegt auf der Hand: der König, dessen Drohung schwerlich ernst gemeint war, wollte nur die Befestigungswerke zerstören, wie er dies, aus guten Gründen, schon bei mehreren anderen Städten, z. B. Neapel und Spoleto, gethan hatte. Jedenfalls ließ er aber diesmal dem Werk der Zerstörung Einhalt thun, als kaum der dritte Teil der Mauern vernichtet war, und beging damit einen folgenschweren, verhängnisvollen Fehler. Er schickte darauf einen Teil der Seinigen westlich von Rom in ein Standlager, um Belisars Bewegungen zu beobachten, nahm die Senatoren als Geiseln mit sich und befahl den spärlichen Resten der Einwohnerschaft nach Kampanien zu wandern. „Man sieht, er wollte verhüten, daß, durch die Bevölkerung her-

Digitized by Google

beigerufen, abermals die Byzantiner in jenen schwer zu bezwingenden Mauern sich festsetzten." (Dahn.) Er selbst zog mit der Hälfte seines Heeres nach Süden und verscheuchte durch seinen bloßen Namen die Truppen des Johannes und das von diesem aufgewiegelte, bewaffnete Landvolk. Johannes entfloh nach Otranto, die Bauern streckten die Waffen und griffen eiligst wieder zu Sense und Pflug. Die Senatoren, welche der König mit sich führte und die großen Grundbesitz in Italien hatten, mußten ihre Feldpächter und Sklaven beschwichtigen. In wenigen Wochen war fast ganz Unteritalien der gotischen Herrschaft wieder unterworfen. Schon hatte Totila sich nach Norden gewendet, um die stärkste Festung Italiens, die Stadt Theoderichs, Ravenna, wieder in seine Gewalt zu bringen, da erhielt er eine Nachricht, die ihn zu schleuniger Umkehr bewog.

Kaum nämlich hatte der König Rom verlassen, so rückte Belisar, die gotischen Beobachtungstruppen täuschend, in die leere Stadt ein, ließ die Lücken in den Mauern, so schnell und gut es ging, wieder ausfüllen*) und kam in fünfundzwanzig Tagen damit zustande. Die Bevölkerung strömte rasch wieder zusammen, reichliche Vorräte wurden von der See her in die Stadt geschafft. Erstaunt und bestürzt eilte Totila zurück. Er ließ die gerechten Vorwürfe seiner Großen, daß er die Stadt verschont habe, schweigend über sich ergehen und versuchte Rom zu erreichen, ehe die zerstörten Thore wieder hergestellt wären, und es im Sturm zu nehmen. (März 547.) Am späten Abend kamen die Goten am Tiberfluß an und schlugen ihr Lager auf, und schon am folgenden Morgen stürmten sie mit Heldenmut die Mauern. Aber die Thore waren durch die streitbarsten Soldaten geschützt, und alles, was sonst noch von Menschen in der Stadt war, vereinigte sich zur Verteidigung der Mauern. Fast Übermenschliches vollbrachte die Kampfwut der Goten, doch alles Blut floß umsonst. Vom Morgen bis in die Nacht hinein war gestritten worden, da ließen die ermatteten Heere vom Kampfe ab. Während die Goten in ihrem Lager für die Verwundeten sorgten, hielten die Römer teils Wache, teils legten sie draußen in der Nähe der Thore gefährliche Fußangeln.

Am folgenden Tage erneuerte Totila den Angriff. Doch die Römer blieben im Vorteil und konnten sogar einen Ausfall wagen. Wiederum mußten sich die Goten mit schweren Verlusten zurückziehen. Und auch ein dritter Versuch, der nach einigen Tagen gemacht wurde, brachte ihnen nur Schaden. Als sie gegen die Mauer vorrückten, brachen die Römer hervor, und es entstand ein furchtbares Handgemenge. Der Bannerträger des

*) Nach Prokop ließ er „die in der Nähe liegenden Steine zusammenbringen und sonder Ordnung aufeinander schichten, ohne daß sie das mindeste Bindemittel dazwischen erhielten, weil er weder Kalk noch andern dergleichen Stoff vorrätig hatte; auswärts aber stellte er eine große Menge Pallisaden auf."

Digitized by Google

Königs war tödlich verwundet, stürzte vom Rosse und ließ die Fahne zur Erde fallen. Die mutigsten Römer drangen herbei, um den Toten samt der Fahne an sich zu reißen. Aber die Goten litten es nicht. Sie rafften die Fahne auf, und da sie den Gefallenen nicht mit forttragen konnten, hieben sie ihm die linke Hand ab und nahmen sie mit sich; denn an dieser trug der Gefallene ein kostbares goldnes Armband; mit dessen Besitz sollte sich der Feind nicht brüsten können.

Nachdem auch dieser dritte Sturm abgeschlagen worden war, gab Totila die Belagerung auf und zog sich nach Tibur (Tivoli) zurück, das er mit großer Schnelligkeit befestigte und wohin er alle seine Schätze brachte. (April 547.)

13. Totilas letzte Thaten und sein Ende.

(Von 547 bis 552.)

Die beiden folgenden Jahre verliefen ohne entscheidende Ereignisse. Die Goten waren überall siegreich, wo ihr Heldenkönig selbst sie führte. Belisar führte den Krieg matt und verdrossen, da es ihm an Truppen fehlte, um etwas Bedeutendes zu unternehmen. Endlich schickte er seine Gemahlin Antonina, die das Leben ihres Gatten im Felde geteilt hatte, nach Konstantinopel und ließ den Kaiser ersuchen, er möge ihn abberufen, da er nicht länger wie ein Flüchtling von einer italischen Küstenstadt zur andern sich fortstehlen wolle. Justinian erfüllte den Wunsch des Feldherrn um so lieber, als die Perser das Reich im Osten aufs neue bedrohten und gegen sie Belisars Kriegstüchtigkeit der einzig wirksame Schutz zu sein schien (548). Nach Belisars Abfahrt ergab sich das von Totila belagerte Kastell Rusciа an der Straße von Messina, und bei dieser Gelegenheit bewies der edle König wieder einmal seine bewundernswürdige Milde und Mäßigung. Die Besatzung, durch Aussicht auf nahen Entsatz verlockt, hatte einen bereits mit Totila abgeschlossenen Übergabevertrag freventlich gebrochen und zitterte jetzt vor der Rache des Siegers. Aber der König strafte nur den Anstifter des Treubruchs; den Übrigen stellte er nach seiner Gewohnheit frei, ob sie nach dem nächsten Lager der Kaiserlichen abziehen oder unter ihm dienen wollten; fast alle entschieden sich für das letztere.

In dieser Zeit waren, nach dem Zeugnis Prokops, die Goten ohne allen Zweifel wieder die Herren von ganz Italien. Aber auch von anderen Seiten her teilten sich Germanen in römisches Erbe. Die Franken eigneten sich den größten Teil von Venetien zu, die Gepiden nahmen fast ganz Dacien (das heutige Rumänien) ein, den Langobarden mußte Justinian das südliche Noricum (Steiermark) und einen Teil von Pannonien abtreten und sie noch dazu mit großen Geldsummen beschenken. Trotzdem drangen sie

Digitized by Google

kurz darauf bis nach Illyrien und Dalmatien plündernd vor. Als Belisar voll tiefen Unmutes Italien verlassen hatte, ergaben sich fast alle die wenigen festen Plätze Italiens, in denen noch römische Besatzungen lagen, an Totila. Auch Rom fiel wieder in die Hände des Gotenkönigs. Im Frühling des Jahres 548 zog er zum drittenmal vor die „ewige“ Stadt, die diesmal mit einer starken, auserlesenen Mannschaft, welche Belisar zurückgelassen hatte, besetzt war. An der Spitze stand Diogenes, ein ausgezeichnet tüchtiger Krieger. Darum verging auch eine beträchtliche Zeit, bis die Belagerung zum Ziele führte. Als es aber Totila gelang, sich der Hafenstadt Portus zu bemächtigen, konnte er die Stadt mit größerem Nachdruck bedrängen. Wiederum waren es einige Isaurier, die den Goten zur Einnahme behilflich waren. Am Thore des Apostels Petrus hatten sie die Wache; und da sie mit Mißgunst sahen, wie ihre zu den Goten übergelaufenen Landsleute in reichem Waffenschmuck unter den Feinden prangten, knüpften sie geheime Unterhandlungen mit Totila an und versprachen, ihn zu bestimmter Stunde in die Stadt einzulassen. Der König traf seine Anstalten. Durch die einfache Kriegslist eines Scheinangriffs wußte er die ganze Besatzung nach einer andern Seite der Mauer zu locken und drang, von den Isauriern eingelassen, inzwischen durch das Thor des heiligen Petrus in die Stadt ein. Als die Besatzung gewahr wurde, daß die Feinde bereits in den Straßen seien, floh sie nach Civita Vecchia (damals Centum Cellä) zu; aber der kluge König hatte dies vorausgesehen und hierhin einen Hinterhalt gelegt, durch den die Fliehenden zusammengehauen wurden. Nur vierhundert Reiter unter Anführung eines tapfern Ciliciers, mit Namen Paulus, flohen nicht, sondern warfen sich in das Grabmal Hadrians (die Engelsburg). Totila rief seine Leute vom Angriff auf diese Braven ab und beschloß letztere durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. Aber er hatte es diesmal mit echten Helden zu thun. Den ersten Tag brachten sie ohne zu essen hin und so auch die nächste Nacht. Am folgenden Tage beschlossen sie einige ihrer Pferde zu verzehren, doch hielt sie der Ekel vor der ungewohnten Speise noch bis zur Abenddämmerung zurück, obgleich sie vom Hunger entsetzlich litten. Inzwischen aber hatten sie viel Betrachtungen untereinander angestellt und waren zu dem Schluß gekommen, daß es das Beste sei, durch einen ehrenvollen Tod je eher je lieber das Leben zu enden; daher beschlossen sie, sich in plötzlichem Angriff auf die Wacht haltenden Goten zu stürzen und ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen. Darauf umschlangen sich die treuen Kameraden, küßten einander und wappneten sich jauchzend zum letzten Waffengang. Totila merkte ihr Vorhaben, und er suchte unnützes Blutvergießen zu verhindern. Ein Abgesandter des Königs trat vor und rief den Todesmutigen zu: der Herrscher der Goten stelle ihnen die Wahl, ob sie mit Zurücklassung ihrer Pferde und Waffen und

Digitized by Google

nach Ablegung eines Eides, nicht weiter gegen die Goten Kriegsdienste zu leisten, völlig ungekränkt nach Byzanz abgehen, oder mit all ihrer Habe, unter gleichen Rechten mit den Goten in sein Heer eintreten wollten. Die Wackern trauten kaum ihren Ohren, als sie diesen hochherzigen Vorschlag des edlen Königs vernahmen, und zogen nach kurzer Überlegung den Dienst unter einem solchen Herrn der Rückkehr nach Byzanz vor. Nur Paulus und ein Isaurier baten, sie nach der Heimat zu entlassen, da sie dort geliebte Kinder und Frauen hätten, ohne die sie nicht leben könnten. Totila lobte ihre Treue, beschenkte sie mit allen Reisebedürfnissen, gab ihnen ein Sicherheitsgeleit mit und entließ sie. Die übrigen römischen Soldaten, die allmählich noch aus den Kirchen, wohin sie sich geflüchtet hatten, zum Vorschein kamen, folgten dem Beispiel ihrer Kameraden und traten sämtlich — es waren etwa vierhundert — in das gotische Heer ein.

Rom blieb völlig verschont; denn Totila hatte beschlossen, die Stadt nicht wieder zu räumen, sondern zu seiner Königsstadt zu erheben. Um nun dem schwergeprüften, herabgekommenen Rom empor zu helfen und neuen Glanz zu verschaffen, ließ er sorgsam wiederherstellen, was bei früheren Erstürmungen zerstört worden war, und Lebensmittel hereinbringen, lud Goten und Italiker, insbesondere die geflüchteten Senatoren und Bürger, ein sich hier niederzulassen und hielt glänzende Circusspiele ab. Aller Welt wollte er zeigen, daß er sich als Herr von Italien in seiner Hauptstadt sicher fühle. Auch Münzen mit seinem eigenen, diademgeschmückten Haupte ließ er prägen, während die früheren gotischen Münzen auf der einen Seite zwar den Namen des Königs, auf der andern aber gewöhnlich das Bildnis des gleichzeitigen oströmischen Kaisers gezeigt hatten.*) Zudem hatte sich der unermüdliche Fürst eine bedeutende Flotte von vierhundert Fahrzeugen geschaffen, die eine Seemacht bildeten, wie sie seit Theoderichs Tagen nicht bestanden hatte und mit der er die italienischen Meere beherrschte. Ja, selbst das abgefallene Sicilien und die wichtigen Inseln Sardinien und Corsica eroberte der große König wieder. Wir finden ihn sogar auf den ionischen Inseln und an den Küsten von Epirus (551); weit und breit machte er sich furchtbar. Und trotz alledem überhob er sich seines Glückes und seiner Macht keinen Augenblick, sondern strebte nur danach, seinem zusammengeschmolzenen Volke und dem unglücklichen Italien einen dauernden Frieden zu verschaffen. Abermals ging ein Abgesandter von ihm mit Friedensvorschlägen nach Byzanz. Totila trug dem Kaiser an, die Verhältnisse wieder herzustellen, in denen einst Anastasius zu Theoderich ge-

*) Einst hatte Totila bei dem Frankenkönig Theudebert, seinem Bundesgenossen, um die Hand von dessen Tochter geworben; der aber antwortete ihm: wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht für den König von Italien gelten. Jetzt überließ Totila Rom nicht wieder dem Wechsel zufälliger Ereignisse.

Digitized by Google

standen habe. Und man hätte meinen können, der Hof von Konstantinopel würde dieses maßvolle Anerbieten mit beiden Händen annehmen; denn die Macht des Gotenkönigs war bedeutend und die Lage des Kaiserreichs keine glänzende. Doch an dem kalten und zähen Justinian, der in allen seinen Kriegen niemals selbst einen Schwertstreich gethan hat, prallte die eindringlichste Vorstellung ab; mit schnödem Spott wies er Totilas Anerbietungen zurück, und so sah sich dieser bald darauf wiederum genötigt zur Abwehr das Schwert zu ziehen. Justinian „war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihren Grundgedanken allezeit festhalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, sich ihm um so energischer entgegen zu setzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für sich selbst dachte er zunächst nicht; aber er hatte eine vermittelnde Absicht gefaßt. Diese knüpfte sich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin Theoderichs, seine Enkelin, sich in Konstantinopel befand. Matasswintha, die schon immer Hinneigung zu den Römern kundgegeben, hatte sich nach dem Tode des Witichis mit dem Neffen Justinians, Germanus, vermählt. Und dieser Germanus nun, der schon einmal bei einem Aufstand in Afrika das Beste gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt sich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen bestimmt sei; wenn er mit Matasswintha daselbst erscheine, würden die Goten ihm keinen Widerstand mehr leisten. Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterstützung des Kaisers brachte er ein stattliches Heer zusammen, mit dem er in den Fußstapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Goten in offenem Felde zu bezwingen hoffte. Germanus wird als geradsinnig und ehrgeizig, tapfer und leutselig geschildert; das Gerücht seiner Bestimmung erweckte in den Überbleibseln des römischen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Allein, indem man sich mit solchen Hoffnungen schmeichelte, geschah es, daß Germanus, der in Sardica stand und sich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beschlossenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag (550). Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter andern Anführern gelangte das Heer nach Salona in Dalmatien. Aber der Kaiser meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil sie untereinander von gleichem Rang waren, so daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Belisar schon befürchtet werden mußte. Er betraute Narses, dessen Nebenbuhlerschaft früher dem Belisar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narses hatte seine hohe Stellung im kaiserlichen Palast — er war Kämmerer und Schatzmeister — nicht allein behauptet, sondern noch verstärkt; gegen seine Autorität konnte sich niemand regen.

Digitized by Google

Wenn die Goten damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korsika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der andern Seite ausdehnten, und wenn sie zugleich an der italienischen Küste gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Wasser und zu Lande belagerten, so lag die Entscheidung vor allem darin, ob die byzantinische Seemacht ihnen gewachsen sein werde oder nicht. Gegen den Willen des Kaisers vereinigten die Befehlshaber Johannes in Ravenna und Valerian in Salona ihre Flotten und schifften gegen die gotischen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran. Soviel aber die Goten bereits an den Küsten herumgeschwärmt waren, so verstanden sie doch noch nicht, einen wohlgerüsteten Feind in offener Seeschlacht zu bestehen; sie wußten noch nicht, was es heißt, sich ruhig zusammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in seemännischer Kriegskunst erfahren und überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gotische Schiffe, die sich zu weit hinausgewagt hatten, zu überwältigen. Dann schritten sie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeschosse erfochten die Byzantiner einen vollständigen Sieg (551), durch den sie nicht allein Ancona retteten, sondern der gesamten militärischen Stellung der Goten einen Schlag versetzten, der sich auf allen andern Schauplätzen des Krieges fühlbar machte." *)

Narses versammelte in Salona seine Streitmacht. Justinian gewährte dem schmiegsamen Höfling freigebig, was er dem Belisar nur spärlich bewilligt hatte, so daß Narses bald über eine bedeutende Kriegsmacht verfügte. Sein Heer bestand — es schmerzt, dies sagen zu müssen — vorwiegend aus Langobarden, Gepiden und Herulern, d. h. aus deutschen Mietlingen, die — unter sich entzweit — doch für römisches Gold und unter einem römischen Feldherrn gern ihre deutschen Brüder verrieten. Ebenso bedeutend waren die Geldmittel, die Narses vom Kaiser erhielt, und so brach er denn, mit unumschränkter Vollmacht versehen, nach Italien auf, mit der Absicht, dem langen Streit und der gotischen Herrschaft durch eine entscheidende Schlacht so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er wählte den Landweg und wollte durch Venetien nach Ravenna ziehen, wo noch eine oströmische Besatzung lag. Aber unübersteigliche Hindernisse traten ihm hier in den Weg: die Franken, die sich des größten Teiles von Venetien bemächtigt hatten, weigerten ihm den Durchgang, und bei Verona hatte der tapfere Teja, Totilas ausgezeichnetster Feldherr, mit 2000 auserlesenen Streitern eine feste Stellung eingenommen und das Land weit und breit durch Fällen der Wälder und durch Überschwemmungen unwegsam gemacht. Aber ein Führer des Narses fand einen Ausweg aus der

*) Ranke, Weltgeschichte 4, 2, 93 ff.

Digitized by Google

Verlegenheit. Dicht an der Küste rückte das Heer vor, und nebenher segelten einige Schiffe mit vielen kleineren Kähnen; diese wurden, wo die breiten Mündungen der Flüsse oder ausgedehnte Sümpfe am Vorschreiten hinderten, zu Schiffbrücken verbunden, auf denen die Truppen die Gewässer überschritten. So gelangte Narses, ohne daß Franken und Goten es hindern konnten, ja, ohne daß sie es merkten, glücklich im Frühling 552 nach Ravenna. Nachdem er hier seinem ermüdeten Heere eine neuntägige Rast vergönnt hatte, zog er, ohne sich um Ariminum und Petra Pertusa, wo gotische Besatzungen lagen, zu kümmern, zuerst auf der flaminischen Straße weiter und dann landeinwärts gegen den Apennin und auf dem nächsten Wege nach Rom zu.

Länger als ein Jahrzehnt hatte über die Goten, dank der Heldengröße ihres Königs, ein heller Glücksstern geleuchtet; da sank er urplötzlich tiefer und tiefer, um bald ganz zu verlöschen. Als Totila vernahm, daß die Feinde Teja umgangen und Ariminum beiseite gelassen hätten und bereits mit gewaltiger Streitmacht anrückten, beschloß er, ihnen entgegen zu ziehen. In allzu großem Vertrauen auf seine gute Sache verließ er das sichere Rom; nach alter germanischer Heldenweise wollte er die Entscheidung durch redlichen, ehrenvollen Männerkampf auf offener Walstatt herbeiführen. Eine große Schlacht sollte, so hoffte er, Ruhm und Herrschaft der Goten befestigen und seiner Krone gleichsam eine glanzvolle Weihe verleihen. Aber es kam anders, als der hochsinnige Mann glaubte. Auf einer weiten, hügeligen Ebene dicht am Fuße des Apenningebirges, in der Nähe des Dorfes Taginä, da, wo einst Camillus einen Sieg über die Gallier erfochten hatte, wurden die Heere des Narses und des Totila einander ansichtig, machten aber eine Wegstunde voneinander halt und schlugen ihre Lager auf. Darauf sandte Narses einige Vertraute zu Totila, die ihm folgendes entboten: „Lege die Waffen nieder und schließe endlich einmal Frieden! Mit deinem kleinen Heere wirst du gegen meine Scharen nicht standhalten können; und selbst, wenn es dir diesmal noch gelingen sollte, so steht doch hinter mir die Macht des ganzen Römerreichs, während das Häuflein, das dich umgibt, dein gesamtes Volk bildet. Willst du aber durchaus kämpfen, so bestimme sogleich einen Tag für die Schlacht." Totilas stolze Antwort lautete: „Nie und nimmer werden wir uns ehrlos ergeben, sondern unter allen Umständen kämpfen. Die Schlacht aber soll binnen acht Tagen geschlagen sein." So unbestimmt drückte sich der König absichtlich aus, weil jene 2000 auserlesene Reiter, die ihm der kühne Teja von Verona her zuführen sollte, noch nicht eingetroffen waren. Die Gesandten kehrten zu Narses zurück und meldeten ihm den Bescheid. Dieser argwöhnte eine List und machte die Seinigen schon für den folgenden Tag schlagfertig. In der That erschien auch Totila am nächsten Morgen schon

Digitized by Google

mit den Goten unter Waffen. Nur zwei Pfeilschüsse voneinander entfernt hielten die Heere. Daselbst war ein Hügel von geringer Höhe, den die Goten zu besetzen trachteten. Narses aber war ihnen zuvor gekommen, indem er fünfzig auserwählte Reiter noch vor Tagesanbruch den Hügel nehmen ließ. Totila entsandte eine Schar nach der andern, um die Römer von dort zu verjagen; aber diese schlugen, durch die Gunst des Ortes geschützt, vier Angriffe ab, so daß der König endlich von dem vergeblichen Unternehmen abstand. Darauf ruhte der Kampf eine Weile. Narses wagte trotz seiner bedeutenden Übermacht doch nicht anzugreifen, weil er sonst die vorteilhafte Stellung an jenem Hügel und einem vorüberfließenden Flüßchen hätte aufgeben müssen.

Doch hielten beide Feldherren ihre Heere in Kampfbereitschaft. Narses lehnte seinen linken Flügel an die erwähnte Anhöhe; er selbst befehligte hier seine Kerntruppen, darunter die Leibwache und die Hunnen; in das Mitteltreffen stellte er die Heruler, Langobarden und Gepiden und ließ ihre Reiter absitzen, damit sie nicht etwa aus Verrat leicht die Flucht ergreifen könnten; den rechten Flügel befehligten seine Unterfeldherrn. „Die große Stärke seines Heeres erhellt schon daraus, daß er von den leichten, den Goten stets so verderblichen Truppen der Bogenschützen je 4000 Mann auf jeden Flügel zu verteilen vermochte; 1000 Reiter waren dazu bestimmt dem gotischen Fußvolk in die Flanken zu fallen; 1800 hielt er zurückgenommen hinter dem linken Flügel, mit dem Auftrag, wenn irgendwo eine Abteilung weiche, sie aufzunehmen und dem Verfolger sich entgegenzuwerfen." (Dahn.) Auf der einen Seite ließ Narses goldene Armbänder, Halsketten, Zügel und andere Kleinodien auf Stangen vor sich hertragen und seinen Truppen zeigen, um die feilen Soldknechte durch solche Lockungen zur Tapferkeit zu reizen, indem er sie zugleich auf ihre große Überzahl und bessere Bewaffnung hinwies. Vor der kleinen Schar seiner Helden aber ritt Totila die Reihen entlang und rief den treuen Mannen zu: „Zum letzten Male, liebe Volksgenossen, richte ich heute Worte der Aufmunterung an euch; denn dieser Tag muß der Goten Schicksal entscheiden. Zusammengeschmolzen durch endlose Kämpfe und Leiden sind wir doch von höherem Mute beseelt als jene dort. Sie sind um Geld gedungen und kämpfen um Geld. Wir aber müssen heut alles an die Wage lassen: Glück, Ehre, Leben. Denn Flucht bedeutet für uns Untergang. Wohlan, so streitet, eures Ruhmes und eurer Ahnen wert!" Nach diesen Worten ritt der Held auf einem prachtvollen Roß allein in den Raum zwischen den beiden Heeren, doch nicht um einen der Feinde zum Einzelkampfe herauszufordern — das hätte einem König höchstens gegen den Oberfeldherrn geziemt, und dieser war ein Verschnittener und würde sich gegen solche Zumutung verwahrt haben —, sondern um Zeit zu gewinnen und zugleich den Gegnern

Digitized by Google

zu zeigen, was für ein Mann er sei. Er hatte Kunde erhalten, die 2000 Goten unter Teja seien schon ganz in der Nähe, und vor ihrer Ankunft wollte und konnte er die Schlacht nicht beginnen. So sprengte er, in eine von Gold strahlende Rüstung gehüllt, mit purpurrotem, wehendem Helmbusch, herrlich wie es einem Könige zukam, zwischen die Heere und begann nach altem Germanenbrauche das Waffenspiel. Zuerst spornte er sein Roß zu den zierlichsten Wendungen und Sprüngen; dann warf er, in gestrecktem Galopp dahinjagend, seinen Speer hoch in die Luft und fing ihn, wenn er wirbelnd niedersank, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, kunstvoll wechselnd, in der Mitte auf. In stummer Bewunderung schauten selbst die Feinde zu, wie so der Gotenkönig seine Gewandtheit zeigte, wobei er oft links oder rechts, über den Kopf oder den Schweif seines Rosses absprang, um sich sogleich wieder hinaufzuschwingen, wie der kunstgeübteste Reiter nicht vermocht hätte. Wie bald sollten diese geschmeidigen und kraftstrotzenden Glieder auf ewig erstarren!

Mit solchem Waffenspiel brachte der ritterliche König den Morgen hin, und da die Schar des Teja noch immer nicht kam, sandte er, um die Schlacht noch zu verzögern, einen Herold an Narses mit Friedensvorschlägen. Allein Narses entgegnete: „Totila hat genugsam seine Kampflust bezeigt; jetzt stellt er sich, als wollte er mitten auf dem Schlachtfelde Frieden schließen; doch dadurch läßt sich ein Narses nicht täuschen.“ Endlich, gegen Mittag, langte Teja mit den 2000 auserlesenen Streitern an. Als der König das erfuhr, ging er mit seinem ganzen Heere ins Lager zurück und befahl allen das Mittagsmahl zu genießen. Er selbst legte eine andere Rüstung an; dann führte er plötzlich die Seinen gegen den Feind, den er zu überraschen hoffte. Aber der vorsichtige Byzantiner hatte seine Soldaten nur in Reih und Glied einige Speisen zu sich nehmen und sich auf den Angriff gefaßt machen lassen. Seine gefürchteten Bogenschützen stellte er so auf, daß sie die angreifende gotische Reiterei von beiden Seiten bestreichen konnten.*) Und in der That verlor diese schon beim Ansturm in dem Pfeilhagel, der von beiden Seiten sie traf, so viele Leute und Pferde, daß sie blutig abgewiesen ward und im Zurückziehen das eigene Fußvolk in Verwirrung brachte. Die Goten fochten mit dem Mute der Verzweiflung; aber als es Abend ward und sechstausend Tapfere das Schlachtfeld bedeckten, da wandte der Rest sich zur Flucht und wich todes-

*) Wenn man dem Prokop glauben müßte, so hätte Totila den Seinigen befohlen, bei dieser Schlacht nicht Pfeil und Schwert zu benutzen, sondern nur den Speer, während natürlich die Römer jede Waffe gebrauchten, wie es der Vorteil gerade erheischte; dadurch seien letztere gleich anfangs sehr im Vorteil gewesen. Doch ist Prokops Mitteilung durchaus unglaublich, weil sie mit Totilas sonstiger Klugheit im schärfsten Widerspruch steht. Vgl. auch die Anmerkung zu S. 373.

Digitized by Google

matt der erdrückenden Überzahl der Feinde. Diese verfolgten die Fliehenden, metzelten nieder, was ihnen vor die Klinge kam, und ermordeten sogar nach der Schlacht die gotischen Gefangenen.

Schon war die Flucht allgemein, da verließ auch Totila, der letzten einer, die Walstatt. Wunder der Tapferkeit hatte der Held verrichtet. Es war schon ganz finster geworden, als er, nur von fünf Getreuen begleitet, endlich den vergeblichen Kampf verloren gab. Ihm setzten etliche der Kaiserlichen nach, die nicht ahnten, wer der Verfolgte sei. Einer von ihnen war ein Gepide, Asbad geheißen. Dieser kam den Flüchtigen ganz nahe und holte auf Totila aus, um ihm den Speer in den Rücken zu stoßen. Ein junger Gote aber, ein Blutsverwandter des Königs, sah dies und schrie voll Entsetzen und Angst für den geliebten Fürsten: „Hund, was beginnst du? Wagst du, die Hand wider deinen Herrn zu erheben?" Kaum hörte Asbad, daß er den König vor sich habe, so holte er mit aller Kraft aus und stieß ihm den Speer zwischen die Schulterblätter tief in den Rücken hinein. Der Stoß war tödlich. Aber zwei der treuen Goten ritten rechts und links dicht an den wunden König heran und nahmen ihn so in die Mitte. Auf diese Weise setzten sie mit ihm die Flucht fort, obwohl er kaum noch ein Lebenszeichen gab. Der Gepide Asbad erhielt von dem Goten Skipuar einen Hieb ins Bein. Da gaben seine Gefährten, um ihn zu retten, die Verfolgung auf und ritten mit ihm zurück. Des Königs Getreue aber glaubten im Dunkel der Nacht, die Verfolger seien ihnen noch auf den Ferſen, und flohen weiter. Endlich gelangten sie in ein Dörflein mit Namen Caprä. Hier rasteten sie, hoben den König vom Roß, trugen ihn in die Hütte einer armen Frau und verbanden ihm die schreckliche Wunde. Er aber starb ihnen unter den Händen. Ein edles Herz stand still. Da beweinten die treuen Männer ihren geliebten König, gruben ihm schnell ein Grab, zimmerten einen einfachen Sarg und bargen den Leichnam in die Erde. Dann wichen sie von dannen.

Die Kaiserlichen wußten nicht, daß Totila gestorben sei, bis ihnen die Frau, in deren Hütte er seine Heldenseele ausgehaucht hatte, es mitteilte und seine Grabstätte zeigte. Trotzdem wollten sie nicht daran glauben und gruben an der Stelle nach. Da fanden und öffneten sie den Sarg mit der Leiche des Königs. Selbst den Feinden flößte der Anblick Ehrfurcht und Mitgefühl ein. Sie wagten es nicht den toten Helden zu beschimpfen; nur den blutbefleckten Mantel und den edelsteingezierten Königshut nahmen sie ihm, um diese Gegenstände dem Narses als Wahrzeichen zu überbringen, dann gaben sie ihn dem Schoß der Erde wieder.

So verlor Totila Thron und Leben (im Juni 552), nachdem er elf Jahre lang König der Goten gewesen war. Selbst der feindliche Geschicht-

Digitized by Google

schreiber Prokop versinkt in grübelnde Betrachtungen darüber, daß ein so großer Held und trefflicher Fürst so traurig enden mußte.

14. Teja, der letzte König der Ostgoten.

(552.)

Wie mochte der gelbe Eunuch sich freuen, als er des Königs Tod vernahm und jene Wahrzeichen als Trophäen nach Konstantinopel schicken konnte. Glaubte er doch mit Totila den letzten Helden der Goten dahingeschieden. Daß das kleine Häuflein, das von dem ruhmreichen Volke noch übrig war, noch einmal den Kampf, den nun hoffnungslosen Todeskampf, erneuern werde, hielt er nicht für möglich. Deshalb verfolgte er die Trümmer des geschlagenen Heeres nach der Schlacht bei Taginä zunächst nicht weiter, sondern trachtete vor allem danach seine wilden Bundesgenossen, die Langobarden, wieder los zu werden. Diese hausten nämlich ganz zügellos und verübten die schwersten Frevelthaten, indem sie überall sengten, mordeten und schändeten. Narses beschenkte sie aufs reichlichste und entließ sie nach ihrer Heimat. Damit sie sich aber unterwegs weiterer Schandthaten enthielten, gab er ihnen seinen Unterfeldherrn Valerian nebst einer beträchtlichen Mannschaft als Geleit mit. Diese brachten sie auch glücklich über die Grenze Italiens und legten sich dann auf dem Rückweg vor die Stadt Verona, um sie unter die Botmäßigkeit des Kaisers zu bringen. Dies erfuhren aber die Franken, die Venetien noch besetzt hielten; alsbald erhoben sie Ansprüche auf das Gebiet von Verona, und Valerian mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Unterdes waren jene Goten, die nach der unglücklichen Schlacht bei Taginä dem allgemeinen Verderben entronnen waren, über den Po gegangen, wo ihnen Pavia mit seiner Umgebung noch unterthan war und Totila einen Teil des neugesammelten Königshortes niedergelegt hatte. Hier sammelten sich die vielgeprüften Helden, musterten ihre furchtbar gelichteten Reihen und wählten den besten Mann, den sie hatten, den kühnen Teja, zu ihrem Könige. Dieser, ein echter Held und seines Vorgängers nicht unwert, zögerte keinen Augenblick, die Krone, die wahrlich eine Dornenkrone war, anzunehmen, und sich an die Spitze eines Kampfes zu stellen, der ohne Hoffnung war. Die Schätze, die der edle Totila nach Pavia hatte bringen lassen, verwendete er zur Anschaffung von Waffen, Rüstungen und anderen Kriegsbedürfnissen. Sein kleines Volksheer ordnete er aufs neue und übte es sorgfältig in den Waffen. Auch war er eifrig darauf bedacht, die zerstreuten Goten, die seit jener Flucht in Mittel- und Oberitalien versprengt umherirrten, zu seinen Fahnen zu sammeln. Als Narses dies hörte, erschien es ihm doch bedenklich, und er ließ deshalb den Valerian mit seiner

Digitized by Google

Königs war tödlich verwundet, stürzte vom Rosse und ließ die Fahne zur Erde fallen. Die mutigsten Römer drangen herbei, um den Toten samt der Fahne an sich zu reißen. Aber die Goten litten es nicht. Sie rafften die Fahne auf, und da sie den Gefallenen nicht mit forttragen konnten, hieben sie ihm die linke Hand ab und nahmen sie mit sich; denn an dieser trug der Gefallene ein kostbares goldnes Armband; mit dessen Besitz sollte sich der Feind nicht brüsten können.

Nachdem auch dieser dritte Sturm abgeschlagen worden war, gab Totila die Belagerung auf und zog sich nach Tibur (Tivoli) zurück, das er mit großer Schnelligkeit befestigte und wohin er alle seine Schätze brachte. (April 547.)

13. Totilas letzte Thaten und sein Ende.

(Von 547 bis 552.)

Die beiden folgenden Jahre verliefen ohne entscheidende Ereignisse. Die Goten waren überall siegreich, wo ihr Heldenkönig selbst sie führte. Belisar führte den Krieg matt und verdrossen, da es ihm an Truppen fehlte, um etwas Bedeutendes zu unternehmen. Endlich schickte er seine Gemahlin Antonina, die das Leben ihres Gatten im Felde geteilt hatte, nach Konstantinopel und ließ den Kaiser ersuchen, er möge ihn abberufen, da er nicht länger wie ein Flüchtling von einer italischen Küstenstadt zur andern sich fortstehlen wolle. Justinian erfüllte den Wunsch des Feldherrn um so lieber, als die Perser das Reich im Osten aufs neue bedrohten und gegen sie Belisars Kriegstüchtigkeit der einzig wirksame Schutz zu sein schien (548). Nach Belisars Abfahrt ergab sich das von Totila belagerte Kastell Ruscia an der Straße von Messina, und bei dieser Gelegenheit bewies der edle König wieder einmal seine bewundernswürdige Milde und Mäßigung. Die Besatzung, durch Aussicht auf nahen Entsatz verlockt, hatte einen bereits mit Totila abgeschlossenen Übergabevertrag freventlich gebrochen und zitterte jetzt vor der Rache des Siegers. Aber der König strafte nur den Anstifter des Treubruchs; den Übrigen stellte er nach seiner Gewohnheit frei, ob sie nach dem nächsten Lager der Kaiserlichen abziehen oder unter ihm dienen wollten; fast alle entschieden sich für das letztere.

In dieser Zeit waren, nach dem Zeugnis Prokops, die Goten ohne allen Zweifel wieder die Herren von ganz Italien. Aber auch von anderen Seiten her teilten sich Germanen in römisches Erbe. Die Franken eigneten sich den größten Teil von Venetien zu, die Gepiden nahmen fast ganz Dacien (das heutige Rumänien) ein, den Langobarden mußte Justinian das südliche Noricum (Steiermark) und einen Teil von Pannonien abtreten und sie noch dazu mit großen Geldsummen beschenken. Trotzdem drangen sie

Digitized by Google

kurz darauf bis nach Illyrien und Dalmatien plündernd vor. Als Belisar voll tiefen Unmutes Italien verlassen hatte, ergaben sich fast alle die wenigen festen Plätze Italiens, in denen noch römische Besatzungen lagen, an Totila. Auch Rom fiel wieder in die Hände des Gotenkönigs. Im Frühling des Jahres 548 zog er zum drittenmal vor die „ewige" Stadt, die diesmal mit einer starken, auserlesenen Mannschaft, welche Belisar zurückgelassen hatte, besetzt war. An der Spitze stand Diogenes, ein ausgezeichnet tüchtiger Krieger. Darum verging auch eine beträchtliche Zeit, bis die Belagerung zum Ziele führte. Als es aber Totila gelang, sich der Hafenstadt Portus zu bemächtigen, konnte er die Stadt mit größerem Nachdruck bedrängen. Wiederum waren es einige Isaurier, die den Goten zur Einnahme behilflich waren. Am Thore des Apostels Petrus hatten sie die Wache; und da sie mit Mißgunst sahen, wie ihre zu den Goten übergelaufenen Landsleute in reichem Waffenschmuck unter den Feinden prangten, knüpften sie geheime Unterhandlungen mit Totila an und versprachen, ihn zu bestimmter Stunde in die Stadt einzulassen. Der König traf seine Anstalten. Durch die einfache Kriegslist eines Scheinangriffs wußte er die ganze Besatzung nach einer andern Seite der Mauer zu locken und drang, von den Isauriern eingelassen, inzwischen durch das Thor des heiligen Petrus in die Stadt ein. Als die Besatzung gewahr wurde, daß die Feinde bereits in den Straßen seien, floh sie nach Civita Vecchia (damals Centum Cellä) zu; aber der kluge König hatte dies vorausgesehen und hierhin einen Hinterhalt gelegt, durch den die Fliehenden zusammengehauen wurden. Nur vierhundert Reiter unter Anführung eines tapfern Ciliciers, mit Namen Paulus, flohen nicht, sondern warfen sich in das Grabmal Hadrians (die Engelsburg). Totila rief seine Leute vom Angriff auf diese Braven ab und beschloß letztere durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. Aber er hatte es diesmal mit echten Helden zu thun. Den ersten Tag brachten sie ohne zu essen hin und so auch die nächste Nacht. Am folgenden Tage beschlossen sie einige ihrer Pferde zu verzehren, doch hielt sie der Ekel vor der ungewohnten Speise noch bis zur Abenddämmerung zurück, obgleich sie vom Hunger entsetzlich litten. Inzwischen aber hatten sie viel Betrachtungen untereinander angestellt und waren zu dem Schluß gekommen, daß es das Beste sei, durch einen ehrenvollen Tod je eher je lieber das Leben zu enden; daher beschlossen sie, sich in plötzlichem Angriff auf die Wacht haltenden Goten zu stürzen und ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen. Darauf umschlangen sich die treuen Kameraden, küßten einander und wappneten sich jauchzend zum letzten Waffengang. Totila merkte ihr Vorhaben, und er suchte unnützes Blutvergießen zu verhindern. Ein Abgesandter des Königs trat vor und rief den Todesmutigen zu: der Herrscher der Goten stelle ihnen die Wahl, ob sie mit Zurücklassung ihrer Pferde und Waffen und

Digitized by Google

nach Ablegung eines Eides, nicht weiter gegen die Goten Kriegsdienste zu leisten, völlig ungekränkt nach Byzanz abgehen, oder mit all ihrer Habe, unter gleichen Rechten mit den Goten in sein Heer eintreten wollten. Die Wackern trauten kaum ihren Ohren, als sie diesen hochherzigen Vorschlag des edlen Königs vernahmen, und zogen nach kurzer Überlegung den Dienst unter einem solchen Herrn der Rückkehr nach Byzanz vor. Nur Paulus und ein Isaurier baten, sie nach der Heimat zu entlassen, da sie dort geliebte Kinder und Frauen hätten, ohne die sie nicht leben könnten. Totila lobte ihre Treue, beschenkte sie mit allen Reisebedürfnissen, gab ihnen ein Sicherheitsgeleit mit und entließ sie. Die übrigen römischen Soldaten, die allmählich noch aus den Kirchen, wohin sie sich geflüchtet hatten, zum Vorschein kamen, folgten dem Beispiel ihrer Kameraden und traten sämtlich — es waren etwa vierhundert — in das gotische Heer ein.

Rom blieb völlig verschont; denn Totila hatte beschlossen, die Stadt nicht wieder zu räumen, sondern zu seiner Königsstadt zu erheben. Um nun dem schwergeprüften, herabgekommenen Rom empor zu helfen und neuen Glanz zu verschaffen, ließ er sorgsam wiederherstellen, was bei früheren Erstürmungen zerstört worden war, und Lebensmittel hereinbringen, lud Goten und Italiker, insbesondere die geflüchteten Senatoren und Bürger, ein sich hier niederzulassen und hielt glänzende Circusspiele ab. Aller Welt wollte er zeigen, daß er sich als Herr von Italien in seiner Hauptstadt sicher fühle. Auch Münzen mit seinem eigenen, diademgeschmückten Haupte ließ er prägen, während die früheren gotischen Münzen auf der einen Seite zwar den Namen des Königs, auf der andern aber gewöhnlich das Bildnis des gleichzeitigen oströmischen Kaisers gezeigt hatten.*) Zudem hatte sich der unermüdliche Fürst eine bedeutende Flotte von vierhundert Fahrzeugen geschaffen, die eine Seemacht bildeten, wie sie seit Theoderichs Tagen nicht bestanden hatte und mit der er die italienischen Meere beherrschte. Ja, selbst das abgefallene Sicilien und die wichtigen Inseln Sardinien und Corsica eroberte der große König wieder. Wir finden ihn sogar auf den ionischen Inseln und an den Küsten von Epirus (551); weit und breit machte er sich furchtbar. Und trotz alledem überhob er sich seines Glückes und seiner Macht keinen Augenblick, sondern strebte nur danach, seinem zusammengeschmolzenen Volke und dem unglücklichen Italien einen dauernden Frieden zu verschaffen. Abermals ging ein Abgesandter von ihm mit Friedensvorschlägen nach Byzanz. Totila trug dem Kaiser an, die Verhältnisse wieder herzustellen, in denen einst Anastasius zu Theoderich ge-

*) Einst hatte Totila bei dem Frankenkönig Theudebert, seinem Bundesgenossen, um die Hand von dessen Tochter geworben; der aber antwortete ihm: wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht für den König von Italien gelten. Jetzt überließ Totila Rom nicht wieder dem Wechsel zufälliger Ereignisse.

Digitized by Google

standen habe. Und man hätte meinen können, der Hof von Konstantinopel würde dieses maßvolle Anerbieten mit beiden Händen annehmen; denn die Macht des Gotenkönigs war bedeutend und die Lage des Kaiserreichs keine glänzende. Doch an dem kalten und zähen Justinian, der in allen seinen Kriegen niemals selbst einen Schwertstreich gethan hat, prallte die eindringlichste Vorstellung ab; mit schnödem Spott wies er Totilas Anerbietungen zurück, und so sah sich dieser bald darauf wiederum genötigt zur Abwehr das Schwert zu ziehen. Justinian „war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihren Grundgedanken allezeit festhalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, sich ihm um so energischer entgegen zu setzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für sich selbst dachte er zunächst nicht; aber er hatte eine vermittelnde Absicht gefaßt. Diese knüpfte sich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin Theoderichs, seine Enkelin, sich in Konstantinopel befand. Mataswintha, die schon immer Hinneigung zu den Römern kundgegeben, hatte sich nach dem Tode des Witichis mit dem Neffen Justinians, Germanus, vermählt. Und dieser Germanus nun, der schon einmal bei einem Aufstand in Afrika das Beste gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt sich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen bestimmt sei; wenn er mit Mataswintha daselbst erscheine, würden die Goten ihm keinen Widerstand mehr leisten. Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterstützung des Kaisers brachte er ein stattliches Heer zusammen, mit dem er in den Fußstapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Goten in offenem Felde zu bezwingen hoffte. Germanus wird als geradsinnig und ehrgeizig, tapfer und leutselig geschildert; das Gerücht seiner Bestimmung erweckte in den Überbleibseln des römischen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Allein, indem man sich mit solchen Hoffnungen schmeichelte, geschah es, daß Germanus, der in Sardica stand und sich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beschlossenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag (550). Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter andern Anführern gelangte das Heer nach Salona in Dalmatien. Aber der Kaiser meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil sie untereinander von gleichem Rang waren, so daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Belisar schon befürchtet werden mußte. Er betraute Narses, dessen Nebenbuhlerschaft früher dem Belisar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narses hatte seine hohe Stellung im kaiserlichen Palast — er war Kämmerer und Schatzmeister — nicht allein behauptet, sondern noch verstärkt; gegen seine Autorität konnte sich niemand regen.

Digitized by Google

Wenn die Goten damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korsika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der andern Seite ausdehnten, und wenn sie zugleich an der italienischen Küste gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Wasser und zu Lande belagerten, so lag die Entscheidung vor allem darin, ob die byzantinische Seemacht ihnen gewachsen sein werde oder nicht. Gegen den Willen des Kaisers vereinigten die Befehlshaber Johannes in Ravenna und Valerian in Salona ihre Flotten und schifften gegen die gotischen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran. Soviel aber die Goten bereits an den Küsten herumgeschwärmt waren, so verstanden sie doch noch nicht, einen wohlgerüsteten Feind in offener Seeschlacht zu bestehen; sie wußten noch nicht, was es heißt, sich ruhig zusammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in seemännischer Kriegskunst erfahren und überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gotische Schiffe, die sich zu weit hinausgewagt hatten, zu überwältigen. Dann schritten sie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeschosse erfochten die Byzantiner einen vollständigen Sieg (551), durch den sie nicht allein Ancona retteten, sondern der gesamten militärischen Stellung der Goten einen Schlag versetzten, der sich auf allen andern Schauplätzen des Krieges fühlbar machte." *)

Narses versammelte in Salona seine Streitmacht. Justinian gewährte dem schmiegsamen Höfling freigebig, was er dem Belisar nur spärlich bewilligt hatte, so daß Narses bald über eine bedeutende Kriegsmacht verfügte. Sein Heer bestand — es schmerzt, dies sagen zu müssen — vorwiegend aus Langobarden, Gepiden und Herulern, d. h. aus deutschen Mietlingen, die — unter sich entzweit — doch für römisches Gold und unter einem römischen Feldherrn gern ihre deutschen Brüder verrieten. Ebenso bedeutend waren die Geldmittel, die Narses vom Kaiser erhielt, und so brach er denn, mit unumschränkter Vollmacht versehen, nach Italien auf, mit der Absicht, dem langen Streit und der gotischen Herrschaft durch eine entscheidende Schlacht so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er wählte den Landweg und wollte durch Venetien nach Ravenna ziehen, wo noch eine oströmische Besatzung lag. Aber unübersteigliche Hindernisse traten ihm hier in den Weg: die Franken, die sich des größten Teiles von Venetien bemächtigt hatten, weigerten ihm den Durchgang, und bei Verona hatte der tapfere Teja, Totilas ausgezeichnetster Feldherr, mit 2000 auserlesenen Streitern eine feste Stellung eingenommen und das Land weit und breit durch Fällen der Wälder und durch Überschwemmungen unwegsam gemacht. Aber ein Führer des Narses fand einen Ausweg aus der

*) Ranke, Weltgeschichte 4, 2, 93 ff.

Digitized by Google

Verlegenheit. Dicht an der Küste rückte das Heer vor, und nebenher segelten einige Schiffe mit vielen kleineren Kähnen; diese wurden, wo die breiten Mündungen der Flüsse oder ausgedehnte Sümpfe am Vorschreiten hinderten, zu Schiffbrücken verbunden, auf denen die Truppen die Gewässer überschritten. So gelangte Narses, ohne daß Franken und Goten es hindern konnten, ja, ohne daß sie es merkten, glücklich im Frühling 552 nach Ravenna. Nachdem er hier seinem ermüdeten Heere eine neuntägige Rast vergönnt hatte, zog er, ohne sich um Ariminum und Petra Pertusa, wo gotische Besatzungen lagen, zu kümmern, zuerst auf der flaminischen Straße weiter und dann landeinwärts gegen den Apennin und auf dem nächsten Wege nach Rom zu.

Länger als ein Jahrzehnt hatte über die Goten, dank der Heldengröße ihres Königs, ein heller Glücksstern geleuchtet; da sank er urplötzlich tiefer und tiefer, um bald ganz zu verlöschen. Als Totila vernahm, daß die Feinde Teja umgangen und Ariminum beiseite gelassen hätten und bereits mit gewaltiger Streitmacht anrückten, beschloß er, ihnen entgegen zu ziehen. In allzu großem Vertrauen auf seine gute Sache verließ er das sichere Rom; nach alter germanischer Heldenweise wollte er die Entscheidung durch redlichen, ehrenvollen Männerkampf auf offener Walstatt herbeiführen. Eine große Schlacht sollte, so hoffte er, Ruhm und Herrschaft der Goten befestigen und seiner Krone gleichsam eine glanzvolle Weihe verleihen. Aber es kam anders, als der hochsinnige Mann glaubte. Auf einer weiten, hügeligen Ebene dicht am Fuße des Apenningebirges, in der Nähe des Dorfes Taginä, da, wo einst Camillus einen Sieg über die Gallier erfochten hatte, wurden die Heere des Narses und des Totila einander ansichtig, machten aber eine Wegstunde voneinander halt und schlugen ihre Lager auf. Darauf sandte Narses einige Vertraute zu Totila, die ihm folgendes entboten: „Lege die Waffen nieder und schließe endlich einmal Frieden! Mit deinem kleinen Heere wirst du gegen meine Scharen nicht standhalten können; und selbst, wenn es dir diesmal noch gelingen sollte, so steht doch hinter mir die Macht des ganzen Römerreichs, während das Häuflein, das dich umgibt, dein gesamtes Volk bildet. Willst du aber durchaus kämpfen, so bestimme sogleich einen Tag für die Schlacht.“ Totilas stolze Antwort lautete: „Nie und nimmer werden wir uns ehrlos ergeben, sondern unter allen Umständen kämpfen. Die Schlacht aber soll binnen acht Tagen geschlagen sein.“ So unbestimmt drückte sich der König absichtlich aus, weil jene 2000 auserlesene Reiter, die ihm der kühne Teja von Verona her zuführen sollte, noch nicht eingetroffen waren. Die Gesandten kehrten zu Narses zurück und meldeten ihm den Bescheid. Dieser argwöhnte eine List und machte die Seinigen schon für den folgenden Tag schlagfertig. In der That erschien auch Totila am nächsten Morgen schon

Digitized by Google

mit den Goten unter Waffen. Nur zwei Pfeilschüsse voneinander entfernt hielten die Heere. Daselbst war ein Hügel von geringer Höhe, den die Goten zu besetzen trachteten. Narses aber war ihnen zuvor gekommen, indem er fünfzig auserwählte Reiter noch vor Tagesanbruch den Hügel nehmen ließ. Totila entsandte eine Schar nach der andern, um die Römer von dort zu verjagen; aber diese schlugen, durch die Gunst des Ortes geschützt, vier Angriffe ab, so daß der König endlich von dem vergeblichen Unternehmen abstand. Darauf ruhte der Kampf eine Weile. Narses wagte trotz seiner bedeutenden Übermacht doch nicht anzugreifen, weil er sonst die vorteilhafte Stellung an jenem Hügel und einem vorüberfließenden Flüßchen hätte aufgeben müssen.

Doch hielten beide Feldherren ihre Heere in Kampfbereitschaft. Narses lehnte seinen linken Flügel an die erwähnte Anhöhe; er selbst befehligte hier seine Kerntruppen, darunter die Leibwache und die Hunnen; in das Mitteltreffen stellte er die Heruler, Langobarden und Gepiden und ließ ihre Reiter absitzen, damit sie nicht etwa aus Verrat leicht die Flucht ergreifen könnten; den rechten Flügel befehligten seine Unterfeldherrn. „Die große Stärke seines Heeres erhellt schon daraus, daß er von den leichten, den Goten stets so verderblichen Truppen der Bogenschützen je 4000 Mann auf jeden Flügel zu verteilen vermochte; 1000 Reiter waren dazu bestimmt dem gotischen Fußvolk in die Flanken zu fallen; 1800 hielt er zurückgenommen hinter dem linken Flügel, mit dem Auftrag, wenn irgendwo eine Abteilung weiche, sie aufzunehmen und dem Verfolger sich entgegenzuwerfen." (Dahn.) Auf der einen Seite ließ Narses goldene Armbänder, Halsketten, Zügel und andere Kleinodien auf Stangen vor sich hertragen und seinen Truppen zeigen, um die feilen Soldknechte durch solche Lockungen zur Tapferkeit zu reizen, indem er sie zugleich auf ihre große Überzahl und bessere Bewaffnung hinwies. Vor der kleinen Schar seiner Helden aber ritt Totila die Reihen entlang und rief den treuen Mannen zu: „Zum letzten Male, liebe Volksgenossen, richte ich heute Worte der Aufmunterung an euch; denn dieser Tag muß der Goten Schicksal entscheiden. Zusammengeschmolzen durch endlose Kämpfe und Leiden sind wir doch von höherem Mute beseelt als jene dort. Sie sind um Geld gedungen und kämpfen um Geld. Wir aber müssen heut alles an die Wage lassen: Glück, Ehre, Leben. Denn Flucht bedeutet für uns Untergang. Wohlan, so streitet, eures Ruhmes und eurer Ahnen wert!" Nach diesen Worten ritt der Held auf einem prachtvollen Roß allein in den Raum zwischen den beiden Heeren, doch nicht um einen der Feinde zum Einzelkampfe herauszufordern — das hätte einem König höchstens gegen den Oberfeldherrn geziemt, und dieser war ein Verschnittener und würde sich gegen solche Zumutung verwahrt haben —, sondern um Zeit zu gewinnen und zugleich den Gegnern

Digitized by Google

zu zeigen, was für ein Mann er sei. Er hatte Kunde erhalten, die 2000 Goten unter Teja seien schon ganz in der Nähe, und vor ihrer Ankunft wollte und konnte er die Schlacht nicht beginnen. So sprengte er, in eine von Gold strahlende Rüstung gehüllt, mit purpurrotem, wehendem Helmbusch, herrlich wie es einem Könige zukam, zwischen die Heere und begann nach altem Germanenbrauche das Waffenspiel. Zuerst spornte er sein Roß zu den zierlichsten Wendungen und Sprüngen; dann warf er, in gestrecktem Galopp dahinjagend, seinen Speer hoch in die Luft und fing ihn, wenn er wirbelnd niedersank, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, kunstvoll wechselnd, in der Mitte auf. In stummer Bewunderung schauten selbst die Feinde zu, wie so der Gotenkönig seine Gewandtheit zeigte, wobei er oft links oder rechts, über den Kopf oder den Schweif seines Rosses absprang, um sich sogleich wieder hinaufzuschwingen, wie der kunstgeübteste Reiter nicht vermocht hätte. Wie bald sollten diese geschmeidigen und kraftstrotzenden Glieder auf ewig erstarren!

Mit solchem Waffenspiel brachte der ritterliche König den Morgen hin, und da die Schar des Teja noch immer nicht kam, sandte er, um die Schlacht noch zu verzögern, einen Herold an Narses mit Friedensvorschlägen. Allein Narses entgegnete: „Totila hat genugsam seine Kampflust bezeigt; jetzt stellt er sich, als wollte er mitten auf dem Schlachtfelde Frieden schließen; doch dadurch läßt sich ein Narses nicht täuschen.“ Endlich, gegen Mittag, langte Teja mit den 2000 auserlesenen Streitern an. Als der König das erfuhr, ging er mit seinem ganzen Heere ins Lager zurück und befahl allen das Mittagsmahl zu genießen. Er selbst legte eine andere Rüstung an; dann führte er plötzlich die Seinen gegen den Feind, den er zu überraschen hoffte. Aber der vorsichtige Byzantiner hatte seine Soldaten nur in Reih und Glied einige Speisen zu sich nehmen und sich auf den Angriff gefaßt machen lassen. Seine gefürchteten Bogenschützen stellte er so auf, daß sie die angreifende gotische Reiterei von beiden Seiten bestreichen konnten.*) Und in der That verlor diese schon beim Ansturm in dem Pfeilhagel, der von beiden Seiten sie traf, so viele Leute und Pferde, daß sie blutig abgewiesen ward und im Zurückziehen das eigene Fußvolk in Verwirrung brachte. Die Goten fochten mit dem Mute der Verzweiflung; aber als es Abend ward und sechstausend Tapfere das Schlachtfeld bedeckten, da wandte der Rest sich zur Flucht und wich todes-

*) Wenn man dem Prokop glauben müßte, so hätte Totila den Seinigen befohlen, bei dieser Schlacht nicht Pfeil und Schwert zu benutzen, sondern nur den Speer, während natürlich die Römer jede Waffe gebrauchten, wie es der Vorteil gerade erheischte; dadurch seien letztere gleich anfangs sehr im Vorteil gewesen. Doch ist Prokops Mitteilung durchaus unglaublich, weil sie mit Totilas sonstiger Klugheit im schärfsten Widerspruch steht. Vgl. auch die Anmerkung zu S. 373.

Digitized by Google

matt der erdrückenden Überzahl der Feinde. Diese verfolgten die Fliehenden, metzelten nieder, was ihnen vor die Klinge kam, und ermordeten sogar nach der Schlacht die gotischen Gefangenen.

Schon war die Flucht allgemein, da verließ auch Totila, der letzten einer, die Walstatt. Wunder der Tapferkeit hatte der Held verrichtet. Es war schon ganz finster geworden, als er, nur von fünf Getreuen begleitet, endlich den vergeblichen Kampf verloren gab. Ihm setzten etliche der Kaiserlichen nach, die nicht ahnten, wer der Verfolgte sei. Einer von ihnen war ein Gepide, Asbad geheißen. Dieser kam den Flüchtigen ganz nahe und holte auf Totila aus, um ihm den Speer in den Rücken zu stoßen. Ein junger Gote aber, ein Blutsverwandter des Königs, sah dies und schrie voll Entsetzen und Angst für den geliebten Fürsten: „Hund, was beginnst du? Wagst du, die Hand wider deinen Herrn zu erheben?“ Kaum hörte Asbad, daß er den König vor sich habe, so holte er mit aller Kraft aus und stieß ihm den Speer zwischen die Schulterblätter tief in den Rücken hinein. Der Stoß war tödlich. Aber zwei der treuen Goten ritten rechts und links dicht an den wunden König heran und nahmen ihn so in die Mitte. Auf diese Weise setzten sie mit ihm die Flucht fort, obwohl er kaum noch ein Lebenszeichen gab. Der Gepide Asbad erhielt von dem Goten Skipuar einen Hieb ins Bein. Da gaben seine Gefährten, um ihn zu retten, die Verfolgung auf und ritten mit ihm zurück. Des Königs Getreue aber glaubten im Dunkel der Nacht, die Verfolger seien ihnen noch auf den Fersen, und flohen weiter. Endlich gelangten sie in ein Dörflein mit Namen Caprä. Hier rasteten sie, hoben den König vom Roß, trugen ihn in die Hütte einer armen Frau und verbanden ihm die schreckliche Wunde. Er aber starb ihnen unter den Händen. Ein edles Herz stand still. Da beweinten die treuen Männer ihren geliebten König, gruben ihm schnell ein Grab, zimmerten einen einfachen Sarg und bargen den Leichnam in die Erde. Dann wichen sie von dannen.

Die Kaiserlichen wußten nicht, daß Totila gestorben sei, bis ihnen die Frau, in deren Hütte er seine Heldenseele ausgehaucht hatte, es mitteilte und seine Grabstätte zeigte. Trotzdem wollten sie nicht daran glauben und gruben an der Stelle nach. Da fanden und öffneten sie den Sarg mit der Leiche des Königs. Selbst den Feinden flößte der Anblick Ehrfurcht und Mitgefühl ein. Sie wagten es nicht den toten Helden zu beschimpfen; nur den blutbefleckten Mantel und den edelsteingezierten Königshut nahmen sie ihm, um diese Gegenstände dem Narses als Wahrzeichen zu überbringen, dann gaben sie ihn dem Schoß der Erde wieder.

So verlor Totila Thron und Leben (im Juni 552), nachdem er elf Jahre lang König der Goten gewesen war. Selbst der feindliche Geschicht-

Digitized by Google

schreiber Prokop versinkt in grübelnde Betrachtungen darüber, daß ein so großer Held und trefflicher Fürst so traurig enden mußte.

14. Teja, der letzte König der Ostgoten.

(552.)

Wie mochte der gelbe Eunuch sich freuen, als er des Königs Tod vernahm und jene Wahrzeichen als Trophäen nach Konstantinopel schicken konnte. Glaubte er doch mit Totila den letzten Helden der Goten dahingeschieden. Daß das kleine Häuflein, das von dem ruhmreichen Volke noch übrig war, noch einmal den Kampf, den nun hoffnungslosen Todeskampf, erneuern werde, hielt er nicht für möglich. Deshalb verfolgte er die Trümmer des geschlagenen Heeres nach der Schlacht bei Taginä zunächst nicht weiter, sondern trachtete vor allem danach seine wilden Bundesgenossen, die Langobarden, wieder los zu werden. Diese hausten nämlich ganz zügellos und verübten die schwersten Frevelthaten, indem sie überall sengten, mordeten und schändeten. Narses beschenkte sie aufs reichlichste und entließ sie nach ihrer Heimat. Damit sie sich aber unterwegs weiterer Schandthaten enthielten, gab er ihnen seinen Unterfeldherrn Valerian nebst einer beträchtlichen Mannschaft als Geleit mit. Diese brachten sie auch glücklich über die Grenze Italiens und legten sich dann auf dem Rückweg vor die Stadt Verona, um sie unter die Botmäßigkeit des Kaisers zu bringen. Dies erfuhren aber die Franken, die Venetien noch besetzt hielten; alsbald erhoben sie Ansprüche auf das Gebiet von Verona, und Valerian mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Unterdes waren jene Goten, die nach der unglücklichen Schlacht bei Taginä dem allgemeinen Verderben entronnen waren, über den Po gegangen, wo ihnen Pavia mit seiner Umgebung noch unterthan war und Totila einen Teil des neugesammelten Königshortes niedergelegt hatte. Hier sammelten sich die vielgeprüften Helden, musterten ihre furchtbar gelichteten Reihen und wählten den besten Mann, den sie hatten, den kühnen Teja, zu ihrem Könige. Dieser, ein echter Held und seines Vorgängers nicht unwert, zögerte keinen Augenblick, die Krone, die wahrlich eine Dornenkrone war, anzunehmen, und sich an die Spitze eines Kampfes zu stellen, der ohne Hoffnung war. Die Schätze, die der edle Totila nach Pavia hatte bringen lassen, verwendete er zur Anschaffung von Waffen, Rüstungen und anderen Kriegsbedürfnissen. Sein kleines Volksheer ordnete er aufs neue und übte es sorgfältig in den Waffen. Auch war er eifrig darauf bedacht, die zerstreuten Goten, die seit jener Flucht in Mittel- und Oberitalien versprengt umherirrten, zu seinen Fahnen zu sammeln. Als Narses dies hörte, erschien es ihm doch bedenklich, und er ließ deshalb den Valerian mit seiner

Digitized by Google

Königs war tödlich verwundet, stürzte vom Rosse und ließ die Fahne zur Erde fallen. Die mutigsten Römer drangen herbei, um den Toten samt der Fahne an sich zu reißen. Aber die Goten litten es nicht. Sie rafften die Fahne auf, und da sie den Gefallenen nicht mit forttragen konnten, hieben sie ihm die linke Hand ab und nahmen sie mit sich; denn an dieser trug der Gefallene ein kostbares goldnes Armband; mit dessen Besitz sollte sich der Feind nicht brüsten können.

Nachdem auch dieser dritte Sturm abgeschlagen worden war, gab Totila die Belagerung auf und zog sich nach Tibur (Tivoli) zurück, das er mit großer Schnelligkeit befestigte und wohin er alle seine Schätze brachte. (April 547.)

13. Totilas letzte Thaten und sein Ende.

(Von 547 bis 552.)

Die beiden folgenden Jahre verliefen ohne entscheidende Ereignisse. Die Goten waren überall siegreich, wo ihr Heldenkönig selbst sie führte. Belisar führte den Krieg matt und verdrossen, da es ihm an Truppen fehlte, um etwas Bedeutendes zu unternehmen. Endlich schickte er seine Gemahlin Antonina, die das Leben ihres Gatten im Felde geteilt hatte, nach Konstantinopel und ließ den Kaiser ersuchen, er möge ihn abberufen, da er nicht länger wie ein Flüchtling von einer italischen Küstenstadt zur andern sich fortstehlen wolle. Justinian erfüllte den Wunsch des Feldherrn um so lieber, als die Perser das Reich im Osten aufs neue bedrohten und gegen sie Belisars Kriegstüchtigkeit der einzig wirksame Schutz zu sein schien (548). Nach Belisars Abfahrt ergab sich das von Totila belagerte Kastell Rusciа an der Straße von Messina, und bei dieser Gelegenheit bewies der edle König wieder einmal seine bewundernswürdige Milde und Mäßigung. Die Besatzung, durch Aussicht auf nahen Entsatz verlockt, hatte einen bereits mit Totila abgeschlossenen Übergabevertrag freventlich gebrochen und zitterte jetzt vor der Rache des Siegers. Aber der König strafte nur den Anstifter des Treubruchs; den Übrigen stellte er nach seiner Gewohnheit frei, ob sie nach dem nächsten Lager der Kaiserlichen abziehen oder unter ihm dienen wollten; fast alle entschieden sich für das letztere.

In dieser Zeit waren, nach dem Zeugnis Prokops, die Goten ohne allen Zweifel wieder die Herren von ganz Italien. Aber auch von anderen Seiten her teilten sich Germanen in römisches Erbe. Die Franken eigneten sich den größten Teil von Venetien zu, die Gepiden nahmen fast ganz Dacien (das heutige Rumänien) ein, den Langobarden mußte Justinian das südliche Noricum (Steiermark) und einen Teil von Pannonien abtreten und sie noch dazu mit großen Geldsummen beschenken. Trotzdem drangen sie

Digitized by Google

kurz darauf bis nach Illyrien und Dalmatien plündernd vor. Als Belisar voll tiefen Unmutes Italien verlassen hatte, ergaben sich fast alle die wenigen festen Plätze Italiens, in denen noch römische Besatzungen lagen, an Totila. Auch Rom fiel wieder in die Hände des Gotenkönigs. Im Frühling des Jahres 548 zog er zum drittenmal vor die „ewige" Stadt, die diesmal mit einer starken, auserlesenen Mannschaft, welche Belisar zurückgelassen hatte, besetzt war. An der Spitze stand Diogenes, ein ausgezeichnet tüchtiger Krieger. Darum verging auch eine beträchtliche Zeit, bis die Belagerung zum Ziele führte. Als es aber Totila gelang, sich der Hafenstadt Portus zu bemächtigen, konnte er die Stadt mit größerem Nachdruck bedrängen. Wiederum waren es einige Isaurier, die den Goten zur Einnahme behilflich waren. Am Thore des Apostels Petrus hatten sie die Wache; und da sie mit Mißgunst sahen, wie ihre zu den Goten übergelaufenen Landsleute in reichem Waffenschmuck unter den Feinden prangten, knüpften sie geheime Unterhandlungen mit Totila an und versprachen, ihn zu bestimmter Stunde in die Stadt einzulassen. Der König traf seine Anstalten. Durch die einfache Kriegslist eines Scheinangriffs wußte er die ganze Besatzung nach einer andern Seite der Mauer zu locken und drang, von den Isauriern eingelassen, inzwischen durch das Thor des heiligen Petrus in die Stadt ein. Als die Besatzung gewahr wurde, daß die Feinde bereits in den Straßen seien, floh sie nach Civita Vecchia (damals Centum Cellä) zu; aber der kluge König hatte dies vorausgesehen und hierhin einen Hinterhalt gelegt, durch den die Fliehenden zusammengehauen wurden. Nur vierhundert Reiter unter Anführung eines tapfern Ciliciers, mit Namen Paulus, flohen nicht, sondern warfen sich in das Grabmal Hadrians (die Engelsburg). Totila rief seine Leute vom Angriff auf diese Braven ab und beschloß letztere durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. Aber er hatte es diesmal mit echten Helden zu thun. Den ersten Tag brachten sie ohne zu essen hin und so auch die nächste Nacht. Am folgenden Tage beschlossen sie einige ihrer Pferde zu verzehren, doch hielt sie der Ekel vor der ungewohnten Speise noch bis zur Abenddämmerung zurück, obgleich sie vom Hunger entsetzlich litten. Inzwischen aber hatten sie viel Betrachtungen untereinander angestellt und waren zu dem Schluß gekommen, daß es das Beste sei, durch einen ehrenvollen Tod je eher je lieber das Leben zu enden; daher beschlossen sie, sich in plötzlichem Angriff auf die Wacht haltenden Goten zu stürzen und ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen. Darauf umschlangen sich die treuen Kameraden, küßten einander und wappneten sich jauchzend zum letzten Waffengang. Totila merkte ihr Vorhaben, und er suchte unnützes Blutvergießen zu verhindern. Ein Abgesandter des Königs trat vor und rief den Todesmutigen zu: der Herrscher der Goten stelle ihnen die Wahl, ob sie mit Zurücklassung ihrer Pferde und Waffen und

Digitized by Google

nach Ablegung eines Eides, nicht weiter gegen die Goten Kriegsdienste zu leisten, völlig ungekränkt nach Byzanz abgehen, oder mit all ihrer Habe, unter gleichen Rechten mit den Goten in sein Heer eintreten wollten. Die Wackern trauten kaum ihren Ohren, als sie diesen hochherzigen Vorschlag des edlen Königs vernahmen, und zogen nach kurzer Überlegung den Dienst unter einem solchen Herrn der Rückkehr nach Byzanz vor. Nur Paulus und ein Isaurier baten, sie nach der Heimat zu entlassen, da sie dort geliebte Kinder und Frauen hätten, ohne die sie nicht leben könnten. Totila lobte ihre Treue, beschenkte sie mit allen Reisebedürfnissen, gab ihnen ein Sicherheitsgeleit mit und entließ sie. Die übrigen römischen Soldaten, die allmählich noch aus den Kirchen, wohin sie sich geflüchtet hatten, zum Vorschein kamen, folgten dem Beispiel ihrer Kameraden und traten sämtlich — es waren etwa vierhundert — in das gotische Heer ein.

Rom blieb völlig verschont; denn Totila hatte beschlossen, die Stadt nicht wieder zu räumen, sondern zu seiner Königsstadt zu erheben. Um nun dem schwergeprüften, herabgekommenen Rom empor zu helfen und neuen Glanz zu verschaffen, ließ er sorgsam wiederherstellen, was bei früheren Erstürmungen zerstört worden war, und Lebensmittel hereinbringen, lud Goten und Italiker, insbesondere die geflüchteten Senatoren und Bürger, ein sich hier niederzulassen und hielt glänzende Circusspiele ab. Aller Welt wollte er zeigen, daß er sich als Herr von Italien in seiner Hauptstadt sicher fühle. Auch Münzen mit seinem eigenen, diademgeschmückten Haupte ließ er prägen, während die früheren gotischen Münzen auf der einen Seite zwar den Namen des Königs, auf der andern aber gewöhnlich das Bildnis des gleichzeitigen oströmischen Kaisers gezeigt hatten.*) Zudem hatte sich der unermüdliche Fürst eine bedeutende Flotte von vierhundert Fahrzeugen geschaffen, die eine Seemacht bildeten, wie sie seit Theoderichs Tagen nicht bestanden hatte und mit der er die italienischen Meere beherrschte. Ja, selbst das abgefallene Sicilien und die wichtigen Inseln Sardinien und Corsica eroberte der große König wieder. Wir finden ihn sogar auf den ionischen Inseln und an den Küsten von Epirus (551); weit und breit machte er sich furchtbar. Und trotz alledem überhob er sich seines Glückes und seiner Macht keinen Augenblick, sondern strebte nur danach, seinem zusammengeschmolzenen Volke und dem unglücklichen Italien einen dauernden Frieden zu verschaffen. Abermals ging ein Abgesandter von ihm mit Friedensvorschlägen nach Byzanz. Totila trug dem Kaiser an, die Verhältnisse wieder herzustellen, in denen einst Anastasius zu Theoderich ge-

*) Einst hatte Totila bei dem Frankenkönig Theudebert, seinem Bundesgenossen, um die Hand von dessen Tochter geworben; der aber antwortete ihm: wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht für den König von Italien gelten. Jetzt überließ Totila Rom nicht wieder dem Wechsel zufälliger Ereignisse.

Digitized by Google

standen habe. Und man hätte meinen können, der Hof von Konstantinopel würde dieses maßvolle Anerbieten mit beiden Händen annehmen; denn die Macht des Gotenkönigs war bedeutend und die Lage des Kaiserreichs keine glänzende. Doch an dem kalten und zähen Justinian, der in allen seinen Kriegen niemals selbst einen Schwertstreich gethan hat, prallte die eindringlichste Vorstellung ab; mit schnödem Spott wies er Totilas Anerbietungen zurück, und so sah sich dieser bald darauf wiederum genötigt zur Abwehr das Schwert zu ziehen. Justinian „war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihren Grundgedanken allezeit festhalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, sich ihm um so energischer entgegen zu setzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für sich selbst dachte er zunächst nicht; aber er hatte eine vermittelnde Absicht gefaßt. Diese knüpfte sich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin Theoderichs, seine Enkelin, sich in Konstantinopel befand. Matasswintha, die schon immer Hinneigung zu den Römern kundgegeben, hatte sich nach dem Tode des Witichis mit dem Neffen Justinians, Germanus, vermählt. Und dieser Germanus nun, der schon einmal bei einem Aufstand in Afrika das Beste gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt sich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen bestimmt sei; wenn er mit Matasswintha daselbst erscheine, würden die Goten ihm keinen Widerstand mehr leisten. Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterstützung des Kaisers brachte er ein stattliches Heer zusammen, mit dem er in den Fußstapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Goten in offenem Felde zu bezwingen hoffte. Germanus wird als geradsinnig und ehrgeizig, tapfer und leutselig geschildert; das Gerücht seiner Bestimmung erweckte in den Überbleibseln des römischen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Allein, indem man sich mit solchen Hoffnungen schmeichelte, geschah es, daß Germanus, der in Sardica stand und sich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beschlossenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag (550). Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter andern Anführern gelangte das Heer nach Salona in Dalmatien. Aber der Kaiser meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil sie untereinander von gleichem Rang waren, so daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Belisar schon befürchtet werden mußte. Er betraute Narses, dessen Nebenbuhlerschaft früher dem Belisar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narses hatte seine hohe Stellung im kaiserlichen Palast — er war Kämmerer und Schatzmeister — nicht allein behauptet, sondern noch verstärkt; gegen seine Autorität konnte sich niemand regen.

Digitized by Google

Wenn die Goten damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korsika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der andern Seite ausdehnten, und wenn sie zugleich an der italienischen Küste gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Wasser und zu Lande belagerten, so lag die Entscheidung vor allem darin, ob die byzantinische Seemacht ihnen gewachsen sein werde oder nicht. Gegen den Willen des Kaisers vereinigten die Befehlshaber Johannes in Ravenna und Valerian in Salona ihre Flotten und schifften gegen die gotischen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran. Soviel aber die Goten bereits an den Küsten herumgeschwärmt waren, so verstanden sie doch noch nicht, einen wohlgerüsteten Feind in offener Seeschlacht zu bestehen; sie wußten noch nicht, was es heißt, sich ruhig zusammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in seemännischer Kriegskunst erfahren und überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gotische Schiffe, die sich zu weit hinausgewagt hatten, zu überwältigen. Dann schritten sie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeschosse erfochten die Byzantiner einen vollständigen Sieg (551), durch den sie nicht allein Ancona retteten, sondern der gesamten militärischen Stellung der Goten einen Schlag versetzten, der sich auf allen andern Schauplätzen des Krieges fühlbar machte." *)

Narses versammelte in Salona seine Streitmacht. Justinian gewährte dem schmiegsamen Höfling freigebig, was er dem Belisar nur spärlich bewilligt hatte, so daß Narses bald über eine bedeutende Kriegsmacht verfügte. Sein Heer bestand — es schmerzt, dies sagen zu müssen — vorwiegend aus Langobarden, Gepiden und Herulern, d. h. aus deutschen Mietlingen, die — unter sich entzweit — doch für römisches Gold und unter einem römischen Feldherrn gern ihre deutschen Brüder verrieten. Ebenso bedeutend waren die Geldmittel, die Narses vom Kaiser erhielt, und so brach er denn, mit unumschränkter Vollmacht versehen, nach Italien auf, mit der Absicht, dem langen Streit und der gotischen Herrschaft durch eine entscheidende Schlacht so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er wählte den Landweg und wollte durch Venetien nach Ravenna ziehen, wo noch eine oströmische Besatzung lag. Aber unübersteigliche Hindernisse traten ihm hier in den Weg: die Franken, die sich des größten Teiles von Venetien bemächtigt hatten, weigerten ihm den Durchgang, und bei Verona hatte der tapfere Teja, Totilas ausgezeichnetster Feldherr, mit 2000 auserlesenen Streitern eine feste Stellung eingenommen und das Land weit und breit durch Fällen der Wälder und durch Überschwemmungen unwegsam gemacht. Aber ein Führer des Narses fand einen Ausweg aus der

*) Ranke, Weltgeschichte 4, 2, 93 ff.

Digitized by Google

Verlegenheit. Dicht an der Küste rückte das Heer vor, und nebenher segelten einige Schiffe mit vielen kleineren Kähnen; diese wurden, wo die breiten Mündungen der Flüsse oder ausgedehnte Sümpfe am Vorschreiten hinderten, zu Schiffbrücken verbunden, auf denen die Truppen die Gewässer überschritten. So gelangte Narses, ohne daß Franken und Goten es hindern konnten, ja, ohne daß sie es merkten, glücklich im Frühling 552 nach Ravenna. Nachdem er hier seinem ermüdeten Heere eine neuntägige Rast vergönnt hatte, zog er, ohne sich um Ariminum und Petra Pertusa, wo gotische Besatzungen lagen, zu kümmern, zuerst auf der flaminischen Straße weiter und dann landeinwärts gegen den Apennin und auf dem nächsten Wege nach Rom zu.

Länger als ein Jahrzehnt hatte über die Goten, dank der Heldengröße ihres Königs, ein heller Glücksstern geleuchtet; da sank er urplötzlich tiefer und tiefer, um bald ganz zu verlöschen. Als Totila vernahm, daß die Feinde Teja umgangen und Ariminum beiseite gelassen hätten und bereits mit gewaltiger Streitmacht anrückten, beschloß er, ihnen entgegen zu ziehen. In allzu großem Vertrauen auf seine gute Sache verließ er das sichere Rom; nach alter germanischer Heldenweise wollte er die Entscheidung durch redlichen, ehrenvollen Männerkampf auf offener Walstatt herbeiführen. Eine große Schlacht sollte, so hoffte er, Ruhm und Herrschaft der Goten befestigen und seiner Krone gleichsam eine glanzvolle Weihe verleihen. Aber es kam anders, als der hochsinnige Mann glaubte. Auf einer weiten, hügeligen Ebene dicht am Fuße des Apenningebirges, in der Nähe des Dorfes Taginä, da, wo einst Camillus einen Sieg über die Gallier erfochten hatte, wurden die Heere des Narses und des Totila einander ansichtig, machten aber eine Wegstunde voneinander halt und schlugen ihre Lager auf. Darauf sandte Narses einige Vertraute zu Totila, die ihm folgendes entboten: „Lege die Waffen nieder und schließe endlich einmal Frieden! Mit deinem kleinen Heere wirst du gegen meine Scharen nicht standhalten können; und selbst, wenn es dir diesmal noch gelingen sollte, so steht doch hinter mir die Macht des ganzen Römerreichs, während das Häuflein, das dich umgibt, dein gesamtes Volk bildet. Willst du aber durchaus kämpfen, so bestimme sogleich einen Tag für die Schlacht." Totilas stolze Antwort lautete: „Nie und nimmer werden wir uns ehrlos ergeben, sondern unter allen Umständen kämpfen. Die Schlacht aber soll binnen acht Tagen geschlagen sein." So unbestimmt drückte sich der König absichtlich aus, weil jene 2000 auserlesene Reiter, die ihm der kühne Teja von Verona her zuführen sollte, noch nicht eingetroffen waren. Die Gesandten kehrten zu Narses zurück und meldeten ihm den Bescheid. Dieser argwöhnte eine List und machte die Seinigen schon für den folgenden Tag schlagfertig. In der That erschien auch Totila am nächsten Morgen schon

Digitized by Google

mit den Goten unter Waffen. Nur zwei Pfeilschüsse voneinander entfernt hielten die Heere. Daselbst war ein Hügel von geringer Höhe, den die Goten zu besetzen trachteten. Narses aber war ihnen zuvor gekommen, indem er fünfzig auserwählte Reiter noch vor Tagesanbruch den Hügel nehmen ließ. Totila entsandte eine Schar nach der andern, um die Römer von dort zu verjagen; aber diese schlugen, durch die Gunst des Ortes geschützt, vier Angriffe ab, so daß der König endlich von dem vergeblichen Unternehmen abstand. Darauf ruhte der Kampf eine Weile. Narses wagte trotz seiner bedeutenden Übermacht doch nicht anzugreifen, weil er sonst die vorteilhafte Stellung an jenem Hügel und einem vorüberfließenden Flüßchen hätte aufgeben müssen.

Doch hielten beide Feldherren ihre Heere in Kampfbereitschaft. Narses lehnte seinen linken Flügel an die erwähnte Anhöhe; er selbst befehligte hier seine Kerntruppen, darunter die Leibwache und die Hunnen; in das Mitteltreffen stellte er die Heruler, Langobarden und Gepiden und ließ ihre Reiter absitzen, damit sie nicht etwa aus Verrat leicht die Flucht ergreifen könnten; den rechten Flügel befehligten seine Unterfeldherrn. „Die große Stärke seines Heeres erhellt schon daraus, daß er von den leichten, den Goten stets so verderblichen Truppen der Bogenschützen je 4000 Mann auf jeden Flügel zu verteilen vermochte; 1000 Reiter waren dazu bestimmt dem gotischen Fußvolk in die Flanken zu fallen; 1800 hielt er zurückgenommen hinter dem linken Flügel, mit dem Auftrag, wenn irgendwo eine Abteilung weiche, sie aufzunehmen und dem Verfolger sich entgegenzuwerfen." (Dahn.) Auf der einen Seite ließ Narses goldene Armbänder, Halsketten, Zügel und andere Kleinodien auf Stangen vor sich hertragen und seinen Truppen zeigen, um die feilen Soldknechte durch solche Lockungen zur Tapferkeit zu reizen, indem er sie zugleich auf ihre große Überzahl und bessere Bewaffnung hinwies. Vor der kleinen Schar seiner Helden aber ritt Totila die Reihen entlang und rief den treuen Mannen zu: „Zum letzten Male, liebe Volksgenossen, richte ich heute Worte der Aufmunterung an euch; denn dieser Tag muß der Goten Schicksal entscheiden. Zusammengeschmolzen durch endlose Kämpfe und Leiden sind wir doch von höherem Mute beseelt als jene dort. Sie sind um Geld gedungen und kämpfen um Geld. Wir aber müssen heut alles an die Wage lassen: Glück, Ehre, Leben. Denn Flucht bedeutet für uns Untergang. Wohlan, so streitet, eures Ruhmes und eurer Ahnen wert!" Nach diesen Worten ritt der Held auf einem prachtvollen Roß allein in den Raum zwischen den beiden Heeren, doch nicht um einen der Feinde zum Einzelkampfe herauszufordern — das hätte einem König höchstens gegen den Oberfeldherrn geziemt, und dieser war ein Verschnittener und würde sich gegen solche Zumutung verwahrt haben —, sondern um Zeit zu gewinnen und zugleich den Gegnern

Digitized by Google

zu zeigen, was für ein Mann er sei. Er hatte Kunde erhalten, die 2000 Goten unter Teja seien schon ganz in der Nähe, und vor ihrer Ankunft wollte und konnte er die Schlacht nicht beginnen. So sprengte er, in eine von Gold strahlende Rüstung gehüllt, mit purpurrotem, wehendem Helmbusch, herrlich wie es einem Könige zukam, zwischen die Heere und begann nach altem Germanenbrauche das Waffenspiel. Zuerst spornte er sein Roß zu den zierlichsten Wendungen und Sprüngen; dann warf er, in gestrecktem Galopp dahinjagend, seinen Speer hoch in die Luft und fing ihn, wenn er wirbelnd niedersank, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, kunstvoll wechselnd, in der Mitte auf. In stummer Bewunderung schauten selbst die Feinde zu, wie so der Gotenkönig seine Gewandtheit zeigte, wobei er oft links oder rechts, über den Kopf oder den Schweif seines Rosses absprang, um sich sogleich wieder hinaufzuschwingen, wie der kunstgeübteste Reiter nicht vermocht hätte. Wie bald sollten diese geschmeidigen und kraftstrotzenden Glieder auf ewig erstarren!

Mit solchem Waffenspiel brachte der ritterliche König den Morgen hin, und da die Schar des Teja noch immer nicht kam, sandte er, um die Schlacht noch zu verzögern, einen Herold an Narses mit Friedensvorschlägen. Allein Narses entgegnete: „Totila hat genugsam seine Kampflust bezeigt; jetzt stellt er sich, als wollte er mitten auf dem Schlachtfelde Frieden schließen; doch dadurch läßt sich ein Narses nicht täuschen.“ Endlich, gegen Mittag, langte Teja mit den 2000 auserlesenen Streitern an. Als der König das erfuhr, ging er mit seinem ganzen Heere ins Lager zurück und befahl allen das Mittagsmahl zu genießen. Er selbst legte eine andere Rüstung an; dann führte er plötzlich die Seinen gegen den Feind, den er zu überraschen hoffte. Aber der vorsichtige Byzantiner hatte seine Soldaten nur in Reih und Glied einige Speisen zu sich nehmen und sich auf den Angriff gefaßt machen lassen. Seine gefürchteten Bogenschützen stellte er so auf, daß sie die angreifende gotische Reiterei von beiden Seiten bestreichen konnten.*) Und in der That verlor diese schon beim Ansturm in dem Pfeilhagel, der von beiden Seiten sie traf, so viele Leute und Pferde, daß sie blutig abgewiesen ward und im Zurückziehen das eigene Fußvolk in Verwirrung brachte. Die Goten fochten mit dem Mute der Verzweiflung; aber als es Abend ward und sechstausend Tapfere das Schlachtfeld bedeckten, da wandte der Rest sich zur Flucht und wich todes-

*) Wenn man dem Prokop glauben müßte, so hätte Totila den Seinigen befohlen, bei dieser Schlacht nicht Pfeil und Schwert zu benutzen, sondern nur den Speer, während natürlich die Römer jede Waffe gebrauchten, wie es der Vorteil gerade erheischte; dadurch seien letztere gleich anfangs sehr im Vorteil gewesen. Doch ist Prokops Mitteilung durchaus unglaublich, weil sie mit Totilas sonstiger Klugheit im schärfsten Widerspruch steht. Vgl. auch die Anmerkung zu S. 373.

Digitized by Google

matt der erdrückenden Überzahl der Feinde. Diese verfolgten die Fliehenden, metzelten nieder, was ihnen vor die Klinge kam, und ermordeten sogar nach der Schlacht die gotischen Gefangenen.

Schon war die Flucht allgemein, da verließ auch Totila, der letzten einer, die Walstatt. Wunder der Tapferkeit hatte der Held verrichtet. Es war schon ganz finster geworden, als er, nur von fünf Getreuen begleitet, endlich den vergeblichen Kampf verloren gab. Ihm setzten etliche der Kaiserlichen nach, die nicht ahnten, wer der Verfolgte sei. Einer von ihnen war ein Gepide, Asbad geheißen. Dieser kam den Flüchtigen ganz nahe und holte auf Totila aus, um ihm den Speer in den Rücken zu stoßen. Ein junger Gote aber, ein Blutsverwandter des Königs, sah dies und schrie voll Entsetzen und Angst für den geliebten Fürsten: „Hund, was beginnst du? Wagst du, die Hand wider deinen Herrn zu erheben?“ Kaum hörte Asbad, daß er den König vor sich habe, so holte er mit aller Kraft aus und stieß ihm den Speer zwischen die Schulterblätter tief in den Rücken hinein. Der Stoß war tödlich. Aber zwei der treuen Goten ritten rechts und links dicht an den wunden König heran und nahmen ihn so in die Mitte. Auf diese Weise setzten sie mit ihm die Flucht fort, obwohl er kaum noch ein Lebenszeichen gab. Der Gepide Asbad erhielt von dem Goten Skipuar einen Hieb ins Bein. Da gaben seine Gefährten, um ihn zu retten, die Verfolgung auf und ritten mit ihm zurück. Des Königs Getreue aber glaubten im Dunkel der Nacht, die Verfolger seien ihnen noch auf den Fersen, und flohen weiter. Endlich gelangten sie in ein Dörflein mit Namen Caprä. Hier rasteten sie, hoben den König vom Roß, trugen ihn in die Hütte einer armen Frau und verbanden ihm die schreckliche Wunde. Er aber starb ihnen unter den Händen. Ein edles Herz stand still. Da beweinten die treuen Männer ihren geliebten König, gruben ihm schnell ein Grab, zimmerten einen einfachen Sarg und bargen den Leichnam in die Erde. Dann wichen sie von dannen.

Die Kaiserlichen wußten nicht, daß Totila gestorben sei, bis ihnen die Frau, in deren Hütte er seine Heldenseele ausgehaucht hatte, es mitteilte und seine Grabstätte zeigte. Trotzdem wollten sie nicht daran glauben und gruben an der Stelle nach. Da fanden und öffneten sie den Sarg mit der Leiche des Königs. Selbst den Feinden flößte der Anblick Ehrfurcht und Mitgefühl ein. Sie wagten es nicht den toten Helden zu beschimpfen; nur den blutbefleckten Mantel und den edelsteingezierten Königshut nahmen sie ihm, um diese Gegenstände dem Narses als Wahrzeichen zu überbringen, dann gaben sie ihn dem Schoß der Erde wieder.

So verlor Totila Thron und Leben (im Juni 552), nachdem er elf Jahre lang König der Goten gewesen war. Selbst der feindliche Geschicht-

Digitized by Google

schreiber Prokop versinkt in grübelnde Betrachtungen darüber, daß ein so großer Held und trefflicher Fürst so traurig enden mußte.

14. Teja, der letzte König der Ostgoten.

(552.)

Wie mochte der gelbe Eunuch sich freuen, als er des Königs Tod vernahm und jene Wahrzeichen als Trophäen nach Konstantinopel schicken konnte. Glaubte er doch mit Totila den letzten Helden der Goten dahingeschieden. Daß das kleine Häuflein, das von dem ruhmreichen Volke noch übrig war, noch einmal den Kampf, den nun hoffnungslosen Todeskampf, erneuern werde, hielt er nicht für möglich. Deshalb verfolgte er die Trümmer des geschlagenen Heeres nach der Schlacht bei Taginä zunächst nicht weiter, sondern trachtete vor allem danach seine wilden Bundesgenossen, die Langobarden, wieder los zu werden. Diese hausten nämlich ganz zügellos und verübten die schwersten Frevelthaten, indem sie überall sengten, mordeten und schändeten. Narses beschenkte sie aufs reichlichste und entließ sie nach ihrer Heimat. Damit sie sich aber unterwegs weiterer Schandthaten enthielten, gab er ihnen seinen Unterfeldherrn Valerian nebst einer beträchtlichen Mannschaft als Geleit mit. Diese brachten sie auch glücklich über die Grenze Italiens und legten sich dann auf dem Rückweg vor die Stadt Verona, um sie unter die Botmäßigkeit des Kaisers zu bringen. Dies erfuhren aber die Franken, die Venetien noch besetzt hielten; alsbald erhoben sie Ansprüche auf das Gebiet von Verona, und Valerian mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Unterdes waren jene Goten, die nach der unglücklichen Schlacht bei Taginä dem allgemeinen Verderben entronnen waren, über den Po gegangen, wo ihnen Pavia mit seiner Umgebung noch unterthan war und Totila einen Teil des neugesammelten Königshortes niedergelegt hatte. Hier sammelten sich die vielgeprüften Helden, musterten ihre furchtbar gelichteten Reihen und wählten den besten Mann, den sie hatten, den kühnen Teja, zu ihrem Könige. Dieser, ein echter Held und seines Vorgängers nicht unwert, zögerte keinen Augenblick, die Krone, die wahrlich eine Dornenkrone war, anzunehmen, und sich an die Spitze eines Kampfes zu stellen, der ohne Hoffnung war. Die Schätze, die der edle Totila nach Pavia hatte bringen lassen, verwendete er zur Anschaffung von Waffen, Rüstungen und anderen Kriegsbedürfnissen. Sein kleines Volksheer ordnete er aufs neue und übte es sorgfältig in den Waffen. Auch war er eifrig darauf bedacht, die zerstreuten Goten, die seit jener Flucht in Mittel- und Oberitalien versprengt umherirrten, zu seinen Fahnen zu sammeln. Als Narses dies hörte, erschien es ihm doch bedenklich, und er ließ deshalb den Valerian mit seiner

Digitized by Google

Schar zur Bewachung des Posluſſes zurück, damit er dadurch den Goten die Vereinigung ihrer Streitkräfte erſchwerte. Er ſelbſt aber wendete ſich mit der Hauptmaſſe ſeines Heeres nach Rom zu. Auf dem Marſche dorthin nahm er in Tuscien ohne Mühe mehrere Burgen ein, Narni durch freiwillige Ergebung der ganz unzureichenden gotiſchen Beſatzung, Perugia durch Verrat eines römiſchen Überläufers; die niedergeriſſenen Mauern von Spoleto ließ er durch eine zurückbleibende Abteilung ſeiner Truppen wieder aufbauen. Die kleine Gotenſchar, die von Totila in Rom zurückgelaſſen worden war, rüſtete ſich mutig zum Widerſtande. Da aber der vorige König wohl eingeſehen hatte, daß mit dieſem Häuflein unmöglich die ganze Ringmauer beſetzt werden könne, ſo hatte er einen kleinen Teil der Stadt, den Hadriansturm (die Engelsburg) mit der nächſten Umgebung, durch eine kurze Mauer vom übrigen Rom trennen und ſtark befeſtigen laſſen. Hierher hatten die Goten ihre koſtbarſte Habe gebracht und bewachten ſorglich die Mauern. Aber andere Teile der Stadtbefeſtigungen mußten ſie ganz unbeſetzt laſſen. Nun rückte auf Narſes Befehl das kaiſerliche Heer, in viele Abteilungen getrennt, gegen die Stadt an, und auf allen Seiten wurden zu gleicher Zeit die Sturmleitern angelegt. Niemand verwehrte dies, und ſo kam Rom ohne Schwertſtreich in die Gewalt des Kaiſers. Auch das unbewachte Portus fiel den Oſtrömern in die Hände. Darauf belagerte Narſes mit allen ſeinen Soldaten das Kaſtell. Gegen ſolche Übermacht vermochte auch der höchſte Heldenmut nichts. Die kleine Gotenſchar ergab ſich, als der kaiſerliche Feldherr ihnen perſönliche Sicherheit gelobt hatte. Nun konnte Narſes dem Kaiſer die Schlüſſel der Thore Roms zuſenden. Es war das fünftemal ſeit Juſtinians Regierungsantritt, daß die „ewige Stadt“ ihren Herrn gewechſelt hatte.

Der Kampf nahm jetzt einen furchtbaren Charakter, den eines Vernichtungskriegs an. Die Goten, die auf die Nachricht vom Falle Roms aus den umliegenden Landſchaften Mittelitaliens wichen, hieben alle Patricier und Senatoren, die ſie fanden, nieder; und ebenſo thaten die Kaiſerlichen mit allen Goten, die ihnen in die Hände fielen. Totila hatte, ehe er von Rom aufbrach, dreihundert vornehme junge Römer als Geiſeln mitgenommen und über den Po geſandt; Teja aber ließ ſie töten. Der gotiſche Befehlshaber von Tarent, Ragnari, hatte nach Totilas Tode, an der Sache ſeines Volkes verzweifelnd, den Römern ſechs Geiſeln geſtellt und allen Widerſtand aufgegeben. Nun aber, als er hörte, daß Teja König ſei, lebte ſein Mut von neuem auf; er wußte den römiſchen Unterfeldherrn Pacuvius dazu zu verlocken, daß er ihm fünfzig ſeiner Leute ſandte, ſperrte ſie ein und forderte die ſechs gotiſchen Geiſeln zurück. Als dies Pacuvius abſchlug und mit Heeresmacht heranzog, ließ Ragnari jene fünfzig niederhauen. In einem Gefecht vor Tarent wurde er von der

Digitized by Google

römischen Übermacht geschlagen und ging mit dem Rest seiner kleinen Schar nach Acherontis. Die gotischen Besatzungen der tuscischen Festungen Nepi und Petra Pertusa ergaben sich.

Teja mußte sich selbst gestehen, daß die Goten viel zu schwach seien, um den Kampf gegen das Heer des Narses mit Aussicht auf Sieg zu wagen. Deshalb sandte er Boten an den Frankenkönig Theudebald, die ihm reiche Geschenke überbrachten und ihn zu einem Bündnis bewegen sollten. Allein die Franken, diese unzuverlässigsten und eigennützigsten aller Germanen, wiesen trotz aller Versprechungen früherer Zeit ihre bittenden Volksverwandten ab; denn sie hatten keine Lust, für diese kleine todgeweihte Schar ihre Haut zu Markte zu tragen. Für sich selbst wollten sie Italien gewinnen und klüglich abwarten, bis das schöne Land, der Zankapfel der Völker, ihnen als reife Frucht in den Schoß fiele. Da entschloß sich der König Teja, allein mit seinen Getreuen das Äußerste zu wagen; auch nicht vorübergehend kam ihm der Gedanke an Flucht. In ihm lebte der Geist Totilas wieder auf. Den größten Teil des Hortes hatte dieser König zu Cumä, einer starken Feste in Kampanien, niedergelegt unter der Obhut des tapfern Aligern, der ein jüngerer Bruder Tejas war. Nach Cumä sandte nun Narses eine Abteilung seines Heeres, um es zu belagern. Als dies Teja vernahm, brach er mit seinem ganzen Gefolge nach Süden auf, um den Königsschatz zu retten. Narses ließ ihm durch zwei Unterfeldherren den nächsten Weg verlegen, der über Tuscien nach Campanien führte. Aber der kluge König zog in einem weiten Bogen am adriatischen Meere entlang und gelangte auf diesem Umweg dennoch nach Kampanien, ohne daß der Feind davon etwas gewahr ward. Auf die Kunde hievon vereinigte Narses sogleich alle seine Truppen und eilte schlagfertig dahin, wo Teja eine vortrefflich gewählte Stellung eingenommen hatte. Am Fuße des Vesuvs in Kampanien sind einige trinkbare Quellen, aus denen ein Flüßchen entsteht; Prokop nennt es Drakon, womit nur der jetzige Sarno gemeint sein kann. An den Ufern dieses Flusses, nicht fern vom Meere, schlugen die Goten und ihnen gegenüber die Römer ihr Lager auf. Obgleich nämlich das Gewässer nicht stark ist, so fließt es doch in einem sehr tief eingeschnittenen Bett mit ganz abschüssigen Ufern hin und ist deshalb weder zu Fuß noch zu Pferd überschreitbar. Die Goten hatten ihr Lager am linken Ufer dicht bei einer Brücke, die über den Fluß führte und die sie besetzt hielten, und errichteten auf der Höhe der steilen Abhänge hölzerne Türme, von wo sie schwere Wurfgeschosse auf die Römer schleuderten. Diese Stellung behaupteten die Helden volle zwei Monate hindurch gegen die zehnfach stärkere Anzahl der Feinde, die keinen Angriff wagten. Da aber gelang es endlich Narses, den Goten die Zufuhr von der See her abzuschneiden. Dort nämlich lag eine gotische Flotte, die das Heer mit

Digitized by Google

Lebensmitteln versorgte. Was der Kriegskunst des kaiserlichen Feldherrn nicht gelang, das gelang der List und dem Verrat. Der ehrlose Befehlshaber dieser Schiffe ließ sich von Narses bestechen und überlieferte ihm die Flotte samt den Vorräten. Nun konnte Narses selbst aus Sicilien und anders woher eine Menge kaiserlicher Schiffe zusammenziehen, mit denen er das Meer völlig absperrte, und stellte außerdem am rechten Flußufer Türme auf, von denen er die ermattenden Goten, die so schändlich verraten waren und bereits an Nahrung zu darben begannen, beschießen ließ.

Die kleine Heldenschar geriet in nicht geringe Bestürzung und zog sich nach dem Gipfel eines dem Vesuv benachbarten Berges, Mons Lactarius, d. h. Milchberg, genannt, wohin die Römer nicht folgen konnten. Aber bald reute es die Goten, sich dorthin gewendet zu haben; denn hier litten sie noch viel bittereren Mangel und fanden weder für sich noch für ihre Rosse irgend welche Nahrung. Ihre Lage war geradezu verzweifelt. Darum schien es ihnen besser in offener Feldschlacht den Tod zu suchen als dem Hunger elend zu erliegen. Sie sprangen auf ihres Königs Befehl von den Rossen und gaben ihnen die Freiheit. Dann stürmten sie urplötzlich vor gegen die überraschten Feinde, die kaum ihren Augen trauten, als sie das todesmutige Häuflein herbeieilen sahen. Auch sie stiegen von den Pferden und nahmen den Kampf zu Fuß an.

Von der nun folgenden Schlacht (September 552) besitzen wir nur die schlichte, wahrheitsgetreue Erzählung des alten Geschichtschreibers, der uns für den ganzen Krieg als einzige Quelle dient. Kein Heldenlied ist erhalten, das in herzerschütternden Tönen den Untergang der letzten Goten und ihres Königs Teja besänge. Und doch rauscht durch die einfachen Worte Prokops etwas ähnlich Ergreifendes wie durch die Gesänge vom Streit vor Ilion oder von der Nibelungen Not; denn hier ist Geschichte, deren überwältigende Größe keine Dichtung übertrifft. Den sagenhaften Heroen der Vorzeit gleich kämpften die letzten Helden des herrlichen Ostgotenvolkes den Todeskampf, der kein empfindendes Herz ungerührt lassen kann. Selbst dem schmucklosen Bericht Prokops, dem wir nun folgen, hört man das geheime Beben des Mitgefühls, der Bewunderung und Rührung an.

Früh am Morgen begann der Kampf, „der höchst würdig ist, unvergessen zu bleiben, schon wegen der Tapferkeit eines Mannes, der die Thaten der gefeiertsten Helden des Altertums übertroffen hat, des Teja.“ Mit wildem Ungestüm gingen die feindlichen Heere aufeinander los, die Goten, weil sie einen ehrenvollen Tod suchten, die Römer, weil sie sich schämten, von einem so geringen Häuflein an Heldenmut übertroffen zu werden. Vor der vordersten Reihe der Seinigen stand Teja mit Schild und Speer. Nur wenige Begleiter waren ihm zur Seite. Wie die Feinde ihn erblickten, glaubten sie, wenn er falle, werde der ganze Streit ein

Digitized by Google

Ende erreichen. Deshalb drängten sich die Beherztesten von ihnen in großer Anzahl und in geschlossener Reihe nach ihm hin, indem sie alle ihre Speere auf ihn schleuderten. Er aber fing alle Geschosse mit dem Schild auf, der ihn deckte. Oftmals sprang er blitzschnell vor und tötete viele Feinde. Und wenn sein Schild gänzlich von eingedrungenen Lanzen und Pfeilen starrte, so reichte er ihn einem seiner Waffenträger und ließ sich rasch einen andern geben. So focht der König unermüdet den dritten Teil des Tages. Da ereignete es sich, daß zwölf wuchtige Speere in seinem Schilde steckten, die ihn gewaltig belasteten, also daß Teja ihn nicht mehr nach Willkür bewegen und die anstürmenden Feinde abwehren konnte. Mit lauter Stimme rief er deshalb seinem Waffenträger, ohne jedoch nur einen Finger breit zurück zu weichen. Weder wandte er sich um, den Schild auf den Rücken schwingend, noch kehrte er sich zur Seite, sondern wie festgewurzelt stand er mit seinem Schilde da, mit der Rechten Tod und Verderben verbreitend, mit der Linken die Feinde zurückstoßend. So also rief er mit dröhnender Stimme nach seinem Waffenträger. Dieser trat mit einem neuen Schilde herzu, reichte ihn dem König und nahm ihm den schwerbelasteten aus der Hand. Einen einzigen Augenblick nur blieb während des Schildwechsels der König ungedeckt, da fuhr zischend ein feindlicher Speer heran und bohrte sich tief in des Helden Brust. Ohne einen Laut des Schmerzes sank Teja tot zur Erde. Bei diesem Anblick wichen die Goten voll Entsetzen ein wenig rückwärts, die Römer aber benutzten die Bestürzung der Goten, bemächtigten sich des königlichen Leichnams und schlugen ihm das Haupt ab. Sie steckten es auf eine Lanze, hielten es hoch empor und trugen es hin und wider durch die Reihen, damit beide Heere es erblickten, den Römern zur Ermutigung, den Goten zum Schrecken. Narses glaubte nicht anders, als die Feinde würden nun voll Verzweiflung den Streit aufgeben. Aber dies geschah keineswegs, sondern sie kämpften bis zum Einbruch der Nacht mit gleichem Löwenmute fort, obwohl sie wußten, daß ihr König gefallen war. Erst nachdem es völlig dunkel geworden war, trennten sich die Streiter und brachten die Nacht unter den Waffen zu.

In der Dämmerung des folgenden Morgens erhoben sie sich wieder und begannen von neuem die Schlacht. Und wieder ward es Mittag und ward es Abend, ohne das einer nur eines Fußes Breite gewichen wäre. Auf beiden Seiten floß das Blut aus vielen Wunden, denn die Goten wußten wohl, daß sie ihren letzten Kampf kämpften, und die Römer wollten vor einem so viel schwächeren Feinde nicht weichen. Und wieder ward es Nacht. Die Goten hatten den ganzen Tag weder Speise noch Trank zu sich genommen. Nun waren sie matt und müde. Da schickten die Helden endlich einige Edle aus ihrer Mitte an Narses. Diese sprachen

Digitized by Google

also: „Wir fühlen nun, daß Gott wider uns ist. Unser Unglück hat uns davon überzeugt: eine unüberwindliche Macht streitet uns entgegen. Darum wollen wir vom Kampfe lassen, aber nicht um uns dem Kaiser zu unterwerfen, sondern um unter irgend einem germanischen Volke frei zu leben. Darum gewähre uns friedlichen Abzug und gestatte einem jeden von uns die Habe mitzunehmen, die er an einem Ort Italiens niedergelegt hat, damit es uns nicht ganz an Wegzehrung fehle." Narses, offenbar nicht unempfindlich gegen den todverachtenden Heldenmut dieser Männer, überlegte mit seinen Unterfeldherren lange, was er thun solle. Da sprach der öfter erwähnte Johannes: „Ich rate dir, den Goten diese Bitte zu gewähren. Kämpfe nicht länger gegen Männer, für die der Tod keine Schrecknis ist. Man soll niemand in Verzweiflung bringen. Der weise Mann läßt sich am Sieg genügen, Maßlosigkeit aber schlägt leichtlich zum Verderben aus." Narses folgte dem Rate seines ersten Unterfeldherrn und gelobte den Gesandten, er werde allen Goten, die den Vernichtungskampf überlebt hätten, gestatten, mit ihrem Eigentum ungekränkt aus Italien hinwegzuziehen, wenn sie ihrerseits gelobten, niemals zurückzukehren. Dieser Vertrag wurde abgeschlossen. Stumm, in geschlossenen Reihen zogen die Trümmer des Gotenheeres — es waren kaum noch tausend Männer — vom blutigen Feld der Ehre im vollen Waffenschmuck nach Norden. Sie durchwanderten die ganze Halbinsel, hie und da rastend, um Weib und Kind und fahrende Habe, die etwa dem oder jenem noch geblieben war, mitzunehmen. Überall wichen ihnen Soldaten und Landbewohner aus. Auch ihnen mochte das dunkle Gefühl aufsteigen, daß hier der letzte Akt einer Welttragödie zu Ende gegangen war. Jene erlauchte Schar überschritt den Po und die Alpen. Unter andern deutschen Stämmen haben sich die tapfern Tausend fast ohne Spur verloren.

Der Stern des Ostgotenvolkes, der einst herrlich und segensreich über halb Europa geleuchtet hatte, war auf ewig erloschen, versunken in finstre Nacht. Der Name des Volkes, das unter allen germanischen Stämmen einer der edelsten, vielleicht der edelste gewesen war und unter dem großen Theoderich die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, ja noch im letzten tödlichen Ringen um sein Dasein ein Heldentum ohne gleichen bewiesen hatte, der Name dieses Volkes war ausgetilgt. Dies Bewußtsein lebte auch in den kleinen Scharen, die in den nächsten beiden Jahren noch in verschiedenen Gegenden Italiens auftauchten. Das beweist der Umstand, daß sie keinen König wieder wählten. Sie hatten sich in einigen festen Burgen behauptet und fochten tapfer, doch ohne Erfolg, um entweder auf dem Schlachtfeld zu enden oder gebrochenen Sinnes sich dem Sieger zu ergeben. Es waren aber nur die letzten Zuckungen eines Körpers, aus dem der unsterbliche Geist bereits entflohen ist. Dennoch verdienen diese allerletzten

Digitized by Google

Ereignisse der Ostgotengeschichte, die von Prokops Fortsetzer Agathias ausführlich berichtet, um einiger merkwürdiger Begebenheiten willen wenigstens eine gedrängte Darstellung.

15. Die letzten Ereignisse der Ostgotengeschichte.*)

(Von 552 bis 555.)

„Die übrigen Goten, welche in Tuscien und Ligurien, sowie nördlich vom Po in Venetien in den noch unbezwungenen Städten und Kastellen lebten, hatten sich anfänglich auf die Nachricht von dem Untergang des Königs und fast seines ganzen Heeres unterworfen. Aber so unerträglich schien ihnen die Herrschaft der verhaßten Byzantiner, daß sie abermals Hoffnung schöpften, durch Hilfe der Franken den Krieg um die Freiheit erneuern zu können. Die Goten in Venetien schickten Gesandte an den jungen Frankenkönig Theudebald, der 548 seinem Vater Theudebert gefolgt war, und riefen ihn um Rettung an; die Rede, welche Agathias ihnen in den Mund legt, weist sehr geschickt auf die nach völliger Vernichtung der Goten dem Frankenreich drohende Gefahr eines byzantinischen Angriffs; sie schildert die Scheinheiligkeit und Treulosigkeit byzantinischer Politik, welche unter falschem Vorwand, uneingedenk des Vertrags mit Zeno, die Goten angegriffen, sobald sie sich stark genug glaubten. „Auch euch anzugreifen wird es diesen immer Gerechten und Gottesfürchtigen (den Oströmern nämlich) an einem Vorwande alsbald nicht fehlen, wie dereinst die alten Römer unter Cäsar sogar das Land über dem Rhein unter schönen Vorwänden unterwarfen."

Den jungen König nun vermochten zwar die Gesandten zur Kriegserklärung nicht zu gewinnen; aber er konnte und wollte es nicht hindern, daß zwei mächtige (unter seiner Hoheit stehende) alamannische Herzöge, die Brüder Leuthari und Butilin, auf eigene Faust einen Heereszug unternahmen, in welchem die Hochfahrenden ganz Italien und Sicilien dem verachteten Weichling Narses zu entreißen sich vermaßen; nicht weniger als 72 000 Alamannen und Franken brachten sie zusammen und drangen, von den in Venetien bereits festgesetzten Franken ohne Zweifel gefördert, in Oberitalien ein. Narses war, als er diese Nachricht erhielt, immer noch vor Cumä festgehalten, der Schatzburg der Gotenkönige, welche Aligern, Tejas

*) Die breite und schwülstige Darstellung des Agathias ebensowohl wie die geringe Bedeutung der Thatsachen gegenüber den in den vorigen Abschnitten berichteten wird es rechtfertigen, daß wir von einer ausführlichen Erzählung hier absehen und dafür nur eine alles Wichtige zusammenfassende Übersicht mitteilen, die wir mit wenigen und geringen Änderungen dem öfter erwähnten Werke Felix Dahns: Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker 1, S. 284 ff. entnehmen.

Digitized by Google

Bruder, mit heldenhafter Kühnheit und Ausdauer, seines Geschlechtes würdig, verteidigte. Auch ein Plan des großen Feldherrn, durch die Grotte der berühmten Sibylle einzudringen, scheiterte. Narses ließ jetzt nur eine Einschließungsschar vor Cumä zurück, die Feste auszuhungern. Schon fast ein Jahr währte die Belagerung; mehrere Unterfeldherren, darunter den Führer der Heruler, Fulkari, sandte er schleunig über den Apennin an den Po, diese Flußlinie womöglich gegen die Alamannen zu halten. Er selbst folgte langsam, um die noch unbezwungenen Städte Mittelitaliens zu gewinnen, bevor sie den neuen Feinden Stützpunkte werden könnten. Gegen die Versicherung, daß ihnen nichts Übles widerfahren sollte, ergaben sich Florenz, Centumcellä (Civita vecchia), Volaterra (Volterra, südlich von Pisa), Luna (Carrara) und Pisa. Nur vor Luca (Lucca) ward Narses durch hartnäckige Verteidigung festgehalten; die Stadt hoffte auf die Franken und Alamannen, die bereits den Po überschritten und Parma genommen hatten. Als bei dieser Stadt der tollkühne Fulkari mit seinen Herulern und vielen Byzantinern in einem Hinterhalt Butilins den Tod gefunden hatte, erhoben sich die Goten in der Ämilia und in Ligurien aufs neue und schlossen sich den germanischen Stammgenossen an, so daß die Unterfeldherren des Narses bis nach Faënza und Ravenna zurückwichen. Dadurch geriet Narses vor dem immer noch trotzenden Luca in bedenkliche Lage. Als sich endlich nach drei Monaten die Stadt ergab, zog auch er in die Winterquartiere nach Ravenna. (Ende 553.)

Einen Winterfeldzug gegen die nordischen Feinde, die in einem italischen Winter sich sehr wohl befanden, wollte er vermeiden; er zählte auf die Hitze des Sommers, die ihnen Fieber und Erschlaffung zu bringen drohte. Aligern aber, der unbezwungene Verteidiger von Cumä, ergab, als er von den Fortschritten der Franken in Italien vernahm, nun sich, sein Heer, die Feste und den gotischen Schatz dem kaiserlichen Feldherrn (Ende 553); denn er erkannte, daß die Franken im Fall ihres Sieges den Goten in Italien fränkische Herrschaft und Gesetze aufzwingen würden; sollte aber das Land seinem Volke doch verloren sein, so wollte er lieber, daß Land und Leute dem alten Herrn Italiens, dem Kaiser, als jenen treulosen Merowingen dienen sollten. Narses brachte den Franken bei Ariminum durch verstellte Flucht eine Schlappe bei und verbrachte den Rest des Winters zu Rom, während die Barbaren im Winter und Frühjahr (554) über diese Stadt hinaus, entlang der Ost- und Westküste Italiens, weit nach Süden vordrangen, das flache Land verheerend .... Dabei schonten die katholischen Franken die Kirchen, während die noch heidnischen Alamannen heilige Gebäude wie weltliche behandelten. Leuthari nun beschloß mit seiner reichen Beute nach Hause zu ziehen und von dort aus, nach Bergung des großen Raubes, seinem Bruder ein Hilfsheer zu schicken; denn Butilin hatte

Digitized by Google

sich den Goten verpflichtet, mit ihnen zusammen den Kampf gegen Narses auszufechten. Sie verbreiteten, er werde nach dem Siege das Königtum der Goten wieder aufrichten. Leuthari verlor auf dem Rückweg im Picenischen am Saum der Küste bei Pisaurum (Pesaro) durch Überfall einen großen Teil seiner Vorhut, wandte sich dann westlich, zog entlang dem Apennin in die Ämilia, überschritt mit Mühe den Po, ward aber zu Ceneta in Venetien mit seinem ganzen Heere von bösen Fiebern und Seuchen hingerafft. Inzwischen zog Butilin aus dem verheerten Süden wieder die Halbinsel aufwärts; seine Scharen wurden gelichtet — es war Spätsommer — durch die Ruhr, welche unmäßiger Genuß von Trauben und Most gesteigert hatten. Bei Capua, am Casilinus (Volturno) in Kampanien, schlug er ein verschanztes Lager auf. Obwohl er von dem Geschicke seines Bruders, dessen versprochene Hilfsscharen ausblieben, Übles ahnte, hoffte er doch, auch allein mit seinem 30 000 Mann starken Heere Narses zu schlagen, der mit nur 18 000 ihm gegenüber lagerte. Aber Narses ließ die fouragierenden Streifscharen überfallen, einen Holzturm auf der Brücke über den Fluß durch angezündete erbeutete Heuwagen in Brand stecken und die Brücke besetzen. Zornig griffen die Barbaren zu den Waffen trotz der Warnung alamannischer Seher: wenn sie an diesem Tage kämpften, würden sie alle untergehen; Überläufer hatten mitgeteilt, die heruliſchen Söldner hätten sich empört und würden nicht fechten. Daß die Empörer sich inzwischen wieder Narses gefügt, war jenen Überläufern unbekannt. Butilin führte seine Scharen im Keil oder Eberkopf zum Angriff, und wie so oft in den Schlachten der Römer und Germanen, gelang es in der That dem furchtbaren Stoß des Keils, die Aufstellung der Byzantiner zu durchbrechen, zumal die Heruler noch nicht ihre Stellung im Mitteltreffen eingenommen hatten. Aber nun ließ Narses beide Flügel einschwenken und den germanischen Keil von beiden Flanken fassen. Die berittenen Bogenschützen streckten in der dichtgedrängten Menge der fast völlig nackten, nur vorn durch den Schild gedeckten Germanen, wo kein Schuß fehlte, von zwei Seiten im Kreuzgeschwirr die Ratlosen nieder. Und nun erschienen plötzlich die Heruler und faßten die Alamannen unerwartet von vorn. Wie in ein Netz verstrickt wurden die Barbaren gewürgt, sagt Agathias. Butilin und sein ganzes Heer fand den Tod. Nur fünf Mann entkamen. Narses verlor bloß achtzig Mann, welche bei dem ersten Ansturm des Keils gefallen waren. Am meisten zeichneten sich Aligern, der Ostgote, und Sindwal, der Herulerführer, aus. Abermals hatten Germanen bei Vernichtung von Germanen das Beste gethan. (Spätsommer 554.)

Siebentausend Goten, die auf andern Kriegsschauplätzen die Franken unterstützt und sich in die steile Burg Campsä (wohl Conza in Samnium) geworfen hatten, ergaben sich im folgenden Frühjahr (555) nach Verlust

Digitized by Google

ihres Anführers und wurden nach Byzanz abgeführt. Der eben erwähnte Herulerführer Sindwal versuchte später die wirren Zustände in dem durch langen Krieg erschütterten Lande zu benützen zur Aufrichtung einer unabhängigen Herrschaft im äußersten Norden Italiens, in den Bergen der Breonen (am Brenner), ward aber von Narses geschlagen, gefangen und mit dem Galgentod bestraft.

Damit erlosch der letzte Funken des gewaltigen Krieges, der zwei Jahrzehnte lang die Halbinsel durchlodert hatte. Ganz Italien gehorchte dem Kaiser zu Byzanz. Aber nur dreizehn Jahre währte diese Herrschaft (das Exarchat von Ravenna) ungeschmälert. Schon im Jahre 568 erschienen, von Pannonien her in Venetien eindringend, die Langobarden. Wir sahen, diese hatten an der Vernichtung Totilas eifrig mitgearbeitet; dabei hatten sie die Herrlichkeit des schönen Südlandes kennen gelernt; sie wollten nun die Erbschaft der Goten antreten. Im Laufe von wenigen Jahren entrissen sie den Byzantinern den größten Teil Italiens. Nur Ravenna und die Südspitze der Halbinsel verblieb dem Kaiser. In Rom aber gewannen die mutvollen und klugen Bischöfe allmählich zwischen dem frommen Kaiser von Byzanz und dem Langobardenkönige in Pavia eine selbständige Stellung, welche, von fränkischen Waffen geschützt, von höchster Bedeutung für die Geschichte des ganzen Mittelalters wurde."

Digitized by Google

Viertes Buch.

Die Vandalen in Afrika

(429 bis 534)

und die Westgoten in Spanien.

(507 bis 711.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wandalen in Afrika.

1. Die Wandalen bis zur Gründung des Reichs in Afrika.

(Bis 429.)

Die Wandalen, einer der vornehmsten Stämme der Ostgermanen, waren den Goten nahe verwandt, wie insbesondere ihre Sprache beweist, die sich von der gotischen fast gar nicht unterschied. Aber auch in anderer Beziehung, in der Schönheit und Größe des Körpers und in der geistigen Begabung, zeigten sie diese Verwandtschaft;*) nur fehlte ihnen der milde, edle Sinn, der bei den Goten dem kriegerischen Mute so schön zur Seite stand. Wie oben (S. 5) bemerkt worden ist, finden wir die Wandalen (oder richtiger Wándäler) im ersten christlichen Jahrhundert unmittelbar hinter den küstenbewohnenden Rugen, in Pommern und Mecklenburg, also zwischen der Unterelbe und dem Mündungsgebiet der Weichsel, zu beiden Seiten der untern Oder. Im Westen grenzten sie an die Langobarden, im Osten an die eigentlichen Goten, im Süden an die Semnonen und Burgunden. Etwa vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts aber müssen sie bereits eine südliche Wanderung angetreten haben, die sie allerdings noch nicht weiter führte, als bis zum Nordabhang des Riesengebirges, das seinen alten Namen „Askiburgisches Gebirge" infolgedessen mit der neuen Bezeichnung „Wandalisches Gebirge" wechselte. Ihre südlichen Nachbarn waren hier die Markomannen in Böhmen und Mähren, als deren Bundesgenossen sie in dem großen Markomannenkrieg in den Jahren 171

*) Prokop im Wandalenkrieg 1, 1 sagt von den „gotischen Völkern", als deren berühmteste er die Ost- und Westgoten, Wandalen und Gepiden bezeichnet: „Sie alle unterscheiden sich wohl voneinander dem Namen nach, im übrigen aber gar nicht. Alle haben sie eine weiße Hautfarbe, blonde Haare, große Gestalten und schöne Gesichter. Sie gehorchen denselben Gesetzen (d. i. sie haben dieselben Sitten und Rechtsanschauungen, vgl. unsern 1. Teil, S. 25) und haben dieselbe Religion, nämlich die arianische (was freilich nichts beweist, da sie diese von außen her angenommen haben), und ich glaube wohl, daß sie ursprünglich einem Volk angehört haben."

Digitized by Google

bis 173 auftraten. Das Land Schlesien (Silesien) deutet mit seinem Namen noch heute auf den einen wandalischen Hauptstamm der Silinge, der um jene Zeit dort — genauer in Oberschlesien — seinen Sitz hatte, während der andere Hauptstamm, die Asdinge, nordwestlich von diesem in Niederschlesien und der heutigen Lausitz hauste. Jeder der beiden Stämme hatte seine eigenen Könige. Die asdingischen Wandalen verbündeten sich bald darauf mit den Römern gegen die Markomannen und erhielten von den Römern deshalb Wohnsitze in Dacien (um 181). Darauf schweigt fast ein Jahrhundert lang alle Überlieferung über die Wandalen. Erst vom Jahre 271 wird berichtet, daß der Kaiser Aurelian an der Donau plündernde Scharen des Volkes zum Frieden genötigt und 2000 der bald hochgeschätzten wandalischen Reiter als Hilfstruppen zugesagt erhalten habe. Zwei Wandalenkönige schlossen den Frieden und stellten ihre Kinder als Geiseln. Bei seinem Triumph im Jahre 274 führte der eben genannte Kaiser auch wandalische Gefangene auf. Einzelne Raubscharen des Volkes wurden vom Kaiser Probus um 280 und vom Kaiser Maximian um 300 am Rhein zurückgeschlagen. Daß hinter diesen Scharen nicht die ganze Volksmenge stand, ergiebt sich daraus, daß die Goten noch um 340 den Wandalen an der Marosch in Siebenbürgen eine Niederlage beibrachten, in der der König der Asdinge, Wisumer, mit einem großen Teil seines Heeres den Tod fand. Aus diesem Kampfe gingen die Wandalen so geschwächt hervor, daß sie von Konstantin dem Großen Aufnahme auf das rechte Donauufer in Pannonien bitten mußten. Sie erhielten sie auch gegen das Versprechen, den römischen Kaiser als ihren Oberherrn anzusehen und ihm Hilfstruppen zu stellen. Aber bald erstarkte das frische Naturvolk wieder, so daß um 380 bereits von neuen wandalischen Raubscharen am Rhein berichtet wird. Ja, zu Anfang des fünften Jahrhunderts setzte sich der ganze Doppelstamm der Asdinge und Silinge in Gemeinschaft der nicht rein germanischen Alanen und einer zu den Sueben gehörigen Volksmasse nach Westen hin in Bewegung. Nur ein kleiner Teil der Wandalen blieb in der alten Heimat zurück,*) der sich noch nach hundertundzwanzig Jahren rein und unvermischt erhalten hatte, wieder ein Jahrhundert später aber mit benachbarten Völkern verschmolz.

Ausdrücklich wird als Grund der Wanderung der Wandalen Hungersnot angegeben, die durch Übervölkerung entstanden war. Der König, der sie führte, hieß Godigisel; wir wissen nicht, ob er über beide Stämme herrschte oder nur der mächtigere von den beiden Stammkönigen war. Der Zug ging südlich der Donau dem Lauf des Stromes entgegen. Die römischen Legionen am Rhein hatte Stilicho zum Schutz gegen Radagais abberufen

*) Siehe 1. Teil, S. 59 f.

Digitized by Google

müssen, und am ersten Tag des Jahres 406 überschritten die drei Völkerschwärme den vermutlich zugefrorenen Rhein. Doch die den Römern verbündeten Franken warfen sich den Wandalen entgegen. Die Alanen, die vorausgezogen und den Wandergenossen zu Hilfe rückwärts eilten, retteten sie vor völligem Untergang; aber schon war Godigisel mit 20000 seiner Getreuen vor den Franken gefallen. Der Rest des Volkes begann nun mit den Alanen und Sueben zugleich die Verheerung Galliens, das damals noch nicht von den Westgoten geschützt war. Bis zu den Pyrenäen hin wogten die Wanderscharen; hier hinderten tapfere Bergbewohner, baskische Hirten, den Durchzug durch die Gebirgsthäler und retteten dadurch noch Spanien vor der Völkerwoge. Zurückflutend ergoß sich diese wiederum über das gallische Land. Ein Teil der Alanen siedelte sich damals an der Loire, in der Gegend von Orleans, an, wir finden ihn ein halbes Jahrhundert später noch in jenen Länderstrichen, denn ihm gehörten die Scharen Sangibans an, die in der katalaunischen Schlacht auf seiten der Westgoten und Römer gezwungen gegen die Hunnen kämpften. Die übrigen Wanderer aber versuchten drei Jahre später (409) nochmals den Übergang über die Pyrenäen, und diesmal gelang er. Zum erstenmal wurden die blühenden Gefilde der westlichen Halbinsel Europas von Germanen verheert. Kein Heer, keine Regierungsmacht trat den Barbaren entgegen, die zwei Jahre lang das offene Land durchstreiften. Verwüstung, Hungersnot, Seuchen waren die Gastgeschenke, welche die Fremden den unglücklichen Einwohnern mitbrachten. Im dritten Jahre traten einigermaßen geregelte Zustände ein, indem die vier Völkerstämme (Asdinge, Silinge, Alanen und Sueben) sich unter die von ihnen besetzten Landschaften teilten, sich in ihnen ansiedelten und sie infolgedessen aus eigenem Interesse zu schützen begannen. Um allen Streit zu verhindern, warfen sie das Los über die Landteilung. Die Sueben unter König Hermerich und die Asdinge unter Gunderich erhielten den Nordwesten, etwa die Provinz Galicia mit den angrenzenden Gebieten; die Alanen unter Atax Lusitanien (etwa das heutige Estremadura) und das Gebiet von Carthagena, die Silinge unter Fridibald den Südosten d. h. das Land des Bätis (jetzt Guadalquivir), das von den Wandalen noch jetzt den Namen (Andalusien) führt. Nur der nordöstliche Teil der Halbinsel, die tarraconensische Provinz, verblieb in römischem Besitz. Freilich nannten auch diese noch ziemlich rohen Völker, deren Wildheit das Christentum nur wenig gemildert hatte, sich Verbündete des römischen Kaisers; aber wie es um diese Bundesgenossenschaft bewandt war, das zeigten uns bereits die früher erzählten Züge der westgotischen Könige nach Spanien, die im Namen des Kaisers die raublustigen Horden züchtigten. Dennoch betrugen sie sich nicht immer so schlimm. Sie ließen die römischen Spanier meist ruhig im Besitz der Städte, da es ihnen selbst nur um den Besitz des fruchttragenden Landes

Digitized by Google

zu thun war und sie von Handwerken, Künsten und Handelsgeschäften wenig verstanden. Ja oft schien es, als wollten die Fremdlinge das Schwert mit dem Pfluge vertauschen und in Frieden den Acker bebauen. Dann erklärten die römischen Einwohner offen, daß es sich unter der Herrschaft dieser Wilden lieblicher lebe, als unter den blutsaugerischen Beamten des Kaisers. Honorius hoffte immer, die Barbaren würden bald wieder einmal abziehen, und mußte wohl gute Miene zum bösen Spiel machen, da er keine Macht besaß, den Übergriffen und Räubereien derselben zu wehren, bis die Westgoten diese Aufgabe übernahmen. Wir wissen, wie Constantius, der Feind Athawulfs, mit Walja Frieden schloß (416) und ihn verpflichtete, die vier Barbarenvölker zu bekämpfen, wie Walja zuerst die Silinge schlug und ihren König Fridibald gefangen nach Rom sandte, wie die Silinge infolge dieses Kampfes so geschwächt waren, daß sie sich mit den Asdingen verschmolzen und unter deren König stellten, wie auch die Alanen ihren König Ataxr und einen großen Teil ihrer Streitmacht gegen Walja einbüßten (418) und sich ebenfalls der Oberhoheit der asdingischen Wandalen unterstellten, so daß die Könige der Asdinge nun über alle Wandalen und Alanen auf der Halbinsel herrschten und daher den Titel führten „Könige der Wandalen und Alanen", und wie die drei zu einem Volk vereinigten Stämme, solange Walja noch in Spanien weilte, sich unter Gunderich samt den Sueben in die unwegsamen Gebirgsländer von Galicia nach Nordwesten zurückzogen.

Nachdem aber die Goten über die Pyrenäen zurückgegangen waren, wuchs die Macht der Wandalen rasch wieder an. Schon 420 zogen sie nach dem alten Gebiet der Silinge, Andalusien, das nun für alle ausreichte, und behaupteten sich hier siegreich gegen die Angriffe des römischen Heermeisters Castinus, dem sie 422 eine furchtbare Niederlage beibrachten. Und nun stieg die Macht des Volkes so gewaltig, daß drei Jahre später Gunderich auch die beiden wichtigsten Städte der Landschaft Sevilla (damals noch Hispalis genannt) und Carthagena den römischen Besatzungen entriß. Schon damals sahen die Wandalen ein, daß sie sich in den Ländern am Mittelmeer nur dann eine gebietende Stellung erringen und behaupten könnten, wenn sie das Roß des Reiters mit dem „Roß der Wellen" vertauschten d. h. wenn sie ein tüchtiges Seevolk würden. Es war der berühmte Geiserich, der diesen Gedanken mit bewundernswerter Thatkraft verwirklichte. Dieser größte Mann, den der Wandalenstamm hervorgebracht hat, war ein unechter Sohn Godigisels und hatte für seinen jüngeren Bruder, den rechtmäßigen König Gunderich, nach Godigisels Tod die königliche Macht verwaltet, solange Gunderich noch minderjährig war. Unstreitig war Geiserich diesem geistig weit überlegen. Nach der Schilderung des Jordanes war er „von mittlerer Größe, infolge eines Sturzes vom Pferde

Digitized by Google

hinkend, von tiefen Gedanken und wenig Worten, ein Verächter der Üppigkeit, jähzornig, habgierig, sehr darauf bedacht, die Völker aufeinander zu hetzen, stets bereit, den Samen des Zwiespaltes und Hasses auszustreuen." Dieser gewaltige Kriegsmann und verschlagene Geist, der auch nach der Minderjährigkeit Gunderichs wohl hauptsächlich die Geschicke der Wandalen lenkte, wurde nun der Schrecken der Küsten, Inseln und Seefahrer des westlichen Mittelmeers. Schon 425 suchten wandalische Seeräuber die Balearen und die nordwestliche Küste von Afrika heim und lernten den Reichtum des Landes jenseit der Säulen des Herkules kennen.

Wir haben bei der Geschichte des Aëtius auch des Zwiespaltes gedacht, in dem dieser bedeutende Mann mit dem Statthalter von Afrika, Bonifacius lebte. Placidia, die für ihren kleinen Sohn Valentinian den Dritten damals die Regierung von Westrom führte, hatte dem tüchtigen und begabten Bonifacius seine einflußreiche Stellung in Afrika übertragen. Aber Aëtius war darüber erbittert und verleumdete seinen Widersacher bei der Kaiserin, daß er Afrika vom Reiche losreißen und sich daselbst eine eigene Herrschaft gründen wolle. Als Beweis führte er an, wenn sie den Bonifacius an den Hof entbiete, werde er im Bewußtsein seiner Schuld nicht kommen. Placidia machte die Probe und beschied den Statthalter nach Ravenna. Aëtius aber warnte unterdes jenen, er solle ja nicht dem Befehl folgen, denn die Kaiserin habe seinen Untergang beschlossen. Bonifacius glaubte ihm, und als die Gesandten Placidias ankamen und ihren Auftrag ausrichteten, antwortete er, daß er nicht gehorchen werde. Deshalb wurde er seiner Stellung entsetzt und als Verräter mit Krieg überzogen. Des ersten Heeres erwehrte er sich glücklich; als aber neue Scharen heranzogen und zugleich die Mauren ins Land brachen, fühlte er sich zu schwach, diesem Doppelangriff zu widerstehen und überlegte, wie er die Wandalen, aus deren Volke seine Gemahlin stammte, sich verbindlich und zu seinem Beistand bereit machen könnte. Er schickte Gesandte an Gunderich und Geiserich (427) und bot ihnen ein Bündnis an, wonach sie drei sich in das reiche Afrika, die Kornkammer Roms, teilen und sich gegenseitig wider alle feindlichen Angriffe unterstützen wollten. Die Wandalenherrscher griffen freudig zu. Kurz darauf fiel Gunderich in einem Kampfe gegen Franken, die in Spanien eingedrungen waren (Ende 427), und nun wurde der gewaltige Geiserich zum alleinigen „König der Wandalen und Alanen" erhoben. Die Volksversammlung billigte gern den Beschluß, nach Afrika abzusegeln; denn schon längst war man nach den Schätzen des reichen Landes lüstern. Die Ausführung des Plans wurde aber noch verzögert, weil die Sueben auf das Gerücht vom Aufbruch der Wandalen eiligst in deren bisheriges Gebiet eingefallen waren, um sich dessen zu bemächtigen. Geiserich machte sofort halt, wendete sich rasch mit

Digitized by Google

seinen Scharen gegen die Sueben und schlug sie bei Merida aufs Haupt. Der suebische König ertrank auf der Flucht im Guadiana.

2. Die Wandalen unter König Geiserich in Afrika.

(Von 429 bis 477.)

Nach diesem glänzenden Siege erst führte Geiserich von der Mündung des eben genannten Flusses aus sein ganzes Volk über die Meerenge nach Afrika in Schiffen, die teils den Wandalen selbst schon gehörten, teils von Bonifacius hingeschickt worden waren. Es war im Mai des Jahres 429. Die Kopfzahl der Auswanderer betrug nur noch fünfzig bis achtzig Tausende; aber es war ein kraftvolles und tapferes, durch die endlosen Kämpfe dreier Jahrzehnte gestähltes Volk und sein Führer einer der größten Eroberer und Herrscher dieser „heldenreichen Zeit". Vergleicht man ihn mit dem allergrößten, mit Theoderich dem Ostgoten, so steht der Wandale diesem gegenüber „wie dem milden Tag die blutige Nacht. Ein Gerücht belastet ihn mit dem Vorwurf des Brudermordes. Er war verhalten, wortkarg, jähzornig, habgierig, höchst geschickt, die Menschen zu entzweien, rascher mit der That fertig, als andere mit dem Entschluß. Mit Arglist, Treubruch und Verrat entreißt er den Römern seines Reiches Hauptstadt Karthago; die Wälle anderer Städte werden geschleift, künftigen Widerstand unmöglich zu machen; ohne geregelte Landteilung nimmt er so viel Land für sich und seine Wandalen, als er braucht, den Einwohnern, die erschlagen, vertrieben und, wenn sie bleiben, von dem arianischen Herrscher um ihres katholischen Bekenntnisses willen grausam verfolgt werden. Empörungen im eigenen Volk werden blutig niedergeschlagen; alle erreichbaren Küsten und Inseln des Mittelmeeres werden geplündert. Wenn sein gefürchtetes Raubschiff in See sticht, bezeichnet er dem fragenden Steuermann kein bestimmtes Ziel, sondern läßt sich (wie die Sage behauptet und wie die Zeitgenossen glaubten) von Wind und Wellen gegen solche Menschen tragen, ‚denen Gott zürnt'. Wie sein schrecklicher Bundesgenosse, der Hunne Attila, auf dem Festland, so ward der wandalische Seekönig ein Schrecken der Völker, eine Geißel für die Meere. Wie ein Sturm braust seine Gewalt über die Nachbarn hin, verderblich, zerstörend, nicht erhaltend oder schaffend, und daher von kurzer Dauer der Nachwirkung. Theoderich ein weiser König des Friedens, — Geiserich ein furchtbarer König der Schrecken." (Dahn.) Freilich wollte Geiserich nicht nur Zerstörer sein, sondern ein Reich aufrichten, „das auch durch seine Künste und Sitten stark sei." Er zerstörte die Mauern der Städte, außer den karthagischen, weil Befestigungen seinem kleinen Volk nur verderblich geworden wären als Stätten, wo Feinde sich festsetzen konnten. Die Ort-

Digitized by Google

schaften selbst ließ er bestehen und schützte Handel und Handwerk. Die bodenlose Sittenverderbnis der Afrikaner, von der er Ansteckung seiner Wandalen fürchtete, suchte er durch drakonische Strenge zu unterdrücken, indem er gegen Unzucht und Ehebruch die härtesten Strafen einführte. Denn seine Wandalen waren zwar roh und wild, aber nüchtern, mäßig und keusch, und so wollte er sie erhalten. Konnte er auch durch seine Maßregeln die Liederlichkeit der verkommenen afrikanischen Römer nicht bessern und konnten seine Gesetze auch nicht hindern, daß nach seinem Tode die in Überfluß schwimmenden Wandalen die Üppigkeit der Afrikaner selbst annahmen und — gewiß auch infolge des verweichlichenden Klimas — bald sittenloser wurden als diese, so hat er doch den ernsten Willen und die richtige Einsicht bewiesen. Daß sein Staat keine Dauer hatte, daran trugen die verschiedensten Umstände, innere und äußere die Schuld, wie sich unten zeigen wird.

Geiserich also betrat im Frühling 429 den Boden des fruchtbaren Afrikas. Nur der schmale Küstensaum im Norden vom atlantischen Ocean bis zur kleinen Syrte gehörte eigentlich dem römischen Kulturgebiet an; südlich davon hausten unabhängig maurische Reitervölker, die als Nomaden in häufigen Raubzügen das herrliche, gut angebaute Provinzialgebiet beunruhigten, jedoch im ganzen der Provinz*) nur geringen Schaden zufügten. Langsam und vorsichtig rückte Geiserich mit seinen Volksscharen von Westen her vor. Als Bonifacius vernahm, daß er nicht nur ein Hilfsheer, sondern das ganze Volk mit sich führe, und von den Verheerungen, die er verübte, hörte, erschrak er und bereute seinen voreiligen Entschluß, zumal auch inzwischen der Betrug des Aëtius entlarvt worden war und Placidia den Statthalter beschwor, dem Reiche die kostbare Provinz zu erhalten. Er bat, unter Übersendung reicher Geschenke, den König umzukehren; aber Geiserich war nicht der Mann, so leichthin einen Plan aufzugeben und sich wieder heimschicken zu lassen. Da trat ihm, dem „Freunde", Bonifacius an der Spitze eines bedeutenden Heeres entgegen, wurde aber dermaßen geschlagen, daß er die ganze Landschaft Mauritanien preisgeben mußte und sich in das stark befestigte Hippo Regius, den Bischofssitz des heiligen Augustinus, zurückzog. Der hochberühmte Kirchenvater hatte die Priester seiner Diöcese zu treuem Ausharren bei ihren bedrängten Gemeinden verpflichtet und war selbst der erste, der nach seinen Worten handelte. Er blieb in der Stadt, die nun von Geiserich belagert ward, und suchte die notleidenden und ver-

*) Genauer wäre: den Provinzen; denn das römische Afrika zerfiel damals in sechs Provinzen, von Westen nach Osten genannt: Mauritania Tingitana (von den folgenden durch die Wüste geschieden), M. Cäsareensis, M. Sitifensis, Numidien, Provincia Zeugitana (mit Karthago), Byzacena (diese beiden bildeten die alte Konsularprovinz Afrika) und jenseit der kleinen Syrte: Provincia Tripolitana.

Digitized by Google

zagenden Einwohner durch sein Beispiel aufzurichten. Doch schon im dritten Monat der Belagerung starb der große Priester (am 28. August 430). Geiserich vermochte diesmal nicht Hippo einzunehmen und brach nach vierzehn Monaten mit seinen Scharen wieder auf. Er hatte aber inzwischen auch für Unterwerfung des offenen Landes und anderer schwächerer Städte — die meisten waren gar nicht befestigt — gesorgt. Hierhin und dorthin hatte er seine schnellen Reiterscharen entsandt, welche die ganze übrige Provinz mit Ausnahme nur zweier Städte, Cirta und Karthago, in seine Gewalt gebracht hatten. Die wandalischen Kriegsschiffe halfen bei dieser raschen Eroberung bedeutend mit, indem sie die Häfen der Küstenstädte sperrten. Im Jahre 431 schlug Geiserich zum zweitenmal ein Heer des Bonifacius, dem der beste oströmische Feldherr jener Zeit, der Gote Aspar, zu Hilfe geeilt war; Bonifacius wurde nun aus Afrika abberufen und fiel im Bürgerkrieg gegen seinen alten Gegner Aëtius schon im folgenden Jahre.*) Die hilflosen Bewohner von Hippo verließen darauf ihre Stadt, und die Wandalen äscherten dieselbe ein. Als bald darauf Aspar nochmals in Afrika erschien, kam er nur, um (im Jahre 435) im Namen des Kaisers Frieden mit den Wandalen zu schließen, nach welchem diesen die ganze Provinz außer der Stadt Karthago und dem Gebiet von Tripolis förmlich abgetreten ward. Auch hier wurde wenigstens der Schein der Abhängigkeit von Rom gewahrt, indem Geiserich als „Föderat" Getreidelieferungen versprach; aber nicht einmal zu Kriegsdiensten für das Reich verpflichtete er sich.

So ruhten nun die Waffen, und die Wandalen waren durch einen leichten Kampf Herren des schönen Landes geworden. Kühn hatte Geiserich sein Reich mitten in die römische Welt am Mittelmeer hineingestellt; aber dieses Reich krankte an einem innern Übel, es fehlte ihm die Einheit. Wohl vergrößerte er seine Macht noch dadurch, daß er 439 mitten im Frieden wider den beschworenen Vertrag Karthago besetzte und es zu seiner Hauptstadt erhob, daß er mit seiner Flotte Sicilien angriff und Lilybäum eroberte, daß er den weströmischen Kaiser Valentinian zur Anerkennung dieses Besitzstandes zwang (442) und durch harte Bestrafung unzufriedener Großen, die über seine straffe Herrschaft murrten, seinen Thron befestigte. Aber die notwendige innere Einheit vermochte er seinem Staate nicht zu verleihen. „Der Gegensatz zwischen Römern und Germanen war hier noch schroffer als in dem Reich der Ostgoten. Aus dem Gebiet von Karthago hatte Geiserich die Römer größtenteils vertrieben, oder er hatte sie verknechtet und mit den Grundstücken selbst an die Wandalen verteilt, die hier in zusammenhängender Masse siedelten. Diese Grundstücke hießen Lose (Teile), lateinisch sortes, und da sie zusammenlagen, so hieß auch die ganze

*) Siehe oben S. 90.

Digitized by Google

Provinz Sortes Vandalorum. In den andern Provinzen, und damit also in etwa drei Vierteilen des Landes, blieben die Besitzverhältnisse im wesentlichen unverändert und ebenso auch die Verhältnisse der Bevölkerung und der Kirche. Der Gegensatz der Nationen war also auch landschaftlich ausgeprägt und gewann aus dieser Wurzel immer neue Kraft.

Auch die Art, wie die Wandalen das Regiment führten, verschärfte die Stimmung. Im ganzen freilich war ihr Regiment besser als das kaiserliche. In den mittleren und unteren Schichten — Stadtbehörden, Zoll- und Hafenaufsehern u. s. w. — blieb die römische Verwaltung unverändert; aber über ihnen standen nicht länger die großen Würdenträger des absoluten Kaisers, gestützt auf ein Heer von Söldnern, sondern die Grafen, Herzöge und Führer der Tausendschaften, deren Amt aus dem freien Staat der Urzeit stammte. Sie waren nicht bloß die Diener des Königs, sondern auch die Großen des Reichs, ohne deren Mitwirkung nichts Wichtiges geschehen sollte. Dieser aristokratische Charakter des germanischen Regiments und dann vor allem die Thatsache, daß das Heer kein Söldnerheer war, sondern der Heerbann der freien Männer trug einen erfrischenden Hauch der Freiheit in die vom Despotismus niedergetretene Gesellschaft. Dazu kamen fühlbare Erleichterungen. Einmal fand man jetzt bei dem nahen Könige besseren Schutz gegen die Erpressungen der hohen Beamten, als einst bei dem fernen Kaiser, und dann waren auch die ordnungsmäßigen Lasten leichter. Geiserich hatte die alten Steuerrollen vernichtet und gefordert, was ihm gut schien. Das war nicht wenig, aber schon der Wegfall des römischen Heerwesens mußte bedeutende Erleichterung bringen, und der Schatz des Königs füllte sich zudem durch die glücklichen Raubzüge, während die römischen Kassen immer leer gewesen waren und durch außerordentliche Steuern hatten gefüllt werden müssen. Als nach dem Sturze des Wandalenreichs die römische Verwaltung und die römische Steuer wieder eingeführt ward, da seufzten die Leute.

Allein es war in diesem Staate doch auch vieles, was den natürlichen Widerwillen der Römer gegen die Barbaren verschärfte und die Besserungen des Regiments vergessen ließ. In der Zeit der Eroberung waren furchtbare Thaten geschehen, und am stärksten hatten gerade die tonangebenden Kreise der Gesellschaft gelitten. Tausende wurden verknechtet, die bisher in fürstlichem Luxus gelebt hatten, und vornehme Frauen mußten rohen Wandalenweibern als Mägde dienen. Auch später fehlte es nicht an ähnlichen Gewaltthaten, die diese Erinnerungen frisch erhielten und trotz aller Besserungen in der Verwaltung bei den Römern die Sehnsucht erweckten, von den Barbaren befreit zu werden. Vor allem aber schärfte der religiöse Hader den Haß. Die Wandalen waren Arianer, und wiederholt haben sie die Römer wegen ihres katholischen Glaubens bedrängt. Arianischer

Digitized by Google

Eifer hatte übrigens den geringsten Anteil daran, mehr schon die Habsucht und dann die Überzeugung von dem unversöhnlichen Haß der mächtigen Bischöfe. Vorzugsweise aber gab die Verfolgung der Arianer im römischen Reiche Anlaß dazu. Um die Kaiser zur Duldung der Arianer zu bewegen, drohten sie, mit denselben Maßregeln gegen die Katholiken ihres Reiches vorzugehen; und als die Drohung fruchtlos blieb, führten sie sie aus. Indes geschah dies nur zeitweise, und auch dann wurden die Maßregeln bei weitem nicht so allgemein und so vollständig durchgeführt, wie im römischen Reiche gegen die Arianer. Selbst in der Hauptstadt Karthago war das Bistum nur zeitweise unbesetzt, und auch in dieser Zeit war die Ausübung des Kultus den Katholiken nicht untersagt. Von den etwa 400 Bistümern der andern Provinzen waren nur zehn unbesetzt, und selbst in den Sortes Vandalorum blieben den Katholiken auch nach der schlimmsten Verfolgung noch einige fünfzig bischöfliche Kirchen, also etwa die Hälfte der ursprünglich vorhandenen. Nach wie vor blieben ferner zahlreiche Katholiken im Besitz von Ämtern, die ursprünglich römischen Ämter waren sogar fast ausschließlich in ihrer Hand, und manche gewannen auch am Hofe des Königs einflußreiche Stellungen. So stand der Römer Severianus bei Geiserich in großem Vertrauen. Es traten sogar nicht wenige Wandalen zum Katholizismus über. Und alles dies geschah zu einer Zeit, wo im römischen Reiche den Arianern schon längst nicht nur jede Möglichkeit einer Anstellung im Staate genommen, sondern auch die Ausübung ihrer Religion untersagt war. Aber auch diese beschränkte Verfolgung genügte, um den für alle diese Germanenstaaten unheilvollen religiösen Gegensatz empfindlich zu verschärfen. Für die Masse der Bevölkerung blieb der König mit seinen Wandalen der Feind und Eindringling, und die katholischen Bischöfe waren die Führer dieser Opposition. Sie waren aber trotz der Einbußen durch die Verfolgung noch immer die einflußreichsten Männer der römischen Bevölkerung. Als Belisar mit dem römischen Heere kam, da fielen sie ihm zu und ebneten ihm jeden Weg.

So stand es mit der römischen Bevölkerung, und auch bei den Wandalen selbst waren mancherlei bedenkliche Zustände. Die Verfassung blieb zwar rechtlich im wesentlichen so, wie sie in der Urzeit war. Das Heer war das nach Tausendschaften geordnete Volk, und die Volksversammlung und der Rat der Großen besaßen bei wichtigen Fragen die letzte Entscheidung. Einzeln haben sie dieses Recht auch wirklich ausgeübt, aber es kam nicht zu einer Fortbildung dieser Einrichtungen, zu einer Regelung ihres Einflusses unter den so völlig neuen Verhältnissen. Die Wandalen waren große Grundherren geworden, aber zugleich eine Art von Sklavenvögten über die ihnen verknechteten Römer der Provinz Sortes Vandalorum, und wenn der Staat länger bestand, so ließ sich die Heeresverfassung

Digitized by Google

nicht mehr halten, und es war Gefahr vorhanden, daß die Wandalen ihrem Könige gegenüber so rechtlos wurden, wie die unterworfenen Römer. Leicht gewöhnten sie sich ferner an die Fülle der Bedürfnisse, an die Behaglichkeit des vornehmen römischen Hauses. Ihre Kinder wurden teilweise erzogen wie die Kinder der römischen Großen. Mancher ward ein Gelehrter oder doch ein Halbgelehrter, und da die römische Litteratur überwiegend kirchlich war, so traten jene Männer dann häufig zum römischen Bekenntnis über. Durch alle diese Verhältnisse wurden viele ihren Volksgenossen entfremdet. Der Krieg riß sie wohl von Zeit zu Zeit heraus aus diesem weichlichen Leben; aber der Krieg gewährte ihnen nicht mehr die alte Befriedigung, er war ihnen eine Last. Die Einheit des Wesens war verloren, die Zuversicht zu sich selbst.“*)

Wenn auch manche dieser inneren Übelstände, namentlich die Verweichlichung des Volkes, erst nach Geiserichs Tode hervortraten, so waren sie doch von Anfang im Keime vorhanden. Die äußeren Gründe, die dazu kamen, um dem Wandalenreich ein frühes Ende zu bereiten, wird der nächste Abschnitt zu erzählen haben.

Von den Ereignissen, die noch unter die lange Regierung des gewaltigen Königs Geiserich fallen, ist unstreitig das merkwürdigste die Plünderung Roms durch die Wandalen. Es ist oben (S. 139 ff.) erzählt worden, wie nach der Ermordung des nichtswürdigen Kaisers Valentinian des Dritten Maximus sich der Krone bemächtigte, wie er Valentinians Witwe Eudocia zwang, sein Weib zu werden und wie die tödlich gekränkte Frau ihrer Rache keine andere Befriedigung zu verschaffen wußte, als daß sie den Wandalenkönig, der ja zuletzt mit Valentinian befreundet gewesen war, herbeirief. Heimlich lud sie ihn ein, nach Rom zu kommen und Maximus zu strafen. Was hätte dem beutelustigen „König des Festlandes und der See“, wie er sich selbst nannte, lieber sein können als solch ein Auftrag? Sofort rüstete er eine Kriegsflotte aus und nahm gleich eine große Anzahl Lastschiffe mit, um die Beute bequem unterbringen zu können. Maximus dachte an keine Gegenwehr. Der Feigling suchte bei der Schreckenskunde vom Herannahen der Wandalenflotte zu entfliehen, wurde aber von dem wütenden Pöbel zu Tode gesteinigt. Inzwischen landete der furchtbare Geiserich bei Portus und zog geradeswegs auf Rom los. Kein Römer dachte an Widerstand. Ohne einen Schwertstreich fiel die Weltstadt mit all ihrem Reichtum und ihren Kunstschätzen in die Hände der Wandalen (Juni 455). Diese plünderten die Stadt in andrer, gründlicherer Weise, als wie vor fünfundvierzig Jahren der edle Alarich seinen Westgoten ge-

*) Diese lichtvolle Darlegung ist Kaufmanns Deutscher Geschichte 2, 99 ff. entnommen.

Digitized by Google

zu thun war und sie von Handwerken, Künsten und Handelsgeschäften wenig verstanden. Ja oft schien es, als wollten die Fremdlinge das Schwert mit dem Pfluge vertauschen und in Frieden den Acker bebauen. Dann erklärten die römischen Einwohner offen, daß es sich unter der Herrschaft dieser Wilden lieblicher lebe, als unter den blutsaugerischen Beamten des Kaisers. Honorius hoffte immer, die Barbaren würden bald wieder einmal abziehen, und mußte wohl gute Miene zum bösen Spiel machen, da er keine Macht besaß, den Übergriffen und Räubereien derselben zu wehren, bis die Westgoten diese Aufgabe übernahmen. Wir wissen, wie Constantius, der Feind Athawulfs, mit Walja Frieden schloß (416) und ihn verpflichtete, die vier Barbarenvölker zu bekämpfen, wie Walja zuerst die Silinge schlug und ihren König Fridibald gefangen nach Rom sandte, wie die Silinge infolge dieses Kampfes so geschwächt waren, daß sie sich mit den Asdingen verschmolzen und unter deren König stellten, wie auch die Alanen ihren König Atax und einen großen Teil ihrer Streitmacht gegen Walja einbüßten (418) und sich ebenfalls der Oberhoheit der asdingischen Wandalen unterstellten, so daß die Könige der Asdinge nun über alle Wandalen und Alanen auf der Halbinsel herrschten und daher den Titel führten „Könige der Wandalen und Alanen", und wie die drei zu einem Volk vereinigten Stämme, solange Walja noch in Spanien weilte, sich unter Gunderich samt den Sueben in die unwegsamen Gebirgsländer von Galicia nach Nordwesten zurückzogen.

Nachdem aber die Goten über die Pyrenäen zurückgegangen waren, wuchs die Macht der Wandalen rasch wieder an. Schon 420 zogen sie nach dem alten Gebiet der Silinge, Andalusien, das nun für alle ausreichte, und behaupteten sich hier siegreich gegen die Angriffe des römischen Heermeisters Castinus, dem sie 422 eine furchtbare Niederlage beibrachten. Und nun stieg die Macht des Volkes so gewaltig, daß drei Jahre später Gunderich auch die beiden wichtigsten Städte der Landschaft Sevilla (damals noch Hispalis genannt) und Carthagena den römischen Besatzungen entriß. Schon damals sahen die Wandalen ein, daß sie sich in den Ländern am Mittelmeer nur dann eine gebietende Stellung erringen und behaupten könnten, wenn sie das Roß des Reiters mit dem „Roß der Wellen" vertauschten d. h. wenn sie ein tüchtiges Seevolk würden. Es war der berühmte Geiserich, der diesen Gedanken mit bewundernswerter Thatkraft verwirklichte. Dieser größte Mann, den der Wandalenstamm hervorgebracht hat, war ein unechter Sohn Godigisels und hatte für seinen jüngeren Bruder, den rechtmäßigen König Gunderich, nach Godigisels Tod die königliche Macht verwaltet, solange Gunderich noch minderjährig war. Unstreitig war Geiserich diesem geistig weit überlegen. Nach der Schilderung des Jordanes war er „von mittlerer Größe, infolge eines Sturzes vom Pferde

Digitized by Google

hinkend, von tiefen Gedanken und wenig Worten, ein Verächter der Üppigkeit, jähzornig, habgierig, sehr darauf bedacht, die Völker aufeinander zu hetzen, stets bereit, den Samen des Zwiespaltes und Hasses auszustreuen." Dieser gewaltige Kriegsmann und verschlagene Geist, der auch nach der Minderjährigkeit Gunderichs wohl hauptsächlich die Geschicke der Wandalen lenkte, wurde nun der Schrecken der Küsten, Inseln und Seefahrer des westlichen Mittelmeers. Schon 425 suchten wandalische Seeräuber die Balearen und die nordwestliche Küste von Afrika heim und lernten den Reichtum des Landes jenseit der Säulen des Herkules kennen.

Wir haben bei der Geschichte des Aëtius auch des Zwiespaltes gedacht, in dem dieser bedeutende Mann mit dem Statthalter von Afrika, Bonifacius lebte. Placidia, die für ihren kleinen Sohn Valentinian den Dritten damals die Regierung von Weström führte, hatte dem tüchtigen und begabten Bonifacius seine einflußreiche Stellung in Afrika übertragen. Aber Aëtius war darüber erbittert und verleumdete seinen Widersacher bei der Kaiserin, daß er Afrika vom Reiche losreißen und sich daselbst eine eigene Herrschaft gründen wolle. Als Beweis führte er an, wenn sie den Bonifacius an den Hof entbiete, werde er im Bewußtsein seiner Schuld nicht kommen. Placidia machte die Probe und beschied den Statthalter nach Ravenna. Aëtius aber warnte unterdes jenen, er solle ja nicht dem Befehl folgen, denn die Kaiserin habe seinen Untergang beschlossen. Bonifacius glaubte ihm, und als die Gesandten Placidias ankamen und ihren Auftrag ausrichteten, antwortete er, daß er nicht gehorchen werde. Deshalb wurde er seiner Stellung entsetzt und als Verräter mit Krieg überzogen. Des ersten Heeres erwehrte er sich glücklich; als aber neue Scharen heranzogen und zugleich die Mauren ins Land brachen, fühlte er sich zu schwach, diesem Doppelangriff zu widerstehen und überlegte, wie er die Wandalen, aus deren Volke seine Gemahlin stammte, sich verbindlich und zu seinem Beistand bereit machen könnte. Er schickte Gesandte an Gunderich und Geiserich (427) und bot ihnen ein Bündnis an, wonach sie drei sich in das reiche Afrika, die Kornkammer Roms, teilen und sich gegenseitig wider alle feindlichen Angriffe unterstützen wollten. Die Wandalenherrscher griffen freudig zu. Kurz darauf fiel Gunderich in einem Kampfe gegen Franken, die in Spanien eingedrangen waren (Ende 427), und nun wurde der gewaltige Geiserich zum alleinigen „König der Wandalen und Alanen" erhoben. Die Volksversammlung billigte gern den Beschluß, nach Afrika abzusegeln; denn schon längst war man nach den Schätzen des reichen Landes lüstern. Die Ausführung des Plans wurde aber noch verzögert, weil die Sueben auf das Gerücht vom Aufbruch der Wandalen eiligst in deren bisheriges Gebiet eingefallen waren, um sich dessen zu bemächtigen. Geiserich machte sofort halt, wendete sich rasch mit

Digitized by Google

Bruder, mit heldenhafter Kühnheit und Ausdauer, seines Geschlechtes würdig, verteidigte. Auch ein Plan des großen Feldherrn, durch die Grotte der berühmten Sibylle einzudringen, scheiterte. Narses ließ jetzt nur eine Einschließungsschar vor Cumä zurück, die Feste auszuhungern. Schon fast ein Jahr währte die Belagerung; mehrere Unterfeldherren, darunter den Führer der Heruler, Fulkari, sandte er schleunig über den Apennin an den Po, diese Flußlinie womöglich gegen die Alamannen zu halten. Er selbst folgte langsam, um die noch unbezwungenen Städte Mittelitaliens zu gewinnen, bevor sie den neuen Feinden Stützpunkte werden könnten. Gegen die Versicherung, daß ihnen nichts Übles widerfahren sollte, ergaben sich Florenz, Centumcellä (Civita vecchia), Volaterra (Volterra, südlich von Pisa), Luna (Carrara) und Pisa. Nur vor Luca (Lucca) ward Narses durch hartnäckige Verteidigung festgehalten; die Stadt hoffte auf die Franken und Alamannen, die bereits den Po überschritten und Parma genommen hatten. Als bei dieser Stadt der tollkühne Fulkari mit seinen Herulern und vielen Byzantinern in einem Hinterhalt Butilins den Tod gefunden hatte, erhoben sich die Goten in der Ämilia und in Ligurien aufs neue und schlossen sich den germanischen Stammgenossen an, so daß die Unterfeldherren des Narses bis nach Faënza und Ravenna zurückwichen. Dadurch geriet Narses vor dem immer noch trotzenden Luca in bedenkliche Lage. Als sich endlich nach drei Monaten die Stadt ergab, zog auch er in die Winterquartiere nach Ravenna. (Ende 553.)

Einen Winterfeldzug gegen die nordischen Feinde, die in einem italischen Winter sich sehr wohl befanden, wollte er vermeiden; er zählte auf die Hitze des Sommers, die ihnen Fieber und Erschlaffung zu bringen drohte. Aligern aber, der unbezwungene Verteidiger von Cumä, ergab, als er von den Fortschritten der Franken in Italien vernahm, nun sich, sein Heer, die Feste und den gotischen Schatz dem kaiserlichen Feldherrn (Ende 553); denn er erkannte, daß die Franken im Fall ihres Sieges den Goten in Italien fränkische Herrschaft und Gesetze aufzwingen würden; sollte aber das Land seinem Volke doch verloren sein, so wollte er lieber, daß Land und Leute dem alten Herrn Italiens, dem Kaiser, als jenen treulosen Merowingen dienen sollten. Narses brachte den Franken bei Ariminum durch verstellte Flucht eine Schlappe bei und verbrachte den Rest des Winters zu Rom, während die Barbaren im Winter und Frühjahr (554) über diese Stadt hinaus, entlang der Ost- und Westküste Italiens, weit nach Süden vordrangen, das flache Land verheerend . . . . Dabei schonten die katholischen Franken die Kirchen, während die noch heidnischen Alamannen heilige Gebäude wie weltliche behandelten. Leuthari nun beschloß mit seiner reichen Beute nach Hause zu ziehen und von dort aus, nach Bergung des großen Raubes, seinem Bruder ein Hilfsheer zu schicken; denn Butilin hatte

Digitized by Google

sich den Goten verpflichtet, mit ihnen zusammen den Kampf gegen Narses auszufechten. Sie verbreiteten, er werde nach dem Siege das Königtum der Goten wieder aufrichten. Leuthari verlor auf dem Rückweg im Picenischen am Saum der Küste bei Pisaurum (Pesaro) durch Überfall einen großen Teil seiner Vorhut, wandte sich dann westlich, zog entlang dem Apennin in die Ämilia, überschritt mit Mühe den Po, ward aber zu Ceneta in Venetien mit seinem ganzen Heere von bösen Fiebern und Seuchen hingerafft. Inzwischen zog Butilin aus dem verheerten Süden wieder die Halbinsel aufwärts; seine Scharen wurden gelichtet — es war Spätsommer — durch die Ruhr, welche unmäßiger Genuß von Trauben und Most gesteigert hatten. Bei Capua, am Casilinus (Volturno) in Kampanien, schlug er ein verschanztes Lager auf. Obwohl er von dem Geschicke seines Bruders, dessen versprochene Hilfsscharen ausblieben, Übles ahnte, hoffte er doch, auch allein mit seinem 30 000 Mann starken Heere Narses zu schlagen, der mit nur 18 000 ihm gegenüber lagerte. Aber Narses ließ die fouragierenden Streifscharen überfallen, einen Holzturm auf der Brücke über den Fluß durch angezündete erbeutete Heuwagen in Brand stecken und die Brücke besetzen. Zornig griffen die Barbaren zu den Waffen trotz der Warnung alamannischer Seher: wenn sie an diesem Tage kämpften, würden sie alle untergehen; Überläufer hatten mitgeteilt, die heruliſchen Söldner hätten sich empört und würden nicht fechten. Daß die Empörer sich inzwischen wieder Narses gefügt, war jenen Überläufern unbekannt. Butilin führte seine Scharen im Keil oder Eberkopf zum Angriff, und wie so oft in den Schlachten der Römer und Germanen, gelang es in der That dem furchtbaren Stoß des Keils, die Aufstellung der Byzantiner zu durchbrechen, zumal die Heruler noch nicht ihre Stellung im Mitteltreffen eingenommen hatten. Aber nun ließ Narses beide Flügel einschwenken und den germanischen Keil von beiden Flanken fassen. Die berittenen Bogenschützen streckten in der dichtgedrängten Menge der fast völlig nackten, nur vorn durch den Schild gedeckten Germanen, wo kein Schuß fehlte, von zwei Seiten im Kreuzgeschwirr die Ratlosen nieder. Und nun erschienen plötzlich die Heruler und faßten die Alamannen unerwartet von vorn. Wie in ein Netz verstrickt wurden die Barbaren gewürgt, sagt Agathias. Butilin und sein ganzes Heer fand den Tod. Nur fünf Mann entkamen. Narses verlor bloß achtzig Mann, welche bei dem ersten Ansturm des Keils gefallen waren. Am meisten zeichneten sich Aligern, der Ostgote, und Sindwal, der Herulerführer, aus. Abermals hatten Germanen bei Vernichtung von Germanen das Beste gethan. (Spätsommer 554.)

Siebentausend Goten, die auf andern Kriegsschauplätzen die Franken unterstützt und sich in die steile Burg Campsä (wohl Conza in Samnium) geworfen hatten, ergaben sich im folgenden Frühjahr (555) nach Verlust

Digitized by Google

ihres Anführers und wurden nach Byzanz abgeführt. Der eben erwähnte Herulerführer Sindwal versuchte später die wirren Zustände in dem durch langen Krieg erschütterten Lande zu benützen zur Aufrichtung einer unabhängigen Herrschaft im äußersten Norden Italiens, in den Bergen der Breonen (am Brenner), ward aber von Narses geschlagen, gefangen und mit dem Galgentod bestraft.

Damit erlosch der letzte Funken des gewaltigen Krieges, der zwei Jahrzehnte lang die Halbinsel durchlodert hatte. Ganz Italien gehorchte dem Kaiser zu Byzanz. Aber nur dreizehn Jahre währte diese Herrschaft (das Exarchat von Ravenna) ungeschmälert. Schon im Jahre 568 erschienen, von Pannonien her in Venetien eindringend, die Langobarden. Wir sahen, diese hatten an der Vernichtung Totilas eifrig mitgearbeitet; dabei hatten sie die Herrlichkeit des schönen Südlandes kennen gelernt; sie wollten nun die Erbschaft der Goten antreten. Im Laufe von wenigen Jahren entrissen sie den Byzantinern den größten Teil Italiens. Nur Ravenna und die Südspitze der Halbinsel verblieb dem Kaiser. In Rom aber gewannen die mutvollen und klugen Bischöfe allmählich zwischen dem frommen Kaiser von Byzanz und dem Langobardenkönige in Pavia eine selbständige Stellung, welche, von fränkischen Waffen geschützt, von höchster Bedeutung für die Geschichte des ganzen Mittelalters wurde."

Digitized by Google

Viertes Buch.

Die Vandalen in Afrika

(429 bis 534)

und die Westgoten in Spanien.

(507 bis 711.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wandalen in Afrika.

1. Die Wandalen bis zur Gründung des Reichs in Afrika.

(Bis 429.)

Die Wandalen, einer der vornehmsten Stämme der Ostgermanen, waren den Goten nahe verwandt, wie insbesondere ihre Sprache beweist, die sich von der gotischen fast gar nicht unterschied. Aber auch in anderer Beziehung, in der Schönheit und Größe des Körpers und in der geistigen Begabung, zeigten sie diese Verwandtschaft;*) nur fehlte ihnen der milde, edle Sinn, der bei den Goten dem kriegerischen Mute so schön zur Seite stand. Wie oben (S. 5) bemerkt worden ist, finden wir die Wandalen (oder richtiger Wándäler) im ersten christlichen Jahrhundert unmittelbar hinter den küstenbewohnenden Rugen, in Pommern und Mecklenburg, also zwischen der Unterelbe und dem Mündungsgebiet der Weichsel, zu beiden Seiten der untern Oder. Im Westen grenzten sie an die Langobarden, im Osten an die eigentlichen Goten, im Süden an die Semnonen und Burgunden. Etwa vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts aber müssen sie bereits eine südliche Wanderung angetreten haben, die sie allerdings noch nicht weiter führte, als bis zum Nordabhang des Riesengebirges, das seinen alten Namen „Askiburgisches Gebirge" infolgedessen mit der neuen Bezeichnung „Wandalisches Gebirge" wechselte. Ihre südlichen Nachbarn waren hier die Markomannen in Böhmen und Mähren, als deren Bundesgenossen sie in dem großen Markomannenkrieg in den Jahren 171

*) Prokop im Wandalenkrieg 1, 1 sagt von den „gotischen Völkern", als deren berühmteste er die Ost- und Westgoten, Wandalen und Gepiden bezeichnet: „Sie alle unterscheiden sich wohl voneinander dem Namen nach, im übrigen aber gar nicht. Alle haben sie eine weiße Hautfarbe, blonde Haare, große Gestalten und schöne Gesichter. Sie gehorchen denselben Gesetzen (d. i. sie haben dieselben Sitten und Rechtsanschauungen, vgl. unsern 1. Teil, S. 25) und haben dieselbe Religion, nämlich die arianische (was freilich nichts beweist, da sie diese von außen her angenommen haben), und ich glaube wohl, daß sie ursprünglich einem Volk angehört haben."

Digitized by Google

bis 173 auftraten. Das Land Schlesien (Silesien) deutet mit seinem Namen noch heute auf den einen wandalischen Hauptstamm der Silinge, der um jene Zeit dort — genauer in Oberschlesien — seinen Sitz hatte, während der andere Hauptstamm, die Asdinge, nordwestlich von diesem in Niederschlesien und der heutigen Lausitz hauste. Jeder der beiden Stämme hatte seine eigenen Könige. Die asdingischen Wandalen verbündeten sich bald darauf mit den Römern gegen die Markomannen und erhielten von den Römern deshalb Wohnsitze in Dacien (um 181). Darauf schweigt fast ein Jahrhundert lang alle Überlieferung über die Wandalen. Erst vom Jahre 271 wird berichtet, daß der Kaiser Aurelian an der Donau plündernde Scharen des Volkes zum Frieden genötigt und 2000 der bald hochgeschätzten wandalischen Reiter als Hilfstruppen zugesagt erhalten habe. Zwei Wandalenkönige schlossen den Frieden und stellten ihre Kinder als Geiseln. Bei seinem Triumph im Jahre 274 führte der eben genannte Kaiser auch wandalische Gefangene auf. Einzelne Raubscharen des Volkes wurden vom Kaiser Probus um 280 und vom Kaiser Maximian um 300 am Rhein zurückgeschlagen. Daß hinter diesen Scharen nicht die ganze Volksmenge stand, ergiebt sich daraus, daß die Goten noch um 340 den Wandalen an der Marosch in Siebenbürgen eine Niederlage beibrachten, in der der König der Asdinge, Wisumer, mit einem großen Teil seines Heeres den Tod fand. Aus diesem Kampfe gingen die Wandalen so geschwächt hervor, daß sie von Konstantin dem Großen Aufnahme auf das rechte Donauufer in Pannonien bitten mußten. Sie erhielten sie auch gegen das Versprechen, den römischen Kaiser als ihren Oberherrn anzusehen und ihm Hilfstruppen zu stellen. Aber bald erstarkte das frische Naturvolk wieder, so daß um 380 bereits von neuen wandalischen Raubscharen am Rhein berichtet wird. Ja, zu Anfang des fünften Jahrhunderts setzte sich der ganze Doppelstamm der Asdinge und Silinge in Gemeinschaft der nicht rein germanischen Alanen und einer zu den Sueben gehörigen Volksmasse nach Westen hin in Bewegung. Nur ein kleiner Teil der Wandalen blieb in der alten Heimat zurück,*) der sich noch nach hundertundzwanzig Jahren rein und unvermischt erhalten hatte, wieder ein Jahrhundert später aber mit benachbarten Völkern verschmolz.

Ausdrücklich wird als Grund der Wanderung der Wandalen Hungersnot angegeben, die durch Übervölkerung entstanden war. Der König, der sie führte, hieß Godigisel; wir wissen nicht, ob er über beide Stämme herrschte oder nur der mächtigere von den beiden Stammkönigen war. Der Zug ging südlich der Donau dem Lauf des Stromes entgegen. Die römischen Legionen am Rhein hatte Stilicho zum Schutz gegen Radagais abberufen

*) Siehe 1. Teil, S. 59 f.

Digitized by Google

müssen, und am ersten Tag des Jahres 406 überschritten die drei Völkerschwärme den vermutlich zugefrorenen Rhein. Doch die den Römern verbündeten Franken warfen sich den Wandalen entgegen. Die Alanen, die vorausgezogen und den Wandergenossen zu Hilfe rückwärts eilten, retteten sie vor völligem Untergang; aber schon war Godigisel mit 20000 seiner Getreuen vor den Franken gefallen. Der Rest des Volkes begann nun mit den Alanen und Sueben zugleich die Verheerung Galliens, das damals noch nicht von den Westgoten geschützt war. Bis zu den Pyrenäen hin wogten die Wanderscharen; hier hinderten tapfere Bergbewohner, baskische Hirten, den Durchzug durch die Gebirgsthäler und retteten dadurch noch Spanien vor der Völkerwoge. Zurückflutend ergoß sich diese wiederum über das gallische Land. Ein Teil der Alanen siedelte sich damals an der Loire, in der Gegend von Orleans, an, wir finden ihn ein halbes Jahrhundert später noch in jenen Länderstrichen, denn ihm gehörten die Scharen Sangibans an, die in der katalaunischen Schlacht auf seiten der Westgoten und Römer gezwungen gegen die Hunnen kämpften. Die übrigen Wanderer aber versuchten drei Jahre später (409) nochmals den Übergang über die Pyrenäen, und diesmal gelang er. Zum erstenmal wurden die blühenden Gefilde der westlichen Halbinsel Europas von Germanen verheert. Kein Heer, keine Regierungsmacht trat den Barbaren entgegen, die zwei Jahre lang das offene Land durchstreiften. Verwüstung, Hungersnot, Seuchen waren die Gastgeschenke, welche die Fremden den unglücklichen Einwohnern mitbrachten. Im dritten Jahre traten einigermaßen geregelte Zustände ein, indem die vier Völkerstämme (Asdinge, Silinge, Alanen und Sueben) sich unter die von ihnen besetzten Landschaften teilten, sich in ihnen ansiedelten und sie infolgedessen aus eigenem Interesse zu schützen begannen. Um allen Streit zu verhindern, warfen sie das Los über die Landteilung. Die Sueben unter König Hermerich und die Asdinge unter Gunderich erhielten den Nordwesten, etwa die Provinz Galicia mit den angrenzenden Gebieten; die Alanen unter Atax Lusitanien (etwa das heutige Estremadura) und das Gebiet von Carthagena, die Silinge unter Fridibald den Südosten d. h. das Land des Bätis (jetzt Guadalquivir), das von den Wandalen noch jetzt den Namen (Andalusien) führt. Nur der nordöstliche Teil der Halbinsel, die tarraconensische Provinz, verblieb in römischem Besitz. Freilich nannten auch diese noch ziemlich rohen Völker, deren Wildheit das Christentum nur wenig gemildert hatte, sich Verbündete des römischen Kaisers; aber wie es um diese Bundesgenossenschaft bewandt war, das zeigten uns bereits die früher erzählten Züge der westgotischen Könige nach Spanien, die im Namen des Kaisers die raublustigen Horden züchtigten. Dennoch betrugen sie sich nicht immer so schlimm. Sie ließen die römischen Spanier meist ruhig im Besitz der Städte, da es ihnen selbst nur um den Besitz des fruchttragenden Landes

Digitized by Google

zu thun war und sie von Handwerken, Künsten und Handelsgeschäften wenig verstanden. Ja oft schien es, als wollten die Fremdlinge das Schwert mit dem Pfluge vertauschen und in Frieden den Acker bebauen. Dann erklärten die römischen Einwohner offen, daß es sich unter der Herrschaft dieser Wilden lieblicher lebe, als unter den blutsaugerischen Beamten des Kaisers. Honorius hoffte immer, die Barbaren würden bald wieder einmal abziehen, und mußte wohl gute Miene zum bösen Spiel machen, da er keine Macht besaß, den Übergriffen und Räubereien derselben zu wehren, bis die Westgoten diese Aufgabe übernahmen. Wir wissen, wie Constantius, der Feind Athawulfs, mit Walja Frieden schloß (416) und ihn verpflichtete, die vier Barbarenvölker zu bekämpfen, wie Walja zuerst die Silinge schlug und ihren König Fridibald gefangen nach Rom sandte, wie die Silinge infolge dieses Kampfes so geschwächt waren, daß sie sich mit den Asdingen verschmolzen und unter deren König stellten, wie auch die Alanen ihren König Atax und einen großen Teil ihrer Streitmacht gegen Walja einbüßten (418) und sich ebenfalls der Oberhoheit der asdingischen Wandalen unterstellten, so daß die Könige der Asdinge nun über alle Wandalen und Alanen auf der Halbinsel herrschten und daher den Titel führten „Könige der Wandalen und Alanen", und wie die drei zu einem Volk vereinigten Stämme, solange Walja noch in Spanien weilte, sich unter Gunderich samt den Sueben in die unwegsamen Gebirgsländer von Galicia nach Nordwesten zurückzogen.

Nachdem aber die Goten über die Pyrenäen zurückgegangen waren, wuchs die Macht der Wandalen rasch wieder an. Schon 420 zogen sie nach dem alten Gebiet der Silinge, Andalusien, das nun für alle ausreichte, und behaupteten sich hier siegreich gegen die Angriffe des römischen Heermeisters Castinus, dem sie 422 eine furchtbare Niederlage beibrachten. Und nun stieg die Macht des Volkes so gewaltig, daß drei Jahre später Gunderich auch die beiden wichtigsten Städte der Landschaft Sevilla (damals noch Hispalis genannt) und Carthagena den römischen Besatzungen entriß. Schon damals sahen die Wandalen ein, daß sie sich in den Ländern am Mittelmeer nur dann eine gebietende Stellung erringen und behaupten könnten, wenn sie das Roß des Reiters mit dem „Roß der Wellen" vertauschten d. h. wenn sie ein tüchtiges Seevolk würden. Es war der berühmte Geiserich, der diesen Gedanken mit bewundernswerter Thatkraft verwirklichte. Dieser größte Mann, den der Wandalenstamm hervorgebracht hat, war ein unechter Sohn Godigisels und hatte für seinen jüngeren Bruder, den rechtmäßigen König Gunderich, nach Godigisels Tod die königliche Macht verwaltet, solange Gunderich noch minderjährig war. Unstreitig war Geiserich diesem geistig weit überlegen. Nach der Schilderung des Jordanes war er „von mittlerer Größe, infolge eines Sturzes vom Pferde

Digitized by Google

hinkend, von tiefen Gedanken und wenig Worten, ein Verächter der Üppigkeit, jähzornig, habgierig, sehr darauf bedacht, die Völker aufeinander zu hetzen, stets bereit, den Samen des Zwiespaltes und Hasses auszustreuen." Dieser gewaltige Kriegsmann und verschlagene Geist, der auch nach der Minderjährigkeit Gunderichs wohl hauptsächlich die Geschicke der Wandalen lenkte, wurde nun der Schrecken der Küsten, Inseln und Seefahrer des westlichen Mittelmeers. Schon 425 suchten wandalische Seeräuber die Balearen und die nordwestliche Küste von Afrika heim und lernten den Reichtum des Landes jenseit der Säulen des Herkules kennen.

Wir haben bei der Geschichte des Aëtius auch des Zwiespaltes gedacht, in dem dieser bedeutende Mann mit dem Statthalter von Afrika, Bonifacius lebte. Placidia, die für ihren kleinen Sohn Valentinian den Dritten damals die Regierung von Westrom führte, hatte dem tüchtigen und begabten Bonifacius seine einflußreiche Stellung in Afrika übertragen. Aber Aëtius war darüber erbittert und verleumdete seinen Widersacher bei der Kaiserin, daß er Afrika vom Reiche losreißen und sich daselbst eine eigene Herrschaft gründen wolle. Als Beweis führte er an, wenn sie den Bonifacius an den Hof entbiete, werde er im Bewußtsein seiner Schuld nicht kommen. Placidia machte die Probe und beschied den Statthalter nach Ravenna. Aëtius aber warnte unterdes jenen, er solle ja nicht dem Befehl folgen, denn die Kaiserin habe seinen Untergang beschlossen. Bonifacius glaubte ihm, und als die Gesandten Placidias ankamen und ihren Auftrag ausrichteten, antwortete er, daß er nicht gehorchen werde. Deshalb wurde er seiner Stellung entsetzt und als Verräter mit Krieg überzogen. Des ersten Heeres erwehrte er sich glücklich; als aber neue Scharen heranzogen und zugleich die Mauren ins Land brachen, fühlte er sich zu schwach, diesem Doppelangriff zu widerstehen und überlegte, wie er die Wandalen, aus deren Volke seine Gemahlin stammte, sich verbindlich und zu seinem Beistand bereit machen könnte. Er schickte Gesandte an Gunderich und Geiserich (427) und bot ihnen ein Bündnis an, wonach sie drei sich in das reiche Afrika, die Kornkammer Roms, teilen und sich gegenseitig wider alle feindlichen Angriffe unterstützen wollten. Die Wandalenherrscher griffen freudig zu. Kurz darauf fiel Gunderich in einem Kampfe gegen Franken, die in Spanien eingedrangen waren (Ende 427), und nun wurde der gewaltige Geiserich zum alleinigen „König der Wandalen und Alanen" erhoben. Die Volksversammlung billigte gern den Beschluß, nach Afrika abzusegeln; denn schon längst war man nach den Schätzen des reichen Landes lüstern. Die Ausführung des Plans wurde aber noch verzögert, weil die Sueben auf das Gerücht vom Aufbruch der Wandalen eiligst in deren bisheriges Gebiet eingefallen waren, um sich dessen zu bemächtigen. Geiserich machte sofort halt, wendete sich rasch mit

Digitized by Google

seinen Scharen gegen die Sueben und schlug sie bei Merida aufs Haupt. Der suebische König ertrank auf der Flucht im Guadiana.

2. Die Wandalen unter König Geiserich in Afrika.

(Von 429 bis 477.)

Nach diesem glänzenden Siege erst führte Geiserich von der Mündung des eben genannten Flusses aus sein ganzes Volk über die Meerenge nach Afrika in Schiffen, die teils den Wandalen selbst schon gehörten, teils von Bonifacius hingeschickt worden waren. Es war im Mai des Jahres 429. Die Kopfzahl der Auswanderer betrug nur noch fünfzig bis achtzig Tausende; aber es war ein kraftvolles und tapferes, durch die endlosen Kämpfe dreier Jahrzehnte gestähltes Volk und sein Führer einer der größten Eroberer und Herrscher dieser „heldenreichen Zeit". Vergleicht man ihn mit dem allergrößten, mit Theoderich dem Ostgoten, so steht der Wandale diesem gegenüber „wie dem milden Tag die blutige Nacht. Ein Gerücht belastet ihn mit dem Vorwurf des Brudermordes. Er war verhalten, wortkarg, jähzornig, habgierig, höchst geschickt, die Menschen zu entzweien, rascher mit der That fertig, als andere mit dem Entschluß. Mit Arglist, Treubruch und Verrat entreißt er den Römern seines Reiches Hauptstadt Karthago; die Wälle anderer Städte werden geschleift, künftigen Widerstand unmöglich zu machen; ohne geregelte Landteilung nimmt er so viel Land für sich und seine Wandalen, als er braucht, den Einwohnern, die erschlagen, vertrieben und, wenn sie bleiben, von dem arianischen Herrscher um ihres katholischen Bekenntnisses willen grausam verfolgt werden. Empörungen im eigenen Volk werden blutig niedergeschlagen; alle erreichbaren Küsten und Inseln des Mittelmeeres werden geplündert. Wenn sein gefürchtetes Raubschiff in See sticht, bezeichnet er dem fragenden Steuermann kein bestimmtes Ziel, sondern läßt sich (wie die Sage behauptet und wie die Zeitgenossen glaubten) von Wind und Wellen gegen solche Menschen tragen, ‚denen Gott zürnt'. Wie sein schrecklicher Bundesgenosse, der Hunne Attila, auf dem Festland, so ward der wandalische Seekönig ein Schrecken der Völker, eine Geißel für die Meere. Wie ein Sturm braust seine Gewalt über die Nachbarn hin, verderblich, zerstörend, nicht erhaltend oder schaffend, und daher von kurzer Dauer der Nachwirkung. Theoderich ein weiser König des Friedens, — Geiserich ein furchtbarer König der Schrecken." (Dahn.) Freilich wollte Geiserich nicht nur Zerstörer sein, sondern ein Reich aufrichten, „das auch durch seine Künste und Sitten stark sei." Er zerstörte die Mauern der Städte, außer den karthagischen, weil Befestigungen seinem kleinen Volk nur verderblich geworden wären als Stätten, wo Feinde sich festsetzen konnten. Die Ort-

Digitized by Google

schaften selbst ließ er bestehen und schützte Handel und Handwerk. Die bodenlose Sittenverderbnis der Afrikaner, von der er Ansteckung seiner Wandalen fürchtete, suchte er durch drakonische Strenge zu unterdrücken, indem er gegen Unzucht und Ehebruch die härtesten Strafen einführte. Denn seine Wandalen waren zwar roh und wild, aber nüchtern, mäßig und keusch, und so wollte er sie erhalten. Konnte er auch durch seine Maßregeln die Liederlichkeit der verkommenen afrikanischen Römer nicht bessern und konnten seine Gesetze auch nicht hindern, daß nach seinem Tode die in Überfluß schwimmenden Wandalen die Üppigkeit der Afrikaner selbst annahmen und — gewiß auch infolge des verweichlichenden Klimas — bald sittenloser wurden als diese, so hat er doch den ernsten Willen und die richtige Einsicht bewiesen. Daß sein Staat keine Dauer hatte, daran trugen die verschiedensten Umstände, innere und äußere die Schuld, wie sich unten zeigen wird.

Geiserich also betrat im Frühling 429 den Boden des fruchtbaren Afrikas. Nur der schmale Küstensaum im Norden vom atlantischen Ocean bis zur kleinen Syrte gehörte eigentlich dem römischen Kulturgebiet an; südlich davon hausten unabhängig maurische Reitervölker, die als Nomaden in häufigen Raubzügen das herrliche, gut angebaute Provinzialgebiet beunruhigten, jedoch im ganzen der Provinz*) nur geringen Schaden zufügten. Langsam und vorsichtig rückte Geiserich mit seinen Volksscharen von Westen her vor. Als Bonifacius vernahm, daß er nicht nur ein Hilfsheer, sondern das ganze Volk mit sich führe, und von den Verheerungen, die er verübte, hörte, erschrak er und bereute seinen voreiligen Entschluß, zumal auch inzwischen der Betrug des Aëtius entlarvt worden war und Placidia den Statthalter beschwor, dem Reiche die kostbare Provinz zu erhalten. Er bat, unter Übersendung reicher Geschenke, den König umzukehren; aber Geiserich war nicht der Mann, so leichthin einen Plan aufzugeben und sich wieder heimschicken zu lassen. Da trat ihm, dem „Freunde", Bonifacius an der Spitze eines bedeutenden Heeres entgegen, wurde aber dermaßen geschlagen, daß er die ganze Landschaft Mauritanien preisgeben mußte und sich in das stark befestigte Hippo Regius, den Bischofssitz des heiligen Augustinus, zurückzog. Der hochberühmte Kirchenvater hatte die Priester seiner Diöcese zu treuem Ausharren bei ihren bedrängten Gemeinden verpflichtet und war selbst der erste, der nach seinen Worten handelte. Er blieb in der Stadt, die nun von Geiserich belagert ward, und suchte die notleidenden und ver-

*) Genauer wäre: den Provinzen; denn das römische Afrika zerfiel damals in sechs Provinzen, von Westen nach Osten genannt: Mauritania Tingitana (von den folgenden durch die Wüste geschieden), M. Cäsareensis, M. Sitifensis, Numidien, Provincia Zeugitana (mit Karthago), Byzacena (diese beiden bildeten die alte Konsularprovinz Afrika) und jenseit der kleinen Syrte: Provincia Tripolitana.

Digitized by Google

zagenden Einwohner durch sein Beispiel aufzurichten. Doch schon im dritten Monat der Belagerung starb der große Priester (am 28. August 430). Geiserich vermochte diesmal nicht Hippo einzunehmen und brach nach vierzehn Monaten mit seinen Scharen wieder auf. Er hatte aber inzwischen auch für Unterwerfung des offenen Landes und anderer schwächerer Städte — die meisten waren gar nicht befestigt — gesorgt. Hierhin und dorthin hatte er seine schnellen Reiterscharen entsandt, welche die ganze übrige Provinz mit Ausnahme nur zweier Städte, Cirta und Karthago, in seine Gewalt gebracht hatten. Die wandalischen Kriegsschiffe halfen bei dieser raschen Eroberung bedeutend mit, indem sie die Häfen der Küstenstädte sperrten. Im Jahre 431 schlug Geiserich zum zweitenmal ein Heer des Bonifacius, dem der beste oströmische Feldherr jener Zeit, der Gote Aspar, zu Hilfe geeilt war; Bonifacius wurde nun aus Afrika abberufen und fiel im Bürgerkrieg gegen seinen alten Gegner Aëtius schon im folgenden Jahre.*) Die hilflosen Bewohner von Hippo verließen darauf ihre Stadt, und die Wandalen äscherten dieselbe ein. Als bald darauf Aspar nochmals in Afrika erschien, kam er nur, um (im Jahre 435) im Namen des Kaisers Frieden mit den Wandalen zu schließen, nach welchem diesen die ganze Provinz außer der Stadt Karthago und dem Gebiet von Tripolis förmlich abgetreten ward. Auch hier wurde wenigstens der Schein der Abhängigkeit von Rom gewahrt, indem Geiserich als „Föderat" Getreidelieferungen versprach; aber nicht einmal zu Kriegsdiensten für das Reich verpflichtete er sich.

So ruhten nun die Waffen, und die Wandalen waren durch einen leichten Kampf Herren des schönen Landes geworden. Kühn hatte Geiserich sein Reich mitten in die römische Welt am Mittelmeer hineingestellt; aber dieses Reich krankte an einem innern Übel, es fehlte ihm die Einheit. Wohl vergrößerte er seine Macht noch dadurch, daß er 439 mitten im Frieden wider den beschworenen Vertrag Karthago besetzte und es zu seiner Hauptstadt erhob, daß er mit seiner Flotte Sicilien angriff und Lilybäum eroberte, daß er den weströmischen Kaiser Valentinian zur Anerkennung dieses Besitzstandes zwang (442) und durch harte Bestrafung unzufriedener Großen, die über seine straffe Herrschaft murrten, seinen Thron befestigte. Aber die notwendige innere Einheit vermochte er seinem Staate nicht zu verleihen. „Der Gegensatz zwischen Römern und Germanen war hier noch schroffer als in dem Reich der Ostgoten. Aus dem Gebiet von Karthago hatte Geiserich die Römer größtenteils vertrieben, oder er hatte sie verknechtet und mit den Grundstücken selbst an die Wandalen verteilt, die hier in zusammenhängender Masse siedelten. Diese Grundstücke hießen Lose (Teile), lateinisch sortes, und da sie zusammenlagen, so hieß auch die ganze

*) Siehe oben S. 90.

Digitized by Google

Provinz Sortes Vandalorum. In den andern Provinzen, und damit also in etwa drei Vierteilen des Landes, blieben die Besitzverhältnisse im wesentlichen unverändert und ebenso auch die Verhältnisse der Bevölkerung und der Kirche. Der Gegensatz der Nationen war also auch landschaftlich ausgeprägt und gewann aus dieser Wurzel immer neue Kraft.

Auch die Art, wie die Wandalen das Regiment führten, verschärfte die Stimmung. Im ganzen freilich war ihr Regiment besser als das kaiserliche. In den mittleren und unteren Schichten — Stadtbehörden, Zoll- und Hafenaufsehern u. s. w. — blieb die römische Verwaltung unverändert; aber über ihnen standen nicht länger die großen Würdenträger des absoluten Kaisers, gestützt auf ein Heer von Söldnern, sondern die Grafen, Herzöge und Führer der Tausendschaften, deren Amt aus dem freien Staat der Urzeit stammte. Sie waren nicht bloß die Diener des Königs, sondern auch die Großen des Reichs, ohne deren Mitwirkung nichts Wichtiges geschehen sollte. Dieser aristokratische Charakter des germanischen Regiments und dann vor allem die Thatsache, daß das Heer kein Söldnerheer war, sondern der Heerbann der freien Männer trug einen erfrischenden Hauch der Freiheit in die vom Despotismus niedergetretene Gesellschaft. Dazu kamen fühlbare Erleichterungen. Einmal fand man jetzt bei dem nahen Könige besseren Schutz gegen die Erpressungen der hohen Beamten, als einst bei dem fernen Kaiser, und dann waren auch die ordnungsmäßigen Lasten leichter. Geiserich hatte die alten Steuerrollen vernichtet und gefordert, was ihm gut schien. Das war nicht wenig, aber schon der Wegfall des römischen Heerwesens mußte bedeutende Erleichterung bringen, und der Schatz des Königs füllte sich zudem durch die glücklichen Raubzüge, während die römischen Kassen immer leer gewesen waren und durch außerordentliche Steuern hatten gefüllt werden müssen. Als nach dem Sturze des Wandalenreichs die römische Verwaltung und die römische Steuer wieder eingeführt ward, da seufzten die Leute.

Allein es war in diesem Staate doch auch vieles, was den natürlichen Widerwillen der Römer gegen die Barbaren verschärfte und die Besserungen des Regiments vergessen ließ. In der Zeit der Eroberung waren furchtbare Thaten geschehen, und am stärksten hatten gerade die tonangebenden Kreise der Gesellschaft gelitten. Tausende wurden verknechtet, die bisher in fürstlichem Luxus gelebt hatten, und vornehme Frauen mußten rohen Wandalenweibern als Mägde dienen. Auch später fehlte es nicht an ähnlichen Gewaltthaten, die diese Erinnerungen frisch erhielten und trotz aller Besserungen in der Verwaltung bei den Römern die Sehnsucht erweckten, von den Barbaren befreit zu werden. Vor allem aber schärfte der religiöse Hader den Haß. Die Wandalen waren Arianer, und wiederholt haben sie die Römer wegen ihres katholischen Glaubens bedrängt. Arianischer

Digitized by Google

Eifer hatte übrigens den geringsten Anteil daran, mehr schon die Habsucht und dann die Überzeugung von dem unversöhnlichen Haß der mächtigen Bischöfe. Vorzugsweise aber gab die Verfolgung der Arianer im römischen Reiche Anlaß dazu. Um die Kaiser zur Duldung der Arianer zu bewegen, drohten sie, mit denselben Maßregeln gegen die Katholiken ihres Reiches vorzugehen; und als die Drohung fruchtlos blieb, führten sie sie aus. Indes geschah dies nur zeitweise, und auch dann wurden die Maßregeln bei weitem nicht so allgemein und so vollständig durchgeführt, wie im römischen Reiche gegen die Arianer. Selbst in der Hauptstadt Karthago war das Bistum nur zeitweise unbesetzt, und auch in dieser Zeit war die Ausübung des Kultus den Katholiken nicht untersagt. Von den etwa 400 Bistümern der andern Provinzen waren nur zehn unbesetzt, und selbst in den Sortes Vandalorum blieben den Katholiken auch nach der schlimmsten Verfolgung noch einige fünfzig bischöfliche Kirchen, also etwa die Hälfte der ursprünglich vorhandenen. Nach wie vor blieben ferner zahlreiche Katholiken im Besitz von Ämtern, die ursprünglich römischen Ämter waren sogar fast ausschließlich in ihrer Hand, und manche gewannen auch am Hofe des Königs einflußreiche Stellungen. So stand der Römer Severianus bei Geiserich in großem Vertrauen. Es traten sogar nicht wenige Wandalen zum Katholizismus über. Und alles dies geschah zu einer Zeit, wo im römischen Reiche den Arianern schon längst nicht nur jede Möglichkeit einer Anstellung im Staate genommen, sondern auch die Ausübung ihrer Religion untersagt war. Aber auch diese beschränkte Verfolgung genügte, um den für alle diese Germanenstaaten unheilvollen religiösen Gegensatz empfindlich zu verschärfen. Für die Masse der Bevölkerung blieb der König mit seinen Wandalen der Feind und Eindringling, und die katholischen Bischöfe waren die Führer dieser Opposition. Sie waren aber trotz der Einbußen durch die Verfolgung noch immer die einflußreichsten Männer der römischen Bevölkerung. Als Belisar mit dem römischen Heere kam, da fielen sie ihm zu und ebneten ihm jeden Weg.

So stand es mit der römischen Bevölkerung, und auch bei den Wandalen selbst waren mancherlei bedenkliche Zustände. Die Verfassung blieb zwar rechtlich im wesentlichen so, wie sie in der Urzeit war. Das Heer war das nach Tausendschaften geordnete Volk, und die Volksversammlung und der Rat der Großen besaßen bei wichtigen Fragen die letzte Entscheidung. Einzeln haben sie dieses Recht auch wirklich ausgeübt, aber es kam nicht zu einer Fortbildung dieser Einrichtungen, zu einer Regelung ihres Einflusses unter den so völlig neuen Verhältnissen. Die Wandalen waren große Grundherren geworden, aber zugleich eine Art von Sklavenvögten über die ihnen verknechteten Römer der Provinz Sortes Vandalorum, und wenn der Staat länger bestand, so ließ sich die Heeresverfassung

Digitized by Google

nicht mehr halten, und es war Gefahr vorhanden, daß die Wandalen ihrem Könige gegenüber so rechtlos wurden, wie die unterworfenen Römer. Leicht gewöhnten sie sich ferner an die Fülle der Bedürfnisse, an die Behaglichkeit des vornehmen römischen Hauses. Ihre Kinder wurden teilweise erzogen wie die Kinder der römischen Großen. Mancher ward ein Gelehrter oder doch ein Halbgelehrter, und da die römische Litteratur überwiegend kirchlich war, so traten jene Männer dann häufig zum römischen Bekenntnis über. Durch alle diese Verhältnisse wurden viele ihren Volksgenossen entfremdet. Der Krieg riß sie wohl von Zeit zu Zeit heraus aus diesem weichlichen Leben; aber der Krieg gewährte ihnen nicht mehr die alte Befriedigung, er war ihnen eine Last. Die Einheit des Wesens war verloren, die Zuversicht zu sich selbst."*)

Wenn auch manche dieser inneren Übelstände, namentlich die Verweichlichung des Volkes, erst nach Geiserichs Tode hervortraten, so waren sie doch von Anfang im Keime vorhanden. Die äußeren Gründe, die dazu kamen, um dem Wandalenreich ein frühes Ende zu bereiten, wird der nächste Abschnitt zu erzählen haben.

Von den Ereignissen, die noch unter die lange Regierung des gewaltigen Königs Geiserich fallen, ist unstreitig das merkwürdigste die Plünderung Roms durch die Wandalen. Es ist oben (S. 139 ff.) erzählt worden, wie nach der Ermordung des nichtswürdigen Kaisers Valentinian des Dritten Maximus sich der Krone bemächtigte, wie er Valentinians Witwe Eudocia zwang, sein Weib zu werden und wie die tödlich gekränkte Frau ihrer Rache keine andere Befriedigung zu verschaffen wußte, als daß sie den Wandalenkönig, der ja zuletzt mit Valentinian befreundet gewesen war, herbeirief. Heimlich lud sie ihn ein, nach Rom zu kommen und Maximus zu strafen. Was hätte dem beutelustigen „König des Festlandes und der See", wie er sich selbst nannte, lieber sein können als solch ein Auftrag? Sofort rüstete er eine Kriegsflotte aus und nahm gleich eine große Anzahl Lastschiffe mit, um die Beute bequem unterbringen zu können. Maximus dachte an keine Gegenwehr. Der Feigling suchte bei der Schreckenskunde vom Herannahen der Wandalenflotte zu entfliehen, wurde aber von dem wütenden Pöbel zu Tode gesteinigt. Inzwischen landete der furchtbare Geiserich bei Portus und zog geradeswegs auf Rom los. Kein Römer dachte an Widerstand. Ohne einen Schwertstreich fiel die Weltstadt mit all ihrem Reichtum und ihren Kunstschätzen in die Hände der Wandalen (Juni 455). Diese plünderten die Stadt in andrer, gründlicherer Weise, als wie vor fünfundvierzig Jahren der edle Alarich seinen Westgoten ge-

*) Diese lichtvolle Darlegung ist Kaufmanns Deutscher Geschichte 2, 99 ff. entnommen.

Digitized by Google

stattet hatte. Vierzehn Tage lang hausten Geiserichs Scharen ungehindert, denn ihnen lag nichts daran, Rom zu behaupten. Zerstört aber wurde die ewige Stadt nicht; nur einzelne Häuser wurden durch Brand geschädigt. Die Hauptkirchen blieben sogar von der Plünderung gänzlich verschont; auch die Wandalen waren ja Christen. Freilich führten sie unermeßliche Beute von dannen: das stark vergoldete Dach des Kapitolinischen Tempels, eine Menge Bildsäulen, die schönsten Werke der antiken Kunst, auch mehrere Tausende von Gefangenen — darunter sogar die Kaiserin Eudocia mit ihren beiden Töchtern — wurden fortgeschleppt. Die ganze Beute kam glücklich nach Karthago, außer einem Schiff, auf das man gerade die herrlichsten Kunstdenkmäler geladen hatte; dieses versank — ein unersetzlicher Verlust! — im Sturme ins Meer. Auf dem Rückwege längs der Küste Italiens überfielen die Wandalen auch noch die Uferstädte in Kampanien; Neapel, auch Nola und Capua wurden geplündert. Als Beweis für den grenzenlosen Leichtsinn der Römer und zugleich dafür, daß die Plünderung Roms nicht zu vergleichen ist mit den Plünderungen, die die Ahnen der Römer so vielen andern Städten des Erdkreises bereitet haben, sei erwähnt, daß die Bürger der eben von den Wandalen verlassenen Stadt schon nach wenigen Tagen, am Feste der Apostel Petrus und Paulus (d. 29. Juni), sich in ausgelassenster Weise den geliebten Cirkusspielen hingaben, und daß der treffliche Papst Leo der Erste acht Tage später voll heiligen Eifers gegen die Gottlosen predigte, die die Errettung aus der Hand der Barbaren nicht der Gnade des allmächtigen Gottes, sondern den heimlich wieder angerufenen Heidengöttern und dem Stand der Gestirne zuschrieben.

In Karthago erfüllte damals ein hochherziger Priester, der Bischof Deo Gratias, in herrlicher Weise sein Hirtenamt. Groß war der Jammer der edlen römischen Frauen, Mädchen und Jünglinge, die von ihren Räubern oft zu den niedrigsten Diensten gezwungen wurden. Da ließ der Bischof die Kirchen seiner Stadt in Hospitäler umwandeln, wo er die Unglücklichen pflegte, die von ihrem harten Schicksal in Fieber und andre Krankheit gestürzt worden waren. Er ließ die goldnen und silbernen Kirchengefäße einschmelzen oder verkaufen und erkaufte von dem Erlös manchem Gefangenen die Freiheit, unterstützte manchen mit Reisegeld, daß er zur Heimat zurückkehren konnte, und tröstete und half unermüdlich bei Tag und Nacht, wo Trost und Hilfe not that. Als dieser übermenschlichen Thätigkeit der ehrwürdige Greis bald darauf selbst erlag, beweinten die überlebenden Kranken und Gefangenen ihn wie einen liebreichen Vater.

Die gänzliche Hilflosigkeit Roms in der nächsten Zeit benutzte Geiserich dazu, sich auch der noch nicht unterworfenen Gebietsteile des einst römischen Afrikas zu bemächtigen. Mit den mauriſchen Bewohnern, die landeinwärts hausten, schloß er Freundschaftsverträge, und diese unkultivierten Söhne der

Digitized by Google

Wüste und des Gebirges hielten in Zukunft treu zu ihm. Die eine Tochter der gefangenen Kaiserin, wie ihre Mutter Eudocia geheißen, gab er seinem Sohn und Nachfolger Hunerich zum Weibe. Auf die späteren Unternehmungen und Thaten des gewaltigen Königs hier im einzelnen einzugehen, ist nicht unsre Absicht, zumal in den früher erzählten Geschichten schon einiges kurz berührt worden ist. Als er, der alte Seekönig, der gefürchtetste und neben dem Westgoten Eurich mächtigste Fürst der damaligen Zeit, nach einer fünfzigjährigen ruhmvollen Regierung endlich am 25. Januar 477 starb, hinterließ er seinem Sohne ein Reich, das außer dem früher römischen Afrika auch die balearischen Inseln, Korsika, Sardinien und die Westspitze Siciliens umfaßte, und zudem eine Seemacht, die das ganze Mittelmeer beherrschte.

3. Vom Tode Geiserichs bis zum Untergang des Wandalenreichs.

(Von 477 bis 534.)

Schon unter Geiserichs erstem Nachfolger, dem König Hunerich, der von 477 bis 484 regierte und nur die Grausamkeit, nicht die Größe seines Vaters geerbt hatte, begann die Macht der Wandalenherrschaft zu sinken. Nicht überall waren die wandalischen Waffen mehr siegreich, die Kraft des Volkes ermattete schon ein wenig unter den schwelgerischen Lebensgenüssen, denen es sich hingab. Blutige Bruderzwiste im Königshause lockerten die Bande im Innern des Staates. Mit den Mauren kam es oft zu heftigen Grenzkämpfen. Aus Habgier begann Hunerich Streitigkeiten mit seinen reichen katholischen Unterthanen, die er durch unmäßige Steuern, grundlose Prozesse, Entziehung ihrer Ämter oder Einziehung ihres Vermögens quälte und dadurch aufs tiefste erbitterte.

Diesem schlechten Fürsten folgte sein Neffe Gundamund (484 bis 496), der milder gesinnt war als jener, den verbannten katholischen Bischöfen die Rückkehr gestattete und den Katholiken die Kirchen zurückgab, die Hunerich ihnen entrissen hatte. Auch er kämpfte gegen die Mauren mit wechselndem Glück. Rühmliche Waffenthaten werden von ihm aber nicht berichtet. Nach seinem Tode bestieg sein Bruder Thrasamund den Thron. Und dieser geistvolle, feingebildete Fürst von hoher Schönheit hat Geiserichs Reich noch einmal zu einigem Glanze erhoben. Er suchte diesen besonders durch Anschluß an den Staat des großen Theoderich zu erreichen, mit dessen Schwester Amalafrida er sich, wie wir wissen, vermählte. Die Amalertochter brachte ihm als Brautschatz den westlichen Teil Siciliens zu, den Gundamund an Theoderich abgetreten hatte. Als Thrasamund einen Feind Theoderichs, den Westgoten Gesalich, der durch Theoderichs Feldherrn aus Spanien vertrieben worden war, an seinem Hofe aufnahm, machte ihm der

Digitized by Google

große König darüber ernste Vorwürfe. Durch Gesandte und reiche Geschenke war Thrasamund beflissen, den Zürnenden zu versöhnen. Theoderich antwortete: „Wenn ein König sich entschuldigt, so schweigt jede Beschwerde.“ Die Geschenke lehnte er ab: um Recht, nicht um Gold sei es ihm zu thun gewesen. Einige Jahre vor dem Tode Thrasamunds erlitten die Wandalen eine sehr schwere Niederlage gegen die Mauren, die in gewisser Hinsicht merkwürdig ist. Ein maurischer Häuptling, Namens Kabaon ersann nämlich eine seltsame Kriegslist, welche den Wandalen verderblich wurde, indem er den natürlichen Widerwillen der Pferde vor den Kamelen benutzte. Er stellte seine zahlreichen Kamele so auf, daß sie ganz von den Schilden der davorstehenden und knieenden Krieger verdeckt waren. Als nun die wandalischen Reiter heranstürmten, witterten ihre Rosse den widrigen, ungewohnten Geruch der Kamele, scheuten und waren nicht vorwärts zu bringen. Die Verwirrung, die daraus entstand, benutzten die Mauren, erlegten eine Menge der Angreifer und schlugen sie in die Flucht.

Nachdem Thrasamund von 496 bis 523 nicht unrühmlich die Krone getragen hatte, folgte ihm zum Unglück für das Reich Hilderich, Hunerichs und Eudocias Sohn, in der Herrschaft. Er war seinem Großvater durchaus unähnlich; der Enkel Geiserichs konnte von Krieg nicht einmal reden hören. Mag man auch zugeben, daß er nicht ganz ohne Gutmütigkeit war, so muß doch zugleich gesagt sein, daß diese Gutmütigkeit aus Geistesschwäche, nicht aus Edelsinn hervorging. Zu seinem Volke setzte er sich sogleich dadurch in Widerspruch, daß er die katholischen Römer auffallend begünstigte, die Beziehungen zu den mächtigen Ostgoten, die der kluge Geiserich und der freisinnige Thrasamund sich zu Freunden gemacht hatte, nicht nur vernachlässigte, sondern durch die Ermordung jener 6000 Goten, die Theoderich seiner Schwester zum Ehrengeleite gegeben hatte, und dieser Schwester selbst sogar in die bitterste Feindschaft verkehrte und dafür mit Ostrom und dessen schlauem Kaiser Justinian einen Freundschaftsbund einging. Die Unzufriedenheit der Seinen ging in offene Empörung über, als der eigne Vetter des schwächlichen Königs, der tapfere, ritterliche Gelimer, sich an die Spitze der nationalen Partei stellte. Er verschwor sich mit den Vornehmsten des Volkes, stellte ihnen vor, wie verderblich die Schwäche und Verkehrtheit des unseligen Hilderich dem Reiche werden müsse, und erhob gegen diesen geradezu die Beschuldigung, er wolle die Wandalen an Justinian verraten. Infolgedessen stießen die Verschwornen den elenden Hilderich vom Throne (August 530); der kriegstüchtige Gelimer, der kurz zuvor einen Sieg über die Mauren erfochten hatte, warf den Abgesetzten nebst zwei Blutsverwandten ins Gefängnis und ergriff selbst die Zügel der Herrschaft.

Kaum vernahm Justinian das Schicksal seines „Freundes“, als er Botschaft an Gelimer sandte, mit übrigens sehr maßvollen Warnungen und

Digitized by Google

gütlichen Vorstellungen, des Inhalts, daß Gelimer sich doch wenigstens mit der thatsächlichen Herrschermacht begnügen und den Königsnamen dem alten Mann, seinem eignen Verwandten, nicht rauben solle, ehe dieser sterbe. Aber der Gesandte mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, ja Gelimer verschärfte nur noch die Haft, in der er den Hilderich hielt. Nun forderte der Kaiser, der durch den Krieg mit den Persern an einem entscheidenden Vorgehen noch gehindert wurde, Gelimer solle ihm den gefangenen König und dessen beide Verwandte ungekränkt zuschicken; wofern er dies nicht thue, werde er die Beleidigung seiner Freunde nicht ungerächt lassen. Zugleich bezeichnete das kaiserliche Schreiben den entthronten als den rechtmäßigen Fürsten. Gelimer, in dem stolzen Selbstbewußtsein, daß er durch den Volkswillen König sei, gab eine verächtlich abweisende Antwort: er sei der rechtmäßige Herrscher; nicht durch Gewalt habe er sich der Krone bemächtigt und sich an seinem Oheim vergangen; das Wandalenvolk habe den Unfähigen abgesetzt, weil er schädliche Pläne im Schilde geführt habe; nach Geiserichs Gesetz — daß der älteste männliche Verwandte des Königshauses die Krone erben solle — sei er dem durch Volkswillen Abgesetzten auf den Thron gefolgt. Beginne der Kaiser den Krieg, so breche er die alten Friedensverträge der Byzantiner mit den Wandalen, des Kaisers Zeno mit dem König Geiserich. Er — Gelimer — werde sich dann nach Kräften verteidigen und Gott zum Zeugen anrufen, daß Justinian die beschwornen Eide gebrochen habe. Hierauf schloß Justinian rasch mit den Persern Frieden, um seine Feldherren gegen die Wandalen zu schicken. Aber unter seinen eigenen Beamten erhoben sich laute Stimmen gegen ein solches gewagtes Unternehmen; die Macht des Reichs war durch den Perserkrieg der Erschöpfung nahe, und der Ruf der wandalischen Seemacht war noch immer so groß, als ob Geiserich, der gefürchtete König des Meeres, noch lebte. Schon schwankte der Kaiser, da gab der religiöse Fanatismus den Ausschlag. Ein orientalischer Bischof trat vor Justinian und erzählte ihm, im Traum habe er Gott selbst erblickt, der darüber zürnte, daß der Kaiser die Vertilgung der Ketzer in Afrika aufgegeben habe, und zugleich sagte, er werde dem beistehen, der Afrika von den Ketzern befreie. Es ist wahrscheinlich, daß Justinian selbst diesen lästerlichen Gotteszeugen bestellt hatte. Das that aber der Sache keinen Eintrag. Der Feldzug gegen die Wandalen, der nun beschlossen wurde, war dadurch zu einem heiligen Krieg, zu einer Art Kreuzzug gestempelt.

Im Sommer des Jahres 533 segelte aus dem Hafen zu Konstantinopel eine Flotte mit dem Heere ab, das der Kaiser nach Afrika sandte. Als Feldherr mit unbeschränkter Gewalt stand Belisar, der bewährte Kriegsmeister, an der Spitze. Sein Heer war nicht eben zahlreich — es bestand außer seiner ausgezeichneten Leibwache nur aus 11 000 Fußstreitern

Digitized by Google

und 8000 Reitern —, aber diese waren lauter erprobte und trefflich eingeübte Soldaten, unter denen auch mehrere hundert Heruler und andre Germanen waren. Dazu kamen 2000 Seesoldaten, die Bemannung der Kriegsflotte, und die Mannschaft der fünfhundert Transportschiffe.

„Sofort bei Beginn des Krieges wirkten in bedeutungsvoller Weise zwei Hauptursachen, die den Untergang des Wandalenreichs herbeiführen sollten: die gotische Feindschaft und der Übergang der Provinzialen. Auf der Insel Sardinien empörte sich der wandalische Statthalter, der Gote Goda, und erklärte, er wolle nur dem Kaiser dienen; er nahm Namen und Haltung eines Königs an, umgab sich mit einer Leibwache und erhielt Truppen von Byzanz, deren Feldherrn er als entbehrlich zurücksandte, er wollte sich eine möglichst selbständige Stellung gründen. Zugleich ward in Afrika selbst Tripolis von einem vornehmen Provinzialen Prudentius den Byzantinern übergeben; wandalische Truppen standen nicht in der Provinz; so gewann eine vom Kaiser vorausgesandte kleine Schar ohne Widerstand die wichtige Landschaft.“*) Glücklich landete inzwischen Belisar an der Küste von Afrika, ehe Gelimer sich einen feindlichen Angriff träumen ließ. Er hatte eben erst einige Vorbereitungen getroffen, um die abtrünnigen Statthalter von Sardinien und Tripolis zum Gehorsam zurückzubringen, als er die Kunde erhielt, ein kaiserliches Heer sei beim Kap Vada, fünf Tagereisen von seiner Hauptstadt Karthago, gelandet und befinde sich bereits auf dem Marsche dorthin. Alsbald befahl er, den gefangenen Hilderich, den er mit Recht für den Anstifter des feindlichen Angriffs ansah, samt seinen Verwandten und seinem Gefolge zu töten. Gelimers eigner Bruder Ammata übernahm die Ausführung dieses grausamen Befehls und hieb den entthronten König mit seinem ganzen Anhange nieder.

Belisars ganzer Kriegsplan war auf die Voraussetzung gebaut, daß die Provinzialen von den Wandalen sofort zu ihm abfallen würden. Darum behandelte er alle Landbewohner und die Bürger der Städte, durch die ihn sein Weg führte, mit der größten Freundlichkeit; aber auch viele Wandalen hoffte er auf seine Seite zu ziehen und ließ deshalb überall einen offnen Brief des Kaisers verlesen, der also lautete: „Wir sind nicht gekommen, um mit den Wandalen Krieg zu führen und so die alten Verträge, die wir mit Geiserich beschworen haben, zu brechen. Unsere Waffen sind allein gegen einen Gewaltherrscher gerichtet, der euren rechtmäßigen König, ihr Wandalen, in Ketten geworfen hat und alle Menschen, die er haßt, mit der größten Grausamkeit verfolgt. Daher vereinigt euch mit uns und befreit euch von dieser schmachvollen Tyrannei. Dann sollt ihr Freiheit und Frieden von uns erlangen.“ Aber wie viele auch diese heuch-

*) Dahn, Urgeschichte 1. S. 182 f.

Digitized by Google

lerischen Worte hörten, die Wandalen ließen sich nicht bethören; nicht einer fiel vom König ab. Gelimer aber berief nun seine wehrhaften Männer zu den Waffen — 5000 der besten waren freilich fern in Sardinien — und befahl seinem Bruder Ammata, von Karthago aus mit dem kleineren Teil des Heeres sich in einen Hinterhalt bei Decimum zu legen. Dort, in einem Engpaß, sollte das römische Heer wie in einer Falle gefangen und vernichtet werden. Es war ein schlau angelegter Plan. Der König selbst nämlich, der sich gerade im äußersten Osten seines Reiches befand und nun behutsam mit dem Hauptheer hinter Belisar herzog, ohne daß dieser es ahnte, wollte die Kaiserlichen im Rücken angreifen, während Ammata sie von vorn anfiel. Aber der ganze Plan, dessen richtige Ausführung Belisar und die Seinigen in die höchste Gefahr gebracht haben würde, scheiterte an der Unbesonnenheit Ammatas. Dieser konnte den bestimmten Zeitpunkt nicht erwarten, sondern griff sechs Stunden zu früh an. Er wurde deswegen von den weit überlegenen Oströmern geschlagen und fiel selbst, nachdem er durch die heldenmütigste Tapferkeit seine Schuld zu sühnen gesucht hatte. Belisar*) stellte unterdes seine ganze Schar zum Kampfe auf, während Gelimer, als er auf das Schlachtfeld gelangte und daselbst die Leiche seines Bruders fand, mit nutzlosen Klagen und der Bestattung die kostbare Zeit vergeudete.**) Da erfolgte ein heftiger Angriff des ganzen Römerheeres, und nach einem verzweifelten Ringen flohen die Wandalen in wilder Verwirrung nach allen Seiten auseinander. Gelimer sah sich von seiner Hauptstadt abgeschnitten; denn er konnte nicht wagen, mit den entmutigten Resten seiner versprengten Scharen dem kriegstüchtigen Heer des großen byzantinischen Feldherrn zum zweiten Male eine Schlacht zu liefern.

Belisar aber zog noch denselben Tag weiter nach Karthago. Aus Besorgnis vor einem Hinterhalt rückte er nicht sogleich ein, obwohl die Einwohner ihm die Thore öffneten. Erst am nächsten Morgen, den 15. September 533, zog er in voller Schlachtordnung, immer noch eine Kriegslist fürchtend, durch die Thore ein, begab sich, da nirgends etwas Feindliches zu sehen war, auf die Burg und setzte sich auf Gelimers Thron.

*) Das folgende zum Teil nach meinen Erzählungen aus dem Gotenkrieg, Anhang S. 101 ff.

**) Diese fast moderne Gefühlsweichheit tritt noch öfter bei Gelimer und nicht nur bei ihm, sondern bei den Wandalen überhaupt, zu Tage. „Das war nicht mehr in alter Weise heldenhaft; die ideale Forderung der Volkssitte die einst vieler Gedanken und Thun gerichtet hatte, verlor in der wilden Zeit der Völkerwanderung einen Teil ihrer zwingenden Gewalt. Aber in deren Verlust war auch ein hoher Gewinn. Viele wurden schlechter, die Guten vermochten jetzt besser zu werden. Durch die Seelen der wirklichen Menschen zog in entscheidender Stunde häufig ein fremder Accord: Trauer, Entsagung, Sehnsucht nach besserem Leben, ein weiches Schmerzgefühl über die Nichtigkeit alles irdischen Treibens.“ (G. Freytag.)

Digitized by Google

Als die Zeit des Mittagsmahles kam, ließ er für sich und die Seinigen in derselben Halle, in der Gelimer seine Fürsten zu bewirten pflegte, ein Mahl auftragen. Da aßen sie Gelimers Gerichte, tranken Gelimers Wein und ließen sich von Gelimers Sklaven bedienen; denn die ganze Mahlzeit war tags zuvor für den siegesgewissen Wandalenkönig bereitet worden. Eines solchen beispiellosen Glückes zeigte sich der kaiserliche Feldherr durch kluge Milde und Menschlichkeit wert. Während sonst die siegreichen Soldaten auch in eine nicht feindliche Stadt nicht ohne mancherlei Unfug einzuziehen pflegten, hielt Belisar die Seinen in so musterhafter Ordnung und Zucht, daß keine Freveltat, ja nicht einmal eine Drohung vorkam und das tägliche Leben in der Stadt ganz ungestört fortging, als ob man mitten im Frieden wäre. Alle Kaufläden blieben offen; die Schreiber des Feldherrn schrieben wie gewöhnlich die Anweisungen für die Soldaten, die sich ruhig in ihre Quartiere verfügten und dann auf dem Markte sich für ihr Geld Lebensmittel kauften, wie es einem jeden gefiel. Aber auch den Wandalen, die nur in geringer Anzahl in der Stadt weilten und in den Kirchen Zuflucht gesucht hatten, gewährte Belisar Schonung. Er war nur darauf bedacht, die ganz zerfallenen Stadtmauern in möglichster Eile wieder herzustellen.

Der geschlagene König Gelimer hatte sich unterdes in die Ebene bei der Stadt Bulla, vier Tagereisen westlich von Karthago, unfern der Grenze von Numidien, zurückgezogen und dort die noch übrigen Wandalen und die treugebliebenen Maurenstämme um sich versammelt. Aber es war nur ein kleines Häuflein. Ein Hilferuf an den Westgotenkönig Theudis in Spanien fand kein Gehör. Eilig entsandte daher Gelimer Botschaft an seinen Bruder Tzazo, einen wackeren Helden, den er mit Heeresmacht nach Sardinien geschickt hatte, um die abgefallene Insel wieder zu unterwerfen. Der Brief des Königs hatte folgenden Inhalt: „Zu böser Stunde habe ich dich, mein lieber Bruder, nach Sardinien gesandt; denn ich entzog dadurch dich und die Blüte der Wandalen meinem Reich, als es der Hilfe am dringendsten bedurfte. Während du fern weiltest, ist Belisar mit Heeresmacht zu uns ins Land gefallen und Justinian Herr meines Reichs geworden. Die alte Kühnheit der Wandalen ist geschwunden, und das Glück des Kriegs ist von uns gewichen. Unser Bruder Ammata fiel in der Schlacht, Karthago ist in den Händen des Feindes. Mir bleibt nur die Ebene von Bulla und die Hoffnung auf dich und deine tapferen Scharen. Laß Sardinien fahren und eile mit deiner Flotte sogleich hierher. Denn wo es das Dasein selber gilt, da muß man Nebendinge gering achten. Laß uns zusammen unser Eigentum zurückerkämpfen, oder doch wenigstens vereint des Schicksals Schläge erdulden." Der tapfre Tzazo, der den Aufstand auf der Insel bereits mit starker Hand gedämpft hatte, teilte den

Digitized by Google

Inhalt dieses Schreibens seinen Wandalen mit. Ihr Schmerz war groß, und doch mußten sie sich bezwingen, damit die Sardinier nichts inne würden. So trugen sie schweigend ihr schweres Leid. Schnell waren ihre Schiffe segelfertig, und nach dreitägiger Fahrt landeten die 5000 Auserlesenen an der Grenze zwischen Mauritanien und Numidien. Von hier eilten sie nach den Gefilden von Bulla, wo sie die Trümmer ihres Volkes fanden. Gelimer und Tzazo hielten sich, als sie sich begegneten, lange weinend umschlungen; keiner sprach ein Wort. Viele ihrer Helden folgten dem Beispiel der Fürsten und gaben sich dem gemeinsamen Schmerzgefühl hin. Von den vergangenen Ereignissen sprach keiner zum andern; niemand fragte nach Weib und Kind; denn jeder wußte: wer nicht hier war, der war gefangen oder gefallen.

Als Gelimer alle Wandalen, die ihm noch geblieben waren, um sich geschart hatte, zog er mit ihnen vor Karthago. Hier lagerten sie eine Zeit lang nahe bei der Stadt. Da aber kein Feind zum Vorschein kam, so zogen sie wieder ab und begnügten sich damit, die Umgegend zu durchstreifen und die Landstraßen eifrig zu beobachten. Dabei plünderten sie nirgends, sondern schonten das Land, als ob es noch ihr eigen wäre.

Endlich beschloß Belisar, sich von der gefährlichen Nachbarschaft zu befreien. Er verließ deshalb mit seiner ganzen Reiterei die Stadt, hieß das Fußvolk am nächsten Tage nachfolgen, und stieß bei Trikamarum, einem nicht mehr auffindbaren Ort etwa eine halbe Tagereise südwestlich von Karthago, auf das Lager der Wandalen. Die beiden Heere brachten daselbst die Nacht in geringer Entfernung voneinander zu. Des folgenden Tages ließ Gelimer Weiber, Kinder und alle Habe in die Mitte des Lagers bringen, sprach den Seinen Mut ein und ermahnte sie, keinen Flecken auf dem Namen Geiserichs zu dulden. Um Mittag führte er sie hinaus aufs Feld. Am Ufer eines seichten Flüßchens stellten Gelimer und Tzazo ihre Schlachtreihen auf. Auch die Römer, die eben Vorbereitungen zu ihrem Mittagsmahle trafen, eilten aus ihrem Lager hinaus und ordneten sich am andern Ufer des Gewässers zum Kampfe. Die wandalischen Königsbrüder ritten durch die Reihen der Ihrigen, indem sie sie zu tapfrer Wehr ermahnten und ihnen geboten, in dieser Schlacht keine andre Waffe als das Schwert gegen den Feind zu gebrauchen.*)

*) Denselben Befehl läßt (vgl. oben S. 341) Prokop 19 Jahre später den Totila seinen Goten vor der Schlacht bei Taginä geben. Dort berichtet er aber nicht, wie hier, als Augenzeuge. Die Angabe verdient schon deshalb an jenem Ort wenig Glauben, weil sie wie eine Wiederholung aussieht, zumal aber, weil sie dem klug erwägenden Totila nicht entspricht; hier dagegen erscheint sie glaublich, weil der romantisch ritterliche und sentimental überreizte Sinn Gelimers und der Wandalen damit durchaus im Einklang steht und weil die besondere, vielleicht ausschließliche Tüchtigkeit der Wandalen im Schwertkampf auch anderwärts bezeugt ist.

Digitized by Google

Die Heere standen einander lange gegenüber, ohne daß jemand wagte den Kampf zu eröffnen. Endlich griff auf Belisars Geheiß sein Unterfeldherr Johannes — derselbe, der später im Gotenkrieg handelnd auftritt — die Mitte des Wandalenheeres an, wo Tzazo befehligte. Denn König Gelimer selbst eilte bald da bald dort hin, um seine Streiter zu ermuntern. Der erste Angriff wurde von den tapfern Wandalen abgeschlagen, ohne daß diese sich verleiten ließen, den Bach zu überschreiten. Johannes unternahm einen zweiten Ansturm; aber wieder mußte er sich zurückziehen, da die Germanen unbeweglich wie die Mauern standen. Da nahm er auf Befehl des Oberfeldherrn beträchtliche Verstärkungen an sich und erneuerte mit aller Macht zum dritten Male den Angriff. Wieder hielten die Wandalen stand; aber es entspann sich nun ein erbittertes, wütendes Handgemenge. Eine Menge der trefflichsten Wandalenhelden fielen, unter ihnen der kühne Tzazo selbst, Gelimers Bruder. Da begann die Schlachtreihe der Seinen zu schwanken. Und nun rückten die berittenen Schützen Belisars mit wildem Geschrei auf der ganzen Linie vor und griffen von allen Seiten an. Endlich, nach heldenmütiger Gegenwehr, lösten sich die Reihen der Wandalen auf, und bald war die Flucht allgemein. Achthundert wackere Kämpfer waren gefallen, als die übrigen sich ermattet ins Lager zurückzogen. Aber Belisar gönnte ihnen keine Zeit zur Ruhe und Erquickung. Denn da seine Fußtruppen, auf die er sehnlichst gewartet hatte, noch an demselben Abend eintrafen, ging er sogleich mit seiner ganzen Streitmacht zum Sturm auf das Lager der Feinde los. Hier aber ereignete sich zum zweitenmale das Seltsame, daß der Mann, den die Römer bewundernd den wandalischen Achilles nannten und den der ehrliche Prokop als den größten Wandalenhelden nach Geiserich preist, daß den tapfren Gelimer sein leidenschaftliches, weiches Gefühl übermannte. Der Tod seines letzten, geliebtesten Bruders und das Unglück, das über ihn selbst hereinbrach, hatte seine Seele zerschmettert. Als er nun erfuhr, daß Belisar mit seinem weit überlegenen Heere im Begriff war das Lager zu stürmen, da that er nicht wie ein Held, sondern so tief hatte das Übermaß des Leides ihn gebeugt, daß er, ohne ein Wort zu sagen, sich auf sein Roß schwang und auf dem Wege nach Numidien davon jagte. Aufs tiefste erschüttert ritten ihm seine nächsten Verwandten und sein kleines Gefolge schweigend nach.

Von diesem Vorgange merkte indes das Wandalenheer anfangs nichts. Als aber die Kunde sich allmählich verbreitete, der König sei geflohen, und zugleich die Römer im Sturmschritt anrückten, da entstand ein unbeschreiblicher Schrecken und eine grenzenlose Verwirrung. Die Männer stießen Verwünschungen aus und riefen einander im Dunkel der Nacht ratlos und verzweifelnd an; die Kinder schrien und die Weiber wehklagten. Zuletzt

Digitized by Google

löste sich alles in wilde Flucht auf. Ein jeder eilte dahin, wo er Rettung zu finden wähnte. Aber die Römer, die sich ohne Mühe des Lagers mit allen Schätzen bemächtigten, setzten ihnen nach und verfolgten sie die ganze Nacht hindurch. Die Männer, die ihnen in die Hände fielen, wurden niedergehauen, die Weiber und Kinder als Sklaven weggeschleppt. Soviel Schätze wurden von den römischen Soldaten im Lager gefunden, daß Prokop sagt, er glaube nicht, daß jemals an einem Ort eine solche Menge Goldes zusammen gewesen sei. Die Wandalen hatten von ihren Raubzügen unermeßliche Kostbarkeiten angesammelt und außerdem die Einkünfte des reichen, fruchtbaren Landes, das alle Lebensbedürfnisse in Fülle hervorbrachte, während des Jahrhunderts ihrer Herrschaft sorgsam angehäuft. Dieser ganze, ungeheure Reichtum fiel nun den Römern in die Hände. Der Monat Dezember des Jahres 533 war noch nicht vorüber, seit dem Einzug Belisars in Karthago waren kaum drei Monate vergangen, und schon lag die Macht der Wandalen in Trümmern. Dennoch war Belisar voll Sorge und Unwillen. Denn seine Soldaten hatten sich in ihrer unersättlichen Habgier, ganz unbekümmert um den Feind, zerstreut. Die bettelarmen Leute, die sich urplötzlich im Besitz der großen Reichtümer sahen, waren von diesem unverhofften Glück wie trunken; jeder dachte nur daran, wie er seine Beute, unter der sich leider auch viele, nach Prokops Zeugnis wunderbar schöne, Wandalinnen befanden, auf dem nächsten Wege nach Karthago in Sicherheit brächte. Jede Ordnung war aufgelöst; wohin sie nur immer die Gier nach Beute lockte, trieben sie sich einzeln oder zu zweien umher, in Schluchten und Höhlen suchten sie nach verborgenen Schätzen. Die Furcht vor dem Feinde, der sich ja wieder sammeln konnte, die Scheu vor dem Feldherrn, jedes andere Gefühl war verschwunden vor dieser widerlichen Habgier. Belisar sah sich solchem leidenschaftlichen Treiben gegenüber zunächst ganz machtlos. Als aber der Tag anbrach, stieg er endlich auf eine Anhöhe und bemühte sich, von hier aus einige Ordnung wiederherzustellen, indem er die Zerstreuten herbeiholen ließ und Befehlshabern wie Soldaten eine scharfe Strafrede hielt. Aber seine Sorge vor einem erneuten feindlichen Angriff erwies sich als grundlos. Die Wandalen hatten, seit sie der König verlassen hatte, allen Mut und alle Besonnenheit verloren. Sie sammelten sich nicht, sondern streiften zerstreut umher, viele flüchteten in die Kirchen der Städte. Belisar ließ sie, wo er sie fand, gefangen nehmen, sie der Waffen berauben und in sicherm Gewahrsam zu halten, um damit allem weiteren Widerstand vorzubeugen.

Das Wandalenvolk war im Lauf der Wanderung von der Oder bis zum Südstrand des Mittelmeeres sehr zusammengeschmolzen und zählte zu Gelimers Zeit schwerlich über 100 000 Köpfe; befestigte Städte, von denen aus beherzte Männer, wie später bei den Ostgoten, den Kampf

Digitized by Google

gegen die Unterdrücker hätten erneuern können, gab es keine. So kam es, zumal auch das üppige Leben in Afrika die zähe Frische des Stammes angefressen hatte, daß das stolze Reich des großen Geiserich, kaum 105 Jahre nach seiner Gründung auf einen einzigen Ansturm erlag. Belisars Werk war so gut wie gethan; die wenigen Wandalen, die den oströmischen Häschern entronnen waren, konnten nicht gefährlich werden; nur einen Mann mußte er noch in seine Gewalt bringen, den flüchtigen König, ohne den sein Triumph in Byzanz des höchsten Glanzes entbehrt haben würde.

Er sandte deshalb zuerst einen Reiteranführer Namens Johannes, einen gebornen Armenier, mit 200 Reitern aus, mit dem Befehl, Gelimer bei Tag und Nacht zu verfolgen und nicht abzulassen, bevor er ihn lebendig oder tot eingefangen hätte. Fünf Tage und Nächte jagte daher Johannes dem Könige nach. Schon war er ihm so nahe gekommen, daß er ihn am nächsten Tage erreicht haben würde. Aber das Schicksal wollte es nicht. Unter seinen Leuten war ein Leibwächter Belisars, Uliaris genannt, von germanischer Herkunft, ein starker und tapfrer Mann, aber eben so sehr durch seine Trunksucht, wie durch seine Kühnheit und Körperstärke bekannt. Als nun am Morgen des folgenden Tages die Hetze nach dem flüchtigen Wandalenkönig aufs neue beginnen sollte und alle ihre Rosse bestiegen, sah Uliaris, der noch trunken war, einen Vogel auf einem hohen Baume sitzen und schoß nach ihm. Aber im Rausch seiner Hände und Augen nicht mächtig, fehlte er weit und traf statt des Vogels seinen eignen Anführer, den Johannes. Der Pfeil war tief in den Nacken des Unglücklichen gedrungen, die Wunde war tödlich. Der Schreck über seine That brachte Uliaris zur Besinnung; in höchster Bestürzung floh er nach der nächsten Kirche, wo er sein Schicksal abwartete. Die Begleiter des Johannes gaben nun die weitere Verfolgung Gelimers auf und suchten ihrem sterbenden Anführer seine letzte Stunde nach Kräften zu erleichtern. Als er tot war, erwiesen sie ihm die schuldigen Ehren und warteten an jenem Orte die Ankunft des Oberfeldherrn ab, dem sie eilig Kunde von dem Vorfall gegeben hatten. Nach kurzer Zeit kam Belisar herbei. Er war tief betrübt über das Schicksal des hoch geschätzten Mannes, ließ aber den unseligen Schützen ungestraft entkommen, da der edelmütige Johannes sterbend noch seinen Genossen einen heiligen Eid abgenommen hatte, daß Uliaris, der nur aus Unvorsichtigkeit gefehlt habe, mit ihrem Wissen nicht zur Verantwortung gezogen werde.

So entging Gelimer an diesem Tage seiner Gefangennahme. Da aber dem Feldherrn sehr viel daran lag, sich seiner zu bemächtigen, übernahm er nun selbst die Verfolgung. In der numidischen Stadt Hippo Regius aber erfuhr er, daß Gelimer sich in das steile, unzugängliche Felsen-

Digitized by Google

gebirge Pappua (jetzt Edoug) an der äußersten Grenze von Numidien gegen die See hin geflüchtet habe. Dort wohnten Mauren, die dem Könige treu ergeben waren; auf dem höchsten Gipfel des Berges Pappua, am Südabhange des gleichnamigen Gebirges, lag, umgeben von schwindelnden Abgründen, ihre uralte Stadt Medeos. Hier blieb Gelimer mit seinem kleinen Gefolge in treuer Hut. Belisar mußte, zumal es Winter war, von einem Angriff auf dieses Felsennest absehen. Während er daher selbst nach Karthago zurückkehrte, trug er einem seiner Unterfeldherrn, dem wackeren Heruler Faras, auf, den Berg mit einer auserlesenen Schar seiner Landsleute zu belagern. Faras schlug demnach ein Standlager am Fuße des Berges auf, und so hielt der Germane sorglich Wache, daß Gelimer, der germanische Fürst, weder entkomme, noch Lebensmittel erhalte. Endlich aber ward er des langen Wartens und der Beschwerden des Winters überdrüssig und beschloß einen kühnen Sturm zu wagen, zumal er der Treue der Mauren gegen Gelimer nicht allzuviel zutraute. Allein, als die Belagerer die steilen Abhänge hinanklommen, wälzten die Mauren große Steine auf sie herab, so daß viele Heruler umkamen und Faras nach empfindlichen Verlusten sein Vorhaben aufgeben mußte. So begnügte er sich denn damit, scharfe Wache zu halten und die Belagerten auszuhungern. Während des unterwarf Belisar von Karthago aus durch kleine Reiterscharen die noch nicht besetzten, entlegenen Teile des weitausgedehnten Wandalenreiches und brachte auch die ehemals wandalischen Inseln, von denen aus die kühnen Seefahrer das Meer beherrscht hatten, Sardinien, Korsika, die Balearen und den westlichen Teil Siciliens mit Lilybäum, unter die Herrschaft des Kaisers.

Gelimer geriet mit seinen Getreuen bald in die entsetzlichste Not. Während die rohen Mauren gegen Hunger und Durst erstaunlich abgehärtet waren, hatten die Wandalen längst ihre alte Enthaltsamkeit und Ausdauer in dem afrikanischen Wohlleben eingebüßt. So lange nun noch Getreide zu finden war, ertrugen die Belagerten alle gemeinsam ohne Murren ihr Schicksal, und der König mit seinen Wandalen lebte ganz wie die Mauren von ungebackenem Korn.*) Als aber sogar dies einzige Lebensmittel aus-

*) Lehrreich ist Prokops Vergleich zwischen der Lebensweise der Wandalen und der Mauren. „Von allen Völkern, die wir kennen," so schreibt er über die Urenkel des gewaltigen Geiserich, „ist keines so verweichlicht wie das der Wandalen. Denn seitdem sie Afrika eingenommen hatten, ergötzten sie sich an täglichen Bädern und an Tafeln, die mit den ausgesuchtesten Leckerbissen des Landes und des Meeres besetzt waren. Die meisten strotzten von goldenem Schmuck und prangten in orientalischen Gewändern. Sie hatten Freude am Schauspiel und den Spielen des Cirkus und anderen Lustbarkeiten, vornehmlich an Tierhetzen. Tanz und Schaustellungen gab es bei ihnen, Vergnügungen mannigfacher Art für Auge und Ohr, musikalische Belustigungen und was sonst des Menschen Herz erfreut. Viele wohnten in Villen,

Digitized by Google

zugehen begann, da bemächtigte sich ihrer dumpfe Verzweiflung. Faras erhielt Kunde von dem Elend der Eingeschlossenen und sandte deshalb an Gelimer folgenden Brief: „Auch ich bin ein Germane und verstehe mich nicht auf Schreiberei und viele Worte. Ich rede, wozu das Herz mich zwingt und was ich als einfacher Mensch empfinde. Warum, o Gelimer, bringst du dich und die Deinen denn in solche Not? Hältst du die Freiheit für ein so hohes Gut, daß du ihretwegen all dies Leid erduldest? Wahrlich, es wäre dir besser als Unterthan des Kaisers zu leben, als hier in dieser Einöde über wilde Mauren Herr zu heißen. Sieh mich an! Auch ich bin von adliger Herkunft und diene doch dem Kaiser, ohne daß ich davon Schande habe. Justinian, so höre ich, will dir sogar den höchsten Rang, die Würde eines römischen Patricius und Senators, verleihen und dir ein schönes Landgut mit reichen Einkünften schenken. O werde doch Herr über deine Niedergeschlagenheit und gieb der Vernunft Gehör! Dann wirst du nicht länger zaudern, dich aus deiner bedrängten Lage zu befreien." Als der König dieses Schreiben gelesen hatte, brach er in Thränen aus, dann antwortete er: „Für deinen Rat danke ich dir herzlich; doch es ist mir ein unerträglicher Gedanke, daß ich einem Feinde, der mich wider alles Recht und ohne einen triftigen Grund angegriffen und mich in solche Lage gebracht hat, unterthan werden soll. Erhörte Gott mein Gebet, so würde ich mich an diesem Feinde mit dem Schwert in der Hand rächen. Indes auch Belisar und der Kaiser sind Menschen und können von einem Schicksal ereilt werden, das sie sich jetzt nicht träumen lassen. Weiter weiß ich nichts zu schreiben. Mein Unglück raubt mir die Besinnung. Nur noch eine Bitte, lieber Faras, sollst du mir erfüllen: sende mir eine Harfe, ein einzig Brot und einen Schwamm!" Faras las den Brief und wußte sich die letzten Worte nicht zu deuten. Da sprach der Bote, der das Schreiben überbracht hatte: „Um ein Brot bittet dich Gelimer, weil er keines gesehen noch gegessen hat, seit er auf Pappua sitzt. Mit dem Schwamm will er seine Augen kühlen, deren eines ihm vom vielen Weinen fast er-

von prachtvollen Gärten umgeben, die mit kunstvollen Wasserwerken geschmückt und von dichtbelaubten Bäumen beschattet waren. Sie liebten kostspielige Gelage und gaben sich jeder Ausschweifung hin. Dagegen ist kein Volk an ein härteres Leben gewöhnt als das maurische. Die Mauren wohnen zur Winters- und Sommerszeit in niedrigen Hütten, in denen man kaum Atem holen kann. Weder Schnee noch Sonnenglut noch sonst ein Ungemach kann sie daraus vertreiben. Anstatt eines Bettes dient ihnen der nackte Erdboden zum Lager. Nur der Reiche legt sich auf ein Fell. Immer tragen sie einen dicken Mantel und einen groben Leibrock, und sie pflegen nicht nach der Jahreszeit ihre Kleidung zu wechseln. Wein, Brot und andere bessere Nahrungsmittel sind ihnen unbekannt. Von Spelt und Gerste leben sie; aber sie kochen die Körner nicht, noch mahlen sie sie, sondern verzehren sie roh nach der Weise der Tiere."

Digitized by Google

blindet ist. Die Harfe aber will er schlagen, wenn er das Lied singt, das er von seinem eignen Leid gedichtet hat." Als Faras dies vernahm, ergriff ihn tiefe Wehmut, und er beklagte das wechselvolle Los der Menschen. Innig gerührt erfüllte er des Königs Bitte, doch ward er deshalb nicht lässig in der Belagerung und ließ alle Zugänge zu der Bergfeste auf das Sorgfältigste bewachen.

Drei Monate waren verstrichen, der Winter ging zu Ende. Alle auf Pappua Weilenden waren von Hunger und Entbehrungen aller Art so entkräftet, daß sie einen feindlichen Sturm schwerlich hätten abwehren können. Dennoch blieb der König unerschütterlich, bis endlich sein starrer Sinn durch folgenden Vorgang gebrochen ward. Ein maurisches Weib hatte einige Körner Getreide irgendwoher zusammengescharrt, gemahlen und einen kleinen Kuchen daraus geformt, den sie in heißer Asche auf dem Herde rösten wollte. Dabei saßen nun zwei halbverhungerte Knaben, der eine der Sohn des Weibes, der andere ein edler Wandalensprößling, der Schwestersohn des Königs. Beide warteten mit Gier darauf, daß der Kuchen gar werde. Endlich konnte der Wandalenknabe die Qual des Hungers nicht länger ertragen, er griff nach dem Kuchen und steckte ihn, heiß und aschenbedeckt wie er war, in den Mund. Da aber packte ihn das Maurenkind bei den Haaren und schlug ihm so lange auf den Kopf und ins Gesicht, bis der arme kleine Prinz den halbverschlungenen Bissen wieder fahren ließ. Diesen jammervollen Auftritt hatte der König unbemerkt von Anfang bis zu Ende mit angesehen und ward davon so erschüttert, daß seine ganze Widerstandskraft brach. Noch in derselben Stunde sandte er folgenden Brief an Faras: „Wenn je ein Mensch vergebens dem Schicksal Trotz bot, so bin ich ein solcher, edler Faras. Dein Rat hat endlich bei mir Eingang gefunden; ich will ihn nicht länger verschmähen. Ich gebe es auf, mit dem Geschick zu hadern und füge mich in alles, was mir beschieden ist. Will sich Belisar für die Versprechungen, die mir der Kaiser hat machen lassen, verbürgen, so werde ich, sobald ich sein Wort empfangen habe, mich mit allen meinen Verwandten und den übrigen Wandalen, die treulich bei mir ausgeharrt haben, ergeben." Faras sandte das Schreiben, sowie die früher gewechselten, dem Oberfeldherrn zu und bat um schleunigen Bescheid. Da Belisar wünschte, den König womöglich lebend vor den Kaiser zu bringen, so war er höchst erfreut und schickte sogleich einen Bevollmächtigten nach dem Berge Pappua mit dem Auftrag, dem Könige nicht nur sein Leben, sondern auch die ehrenvollste Aufnahme beim Kaiser eidlich zuzusichern. Gelimer empfing die Bürgschaft und ergab sich samt den Seinigen dem Faras, der ihn nach Karthago, der früheren Hauptstadt Gelimers, führte. Als er vor Belisar gebracht wurde, brach der Unglückliche in ein lang anhaltendes Gelächter aus, über das die kühlen Byzantiner ver-

Digitized by Google

ständnislos die Köpfe schüttelten. Sie meinten alles Ernstes, der König sei verrückt geworden. Aber seine Getreuen, die sie deshalb fragten, belehrten sie eines bessern, indem sie in tiefer Trauer sagten, der König sei ein Mann von scharfem Verstand; sein Lachen habe folgenden Grund: aus dem königlichen Stamm der Asdinge entsprossen, noch eben der Besitzer einer Königskrone und der größten Schätze teilhaftig, habe er als Flüchtling die entsetzlichsten Leiden erduldet und sei nun ein Gefangener; da er nun so den vollen Becher des Glückes wie des Unglücks bis auf den Grund geleert habe, sei er zu der Erkenntnis gekommen, daß alles Irdische eitel und nur eines bitteren Lachens wert sei.

Belisar hielt den gefangenen König und alle andern Wandalen in ehrenvoller Haft und bereitete sich zur Abfahrt nach Konstantinopel. „Jedes Zeitalter," so bemerkt der wackere Prokop bei dieser Gelegenheit, „hat Ereignisse gesehen, die vorher unmöglich schienen, und so wird es auch in Zukunft bleiben. Ob freilich je etwas dem hier Erzählten Gleiches sich ereignet hat, kann ich nicht sagen. Daß aber ein Häuflein von 5000 Angreifern — denn so viele Reiter nur hatte Belisar zu dem Krieg mit den Wandalen — den vierten Nachfolger Geiserichs besiegen und sein Reich, das so reich an Hilfsmitteln und trefflichen Kriegern war, in so kurzer Zeit vom Erdboden vertilgen konnte, das scheint auf jeden Fall der höchsten Bewunderung wert, mag es nun ein Werk des Glückes oder der Tapferkeit sein."

Als der glückliche Feldherr mit dem gefangenen Wandalenkönig und vielen andern Gefangenen (etwa im Mai 534) nach Byzanz kam, gewährte ihm Justinian die seltene Ehre des Triumphes. In festlichem Aufzug führte Belisar — allerdings nicht zu Wagen, sondern zu Fuß — auf dem ganzen Weg von seinem Hause bis zu der Rennbahn die unermeßliche Beute und die Schar der Gefangenen mitten durch die Stadt vor den Thron des Kaiserpaares. Unter den Beutestücken leuchteten namentlich die königlichen Geräte hervor, als: goldene Thronsessel, Sänften, deren die Könige sich zu bedienen pflegten, eine Menge edelsteinbesetzter Kleinodien, Schmuck, goldene Trinkgefäße und das ganze Tafelgeschirr des königlichen Hofes, außerdem viele tausend Talente Silbers*) und eine Masse von Schätzen, die von der Plünderung Roms her in den Besitz der Wandalen gekommen waren; hierunter auch die heiligen Gefäße der Juden, die einst Titus nach der Zerstörung Jerusalems nach Rom gebracht hatte.**) Und in diesem Prunkzuge schritt auch der Mann, der noch vor wenigen Monaten über alle diese Schätze und Kostbarkeiten frei verfügt hatte, der König Gelimer.

*) Das Talent betrug nach unserm Geld ungefähr 4800 Mark.
**) Sie wurden von Justinian der christlichen Kirche in Jerusalem zugewiesen.

Digitized by Google

Mit dem königlichen Purpur angethan, umgeben von seinen Blutsverwandten und den schönsten und größten Wandalen, ging der unglückliche Fürst einher. Er weinte und seufzte nicht, sondern murmelte nur unaufhörlich die Worte des Prediges Salomonis vor sich hin: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ Als er vor den Thron des Kaiserpaares trat, nahm man ihm den Königsmantel von den Schultern und zwang ihn, sich vor der kaiserlichen Majestät in den Staub zu werfen. Die Kinder und Verwandten des Römerfreundes Hilderich erhielten große Geschenke. Auch Gelimer und seine nächsten Blutsfreunde wurden mit Landgütern und reichlichen Jahreseinkünften ausgestattet. Den Titel eines Patricius aber enthielt ihm der Kaiser vor, da sich Gelimer standhaft weigerte, zum katholischen Bekenntis überzutreten. Auf seinem Landgut in Galatien ist der letzte König der Wandalen lebenssatt gestorben. Sein Volk verschwand spurlos vom afrikanischen Boden. Eine Empörung gegen das römische Regiment, zu der sich Mauren, unzufriedene Söldner und Provinzialen mit den wenigen hie und da versprengten Wandalen vereinigten, wurde nicht ohne Anstrengung unterdrückt.

Das sonderbar Zwiespältige, das dem Wesen des letzten Wandalenkönigs eigen ist, war zugleich dem ganzen Volke charakteristisch. Er ist „mit allen Widersprüchen in seinem Charakter nur ein getreues Bild seines ganzen Volkes.“ Und an dieser inneren Zwiespältigkeit ist er wie sein Volk zugrunde gegangen. Die herbe, frische, ja rohe Germanennatur war allzu schnell und gewaltsam mitten in die faulste römische Überkultur hineinversetzt worden; die Mischung aus beiden Gegensätzen mußte eine ungesunde sein. Daher ist es zu erklären, daß die Nation so fast auf einen Stoß zerschlagen werden konnte, während die verwandten Ostgoten sich derselben Feinde zwei Jahrzehnte hindurch in immer wieder erneutem Heldenkampfe erwehrten, bis sie endlich der Übermacht ruhmvoll erlagen.

Digitized by Google

Die Westgoten in Spanien.

1. König Alarich der Zweite.

(Von 484 bis 507.)

Das glänzende Reich, das König Eurich von der Loire und Rhone bis zur äußersten Südspitze Spaniens mit starker Hand aufgerichtet hatte, sollte sich nicht lange dieses Glanzes und dieser Größe ungeschmälert erfreuen. Die weite Ausdehnung des Reichs war für die innere Stärke des Staates nicht vorteilhaft, da sie die immerhin kleine Volkszahl der Goten nötigte, sich über einen unverhältnismäßig großen Raum zu zerstreuen, wobei die unendlich viel dichtere romanische Bevölkerung nicht gotisches Gepräge, sondern umgekehrt die dünne gotische romanisches Gepräge annehmen mußte. Auch konnte es nun den Königen nicht mehr gelingen, die weit entfernt hausenden Großen des Reichs an einem immer selbständiger werdenden Auftreten zu verhindern; dazu kam die erbitterte Feindschaft zwischen den gotischen Arianern und den römischen Katholiken, und endlich geriet dieser innerlich schon nicht mehr kernfeste Staat sehr bald mit dem kühnsten, frischsten und zähsten Feinde in Kampf, mit den Franken und ihrem großen Eroberer Chlodowech.

Im Frieden wie im Krieg gleich groß hatte der gewaltige Eurich seine Westgoten auf den höchsten Gipfel der ihnen beschiedenen Macht geführt; einem solchen Herrscher konnte es gelingen, das weitläufige Reich auch innerlich kraftvoll zusammen zu halten, aber auch nur einem solchen. Als jedoch Eurich nach neunzehnjähriger Regierung 484 den Thron seinem jungen Sohne Alarich dem Zweiten hinterließ, änderte sich das allmählich, denn dieser war wohl ein redlicher, wohlwollender und persönlich tapferer Fürst, aber ohne hervorragende Herrscherbegabung. Zwar seine ersten Regierungsjahre verstrichen friedlich; die Verfolgungen der Katholiken hörten auf; der treffliche Ratgeber Eurichs, Leo, leitete fast alle Staatsgeschäfte. Aber bald richteten sich die Blicke des Königs sorgenvoll auf die wachsende Macht der Franken. Die Franken waren seit 496 Katholiken,

Digitized by Google

und Alarich wußte recht wohl, daß seine katholischen Unterthanen mit geheimer Sehnsucht nach dem katholischen Chlodowech blickten und daß sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit von ihm, dem Arianer, zu dem rechtgläubigen Frankenkönig abfallen würden. Und er hatte kaum zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung gerade diesen gefährlichen Mann zum unmittelbaren Grenznachbar bekommen müssen. Bekanntlich hatte der Sohn des tapfern Ägidius, der seinem Vater nicht unähnliche Syagrius, noch zehn Jahre nach dem Untergang des weströmischen Reiches einen kleinen Rest des römischen Galliens — das Land zwischen der Loire und dem Kanal, außer der Bretagne — unter seiner unabhängigen Herrschaft, aber dem Namen nach als eine römische Statthalterschaft, behauptet. Er waltete ganz auf eigene Faust, ohne sich um Julius Nepos oder um Odowakar oder um den oströmischen Kaiser zu kümmern. Ihn nun ersah sich der junge Frankenkönig zum Gegenstand seines ersten Waffenganges. Der letzte Rest der Römerherrschaft in Gallien erlag in der Schlacht bei Soissons 486 der fränkischen Übermacht, und Syagrius selbst floh nach Tolosa, den Schutz des Westgotenkönigs anflehend. Aber bald erschien eine fränkische Gesandtschaft, die die Auslieferung des Flüchtlings verlangte, oder widrigenfalls mit Krieg drohte. Alarich fürchtete sich vor dem Zorn des kriegerischen Franken, dessen Herrschaft sich bereits vom Niederrhein bis zur Loire ausdehnte, und gab wirklich den unglücklichen Syagrius der Rache des Siegers preis. Diese schmachvolle Nachgiebigkeit aber trug ihm nur Schaden ein; denn Chlodowech hatte die Schwäche des Westgotenherrschers nicht umsonst erkannt. Er suchte von nun an beständig nach einem Vorwande zum Streit, und nur den Bemühungen Theoderichs des Großen gelang es, den Ausbruch der Feindseligkeiten noch zu verhindern.*) Seitdem vollends Chlodowechs Übertritt zum katholischen Christentum der Anlaß zu gefährlichen Umtrieben der Katholiken im Reich von Tolosa wurde und diese versuchten, das arianische Regiment abzuschütteln, um sich dem katholischen in die Arme zu werfen, kam es stets zu neuen Händeln. Doch immer noch siegte Theoderichs machtvolle Stimme, die zum Frieden mahnte. Im Jahre 498 kamen sogar die feindlichen Herrscher, die bereits ihre Heere zum Kampf gerüstet hatten, auf einer Loireinsel zusammen, um die Grenzstreitigkeiten gütlich beizulegen. Mit großer Pracht und unter vielen Freundschaftsversicherungen wurde ein glänzendes Gastmahl gefeiert. Allein Chlodowech konnte nicht ohne Kampf sein. Er griff (500) den Burgundenkönig Gundobad an, und Alarich, der jede Vergrößerung der Frankenmacht als eine Niederlage der Westgoten empfand, trat mit Gundobad in

*) Wir müssen hier auf das in Theoderichs Geschichte bereits Berichtete (S. 220 ff.) verweisen.

Digitized by Google

Einverständnis, ohne doch eine thatsächliche Unterstützung zu wagen. Der Burgundenkönig unterlag dem fränkischen Angriff und fiel gänzlich dem Einfluß Chlodowechs anheim, so daß er wenige Jahre später mit diesem verbündet gegen Alarich zog. Denn vergebens bemühte sich dieser durch eine milde, gerechte und freisinnige Herrschaft seine katholischen Unterthanen sich zu versöhnen; die katholische Geistlichkeit hetzte und wühlte überall und suchte sogar ihre Bischofsstädte dem Frankenkönig auszuliefern. Doch der Verrat ward durch Alarichs Wachsamkeit vereitelt. Die Hauptschuldigen wurden durch Absetzung oder Verbannung bestraft. Doch weder Strenge noch Milde konnte den Haß der Katholiken unterdrücken. Und im Jahre 506 erklärte Clodowech ohne jeden genügenden Vorwand Alarich den Krieg und zog „mit Gottes Hilfe" aus, um die Ketzer aus dem schönen Gallien zu verjagen. Der unentschlossene Alarich war, obwohl er den Angriff vorausgesehen hatte, ungenügend gerüstet, da er sich allzusehr auf die Unterstützung Theoderichs verließ; jetzt zwang er auch die widerwilligen Römer zum Kriegsdienst und schaffte Geld durch Münzverschlechterung. Chlodowech aber war ein rascher Gegner. Im Bündnis mit Burgund glaubte er es selbst mit einer Vereinigung der Ost- und Westgoten aufnehmen zu können. Mit unerwarteter Schnelligkeit zog er mit einem starken Heere über die Loire und bemächtigte sich der Umgegend von Tours. Die Goten aber mußten das ganze Land bis Poitiers preisgeben. In der Nähe der Stadt wollten sie in fester Stellung den Angriff der Franken und zugleich die Hilfe aus Italien erwarten. Da aber diese nicht kommen wollte, so murrten die westgotischen Großen gegen den bedächtigen König.

Eingedenk ihrer Siege und der ihrer Vorfahren hofften sie auch allein die Franken überwinden zu können. Der Kampflust der Seinen nachgebend, verließ Alarich seine vorteilhafte Stellung und zog den Franken entgegen bis auf die „vokladischen Felder".*) Hier kam es zu einer heftigen Schlacht (507). Zuletzt siegte die fränkische Wildheit. Die Westgoten wandten sich zur Flucht. Da beschloß der hochsinnige König, solche Schande nicht zu überleben, oder durch sein Beispiel den Mut der Seinen wieder anzufeuern. Er sprengte, nur von wenigen begleitet, dem Merowingen entgegen. Da stürzte er vom Roß und wurde — wahrscheinlich von Chlodowech selbst — getötet. Zwei wackere Westgoten drangen wütend auf Chlodowech ein, der nur durch seinen festen Panzer und sein schnelles Roß vor ihren Streichen gerettet wurde. Am tapfersten hatten in dieser Schlacht die treuen Mannen aus der Auvergne für Alarich gefochten, obwohl sie Katholiken waren. Ihr Anführer Apollinaris, ein Sohn des be-

*) Die Örtlichkeit ist zweifelhaft; ob Vouglé, Vouillé oder Voulon? „am Clain, einem Nebenflüßchen der Vienne, zwei Meilen nordwestlich von Poitiers." (Dahn.)

Digitized by Google

rühmten Dichters und Bischofs Apollinaris Sidonius, rettete so mit seiner Schar die Ehre der Katholiken und gab zugleich den glänzendsten Beweis, daß die westgotische Ketzerherrschaft sich doch auch warme Anhänglichkeit unter den Rechtgläubigen erworben hatte. Die Schlacht aber entschied den ganzen Krieg. Die Westgoten waren ratlos und unter sich uneinig, wem sie gehorchen sollten. Denn jetzt rächte sich der Mangel einer festen Erbordnung des Thrones. Der echte Erbe des gefallenen Königs, sein Sohn Amalarich, Theoderichs Enkel, war ein fünfjähriger Knabe; kein Wunder, daß jetzt viele sich an einen minder berechtigten, aber volljährigen Kronbewerber schlossen, den natürlichen Sohn Alarichs Gesalich. In der Not bedurfte man eines kräftigen Führers, und man glaubte ihn in diesem Gesalich zu finden. Deshalb wählte ihn der größte Teil der Volksedlen gegen Ende des Jahres 507 zu Bordeaux zum König, während die Anhänger Amalarichs mit diesem über die Pyrenäen flüchteten.

2. Das Westgotenreich von Toledo unter arianischen Königen.

(Von 507 bis 586.)

Inzwischen rückte Chlodowech unaufhaltsam und unaufgehalten vor. In einer Reihe von Städten öffneten die katholischen Einwohner ihnen jubelnd die Thore. Zugleich unterwarfen die burgundischen Hilfsscharen unter Anführung Gundobads und Theudrichs, eines Sohnes Chlodowechs, die treue Auvergne. Er selbst zog gegen die Garonne und bemächtigte sich der wichtigen Stadt Bordeaux. Und im nächsten Jahre (508) fiel auch die Königsstadt der Westgoten, Tolosa, ohne Schwertstreich in seine Hände; der Bischof Heraklian selbst öffnete ihm die Thore. Nur die starke Feste Carcasonne, wohin der größte Teil des gotischen Königsschatzes gerettet worden war, bot ihm Trotz; er mußte die begonnene Belagerung wieder aufheben. Der neu gewählte König Gesalich befand sich in Narbonne. Als aber die Burgunden gegen diese Stadt heranzogen, zeigte sich Gesalich unfähig und verräterisch; denn wahrscheinlich ergriff er schon jetzt nach einem unbedeutenden Verlust schimpflich die Flucht und eilte nach Spanien, wo er sich in das feste Barcelona warf. Während Chlodowech sich wieder vor Carcasonne legte, wendete er sich gegen das mächtige Arles. Trotz der glänzenden Tapferkeit der Verteidiger hätten beide Städte doch endlich der Übermacht erliegen müssen und ganz Gallien wäre für die Westgoten verloren gewesen, wenn jetzt nicht die so schmerzlich ersehnte Hilfe der Ostgoten endlich eingetroffen wäre.

Theoderich hatte dem Freund und Schwiegersohn nicht rechtzeitig beistehen können, da er selbst in Italien durch die feindselige Haltung Ostroms schwer bedroht war. Als er aber Alarichs Niederlage und Tod

Digitized by Google

erfuhr und die reißenden Fortschritte der gefährlichen Franken sah, bot er alle waffenfähigen Goten und Hilfsvölker auf und sandte, da er selbst Italien schützen mußte, seinen trefflichen Feldherrn Ibba mit einem starken Heere an die Rhone (Sommer 508). Dieses späte, aber kraftvolle Auftreten der ostgotischen Macht hemmte sofort das Vordringen der Franken. Arles, das der tapfere Tulna glänzend verteidigt hatte, wurde entsetzt und Ibba brachte den Belagerern eine blutige Niederlage bei; auch die Belagerung von Carcasonne mußte Chlodowech aufheben. Viele Städte, darunter Narbonne, traten zu den Ostgoten über. In kurzer Zeit war Südgallien von der Rhone bis zu den Pyrenäen, mit Ausnahme der Stadt Tolosa, von Ibba den Franken wieder abgenommen. Auch die katholische Bevölkerung fügte sich viel leichter, als Chlodowech geahnt haben mochte, den neuen Herren; denn der kluge Theoderich hatte mit seiner Staatskunst den Krieg einem glaubenseifrigen Katholiken anvertraut, und als solcher gewann sich Ibba, dem der König die größte Milde und Schonung zur Pflicht gemacht hatte, schnell die Herzen der Romanen in Südgallien.

Obwohl die Franken bei der Annäherung der Ostgoten auch Tolosa räumten, wendete sich doch Ibba nicht gegen sie, sondern, auf Theoderichs Befehl, gegen Gesalich, den Anmaßer, der von Barcelona aus schon lange mit Chlodowech unterhandelte, da er mit Recht Theoderich als seinen Feind betrachtete. Durch seine ungeschickte und grausame Regierung hatte sich Gesalich bereits bei vielen Westgoten verhaßt gemacht; eine große Anzahl der letzteren schloß sich daher, als Ibba die Pyrenäen überschritten hatte, an diesen an. Bei Barcelona kam es zur Schlacht, in der der Anmaßer völlig geschlagen wurde. Von den Seinen verlassen floh er zum Wandalenkönig Thrasamund nach Afrika, den er um Unterstützung bat. Unterdes waren die Franken wieder nach Südgallien eingedrungen und belagerten unter andrem Arles so heftig, daß nur die größte Tapferkeit und Wachsamkeit der gotischen Besatzung die Stadt retten konnte. Neue Hilfsscharen aus Italien verjagten die Belagerer; die schwergeprüfte Stadt wurde von dem edeln Theoderich mit Geld und Lebensmitteln beschenkt und auf ein Jahr von allen Abgaben befreit.

Gesalich war inzwischen wieder nach Spanien zurückgekehrt. Thrasamund hatte ihm zwar aus Furcht vor seinem mächtigen Schwager Theoderich keine Mannschaft gewährt, wohl aber ihn heimlich mit Geld unterstützt. Ibba suchte ihn sofort auf und zwang ihn zur Flucht zu den Franken. Ein Jahr später rückte Gesalich an der Spitze eines Heeres, das Chlodowech ihm ausgerüstet hatte, nochmals gegen Ibba vor, wurde aber nochmals von dem tapfern Feldherrn gänzlich geschlagen (wiederum bei Barcelona, im Jahre 511), wollte durch Gallien zu den Burgunden flüchten, fiel aber unterwegs ostgotischen Kriegern in die Hände und wurde getötet. Jetzt war Theoderich unbestrittener Herr der Ostgoten wie der Westgoten;

Digitized by Google

seine Herrscherhand waltete von der Meerenge von Cadix bis zur Donau. Außer Italien und Sicilien, den Alpenländern bis abwärts zur Donau und dem Nordwesten der Balkanhalbinsel gehorchte ihm ganz Spanien und das südliche Gallien. Aber er begnügte sich in echt staatsmännischer Weisheit mit einer Art Schutzherrschaft über die Westgoten und sicherte auf diese Weise den künftigen Bestand des westgotischen Reiches mehr, als wenn er aus Herrschsucht und Ehrgeiz nach einer völligen Vereinigung der beiden Gotenstaaten gestrebt hätte. Er erkannte die Gefahr einer übermäßigen räumlichen Ausbreitung so klar, daß er sogar den größeren nördlichen Teil des gallischen Westgotenlandes, das Gebiet nördlich der Garonne und des Cevennengebirges den Franken überließ.

Die innere Verwaltung des westgotischen Staates ordnete er in folgender Weise. Den jungen König Amalarich stellte er unter die Leitung und Erziehung des Ostgoten Theudis und behielt sich selbst die eigentliche Regierung vor, so daß Theudis nur in seinem Namen als Statthalter, von Arles aus, das Land verwaltete. Den Königsschatz der Westgoten ließ er der Sicherheit halber nach Ravenna bringen. Die Abgaben und Jahrgeschenke, die ihm aus Westgallien zuflossen, verwendete er zur Ausrüstung der Heere und zu allerlei wohlthätigen Einrichtungen zum Besten der durch den Krieg geschädigten Gebiete.

Theudis war ein kluger, aber auch höchst ehrgeiziger Mann, und Theoderich merkte bald, daß er nicht übel Lust hatte, die Königswürde an sich zu reißen. Doch scheute er sich, den mächtigen Statthalter, der sich mit einer Leibwache von 2000 Mann umgab, abzusetzen, da er fürchtete, er werde sich dann mit den Franken verbünden. Siebzehn Jahre lang hatte der große Theoderich über Ost- und Westgoten friedsam gewaltet. Geliebt von seinen Unterthanen, gefürchtet von seinen Feinden, schied der weiseste und beste Herrscher jener Zeit im Jahre 526 aus dem Leben, nachdem er noch die Teilung seines Erbes unter seine beiden Enkel Athalarich und Amalarich geordnet hatte.

Amalarich nahm nun erst (526), obwohl er schon vierundzwanzig Jahre alt war und seit 522 schon den königlichen Namen geführt hatte, das westgotische Reich in selbständigen Besitz. Er erhielt den Königsschatz aus Ravenna zurück und die Anerkennung völliger Unabhängigkeit. Die untere Rhone bildete die Grenze zwischen seinem und Athalarichs Reich, da der Teil Südgalliens zwischen Rhone und Seealpen, etwa die Provence, zum ostgotischen Staate geschlagen wurde. Leider war Amalarich nicht der Mann, seinen Ländern einen Theoderich zu ersetzen. Aus Furcht vor der Frankenmacht bewarb er sich um die Hand der katholischen Merowingin Chrotichildis (Klotilde) und gewährte seinen katholischen Unterthanen mancherlei Zugeständnisse. Später aber versuchte er durch rohe Gewalt seine Gemahlin zum Übertritt zum Arianismus zu zwingen und behandelte

Digitized by Google

die Tochter Chlodowechs so schmählich, daß die gequälte Fürstin ein Tuch, mit ihrem Blute getränkt, als schweigende Mahnung an ihren Bruder Childibert nach Paris sandte. Sofort zog der erzürnte Bruder gegen Narbonne, den gewöhnlichen Sitz Amalarichs — Tolosa hatte Theoderich den Franken überlassen —; vor der Stadt kam es zu einer blutigen Schlacht; die Franken siegten; Amalarich selbst fand auf der Flucht oder bei einer Meuterei seines Heeres den Tod (531).

Jetzt schwang sich Theudis, der schon früher für Amalarich die Regierung geführt hatte, auf den Thron; es ist wahrscheinlich, daß er bei der Ermordung seines Vorgängers die Hand im Spiele gehabt hat. Theudis hatte eine vornehme Spanierin geheiratet und besaß in Spanien bedeutende Grundgüter und den meisten Anhang. Deshalb verlegte er zuerst den Sitz seiner Herrschaft nach Spanien und überließ den gallischen Rest des Westgotenreiches, der gewöhnlich Septimanien genannt wurde, einem Statthalter, der in Narbonne hauste.*) Der König hat die Herrschaft nicht unrühmlich geführt. Er mußte öfters mit den Franken kämpfen und ihnen auch ein Stück Landes in Gallien überlassen, wehrte aber einen fränkischen Raubzug nach Spanien kräftig ab. Auch nach Afrika, wo die Oströmer seit dem Fall des Wandalenreichs herrschten, trug er seine Waffen, entriß jenen die wichtige Stadt Ceuta an der Meerenge, konnte aber nach seiner Heimkehr die Wegnahme des neuen Besitzes durch die Kaiserlichen nicht hindern. Er endete durch Mord. Der Thäter stellte sich wahnsinnig, und Theudis verbot sterbend, diesen zu verfolgen; man legte ihm die Worte in den Mund: „Es ist mir nur widerfahren, was ich einst meinem Herrn bereitet habe.“ (April 548). Von seinem Nachfolger Theudigisel, der nur ein Jahr und fünf Monate regierte, ist weiter nichts zu erwähnen, als daß er durch ein zügelloses Wüstlingsleben die Unzufriedenheit des Volkes im höchsten Grade erregte und daher gleichfalls durch Ermordung endigte. Bei einem nächtlichen Lustgelage wurden plötzlich alle Kerzen ausgelöscht und der König in der Dunkelheit erschlagen (Oktober 549). Ihm folgte durch Wahl der Edlen König Agila auf den Thron. Aber auch er war gewaltthätig und eigenmächtig und trieb dadurch einen Teil der Nation zu offenem Aufruhr, an dessen Spitze der vornehme Gote Athanagild stand. Dieser scheute sich nicht die Hilfe des oströmischen Reiches anzurufen, des Erbfeindes aller Ostgermanen. Justinian, dem damals gerade Narses das Ostgotenreich unterworfen hatte, sandte mit Freuden ein Heer unter der Anführung des Liberius, das von den katholischen Romanen als Befreier vom gotischen Joch jubelnd begrüßt ward. Zum Glück sahen jetzt die Westgoten ein,

*) Barcelona scheint der gewöhnlichste Aufenthaltsort des Königs gewesen zu sein; doch war der Sitz der Regierung noch nicht an eine bestimmte Stadt geknüpft; erst unter dem König Leovigild gewann Toledo die Bedeutung einer Hauptstadt, weshalb man das Westgotenreich in Spanien auch das Reich von Toledo nennt.

Digitized by Google

daß sie ihren natürlichen Feind ins Land gerufen hätten; sie erschlugen den Agila und erkoren einmütig seinen Gegner Athanagild (554) zum König, der nun mit dem ganzen Volksheere gegen die gefährlichen, frevelhaft herbeigerufenen Bundesgenossen, die Byzantiner, zog. Diese hatten sich aber, da ihnen überall die romanische Bevölkerung die Stadtthore öffnete, bereits in den Besitz vieler fester Städte gesetzt; und es kostete dem König die schwersten Anstrengungen, um ihnen einige dieser Plätze wieder zu entreißen. Die völlige Verjagung der Byzantiner gelang erst seinen Nachfolgern nach achtzig Jahren. Zu den Franken trat Athanagild in gutes Einvernehmen, um die damals zum Katholizismus übergetretenen Sueben im Nordwesten der Halbinsel ebenso wie die Byzantiner in Schach zu halten. Seine beiden durch Schönheit und Verstand ausgezeichneten Töchter Brunichildis (Brünnhilde) und Gaileswintha vermählte er den Frankenkönigen Sigibert und Chilperich. Letzterer freilich, ein wilder, gewissenloser Mann, ermordete die Unglückliche bald darauf zu Gunsten eines Kebsweibes. In der fränkischen Geschichte wird von ihr und ihrer Schwester genauer die Rede sein müssen. Athanagild starb nach vierzehnjähriger Regierung in seinem Palast zu Toledo (567). Seine Goten betrauerten in ihm einen tüchtigen und wohlwollenden Herrscher, unter dem sie sich meist des Friedens erfreuten.

Die Großen, die nun zur Königswahl zusammentraten, konnten sich lange Zeit nicht darüber einigen, wer von ihnen der Würdigste sei. Am liebsten wäre jeder selbst König geworden. Endlich, nach fünf Monaten, wählten sie den Statthalter des westgotischen Galliens Leova (April 568), der seinen jüngeren Bruder Leovigild zum Mitregenten annahm und ihm die Herrschaft über Spanien thatsächlich ganz überließ. Als Leova schon 572 starb, vereinigte Leovigild das ganze Westgotenreich unter seinem Zepter. Er war ein hochbegabter, thatkräftiger Fürst, der gegen die vielen feindlichen Mächte, die sich ihm entgegenstellten, tapfer und unermüdlich angekämpft hat. Das Reich war durch Parteiungen zerklüftet, die Byzantiner hatten die königslose Zeit zu schnellen Eroberungen benutzt, die katholische Bevölkerung schielte teils nach den Sueben, teils nach den Franken; allenthalben regte sich Untreue und Ungehorsam. Leovigild aber hat alle diese Schwierigkeiten siegreich überwunden und verdient deshalb den Namen eines großen Herrschers. Acht Jahre lang hat er gegen seine Feinde „das Königsschwert geschwungen; in allen Teilen der Halbinsel suchte er den zum Teil sehr starken Widerstand der verbündeten inneren und äußeren Gegner auf und brach ihn.“ Er entriß den Kaiserlichen eine Stadt nach der andern, scheuchte die Sueben zurück, die den Meuterern im Norden der Halbinsel Hilfe bringen wollten, unterwarf die Aufständischen, bändigte den eigennützigen und eigenwilligen „reichsverderberischen“ Adel und schützte die von diesem gedrückten kleinen Gemeinfreien, die Menge des niederen Volkes. So war sein Walten „echt königlich, echt staatsmännisch und echt

Digitized by Google

volksfreundlich zugleich." Ein kirchlicher Gegner, der katholische Bischof Johannes von Valclara, bekannte offen: „Leovigild überwand überall im Lande und rottete aus die Tyrannen, die gewaltsamen Bedrücker Spaniens, und schaffte so sich und seinem Volke Ruhe."

Ein Hauptaugenmerk richtete der König auf die Kräftigung der königlichen Gewalt überhaupt und auf die Regelung der Thronfolge im besonderen. Nachdem er den königlichen Schatz durch die eingezogenen Güter der widerspenstigen Großen wieder gefüllt hatte, nahm er auch äußerlich die Abzeichen des Herrschers, Purpurgewand und Thronsessel, an und erkor Toledo zu seinem bleibenden Herrschersitz und zur Hauptstadt des Reiches. Dem unheilvollen Wahlrecht, das nach dem Tod jedes Königs das Reich in Wirrsal und Gefahren gestürzt hatte, suchte er ein Ende zu bereiten, indem er wenigstens seinen beiden Söhnen Hermenigild und Rekared die Krone sicherte. Leider sollte dem gewaltigen Herrscher, der so eifrig für den Glanz seines Hauses und damit für die Einigkeit und Kraft seines Reiches sorgte, gerade aus dem Schoß der eigenen Familie schweres Leid erstehen, das seine letzten Jahre verdüsterte, und der verderblichste Gegensatz, an dem der Westgotenstaat litt, der konfessionelle, war es, der den Brand der Empörung entfachte und den Sohn gegen den Vater trieb. Leovigilds Erstgeborner Hermenigild, Sohn einer Katholikin, ward mit einer Katholikin, der Merowingischen Prinzessin Ingunthis, vermählt. Nun aber war Leovigilds zweite Gemahlin, Athanagilds Witwe Godiswintha, eine eifrige Arianerin und trat deshalb der Merowingin, die bei ihrem katholischen Glauben beharrte, bald feindselig entgegen. Um dem Hader der beiden Frauen ein Ende zu machen, entfernte der König Hermenigild nebst seiner Gattin vom Hofe und wies ihnen ein eigenes Gebiet bei Sevilla an. Aber nun gelang es Ingunthis durch ihre eindringlichen Vorstellungen und die eifrige Mithülfe des katholischen Bischofes Leander von Sevilla ihren Gatten, den Erben der westgotischen Monarchie, zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen. Der Abtrünnige nahm in der Firmelung den Namen Johannes an. Es war ein unseliger Schritt, der den Staat gefährdete und das mühsame Werk des königlichen Vaters untergrub. Selbst eifrige Katholiken sahen in Hermenigilds Beginnen nichts als offene Auflehnung gegen den Vater und König. Und in der That machte Hermenigild sogleich gemeinsame Sache mit den Feinden des Reichs, mit den Sueven, den Oströmern, den unzufriedenen Katholiken und Romanen im Lande selbst. Überall erklärten die katholischen Bischöfe ihn für den rechtmäßigen König. Allenthalben loderten Empörungen auf. Sueven und Byzantiner brachen in westgotisches Gebiet, Hermenigild nahm den Königstitel an und trachtete sogar seinem Vater nach dem Leben.

Aber die Klugheit und Thatkraft des alten Königs machte das Unternehmen des Empörers zu nichte. Durch versöhnliches Entgegenkommen

Digitized by Google

suchte er die vernünftigen Katholiken zu gewinnen; er erklärte öffentlich, er habe sich von der Gleichheit Christi mit Gott Vater völlig überzeugt, und näherte sich dadurch dem nicänischen Bekenntnis; er zeigte bei jeder Gelegenheit seine Verehrung für die Einrichtungen der katholischen Kirche. Wo er aber halsstarrigem Trotz begegnete, da schritt er mit eiserner Strenge ein; verdächtige Geistliche wurden verbannt. Ehe der König zum Schwert gegen den Sohn griff, berief er eine Synode der arianischen Bischöfe nach Toledo, welche auf des Königs Wunsch erklärten: wenn ein Katholik zum Arianismus übertrete, so bedürfe es fürder keiner zweiten Taufe, sondern nur einer einfachen Handauflegung und einer bei der Kommunion zu sprechenden Formel. Dadurch wurde der Übertritt erleichtert, und nicht wenige benutzten diese Erleichterung. Jetzt wandte sich der König nach Süden, eroberte Merida und wollte Sevilla, die Residenz seines Sohnes und den Hauptsitz der Empörung, erstürmen. Da aber erhielt er Kunde von einem beabsichtigten Angriff zweier Merowinge auf Septimanien. Schnell kehrte Leovigild um, brachte den einen der Merowinge, Chilperich, auf seine Seite dadurch, daß er für seinen Sohn Rekared um die Hand von Chilperichs Tochter warb; nun konnte auch der andere nicht losschlagen, da er einen Seitenangriff Chilperichs befürchten mußte. Dieser Sorge ledig warf sich der König auf die aufrührerischen Basken im Nordosten und schlug sie dergestalt nieder, daß sie in Masse über die Pyrenäen in die nach ihnen benannte Gascogne auswanderten. In dem Gebiet der räuberischen Berghirten legte er als Denkmal seines Sieges die Stadt Viktoria an. Hierauf eilte er nach Andalusien zurück und schloß das widerspenstige Sevilla ein. Den zum Entsatz heranziehende Suebenkönig Miro brachte er in eine so verzweifelte Lage, indem er ihn mit seinem Heere umstellte, daß dieser froh war sich den Rückzug durch eidliches Versprechen der Unterwerfung erkaufen zu dürfen. Nun schnitt Leovigild Sevilla von aller Zufuhr ab und nahm es zuletzt durch Sturm. Herminigild war mit seiner Gemahlin nach Cordova entflohen, das sich aber dem streitbaren König, als er sogleich vor den Mauern erschien, ergab. Nun endlich legte sich der ungetreue Sohn, der in eine Kirche geflüchtet war, aufs Bitten und rief die Gnade des Vaters an. Sein Bruder Rekared bewog ihn, wie es scheint durch betrügliche Versprechungen, die Freistatt zu verlassen und ihm nach Toledo zu folgen. Hier warf er sich seinem Vater zu Füßen, der ihn nach Valencia in die Verbannung schickte. Im nächsten Jahr (585) ward er auf Befehl des eignen Vaters enthauptet, entweder weil er sich standhaft weigerte wieder zum arianischen Glauben zurückzukehren, oder, was wahrscheinlicher ist, weil er sich in eine neue Verschwörung gegen den König eingelassen hatte. Die römische Kirche hat den Unglücklichen später auf den Wunsch des spanischen Königs Philipp des Zweiten unter die Heiligen versetzt. In demselben Jahre, wo Leovigild die gefährliche Empörung seines Sohnes niederschlug,

Digitized by Google

war ihm noch ein zweiter großartiger Erfolg beschieden, nämlich die Unterwerfung der Sueben. Der Nachfolger des Königs Miro, Eborich, hatte dem Westgotenherrscher den Huldigungseid geleistet; aber sein Schwager Audika stieß ihn vom Thron und steckte ihn in ein Kloster. Da kam Leovigild als Rächer herbei, besiegte Audika und ließ nun auch ihn scheren, worauf er das Suebenreich seinem Staate einverleibte (585).

Das Leben des greisen Königs neigte sich seinem Ende zu, aber nochmals mußte er zum Schwerte greifen. Childebert und Guntram, die Merowinge, rüsteten zwei große Heerhaufen, und Guntram rückte, da Childebert durch einen Krieg mit den Langobarden beschäftigt war, allein mit den beiden Heeren in Septimanien ein, um durch Eroberung dieses gallischen Teiles des Westgotenreichs den Tod ihres Verwandten Hermenigild zu rächen. Aber Rekared eilte ihnen entgegen und schlug sie zum Lande hinaus, während gleichzeitig der alte König selbst eine fränkische Flotte, die ihre Bemannung in Galicia ans Land setzen sollte, überfiel, die Schiffe zerstörte und die Mannschaft teils niederhieb, teils gefangen nahm. Doch der Greis, der die Vorboten des Todes fühlte, sehnte sich nach Frieden. Noch während der Verhandlungen mit den Franken starb der König (586) zu Toledo. Er war ein gewaltiger Herrscher gewesen, nicht eben wählerisch in den Mitteln zur Erreichung seiner Zwecke, aber was diese Zwecke selbst anlangt, von der richtigsten Einsicht für das, was dem Staate frommte, geleitet; Bekämpfung des staatsgefährlichen Glaubenszwiespaltes, Unterdrückung des übermütigen Adels, Kräftigung der königlichen Macht und Bekämpfung aller äußeren Feinde — das waren die Ziele, die er sich gesetzt hatte, und daß er sie, soweit es möglich war, erreicht hat, wird niemand leugnen können. Er hinterließ das Reich nach innen und außen so stark, wie es seit Eurichs Zeiten nicht gewesen war, seinem Sohne Rekared, ein Erbe, das Septimanien und die ganze Pyrenäenhalbinsel außer dem äußersten Südland, wo sich noch Byzantiner hielten, umfaßte. Er war der letzte König, der noch streng an den germanischen Grundlagen des Staates in Sprache, Sitte und Recht festhielt. Schon unter seinem Sohne und Nachfolger begann der Sieg des romanischen über das germanische Element, denn schon dieser Sohn trat zum Katholizismus über. Der schroffe Gegensatz zwischen Goten und Romanen wurde dadurch freilich aufgehoben, aber nicht zu Gunsten der Herren, sondern der Unterworfenen. Das alte Gesetzbuch der Westgoten, unter Eurich aufgezeichnet, das bisher allein für die Goten gegolten hatte, während die Romanen nach römischem, von Alarich dem Zweiten geregelten Recht gerichtet wurden, nahm schon unter Rekared so außerordentlich viel Römisches in sich auf, daß es bald ohne Schwierigkeit für Goten und Romanen unterschiedslos angewendet werden konnte. Trotz dieser Romanisierung aber blieb doch das gotische Volk das herrschende und heißt deshalb auch das Reich bis zu seinem Untergang das Reich der Goten; nur

Digitized by Google

Goten wurden zu Königen gewählt und durften gewählt werden; und nur Goten wählten den König und durften ihn wählen.

3. Das Reich von Toledo unter katholischen Königen.

(Von 586 bis 711.)

Die Grenzen, die wir diesem Buch gesteckt haben, gestatten nicht eine ins einzelne gehende Darstellung dieser letzten Periode der westgotischen Geschichte. Nur der Untergang der Nation erheischt noch eine genauere Betrachtung. Wir geben deshalb hier zunächst nur eine gedrängte Übersicht über die Geschichte des westgotischen Reiches unter dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit. Rekared (586 bis 601) ließ sogleich nach seiner Thronbesteigung das Gerücht verbreiten, sein Vater habe auf dem Sterbebett die Hinrichtung Hermenigilds und die Verfolgung der Katholiken schmerzlich bereut, und trat, mit den volkstümlichen Überlieferungen brechend, zum nicänischen Bekenntnisse über. Um die Goten und Romanen möglichst miteinander zu verschmelzen, gestattete er auch rechtsgiltige Ehen zwischen beiden Nationen und ließ ein neues Gesetzbuch ausarbeiten, das eine Vermischung des alten Westgotenrechts mit kirchlichen und römischen Satzungen ist. Da dem Könige folgend viele Unterthanen dem Arianismus untreu wurden und selbst viele arianische Bischöfe ihr Bekenntnis wechselten, so siegte auf allen Gebieten des Lebens das römische Wesen. Sitten, Gebräuche und Denkweise der Väter gerieten in Vergessenheit, die edle Sprache des großen Ulfilas fiel allmählich einem verdorbenen Latein zum Opfer; nur die Staatsverfassung blieb trotz vieler römischer Formen und Namen die alte germanische. Hat durch alles dies Rekared das deutsche Element unendlich geschädigt und der römischen Geistlichkeit ein bedenkliches Übergewicht im Staate verschafft, so war er doch ein tüchtiger Herrscher, der auch mehrere von den unterdrückten Arianern erregte Empörungen mit Kraft niederschlug und die Ordnung im Innern aufrecht erhielt. Um so unruhigere Zeiten kamen dem Reiche nach seinem Tode. Sein Sohn und Nachfolger Leova (601 bis 603) fiel als das Opfer einer Verschwörung, und das Haupt dieser Verschwörung, der Graf Witterich, schwang sich auf den Thron, den er sieben Jahre lang (603 bis 610) behauptete. Weder nach außen noch nach innen vermochte er die Würde und den Vorteil des Reiches zu wahren und wurde zuletzt bei einem Gastmahl von Verschworenen ermordet. Viel kürzer und ebenso ruhmlos war die Regierung seines Nachfolgers Gunthimar (610 bis 612). Erst als König Sisibut (612 bis 620) die Zügel der Herrschaft ergriff, traten glücklichere Zustände ein. Ihm erst gelang es, die Byzantiner fast ganz aus dem Land zu verdrängen und ihre Besitzungen in Spanien (außer wenigen Küstenstädten in Algarvien) der Gotenherrschaft wieder zu unterwerfen. Sisibut war ein tapferer Kriegs-

Digitized by Google

mann und zugleich ein milder, wohlthätiger und hochgebildeter Fürst, der bei aller Frömmigkeit doch auch die Anmaßungen der hohen Geistlichkeit zu zügeln wußte; nur die Juden ließ er grausam verfolgen, wenn sie sich weigerten zum Christentum überzutreten. Sein Sohn Rekared, noch bei Lebzeiten des Vaters von den Großen zum Nachfolger gewählt, starb wenige Monate nach seinem Vater.

An seiner Statt wurde nun Sisibuts ausgezeichnetster Feldherr, der tapfere Swinthila gewählt, der ein Jahrzehnt (621 bis 631) rühmlich regiert, unter anderem den Oströmern ihre letzten Städte in Spanien entrissen hat. Als er aber die — dem Staat nur heilsame — Absicht kundgab, die Krone in seinem Hause erblich zu machen, reizte er den Widerstand der weltlichen und geistlichen Großen. Ein gotischer Graf, Namens Sisinanth stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, ließ sich krönen, bot dem Frankenkönig Dagobert für seine Unterstützung das edelste Stück des gotischen Königsschatzes und zog mit fränkischen Hilfstruppen aus Septimanien über die Pyrenäen. Bei Saragossa wollte Swinthila den Empörern in offener Schlacht begegnen. Da aber verließ ihn sein ganzer Anhang und ging zu Sisinanth über. Der verratene König wurde in ein Kloster gesteckt und Sisinanth (631 bis 636) bestieg den Thron. Er war der gefügige Diener der Geistlichkeit, der er solche Vorrechte zugestand, daß die gotische Monarchie fast einem Priesterstaate glich.*) Von der bald weltbekannten Frömmelei dieser seltsamen Nachkommen Alarichs und Eurichs soll das Wort „bigott“ (aus wisigot verunstaltet) seinen Ursprung haben. Sisinanths Nachfolger Kindila (636 bis 640) wandelte in denselben Bahnen wie jener, weshalb eine alte Quelle von ihm sagt: „Er hielt sehr viele Synoden mit den Bischöfen und kräftigte sein Reich durch den Glauben.“ Die herrschsüchtigen Priester wußten die Wahl seines Sohnes, des schwachen Knaben Tulga (640 bis 641), durchzusetzen. Allein unter ihm erreichte die Schwäche der Regierung und die Unordnung des Staates eine solche Höhe, daß die weltlichen Großen doch endlich ein „gesundes Widerstreben gegen die Herrschaft der Krummstäbe über ein Heldenvolk“ überkam und sie den Schwächling vom Throne stießen und den besten aus ihrer Mitte darauf setzten, den gewaltigen Greis Kindaswinth (641 bis 649). Mit eiserner Strenge schritt der Neunundsiebzigjährige gegen Aufruhr und Ungehorsam ein und stellte das tiefgesunkene Königsansehen wieder her. Das Volk liebte ihn wegen seiner unbestechlichen Gerechtigkeit, die Geistlichkeit zollte ihm Achtung. Das Gerichtswesen erfuhr manche Verbesserung, durch die namentlich die kleinen Gemeinfreien und die Unfreien gegen Unbilden der Großen geschützt wurden. Auch für Wissenschaft und

*) „Der Sieg der romanischen Kirche über den germanischen Staat war ein vollständiger; das Leben des Reiches war zusammengeschnürt, fast erstickt von dem kirchlichen Gängelbande.“ (Dahn, Könige 5, 190.)

Digitized by Google

Dichtkunst ist Kindaswinth thätig gewesen, wie er denn z. B. den damals hochgefeierten Dichter und Gelehrten Eugenius seines Umgangs würdigte und zum Erzbischof von Toledo erhob.*) Im Jahre 649 ernannte er seinen Sohn Rekiswinth zum Mitregenten, der so tüchtig war, daß der Greis ihm fast ganz die Regierung überlassen und drei Jahre später — neunzig Jahre alt — ruhig die Augen schließen konnte. Rekiswinth (649 bis 672) besaß freilich nicht die Thatkraft seines Vaters, er war von milderer Sinnesart und suchte durch Milde zu gewinnen. Freilich mußte dabei die Macht der Krone manche Einbuße erleiden und zu den großen Herrschern kann Rekiswinth nicht gerechnet werden; aber das Volk fühlte sich unter seiner friedlichen Regierung glücklich, und die Geistlichkeit und der Adel ließen sich einen so gutwilligen und demütigen Fürsten gern gefallen. Das Gesetzbuch Rekareds vermehrte und verbesserte er und erklärte es mit Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen für das allein und allgemein geltende Landrecht in Spanien. Hochbetagt starb der König 672 in einer Villa bei Salamanca.

Die Edlen erkoren einen der Ihrigen, den tapferen Kriegsmann Wamba (672 bis 681), zum König, der aufsässige Geistliche und mehrere bedenkliche Empörungen, namentlich die seines Feldherrn Paulus, zu bekämpfen hatte. Es gelang ihm alle Feinde niederzuwerfen, und es gereicht ihm nicht minder zur Ehre, daß er nach dem Siege sich ebenso milde und nachsichtig zeigte wie während des Kampfes thatkräftig und tapfer. Dem wackeren Herrscher war ein trauriges Ende beschieden, das ihm die Bosheit eines undankbaren Höflings bereitete. Am Hofe von Toledo lebte ein vornehmer Byzantiner, Namens Ardebast, dessen Sohn Erwich der König Wamba zu den höchsten Ehren und Würden erhoben und dem er sein volles Vertrauen geschenkt hatte. Zum Dank dafür reichte ihm der Byzantiner einen Gifttrank, der aber den kräftigen Mann nicht zu töten vermochte, sondern ihn nur in eine todähnliche Betäubung versenkte. In diesem Zustand ward der Unglückliche zum Mönch geschoren und in ein Kloster zu Burgos gesteckt. Eine Versammlung zu Toledo, zu der nur sehr wenige weltliche Große, aber um so mehr Prälaten erschienen, rechtfertigte unter dem Vorsitz des schlauen Erzbischofs Julian von Toledo, eines getauften Juden, die schändliche Unthat und erklärte Erwich für den rechtmäßigen Herrscher, der denn auch wirklich gewählt wurde und von 681 bis 687 unrühmlich, weil ganz unter dem Einfluß des Klerus, die Krone getragen hat, bis er von Reue gequält dem Thron entsagte und sich in ein Kloster zurückzog.

Auf seine Empfehlung wählten die Edlen und Bischöfe einen Verwandten Wambas, Egika, zum König (687 bis 701), der nicht so völlig

*) Zum Lohn dafür besudelte der unwürdige Priester das Andenken des Königs, den er bei Lebzeiten mit Lobhudeleien überschüttet hatte, mit den gemeinsten Schmähungen.

Digitized by Google

wie sein Vorgänger ein Werkzeug der Geistlichkeit war und sogar den Erzbischof Sisbert von Toledo, Julians Amtsnachfolger, wegen hochverräterischer Umtriebe durch ein Konzil absetzen ließ. Dagegen ließ er sich durch die Bischöfe zu einer abscheulichen Judenhetze verleiten, die den Untergang des Gotenreiches vorbereiten half. Um nämlich „dem grausamen Druck der gesetzlichen Verfolgung zu entgehen, waren viele Israeliten in die Staatskirche getreten, aber widerwilligen, empörten Herzens. Andere waren nach Nordafrika geflüchtet, wo sie unter dem byzantinischen Statthalter unvergleichlich besser daran waren als unter dem Joch der gotischen Bischöfe, welche die Ausführung der Verfolgungsgesetze zu überwachen hatten; die römischen Judengesetze waren an Strenge mit den westgotischen nicht zu vergleichen und wurden überdies in jenem entlegenen Teile des Reichs nur ganz ausnahmsweise einmal genau angewendet. Diese nordafrikanischen Juden erfreuten sich aber eines höchst glücklichen Umschwungs ihrer Lage, seit der Islam, seit die Araber das Land erobert hatten. Gegen den geringen Kopfpreis, den alle Andersgläubigen zahlten, gewannen die Juden in Afrika völlig freie Religionsübung mit Aufhebung aller bisherigen Lasten. Die spanischen Juden, die in lebhaftem Verkehr mit den überseeischen Glaubensgenossen standen, mußten seufzend Vergleiche anstellen; an Freiheit, Ehre, Gewissen, Leben und Habe fortwährend bedroht, konnten sie den Gotenstaat nur als lebenslängliche Strafgefangenschaft betrachten, die über sie verhängt war, ohne daß sie sich eines Verbrechens bewußt gewesen wären. Angeblich — vielleicht auch wirklich — unterhielten nun die spanischen Juden mit den afrikanischen und wohl auch mit deren Gebietern, den Arabern, geheime Verbindungen, deren Zweck nur auf Erleichterung des Jochs der gotischen Gesetze, vielleicht durch eine bewaffnete Erhebung mit afrikanischer Hilfe, gerichtet sein konnte." *) Schriftliche Beweise solcher Verbindungen wurden aufgefangen, und dies gab den Anlaß zu einer allgemeinen Verfolgung, die nach einem Konzilbeschlusse folgendes bezweckte: „Verknechtung aller erwachsenen Juden, Verteilung derselben unter die Christen, Einziehung ihres Vermögens, Trennung aller Judenkinder von mehr als sechs Jahren von ihren Eltern, streng christliche Erziehung dieser Kinder und Verheiratung mit Christen; und so wären denn die Juden in der nächsten Generation in Christen verwandelt worden, hätte das Gotenreich noch lange genug bestanden, die Durchführbarkeit solcher Gesetze zu erproben. Aber es ging zu Ende mit dem Priesterstaat."

Für die letzten siebzehn Jahre der Gotenherrschaft in Spanien besitzen wir leider fast gar keine sicher beglaubigte Geschichtsquelle, sondern nur ganz dürftige einzelne Nachrichten und sagenhafte und absichtlich entstellte Berichte aus späterer Zeit. Sicher ist, daß Egikas Sohn und Nachfolger Witika (701 bis 710) ein kraftvoller Fürst gewesen sein muß. Das

*) Nach Dahn, Urgeschichte 1, 413 f.

Digitized by Google

Volk liebte ihn, während die Priesterschaft ihn haßte, ein untrügliches Zeichen dafür, daß er den maßlosen Übergriffen der Geistlichkeit wehrte und sich der Unterdrückten mit Wärme annahm; und da er den sinkenden Staat durch Wahrung und Kräftigung der Königsgewalt stützen wollte, mußte er natürlich den Widerstand nicht nur der geistlichen, sondern auch der weltlichen Großen, des Adels, reizen. Das ist alles, was sich mit Bestimmtheit über diesen ohne Zweifel bedeutenden Herrscher sagen läßt. Ob er eines natürlichen Todes starb oder von Roderich entthront und getötet wurde, ist nicht zu entscheiden; das erstere ist wahrscheinlicher. Nicht unsicher dagegen, sondern nachweisliche Fälschung sind die Erzählungen späterer geistlicher Chronikenschreiber, die aus dem letzten tüchtigen Westgotenkönig einen blutgierigen und wollüstigen Despoten gemacht haben. Vollends aber über den Mann, der am Ausgang der gotischen Geschichte, von reizendem Geranke der Sage umsponnen, in ritterlichem Glanze, aber mit schwerer Schuld beladen, dasteht, über Roderich, schweigt die zuverlässige Geschichtschreibung fast ganz. Durch List und Gewalt soll er sich des Thrones bemächtigt haben, nachdem er vorher Graf von Cordova gewesen war, und die daraus entstehende Verwirrung (richtiger wohl die Schwäche des Reiches überhaupt) benutzten die Araber, die 711 über die Meerenge drangen und den Untergang des Westgotenreiches herbeiführten.

„Nach langen Kämpfen*) hatten die Araber in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Nordafrika unterworfen. Nur einige feste Plätze hielten sich noch, vor allem Ceuta. Dorthin hatte sich Julian, der byzantinische Exarch der Provinz, zurückgezogen und gebot hier wie ein kleiner Fürst; ähnlich wie zweihundert Jahre früher Syagrius in Soissons über den Rest der Römerherrschaft in Gallien geboten hatte. Von Byzanz konnte er keine Hilfe hoffen; darum hatte er sich in eine lose Abhängigkeit zu dem Westgotenkönige begeben, dessen Schiffe ihn mit Lebensmitteln versahen, als er von den Arabern in Ceuta belagert wurde. Unter Roderich löste sich diese Verbindung, und nun unterwarf sich Julian durch Vertrag dem arabischen Statthalter in Afrika und veranlaßte ihn über die Meerenge zu setzen und einen Raubzug in das Westgotenreich zu unternehmen. Schwerlich kam ihm dabei der Gedanke, daß er dem Christentum ein großes Land entreißen und seiner eigenen Selbständigkeit die beste Stütze nehmen werde. Die Mohammedaner erschienen damals nicht als eine große geschlossene Weltmacht, wie sie uns heut aus der Ferne erscheinen. Unaufhörlich bekämpften sie sich untereinander, und niemand dachte daran, daß die Araber Afrikas das Westgotenreich zerstören könnten. Einen Streifzug sollten sie machen; das war nicht nur die Meinung Julians, das war auch der Befehl des Kalifen, als Musa, der Statthalter Afrikas, die Erlaub-

*) Das Folgende nach Kaufmann, Deutsche Geschichte 2, 127.

Digitized by Google

nis für die Unterwerfung nachsuchte. Zu einem ernsthaften Eroberungszuge schienen den Arabern Afrikas die Mittel zu fehlen. Erst setzten nur einige Hundert nach Spanien hinüber und kamen mit Beute beladen zurück. Dann folgte der Feldherr Tarik mit seinem Heere, das ebenfalls nicht groß war und nur teilweise beritten. Auch Tarik hatte nur die Absicht einen Raubzug zu machen. Da kam ihm König Roderich entgegen, und am 19. Juli 711 trafen sich die Heere unfern der Stadt, die jetzt Xeres de la Frontera heißt, am Wadi-Becca, einem kleinen Flüßchen, das heute den Namen Salado führt und in der Nähe des Kap Tarifa mündet. Roderichs Heer war zahlreich, aber ein Teil der Großen war ihm mit ihren Abteilungen nur zugezogen, um ihn zu verderben. Im entscheidenden Augenblick verließen sie ihn, und Roderichs Heer wurde vollständig geschlagen." Der König selbst kam auf der Flucht ums Leben. Und mit dem König fiel auch das Königtum. In raschem Siegeslauf, im Bunde mit den Juden, den Leibeigenen, den mancherlei unzufriedenen Elementen im Westgotenreich, durchzog Tarik das Land und eroberte einen großen Teil. Kurz nacheinander öffneten die festen Städte den Arabern ihre Thore, selbst die starke Königsstadt der Westgoten, Toledo, ergab sich ohne Widerstand. Einzelne gotische Große versuchten auf eigene Hand tapfere Gegenwehr, zum Teil auch mit gutem Erfolg; aber gemeinsam hat das Volk der Westgoten nichts mehr unternommen. Das Reich war auf immer dahin gesunken. Viel später erst, als die Nachkommen dieser Goten längst zu Romanen, zu Spaniern geworden waren, blühten allmählich kleine christliche Reiche empor, in deren tapferen Bürgern ein gutes Teil Germanenblut floß, und es begann, während die Kraft der Araberherrschaft sank, ein ruhmvoller, jahrhundertelanger Kampf, in welchem den Arabern Schritt für Schritt das so leichten Kaufs eroberte Land wieder entrungen wurde. Aber diese Kämpfe gehören nicht mehr zur germanischen Geschichte, wenn auch der zähe Heldenmut der christlichen Kämpfer sich nicht zum wenigsten aus der Mischung gotischer Kraft und Kühnheit mit römischer Ausdauer erklären mag.

Früh wie kein anderes Volk des germanischen Stammes waren die Westgoten in Berührung mit griechischer Bildung gekommen, hatten dem Heidentum entsagt und den Gebrauch der Schrift kennen gelernt. Kriegerischer Ruhm war diesem Volk beschieden, wie kaum einem andern jener Zeiten: Byzanz und Athen zitterten vor ihm; die Weltherrscherin Rom sah seit den Zeiten der Gallier zuerst Westgoten als Feinde innerhalb ihrer Mauern. Die Westgoten errichteten den ersten germanischen Kulturstaat, das tolosanische Reich, welches an Macht bald das römische überflügelte. Westgoten haben vor allem durch ihr tapferes Schwert Europa vor dem Hunnensturm behütet. In Spanien aber, seit dem Untergang des tolosanischen Reiches, erlahmte die frische Kraft dieses tüchtigen und hochbegabten Volkes. Zu verschieden war die Bevölkerung des Landes an Religion, Sprache, Sitte

Digitized by Google

und Denkweise von den Eroberern und zu überlegen an Zahl. Blieben auch die Goten durch ihre kriegerische Tüchtigkeit die herrschende Klasse, so nahmen sie doch allmählich Religion und Sprache der Überwundenen an, und in dem Kampfe zwischen dem Volkstümlichen in Sitte und Denkart und dem Romanischen, zwischen Königstum und Adelsherrschaft, zwischen weltlichem und geistlichem Regiment, rieben sich die Kräfte der Nation auf, so daß sie, innerlich gespalten, dem ersten Ansturm eines unbändig kühnen, naturfrischen und durch religiösen Fanatismus begeisterten Feindes erlag.

Die Sage aber, die in zahllosen Liedern und Erzählungen sowohl der arabischen Eroberer als der gotischromanischen Besiegten von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte, hat den jähen Zusammensturz der einst so stolzen Westgotenmacht geschäftig mit ihrem duftenden Grün umkleidet. Sie weiß bestimmt, daß Roderich seinen Vorgänger Witika getötet hat. Sie weiß, daß einst, als König Roderich auf dem Altan seines Schlosses stand, im Garten unten einige edle Mädchen, die am Hofe erzogen wurden, durch ihre anmutigen Spiele des Königs Aufmerksamkeit erregten. Eine darunter aber, die Tochter des Grafen Julian, die schöne Cava, entflammte sein Herz zu heißer Leidenschaft. Durch Schmeicheleien und Geschenke suchte er ihre Liebe zu gewinnen. Aber da alle seine Bemühungen an der Tugend des Mädchens scheiterten, erzwang er durch Gewalt, was er durch Verführung nicht erreichen konnte. Die Jungfrau weinte und klagte, und der Vater, der das Leid seiner Tochter erfuhr, schwur dem König ewige Rache. Er rief die Araber ins Land und bewog die Söhne des von Roderich ermordeten Königs Witika, den Thronräuber in der Stunde der Entscheidung zu verlassen. Dem Heere der Araber, bei dem Julian und viele Goten waren, die auf Roderich zürnten, warf sich der König mit seinen Scharen entgegen. Eine goldne Krone trug er auf dem Haupte, goldgestickte Gewänder an seinem Leibe; sein Wagen, von zwei Maultieren gezogen, war von Elfenbein, wie es die Würde der Gotenkönige erheischte. Acht Tage lang, vom Sonntag bis wieder zum Sonntag, wurde gekämpft; von Tariks Heere fielen 16000 Streiter. Aber am achten Tage griff Graf Julian so wütend an, daß Roderich und die Führer seines Heeres sich zur Flucht wandten. Und daran waren Witikas Söhne schuld. Dem einen von ihnen hatte der König den rechten, dem andern den linken Flügel seines Heeres anvertraut. Aber in der Nacht vor dem Sonntag verabredeten sie sich feierlich mit Tarik, sie wollten mitten im Kampfe die Waffen ruhen lassen und fliehen. So geschah es. Doch Roderich mit dem Kern des Heeres widerstand allein den feindlichen Scharen und badete die Hand im Blute der Gegner. Tausende sanken dahin; immer wütender stürmten die Araber und Julian vor, immer matter wurden die Goten. Endlich vermochte das zusammengeschmolzene Häuflein, das noch bei dem König ausharrte, nicht länger zu widerstehen. Wer nicht dem Schwert der

Digitized by Google

Feinde erlegen war, der suchte sein Heil in der Flucht. Was aus dem Könige ward, das weiß kein Mensch zu sagen. Nur Krone und Mantel, seine mit Gold und Edelsteinen gezierten Schuhe und sein edles Roß Orelia fand man später am sumpfigen Ufer des Flusses; der König selbst aber war und blieb verschwunden.

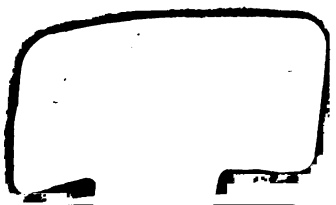
Hier schließen wir die zweite Reihe dieser Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Schon hie und da mußten wir weit hinausgreifen über die Zeit der eigentlichen Völkerwanderung, da wir die Geschicke aller einmal aufgetretenen Hauptvölker gern zu Ende führen wollten. Die Franken freilich ragen schon seit dem Ende des fünften Jahrhunderts mächtig hervor, und die Langobarden beschließen mit ihrem Zug nach Italien (568) eigentlich erst das Zeitalter der Wanderungen. Jene aber wie diese sparen wir der Erzählung im dritten Bande auf; denn die Franken gehören nicht zu den wandernden Völkern; sie geben die alten Sitze nicht oder wenigstens nicht völlig auf und dehnen nur die Grenzen ihrer Herrschaft weit nach Westen aus. Die Geschichte der Langobarden aber gehört nur mit ihrem kleinsten Teil noch der Periode der Wanderungen an, und da wir sie nicht, ohne mancherlei Mißstände zu verursachen, in zwei noch dazu sehr ungleiche Hälften trennen könnten und sie zudem vielfach mit der fränkischen unlösbar verbunden ist, so geben wir ihr füglich ganz neben dieser ihre Stelle.

Die Heldenzüge der Ostgermanen sind vorübergerauscht — die Langobarden werden vielleicht mit Recht zu den Westgermanen gerechnet —, und das rückschauende Auge überblickt ein endloses Trümmerfeld, auf dem die kühnen Staatengebäude der glänzenden, siegreichen Eroberer im Staube liegen. Aber nicht Wehmut allein und Mitgefühl mit den herrlichen Völkern, in denen deutsches Blut so stürmisch pochte und die ihr deutsches Blut in unzählbaren Schlachten stromweise vergossen, bewegt den, der mit nachdenklichem Sinn diese Zeit germanischen Heldentums und germanischen Mißgeschickes überschaut. Er erkennt, daß auch die Ostgermanen eine hochbedeutsame Aufgabe der Gottheit gelöst haben: sie haben das alte römische Reich nicht nur zerstört, sondern auch den Ländern, die sie ihrer Herrschaft unterwarfen, neue Lebenskraft zugeführt und so freilich mehr die Abkömmlinge ihrer ursprünglichen Feinde, die Romanen, als uns, die Nachkommen ihrer Stammverwandten, zu Dank verpflichtet. Aber auch wir sollen nicht die erhebenden Beispiele verkennen, die sie uns gegeben haben, großartige Beispiele von Mannesmut und Treue, von Tapferkeit und Güte, die aus dem wilden Gewühl der Schlachten sternengleich hervorleuchten, und nicht der Warnung vergessen, die aus ihrem harten Schicksal zu uns spricht: nicht abzulassen vom Geist der Mäßigung und Einigkeit. —

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 662 497

Digitized by Google